

Berliner Revue.

Social=politische Wochenschrift.

Redigirt

von

Hermann Keipp.

Neunter Band.

Zweites Quartal. 1857.

Berlin.

Druck und Verlag von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

1857.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite.
Die Lage der Regierung	1
Die Opposition auf der Rechten .	41
Die Nothwendigkeit eines Eheschließungs-Gesetzes	81
Preußische Preßfreiheit	121
Der Staatshaushalt und die innere Politik	165
Rom und der Weltpriester Günther	181
Die letzten Abstimmungen im Hause der Abgeordneten	205
Napoleon in Berlin	245
Das landwirthschaftliche Ministerium und der landwirthschaftliche Credit	285
Ueber die Ergänzung der Landwehr-Offiziere	303
Die Dornen des Volksstudiums, von H. W. Riehl	325
Die Stellung des Herrenhauses, von ihm selbst beleuchtet . . .	361
Der Verzicht auf Neuenburg . .	375
Das Herrenhaus und die Ministerverantwortlichkeit	405
Die Danisirung Schleswigs . .	419
Das Herrenhaus und die Regierungspresse	445
Der Evangelische Bund in Berlin	467
Die preußische Democratie und der Moment	485

Die Stadtjunker. Socialer Roman.

1. Cap.:	Zwei alte Katzen . . .	7
2. „	Rundschaft und Teufelsgilde	45
3. „	Der Tag von Vermaringen	83
4. „	Im Königs-Hofe . . .	125
5. Cap.:	Unter Handwerksgenossen	173
6. „	Der letzte Münzer-Hausgenosse	208
7. „	Der Stein am Lamparterhof	240
8. „	Die Dellmensingerin und ihr Sohn	293
9. „	Schelklingen an der Aach	331
10. „	Segeband und Gerberge	366
11. „	Das aufsteigende Gewitter	408
12. „	Der Stadtschreiber von Ulm	449
13. „	Am Fünfherrensteig . .	458
14. „	Die rothe Hochzeit . .	488
15. „	Die Tage nachher . .	501

Sächsische Briefe IV.	17
„ „ V.	148
„ „ VI.	226
Rhein-Fränkische Skizzen I. . .	472
„ „ II. . .	510
Markentheilungen in Hannover .	93
Chinesischer Socialismus	68
Neuere Urtheile über England . .	134
Die Berliner Juden	190
Verfall des Volkes in Frankreich. I.	217
„ „ „ „ „ II.	259
Segen und Macht des Volksliedes	307
Die freien Leute zu Urbau . . .	340
Zum Nationaldank	389
Friedrich Gentz und Adam Müller	424
Die Spielbäder	515

	Seite.
Landtagsbilder. I.	27
" II.	65
" III.	107
" IV.	154
" V.	187
" VI.	232

G. A. Bürger	32
Ein fürstlicher Jesuit	36
Marmont's Memoiren	38
Ein Literat des 16. Jahrhunderts	54
Deutscher Ritterorden	72
E. M. Arndt über Hausgeister	74
Ackerbau bei den Alten	111
Nationalökonomie und Jurisprudenz	113
Deutsche Rechtsquellen	114
Zur Heraldik	196
Zehn Jahre Geschichte von Prutz	266
Ein Communist des 16. Jahrhunderts	316
Zur Geschichte der preußischen Armee (das 24. Regiment)	347
Zur Geschichte der mecklenburgischen Landstände	378
Wolfgang Menzel's neueste Geschichte	385
Kirchenglocken	477
Das Colberger Jubiläum	520
Bevölkerung Belgiens	524

Johanniter-Orden. Ernennungen und Bekanntmachungen: 38. 80. 120. 282. 399. 439.
Nekrologe: Freiherr von Kraft: 38; von Zychlinski: 119; von Brandenstein: 283; von Bernuth: 400; von Kleist: 441 und 484.

Wappensagen: von Lüdinghausen, gen. Wolff: 39; von Leipziger: 163; von Oertzen: 360; Freiherr v. d. Horst: 401; von Alvensleben; 444.

Correspondenzen:
Aus der Hauptstadt: 161. 200. 236. 275. 321. 355. 392. 434. 479. 525.
Aus Westphalen: 79.
Aus Baiern: 277.
Aus Frankreich: 115. 202. 239. 436. 527.
Aus England: 75. 280. 357.
Aus Belgien: 396. 483.

Die „Berliner Revue" veröffentlicht im nächsten Vierteljahre einen neuen Roman, betitelt: „Die Zunftgenossen", der das Wachsthum mittelalterlicher Städtefreiheit und Bürgerwohlfahrt in großer Frische zeichnet.

Die Lage der Regierung.

Wir haben in einer Reihe früherer Artikel die Lage unserer inneren Verfassung zu würdigen versucht und dabei erkannt, daß die große Aufgabe der Neubelebung aller Preußischen Eigenthümlichkeit von zwei Punkten aus zu lösen sei. Auf dem einen steht das Herrenhaus mit seinem aristokratischen Bewußtsein und seinem ritterlichen Vorsatze, aller bedrängten aristokratischen Bewegung, sei es im Bauern-, sei es im Bürgerstande, sei es unter den Industriellen, oder selbst im Arbeiterstande, zu Hülfe zu kommen. Auf dem andern Punkte steht die Regierung, eigenthümlich dem Hause der Abgeordneten, oder doch gewissen Fractionen desselben verbunden, um von dem ihr gebührenden allgemeinen Standpunkte aus eine Revision unseres Verfassungsbestandes vorzunehmen und für ihre neue, durch ihren Bruch mit der Revolution bedingte Haltung Sicherheit und Zukunft zu erhalten.

Die Regierung hat damit eine schwere Aufgabe überkommen, eine Aufgabe, die nur langsam wird gelöst werden können, und bei deren Lösung ihre Leistungen stets mit größester Nachsicht, mit aufrichtiger Bescheidenheit werden beurtheilt werden müssen.

Die Regierung soll brechen mit der Revolution, d. h. wie wir gesehen haben, mit jener ganzen doctrinären Richtung, die aus der Theorie, den Forderungen des allgemeinen Zeitgeistes rc. heraus Gesetze und Einrichtungen erzeugte, welche die bestehende, dem Lande ureigenthümliche Verfassung veränderten und erschütterten. Dieser Bruch ist von einer heut noch unübersehbaren Weite, nicht darum, weil er — und gegen solche Unterlegung müßten gerade wir uns auf das Entschiedenste verwahren — mit vielen gegenwärtig bestehenden, wenn auch auf noch so bedenkliche Weise entstandenen Einrichtungen und Gesetzen auf einmal kurzen Proceß macht und sie über Bord wirft, sondern weil er, wenn mit Bewußtsein und im Bewußtsein der Regierung vollzogen, der preußischen Regierung auf einmal eine Stellung anweist, welche ihr seit Menschengedenken fremd war, welcher seit Langem die Regierungen überhaupt entfremdet sind, welche aber gleichwohl bereits den praktischen Politikern verschiedenster Parteien als das Resultat einer naturgemäßen staatlichen Entwicklung gilt.

Blicken wir, um uns allgemein verständlich zu machen, einen Augenblick in die Geschichte der Entwicklung des europäischen Staates zurück.

Das Mittelalter stand der Staats-Idee noch sehr fern. Es hatte Nationen, und die Nationen stellten sich in einem gebrochenen Gesellschaftszustande, in einem (wenn auch noch nicht im Beginn des Mittelalters, so doch schließlich) innerlich getheilten Stände-Nebeneinander und Stände-Gegeneinander dar, und der Staat kam nur da zum Vorschein, wo die Fürstengewalt wie zufällig mit den Ständen und diese wiederum einmal unter sich übereinstimmten. Die staatlichen Beschäftigungen trugen nach der Natur der Sache einen privaten Charakter, ein großes öffentliches Bewußtsein weiter Gemeinsamkeit gewährte nur die römisch-katholische Kirche, und höchstens andererseits denen, welche sich im Gegensatz gegen diese „Allgemeinheit" fühlten, die freilich immer mehr verblassende Institution und Gestalt des römischen Kaisers der heil. deutschen Nation.

Das Mittelalter mußte an der Unvermitteltheit seiner Stände unter einander zu Grunde gehen; mit der deutschen Kirchenverbesserung und Kirchenspaltung, mit dem Aufhören jener ersten gewaltigen (kirchlichen) Allgemeinheit wurden die Menschen durch den ihnen ewig einwohnenden geistigen Instinct — der uns stets aus der Vereinzelung in's Allgemeine (ein erstes schwaches Abbild der ewigen Gemeinsamkeit des ganzen Geschlechtes in Gott) treibt — auf die staatliche Gemeinschaft gewiesen. Der moderne Staat war nur möglich nach dem Aufgeben der römischen Kirchen-Absolutie. Er löste denn auch die Aufgabe, den einzelnen Völkern ein neues Selbstbewußtsein zu geben, das bei der zugleich erstarkenden Territorialität der Kirchen auch des religiösen Correctivs nicht entbehrte, er stellte sich als eine höhere Ordnung über die ständischen Spaltungen, aber statt diese auszugleichen, nivellirte er die Dinge selbst, zerstörte er, so viel ihm möglich, die alten Einrichtungen, und das aus Gründen, für welche in Deutschland gleicherweise die durch die Plötzlichkeit und den Reichthum ihrer Erbschaft verblendete und verzückte Fürstenmacht, die hereinbrechende römische Jurisprudenz, der servile Humanismus der „Gebildeten" und die Haltlosigkeit der Städte bei der zunehmenden Auflösung des Reiches verantwortlich gemacht werden müssen.

Diese Zerstörung gelang verhältnißmäßig schnell, aber der neue Absolutismus war seines Werkes nicht lange froh. Demselben Mund, welcher, stolz auf die Ruinen der alten Gesellschaft herabschauend, gerufen hatte: L'état c'est moi! blieb es auch vorbehalten, erschreckt durch das Schwanken dieser Ruinen und durch die Erschütterungen des socialen Bodens, auszurufen: Après nous le déluge!

Mit der Angst der siegreichen Absolutie, der Angst vor ihrem Siege und seinen Resultaten, begann das Zeitalter der Revolution. Die natürliche Ordnung der Dinge war behindert, wenn nicht ganz verrückt und zerstört, es galt aber doch für eine Ordnung überhaupt zu sorgen. Früher wurde die Gesellschaft durch innere, alte, heilige Gesetze regiert,

die sich aus der Natur der Dinge heraus ergaben, jetzt waren mit den Dingen diese Gesetze zerbrochen; es galt also neue Gesetze zu erdichten, wo früher uralte gefunden worden waren.

Und mit einem Schlage erstand eine politische und nationalökonomische Philosophie. Früher hatte der irische Mönch in seiner Zelle, der arabische Arzt in seinem Laboratorium über den Ursprung des Bösen und über die Natur des Geistes speculirt, jetzt war die Speculation in die weiten und hellen Säle der fürstlichen Residenzen, der Ministercabinets eingezogen. Der alte „Versucher" hatte die richtige, die schwache Stunde gewählt.

Die Philosophie, sagen wir genauer, was wir meinen: das von der Gestalt der Dinge, der Geschichte unabhängige Denken, lieferte schnell den benöthigten Regierungen verschiedene Systeme, nach denen „Völker zu beglücken" und „Staaten mit Kunst zu regieren" seien; aber wie verschieden diese Systeme auch sein mögen, darin begegnen sie sich doch alle, daß sie vom Menschen in abstracto ausgehen, von einem jedem seiner Genossen wesentlich gleichen Wesen, das in einer gewissen Multiplication die Gemeinde, in einer größeren den Kreis und so weiter die Provinz und endlich den Staat bildet.

Die Könige griffen blindlings nach diesen Systemen, ohne zu bedenken, daß „der König" unter den Menschen-Atomen der neuen Lehre am wenigsten einen Platz und Gnade finden konnte; die Regierungen griffen zu, ohne zu bedenken, daß diese Systeme ihnen alles Mögliche an die Hand und in die Hand gaben, nur nicht den Nachweis der Berechtigung der Regierenden zum Regieren.

Wir können hier nicht in das Innere des Processes eingehen, nach welchem diese System-Regierungen sich so unglücklich machten, so gefährlich wurden, so tief das europäische Land erschütterten, uns genügt es, hervorzuheben, daß sie überall die Revolution heraufbeschworen, daß sie überall, wo sie nach der Revolution von Neuem folgten, von Neuem die Revolution hervorriefen. Eine ganz unleugbare Thatsache.

Es kam dann im Laufe der Zeit wirklich eine Periode, wo die Systeme an den Realitäten verzweifelten, die französische Revolution fraß zwanzig solcher Systeme und die ihnen entsprechenden Constitutionen, aber sie selbst konnte nur von einem Tyrannen verschlungen werden. In diesem Tyrannen kam die Revolution, um so zu sagen, zu ihrem Selbstbewußtsein. Er wußte ganz genau, daß diese Gesetzgebung des Systemes der Ruin der Völker, die Herstellung eines Zustandes sei, der die eigentliche Revolution ausmacht und zu seiner Aufrechterhaltung daher der steten militairischen Despotie bedarf, er sagt uns das offen an mehreren Stellen seiner Edicte; so in einem neulich veröffentlichten Briefe an seinen Bruder Joseph in Neapel.

Napoleon auf der einen Seite, die Reste der alten Ordnung der Dinge auf der andern Seite, Reste, welche sich in den

Tagen der Gefahr so trefflich bewährten, und welche plötzlich wieder einen höheren Werth erhielten in den Augen derjenigen Staatsmänner, die in den Tagen der Trübsal sich trostsuchend an die Geschichte und zur Betrachtung Englands gewandt hatten — diese Momente, von Außen und von Innen waren es, welche die Regierungen im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts zur Besinnung riefen und in den Geistern mehr und mehr die Ueberzeugung weckten, daß die ganze Art, in welcher die Absolutie seit länger als einem Jahrhundert gewirthschaftet habe, durch und durch verfehlt sei.

Aber was nun thun? Anerkannt wurde mehr und mehr, daß die alten Einrichtungen in Zunft und Corporation, in Stand und Standes-Ordnung, Besseres geleistet hatten, als die moderne Regiererei, daß wo sie und wenn sie noch Kraft und Zukunftsfähigkeit hätten, am besten auf sie zurückgegriffen würde, und so wurde denn auch hier und da dasjenige, dessen Lebendigkeit durchaus nicht bestritten werden konnte, in Gemeinde und Kreis und Provinz wieder zu einigem Rechte gebracht. Aber die alte Unfestigkeit und Bangigkeit der Regierungen war nicht so schnell zu beseitigen, und sie standen in schwankender Verlegenheit zwischen zwei Drängern:

Die Theoretiker auf der einen Seite. Sie waren mit den alten Theorieen nicht gestorben, sie hatten ihre Lust am Systemmachen noch nicht genug gebüßt, und sie huldigten jetzt frisch der neuen Richtung, in der sie eben so leichthin eine „Zeitrichtung" sahen und vermutheten, wie in den revolutionären Nivellementsgelüsten zwei Menschenalter vorher. Wer kennt diese Theoretiker der Restauration nicht, diese willigen Diener des Augenblicks, die mit der Gewichtigkeit jener Mücke, welche sich aus Mitleid gegen die den Wagen ziehenden müden Rinder erbot, von demselben abzusteigen, ihr gewaltiges Ritter- und Führerthum in alle Welt posaunten? Sie boten den Regierungen wiederum ein System, das so willkürlich war, wie das Montesquieu's oder Turgot's, wenn es auch oben und unten mit mittelalterlichen Fetzen und Spielsachen bedeckt war.

Die neuen Byzantiner auf der anderen Seite. Sie riethen der Regierung, Alles zu lassen, wie es wäre, nichts zu thun, um nichts zu verschlechtern, es wäre doch alles schon schlecht genug. Das bekannte Wort Montlosiers, das man auf dem Titelblatt der Werke Radowitzens wiederfindet, war ihr Motto. Sein Sinn ist: „Wir leben in einer Zeit, wo es zu spät ist, das Rechte zu thun, oder vielleicht auch noch zu früh." Es waren Byzantiner von einer Art, als wären sie in der Düsseldorfer Schule gemalt.

Zwischen jenen Theoretikern und diesen Byzantinern standen die Regierungen unentschlossen inne; und wie stark auch der Strom des Realen, des Historischen, der alten naturgemäßen Einrichtung, auf allen Gebieten heranschwoll, unbekümmert um die Restaurationsphilosophie,

so fanden sie doch keine Möglichkeit, sich mit der Kraft dieses Stromes zu verständigen und ihn für die Bewegung und Arbeiten des Staates dienstbar zu machen.

Nur in Preußen war ein großartiger Versuch dieser Art mit dem Vereinigten Landtage gemacht worden, ein Versuch, der die alten Doctrinaire zur Verzweiflung brachte, die Byzantiner ungläubig den Kopf schütteln ließ und die Restaurations-Theoretiker auf einmal — als ehrliche gute Absolutisten entlarvte.

Wir übergehen hier weitere Erklärungen der Thatsache, daß dieser Versuch, so richtig er in seinem Wurfe war, mißlang, wir eilen über die Emeute, die als Revolution durchaus nicht erfaßt und gewürdigt werden kann, zu den neuesten Tagen, in denen Ordnung und Ruhe hergestellt, die Armee neu erfrischt, die Aemter und Regierungsrechte neu gestählt, kurz, Alles äußerlich neu geglättet und geweißt ist.

Was muß die Regierung heute thun? Was ergiebt sich aus der oben dargestellten historischen Reihe als nothwendige Folge zur Bestimmung ihrer Thätigkeit?

Sie muß die Fehler des alle möglichen Systeme ausführenden Absolutismus und die Fehler der schwankenden jüngeren Vergangenheit vermeiden, sie muß — und hier kehren wir zu der genaueren und nun wohl besser verständlichen Definition des „Bruches mit der Revolution" zurück — den Dingen ihr Recht lassen und nirgend mit einer Theorie, einer allgemeinen Maßregel die Dinge meistern wollen, wie das z. B. noch neulich mit der Vorlage über Einführung der Gütergemeinschaft in Westphalen, wie es nicht selten, wenigstens in neuerer Zeit, besonders von einzelnen Ministern, geschehen ist, sie muß dann aber auch nirgend die Dinge hindern, zum Worte zu kommen, nirgend altes Recht, welches reclamirt, alte wieder lebendig werdende Ordnung, wo sie von Neuem nach Anerkennung ruft, zurückweisen, und hier hat die Regierung gerade eine ganz bedeutsame Aufgabe gegenüber den Mitgliedern des Hauses der Abgeordneten, welche sich dazu vereinigt haben, das bestehende und das alte Recht der Monarchie Revue passiren zu lassen und seine lebensfähigen Elemente von Neuem an's Licht zu rücken —; die Regierung muß endlich drittens immer mehr der in den meisten ihrer Mitglieder sicherlich existirenden Ueberzeugung Raum geben, daß, wie in jeder gesunden Verfassung, so auch in der preußischen, nur ein großes Bildungsgesetz ihrer einzelnen Formen vorhanden sei, in Preußen das aristokratische — und wir hoffen mit dieser Bezeichnung nicht mißverstanden zu werden —, und daß diesem Bildungsgesetze, als einem historisch erprobten, immer noch in dem Boden unserer Gesellschaft schlummernden, allein Neubau und Neuordnung in organischem Wege gelingen kann.

Aus diesen Sätzen ergiebt sich ein umfangreiches und stolzes Programm der Regierung, ein Programm, das zunächst den großen Vorzug

hat, daß es kein System aufstellt, sondern in ächt geschichtlichem Geiste dem wachsenden Bewußtsein der Nation, der neu keimenden Thatkraft der Dinge selbst, den Anerkennung und Raum verlangenden Neubildungen, wie sie z. B. auch innerhalb der Städte sicherlich bald hervortreten werden, billige Gewähr giebt.

Die Regierungen des Mittelalters waren leblos, weil die Gesellschaft statt ihrer regierte.

Die Regierungen der Absolutie regierten Alles, weil die Gesellschaft leblos geworden war.

Die Regierung von heute wird das Bewußtsein der Nation eben so stark repräsentiren, wie die der Absolutie, aber sie wird den berechtigten, weil auf dem innersten Bildungsgesetze des preußischen Volksthums beruhenden, Neubildungen gegenüber sich nachgiebig und anerkennend verhalten.

Ein Zurücksinken des Staates in die ständischen Gegensätze des Mittelalters, welches von flachen Köpfen nach solchem Programme prophezeit werden würde, ist darum nicht zu fürchten, denn unverloren bleiben uns auch dann, wenn in Land und Stadt das Volk, auf seine natürlichen und rechtlichen Anlagen neu geordnet und befestigt, viele bisherigen Obliegenheiten der Regierung selbst erfüllt, die Beziehungen Aller zum König, zur Armee, zu den Häusern des Landtags; es bleibt uns die Regierung und ihre Verwaltung in ihren großen und umfassenden Functionen, und desto stärker, je mehr sie sich von der Vielschreiberei und den kleinsten Beschäftigungen losgemacht hat; es bleibt uns vor Allem aber, um statt vieler Einzelnheiten das Ganze zu nennen, das gemeinsame Vorrecht, dem Staate anzugehören, der mit den modernen Errungenschaften in Wissenschaft und Kunst und Industrie die alte Freiheit und die echte Gleichheit, welche nur durch den Stand gegen den Stand erreicht werden kann, zu vereinigen wußte.

Nur dadurch, daß die Regierung den Dingen ihr gutes Recht erhält und giebt, kann sie sich vor der Gefahr bewahren, welche aus dem Andrängen des „Zeitgeistes", der „allgemeinen Wohlfahrt" ꝛc. Jedem erwächst, der nicht die Hochachtung für das geschichtlich Gewordene, für die alten Ordnungen, für die darin sich aussprechenden Gesetze, für den Genius seiner Nation bewahrt. Alle Weisheit und alle Klugheit kann uns ohne diese Hochachtung nie etwas bedeuten, sie kann ohne jene höhere sittliche Beigabe nur einen neuen Pilatus erzeugen.

Die Stadtjunker.

Socialer Roman

von

George Hesekiel.

Erste Abtheilung.

An der Pfalz des Königs.

Erstes Capitel.

Zwei alte Katzen.

In der Heerdbruckergasse zu Ulm — in unsern ordentlichen Tagen würde man dem krummen, ungepflasterten Wege, an welchem die Häuser einzeln, bald näher, bald ferner zwischen größern und kleinern Gärten, Höfen und Winkeln liegen, schwerlich den Titel einer städtischen Gasse geben — gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts war man gewohnt Ansprüche anderer Art zu erheben, die Häuser waren noch nicht der Façade wegen da, und der alte Herr, der an dem schönen warmen Augustmorgen des Jahres 1290, an welchem unsere Erzählung beginnt, die Heerdbruckergasse herabkam, blickte mit hohem Stolze auf die Häuser, die meist von Backsteinen und mit vielem Holzwerk erbaut waren, obwohl dieselben nicht in einer Reihe standen und sichtlich ohne alle Absicht in eine Gasse zusammengekommen waren. Hier kehrte ein Haus seinen Giebel gegen die Straße heraus, das nächste aber schon wendete die Giebelseite dem Nachbar zu, dieses sprang keck bis hart an die Straße vor, jenes zog sich scheu unter die grünen Bäume seines Gartenfeldes zurück, kurz auf Schönheit im modernen Sinne konnte die Heerdbruckergasse keinen Anspruch machen, obwohl sie eine Hauptstraße im alten Ulm war. Wenn nun auch die Straße sich an mehreren Stellen bald um die Ecke eines Plankenzauns, bald um ein zu weit hervorspringendes Haus bog, wenn sie auch nicht gepflastert war und gar keine besondern Spuren übermäßiger Reinlichkeit zeigte, denn an Schutt- und Kehrichthaufen, so wie an großen Pfützen war durchaus kein Mangel, so sah sie doch gar lustig aus an jenem gesegneten Augustmorgen. Der warme Sonnenschein spielte um die grünen Wipfel der Obstbäume in den Gärten, die Blätter rauschten leise in dem Zuge des Windes, der von der Wörth herabwehete, über die Wasser der Donau hinstrich und die sommerliche Hitze in der Stadt kühlte.

Es war sehr still in der Heerdbruckergasse, denn vor einer ziemlichen Weile schon war die Terz geläutet worden, das heißt es war etwa neun Uhr Vormittags. Damals ging noch die ganze Tages- und Zeiteintheilung von der Kirche aus, und da man keine Uhren hatte, ver-

kündete die Kirche die verschiedenen Zeitabschnitte durch Glockengeläut. Die Kirche regierte und ordnete das ganze Leben, dadurch gewann ihr Einfluß wie ihre Wichtigkeit in Aller Augen. Die Kirche richtete sich theils nach Sonnen-, theils nach Sanduhren und ließ zur Frühmette läuten im Sommer um drei Uhr Morgens, zur Prime um fünf Uhr, zur Terz um acht Uhr, zur Sexte um eilf Uhr, zur None oder Vesper nach vier Uhr Nachmittags; im Winter geschah das Alles Vormittags eine Stunde später und Nachmittags eine Stunde früher. Gleich nach Sonnenuntergang wurde zur Complete geläutet und damit der Tag beschlossen.

Dieses Geläut und diese Zeiteintheilung fiel mit den kirchlich angeordneten Gebeten zusammen.

Der Mann, der nach der Terz durch die Heerdbruckergasse schritt, ging langsamen Schrittes, wie Einer geht, der die Absicht hat, noch etwas Zeit verstreichen zu lassen, bevor er irgend wo hin kommt; es ist ein alter, aber sehr rüstiger Mann, und trägt sich sehr stattlich. Sein überall geschlossenes Oberkleid ist von dunkelviolettem Tuch; die Kogel, von gleichem Stoff und gleicher Farbe, die daran befestigt ist, bedeckt das Hinterhaupt und läßt ein rundes, wohlwollendes Antlitz sehen mit klugen blaugrauen Augen; ein dichter bereits ergrauender Bart versteckt den ganzen unteren Theil des Gesichtes. Die weiten, offenen Oberärmel des Rockes fallen fast bis zum Knie herab und zeigen die engen Aermel des Unterkleides von blauem Linnen; der blaue Sammetgürtel ist mit dicken silbernen Buckeln besetzt und trägt ein Schwert mit einfachem, etwas plumpem Griff in Kreuzform.

Der also stattlich gekleidete Mann war der Ritter Herr Ulrich Krafft, das Haupt eines Ulmischen Stadtjunkergeschlechtes, der vielmal die höchsten Ehrenstellen im Gemeindewesen bekleidet hatte, nunmehr aber, das Regiment jüngeren Genossen seiner Sippe und seines Standes anvertraut habend, ein behagliches Leben, seinen Neigungen gemäß, führte.

Herr Ulrich Krafft trat in das stattlichste Haus der Heerdbruckergasse, das, ein großer Luxus zu damaliger Zeit, mit farbenprunkenden Bildern aus der Geschichte des Tobias auf der äußeren Wand bemalt war. In dem kühlen Flur, oder der Halle, in den man unmittelbar von der Straße kam, fand der Ritter eine alte Frau in einem Kleid von grobem, braunem Wollenstoff, das um den Oberkörper fest schloß, nach unten aber in vielen schmalen Falten herabfiel; auf dem Haupt trug diese Frau einen kleinen Wulst, an welchem ein dreieckiges Stück schwarzes Zeug befestigt war, dessen Zipfel, das Haar bedeckend, lose in den Nacken herabfiel.

Dieses alte Weib eilte dem Ritter mit unangenehmer, kriechender Freundlichkeit entgegen, verbeugte sich im Näherkommen mehrmals und führte den herabhängenden Oberärmel an ihre schmalen Lippen.

„Gott segne Euren Eingang, gestrenger Herr!“ grüßte sie mit näselnder Stimme.

„Und wie geht es Deinem Herrn heute, Walburg?“ fragte der Ritter mit tiefer, wohllautender Stimme und schritt, ohne die Antwort abzuwarten, oder sich weiter mit dem Frauenzimmer aufzuhalten, einer Thür im Hintergrund des Flures zu.

„Den Heiligen sei Lob, Preis und Dank,“ näselte die Frau und lief trippelnd neben dem Ritter her, „der gestrenge Herr hat an diesem gesegneten Morgen weniger Schmerzen, Ihr werdet Eure Freude haben an ihm, so frisch und munter sieht er heute aus; tretet ein, gestrenger Herr, und Gott segne Euren Eingang, denn Ihr bringt nur Gutes in das Haus, und der alten Walburg lacht das Herz im Leibe, wenn sie Euch nur von Weitem sieht!“

Die Redselige wollte die Thür öffnen, der Ritter aber schob sie ohne Weiteres bei Seite, öffnete selbst, trat ein und schloß die Thür hinter sich so rasch, daß die Frau etwas verdutzt an der Schwelle stand. Das Benehmen des Ritters hatte die Alte offenbar geärgert, ihr einst gewiß nicht unschönes Gesicht zeigte zwar dieselbe Freundlichkeit, wie vorher, doch hatte diese nichts Angenehmes, weil sie durch nichts zu erschüttern, eine vorgenommene und seit Jahren nie abgelegte freundliche Maske war, aber die großen grünlichen Augen funkelten unheimlich und schossen Blitze auf die so jäh vor ihr zugeschlagene Thür, als vermöchten sie die dicke Eichenholz-Planke zu durchdringen und den Ritter zu treffen. Der welke zahnlose Mund der Alten mit den dünnen Lippen murmelte böse Worte, als sie sich von der ihr so jäh verbotenen Schwelle entfernte und, über den Backstein-Estrich hintrippelnd, die halbgeöffnete Hausthür erreichte.

Walburg, die Schaffnerin des Junkers Ehinger, blickte, auf der Schwelle der Hausthür stehend, den Kopf weit vorstreckend, auf die Gasse hinaus. Es war, wie schon bemerkt, still draußen, die Leute waren Alle bei ihrer Arbeit; da und dort spielten ein paar Kinder, mit schlechten Wollenjoppen nothdürftig bekleidet, Schweine, die damals zu jedem Haushalt gehörten, wälzten sich in einer Pfütze, und die Wenigen, welche ihr Weg durch die Heerdbruckergasse führte, schienen keine Zeit zu haben und achteten nicht auf die Schaffnerin des alten Junkers. Als diese sich dessen vergewissert glaubte, eilte sie mit einer Schnelligkeit, die man ihren Jahren kaum zugetraut haben würde, über die Straße, mit einer Geschicklichkeit die Pfützen und Löcher vermeidend, welche das Ergebniß einer langen Gewohnheit sein mußte.

Walburg richtete ihre Schritte nach einem kleinen Hause, welches dem des Junkers schräg gegenüber ein wenig unterhalb gelegen war. Das Haus hatte neben der Thür einen Laden, dessen oberer Theil aufgezogen war und, mit Stäben gestützt, ein schräges Dach über dem untern Theil bildete, welcher niedergelassen und, mit einem Fuß versehen,

einen Tisch machte, auf welchem die Waare zum Verkauf ausgelegt war. Die Auslage war hier nicht sehr reichhaltig, sie zeigte nur wenige Paare sehr grob gearbeiteter Schuhe von unbeschreiblich schwerfälliger Form.

„Mette, Mette!" rief Walburg in den Laden hinein, hinter welchem sich die Werkstatt befand, wo der Meister mit zwei Schuhknechten arbeitete.

Mette war die damals gebräuchliche Abkürzung von Margarethe.

„Was soll die Mette schon wieder?" fragte eine männliche Stimme.

„Ich bin's, Rulefen," antwortete Walburg, „schick' mir Deine Mette gleich hinüber, es hat Eile, hörst Du?"

„Ja, ja, soll gleich sein, Walburg!" entgegnete der Schuhmacher, der mit einer Verstümmelung seines Namens Rudolph Rulefen genannt wurde, gleich darauf hörte man ihn mit lauter Stimme nach seiner Frau rufen.

Walburg war bereits wieder in ihre Behausung zurückgekehrt und stand harrend, hinter der Thür halb verborgen, an der Schwelle, als ein altes häßliches Weib, ähnlich wie die Schaffnerin gekleidet, aber ärmlicher und verschlissener, über die Straße kam und dann keuchend in den Flurgang eintrat.

„Was soll's, Walburg?" fragte die Schusterfrau, beinahe odemlos vom raschen Gange, „was hast Du so eilig?"

„Sollst's haben, Mette, wart' ein Wenig!" entgegnete Walburg mit entschiedener Ueberlegenheit, aber doch, wie's schien, zufrieden mit dem Eifer, den die Andere an den Tag gelegt.

Sie zog die Frau bei der Hand in den Flur und schloß die Thür hinter ihr, dann ging sie ihr voraus, die gewundene Treppe zum obern Geschoß in die Höhe. Auf dem ersten Absatz öffnete sie eine schwere Thür und trat ein.

Die Andere zögerte einen Augenblick, zu folgen, und sagte mit einem fast ängstlichen Ausdruck in ihrem plumpen, gemeinen Gesicht: „Die Bettkammer der seligen Frau!"

„Nun ja," erwiederte Walburg frech, „meinst Du, daß die selige Frau hier sitzt und Dich herausgehen heißt?"

„Gott behüt' uns," rief die Schusterfrau, erschrocken ein Kreuz schlagend, wie kannst Du so sprechen, Walburg?"

Auf einen gebieterischen Wink der Schaffnerin trat sie indessen hinein und schloß die Thür hinter sich.

„Hier ist's schön, nicht?" fragte Walburg lauernd, indem sie mit einer Art von Hochmuth über das Erstaunen der Genossin lächelte.

Und in der That, die Bettkammer im Hause des Junkers Ehinger war ein Prachtzimmer nach damaligen Begriffen. Die große Bettstatt war mit hochaufgethürmten Federbetten und Lederkissen versehen und so aufgestellt, daß zwischen ihr und der Wand noch ein schmaler Raum, das Gäßchen, blieb. Am Fußende der Bettstatt stund die Truhe,

die große Kleiderlade, buntbemalt, der Deckel zierlich ausgeschnitzt und an allen Ecken mit Metall beschlagen. Ueber der Kleiderlade ragte aus der Wand hervor die „pertica", eine lange Stange mit geschnitztem Knauf, über welche man die vor dem Zubettgehen ausgezogenen Kleider hängte. Dem Bette gegenüber war der breite Kamin angelegt, unter dessen Mantel ein Fensterchen angebracht war, durch welches die Hausfrau, wenn sie in der Bettkammer war, doch die Küche beobachten konnte. Die Wände waren mit braunem Holzgetäfel verkleidet, die Deckbalken zierlich gekerbt und bunt bemalt, der Estrich des Fußbodens mit dicken Decken belegt. Größere und kleinere Truhen, Koffer und Laden standen an den Wänden hin, die niedrigeren, meist mit Kissen belegt, dienten als Bänke, die höheren waren mit allerlei damals seltenem Hausrath besetzt und vertraten die Stelle der Tische. Tische, Stühle und Bänke waren in jener Zeit vergleichsweise selten im Gebrauch, der zahlreichen Laden und Truhen, die man verschließen konnte, die sich besser transportiren ließen, bediente man sich vorzugsweise gern, sie ersetzten in jenen Zeiten ewiger Reisen fast allen übrigen Hausrath. Die Seßhaftigkeit war damals noch jung, es zeigte sich noch überall fast jener Widerwillen der germanischen Stämme gegen das Stillsitzen in den Städten, die Könige und Kaiser zogen mit ihrem ganzen Hofhalt von Pfalz zu Pfalz als oberste Richter im Lande, sie brachten überall das, was sie bedurften, mit, ebenso zogen die Fürsten von Reichstag zu Reichstag, der Adel war auf immerwährenden Kriegsfahrten, die Kaufleute mußten geharnischt ihre Waaren selbst geleiten von Stadt zu Stadt, kurz das ganze Volk war noch nicht ganz zum Begriff der Seßhaftigkeit gekommen; es hatte die Städte anfänglich nur gesucht, um in ihnen Sicherheit für Person und Eigenthum zu finden, und ein dunkles Gefühl davon hatte sich bis ins dreizehnte Jahrhundert, ja weit über diese Zeit hinaus im Volksbewußtsein erhalten, wenngleich die Städte längst zu einem großen Wohlstande sich empor gearbeitet hatten.

Walburg ließ sich auf einer Truhe nieder, die unter dem Kaminmantel stand, sie warf einen beobachtenden Blick durch das kleine Fenster hinab auf den Flur und sagte dann zu der Schusterfrau, welche offenbar in der Spannung der höchsten Neugierde vor ihr stand: „Mette, der Ritter Ulrich Krafft ist unten beim Herrn, und wenn die zwei beieinander sind, dann hat's gute Weile, bis sie wieder auseinander gehen. Darum habe ich Dich herüber kommen lassen, um mal mit Dir zu reden, sag, was weißt von der Lylse?"

„Dacht ich's doch," versetzte die Schusterfrau verdrießlich und verlegen zugleich, „gleich als der Mann mir rufen that, daß Du meiner begehrtest, wußt' ich, daß Du wieder was hättest mit der Lylse; das arme Kind, Gott segne seine frommen Augen und sein hübsches Gesicht, kann Dir aber auch gar nichts zu Dank machen, es ist die Lylse, und immer wieder die Lylse, mit der Du's hast!"

„Liebster Sanct Michael!“ rief die Schaffnerin noch freundlich, „was ficht die Mette denn wieder an? Ach! du liebster Sanct Michael, wer hat denn der Lylse etwas gethan? Soll ich, der Dirne eigene Pathe, etwa sagen: Jungfrau Elisabetha? ist sie so gar fürnehm geworden in des Junkers Haus? Ei! Ei! Mette, hast Du vergessen, daß ich es gewesen, die Deine Tochter in das fürnehme Haus gebracht hat?“

„Ich habe nichts vergessen, Walburg,“ versetzte die Schusterin trotzig und böse, „aber ich wollte, Du hättest Deine Hand von dem Kinde gelassen, dann hätte ich meine Tochter noch und müßte ihr nicht zureden, auf Deinen Befehl Dinge zu thun, die nicht fromm sind.“

„Liebster Sanct Michael,“ schrie die Schaffnerin böse, „Mette, wahre Deine schlimme Zunge! bin ich die Frau, welche von ihrem Pathenkinde Dinge verlangt, welche nicht fromm sind? He! bin ich die Frau? Ja, als Dein Mann im Block lag, weil er nach der Weinglocke aufgesessen und mit den Stadtwächtern blutige Raufhändel angefangen, da konntest Du kommen und betteln, daß ich Dir den Ernährer für Deine Kinder wiederschaffen sollte, und ich Närrin bat Deinen Kerl los bei dem gestrengen Herrn; ja, Mette, als Du mit dem Schuhknecht, dem langen Thieme, sponsirtest und Dein Mann hinter Deine Schliche kam, da konntest Du schön bitten, da gab ich für Dich gute Worte und nahm Deine Schuld auf mich, oder ist's nicht wahr, Mette? Du kannst kein Wort abläugnen; Deinem Sohn, dem liederlichen Veit, habe ich bei dem Ritter Thile auf Gnaden-Steinfurth einen schönen Dienst verschafft; Deine Lylse ist bei der fürnehmen Jungfrau Sophia Krafftin durch meine Fürsprache, und wie manches Mal, wenn bei Meister Rulefen, dem Schuster, auch der Schmalhans als Küchenmeister nichts zu thun hatte, ist die Walburg gekommen und hat geholfen mit Brod und Bier, mit Eiern und Schmalz, mit Speck und Schinken. Geh! geh! Mette, sonst hast Du anders gesprochen, da war's immer die gute Walburg und hast nichts Unfrommes gefunden an ihr bis heute!“

„Es ist Alles wie Du sagst, Walburg“, erwiederte die Schusterfrau in zerknirschtem Tone; offenbar war sie durch den Vorhalt aller dieser Wohlthaten sehr eingeschüchtert, „es ist Alles wie Du sagst, und dennoch ist's mir, als ob Du etwas Unrechtes verlangtest von meiner Lylse; sei mir nicht böse, Walburg, ich bin ein so dummes Weib.“

„Ich etwas Böses verlangen von der Lylse“, rief die Schaffnerin, „liebster Sanct Michael, steh' mir bei! Siehst Du, Mette, lieber ließ ich mir den kleinen Finger, ja die ganze Hand abhacken, ehe ich der Lylse, dem Goldschätzchen, die mein Pathenkind ist, ein Haar krümmen ließe. Mette, es ist ein gottseliges Werk, welches ich vorhabe, ein Werk des Friedens, zu welchem ich die Hülfe Deiner Lylse in Anspruch nehme; oder ist es etwas Böses, Frieden zu stiften in einer entzweiten Sippe, he! was sagst Du, Mette?“

„Das kann ich nicht sagen,“ antwortete die Schusterfrau verlegen „Du bist so klug, Walburg!“

„Bin ich klug, Mette," versetzte Walburg, wie's schien, nicht sehr geschmeichelt durch die Anerkennung, die ihr die Genossin gönnte, „so werde ich doch auch Recht haben; denk' doch, Frau, wie der schmucke Junker von Dellmensingen und die schöne Jungfer Sophie Krafftin ein Paar geben würden, wie keins weiter im ganzen Lande auf und ab die Donau. Und wie sie sich lieben, ach! wie die Täubchen, Frau, Du solltest sie nur ein Mal zusammen gesehen haben, dann würdest Du nicht sagen, daß ich der Lylse etwas Unrechtes zumuthe, wenn ich verlange, daß sie dem Junker Nachricht giebt, wo er ihre Jungfer allein findet und ein Augenblickchen mit ihr kosen kann."

„Du hast ganz Recht, Walburg," erwiederte die Frau des Schusters, „gönne dem Paar die Freude auch von Herzen, aber wo soll's hinaus? sage doch, Frau, wenn's herauskommt, dann ist's um mein armes Kind geschehen; Du weißt, der gestrenge Herr Ritter, so gut er sonst ist, auf dem Punkt versteht er keinen Spaß. Mußte doch der Junker Ulrich, des eigenen Bruders Sohn, sein Pathenkind, sein Liebling, seitdem der Sohn, der Herrschaftspfleger, auf der Wörth erschlagen war, auf der Stelle sein Antlitz meiden, weil er nicht die Jungfrau Neidhartin zum Weibe nehmen wollte, sondern Eine vom Lande. Hat er doch nicht eher geruht, bis dem Junker auch die Stadt verboten wurde. Ich möchte dem alten Herrn den Kummer nicht machen mit seiner einzigen Tochter!"

„Viel geredet," meinte Walburg, wie immer, freundlich, „aber doch nicht das Rechte getroffen. Du hast vergessen, Mette, daß die Dellmensinger auch Kraffte sind, eines Stammes mit dem gestrengen Herrn Ritter; der Urgroßvater des Junkers Röbel und der Großvater des Herrn Ulrich waren ja leibliche Brüder, und weil nun eben Hader und Zwiespalt die Sippe gespalten haben, drum soll durch den Liebesbund Frieden und Einigkeit wieder eingeführt werden in dieselbe. Die gestrenge Frau in Dellmensingen hat es mir noch bei der letzten Tagfahrt gesagt; Walburg, sagte sie, ich kann mich nicht eher ruhig zum Sterben niederlegen, ehe der Frieden nicht wieder hergestellt ist in der Sippe; hilf den Kindern, wo Du kannst, Du erwirbst Dir Gotteslohn und Segen von Allen, die dem Kraffttischen Hause befreundet oder zugethan sind! So sagte die gestrenge Frau von Dellmensingen zu mir; was meinst Du, Mette, was sie noch sagte?"

„Wie soll ich das wissen?" entgegnete die Schusterin mit sichtlicher Neugierde.

„Nun, sie gab mir einen Kober und sagte: Das schwarze Tuch darin ist für die Mette, damit sie was Ordentliches hat, wenn sie zur Messe geht; von dem wollenen Zeug aber soll sie ihrem Jungen eine Joppe machen lassen auf den Winter, und wenn sie Korn zu Brod braucht, kannst Du ihr immer einen Scheffel abmessen, ich mach's dann wieder gleich mit Dir, wenn ich einen Wagen herein schicke! so sprach die gestrenge Frau."

Die Augen der Schusterfrau funkelten vor Habgierde, die Schaffnerin nahm einen Bastkober, der hinter einer Truhe lehnte, und zog ein sauberes Tuch heraus; kunstverständig mit zitternden Fingern prüfte Mette den Stoff, faltete das Tuch auseinander und wieder zusammen, rollte das grobe Zeug, welches sich weiter in dem Kober befand, auf, lachte und kicherte und sprach in ihrer Freude lange kein Wort.

Schmunzelnd sah ihr Walburg zu, sie war ihres Sieges über das Gewissen der Frau sicher.

„Kann ich das mitnehmen?“ fragte die Schusterin endlich; sie schien noch nicht ganz überzeugt, daß dieser Schatz, denn das war das Geschenk für eine Frau ihres Standes in jenen Zeiten, ihr wirklich gehören sollte.

„Gewiß, Mette,“ entgegnete die Schaffnerin, „Du darfst's gleich mit Dir nehmen, und wenn Du heute Abend nach der Complete herüber kommen willst, so kannst Du auch Brodkorn haben, und ich will schon dafür sorgen, daß Dir der Scheffel nicht knapp abgestrichen wird.“

„Da soll der Rulekken Augen machen!“ rief die Frau vergnügt und lachte im ganzen Gesicht.

„Du thust mir aber auch einen Gefallen, nicht, Mette?“ fragte Walburg.

„Zehn für einen, was soll's? sprich!“ versetzte Mette hastig.

„Geh' in's Krafftische Haus, aber gleich, hörst Du, Mette, so lange nämlich der gestrenge Herr Ulrich noch hier ist, und sag' der Lylse, daß sie sich heut Abend vor der Complete einen Gang zu mir macht, ich hätte ihr was zu bestellen von der gestrengen Frau, der Dellmensingerin; sei gescheut, Mette, und richte dem Goldkinde einen schönen Gruß aus von seiner Pathe!“

Die Geschenke schienen in der That die Besorgnisse der Schusterin gänzlich beschwichtigt zu haben, vielleicht auch hatte sie dieselben nur so stark geäußert, um sich desto reichlicher beschenken zu lassen; sie versprach der Schaffnerin, daß sie alsbald sich in's Krafftische Haus begeben und ihre Tochter bestellen werde.

Leise schlichen nun die beiden Weiber die Treppe hinunter, auf der untersten Stufe blieb die Schusterin stehen, Walburg aber trippelte rasch zu der Thür, welche das Gemach ihres Herrn schloß, und legte lauschend ihr Ohr an die Thürspalte, dann drehte sie sich um und winkte der Genossin.

„Es ist nicht nöthig, daß Dich der gestrenge Herr Ulrich hier sieht jetzt,“ sagte sie zu der Frau, indem sie ihr die Thür zur Straße öffnete, „hat aber auch gar keine Gefahr, ich hörte ihn drinnen noch gar eifrig reden; nun Gott befohlen!“

Die Schusterfrau eilte nach kurzem Dank davon.

„Geschenk macht gelenk,“ flüsterte die Schaffnerin, ihr nachsehend, „und die Freude hat flinke Füße; bei der Mutter hätte ich dreister gehen

können, weiß ja, daß sie zu Allem zu bringen ist, wenn man ihr was giebt; mit der Tochter aber hat's einen Haken, wie grün das Ding noch ist, es weiß doch schon mehr von der Welt, als mir lieb ist; aber alle Wasser haben endlich doch einen Grund, und wenn sie noch so tief sind. Wartet nur, Herr Ulrich, gestrenger Herr Ritter, es ist noch nicht aller Tag Abend, und wer weiß, wie lange ihr noch in dieser guten Stadt Ulm herumgehen werdet mit Eurem feisten vergnügten Gesicht, das ich nun schon gar nicht ansehen mag, ohne einen Stich im Herzen zu fühlen."

Die Schaffnerin hielt inne in ihrem Selbstgespräch, lauschte einen Augenblick und lief dann in ihre Küche, wo sie so laut als möglich mit dem Geschirr zu handthieren begann. Einige Augenblicke später öffnete sich die Thür und Ritter Ulrich Krafft trat hervor, einen greisen Mann am Arm führend, der sich auf einen langen Stab stützte und gebückt unter dem Druck des hohen Alters einher wandelte.

Der Greis, welcher ganz so gekleidet war wie der Ritter Ulrich Krafft, nur daß er kein Schwert trug, war der gelehrte Junker Erwin Ehinger, der lange Ulmischer Stadtschreiber gewesen war und jetzt noch in allen wichtigen Dingen von der Stadt zu Rath gezogen wurde.

„Ihr geht zu weit in Eurem Groll, Ulrich," sagte der Greis mit leiser Stimme, „ich sage Euch, wir thun Unrecht, wenn wir auch mit daran arbeiten, den Riß tiefer und breiter zu machen, der schon durch den deutschen Adel geht. Die Fürsten und die Bischöfe sind unseres Zwiespaltes froh, sie werden ihn nicht ungenützt lassen."

„Mögen sie thun, was sie können," entgegnete der Ritter ernst, „ich bin ein altfreier deutscher Mann, wollen meine Standesgenossen hingehen und den Fürsten und Bischöfen dienen, so viel ihnen beliebt, mögen sie dienstbar werden, sie, die freie Leute waren von Alters her oder es geworden sind durch uns und mit uns, ich kann es ihnen nicht wehren, aber höhnen lasse ich mich nicht und nicht geringschätzen. Wir herrschen als freie Herren in den Städten, sie dienen den Fürsten, wer ist mehr Edelmann, sie oder ich?"

„Ja, Ulrich," antwortete der alte Ehinger stehen bleibend, „der Waffendienst erniedrigt nicht, sie dienen um Ehre und Gut, Ihr regiert und herrscht, auch um Ehre und Gut, da scheint der Vorzug auf Eurer Seite; aber setzt den Fall, Ulrich, daß Euch das wüste Volk und die armen Leute zu mächtig würden in den Städten, he! wen wolltet ihr um Hülfe anrufen? Es sind dergleichen Dinge schon vorgekommen und ich sehe manches in unserer guten Stadt Ulm, was andere Leute nicht sehen, oder nicht sehen wollen, obwohl sie jüngere Augen haben als ich! Ich bitte Euch, Ulrich," fuhr der Greis fort, indem er weiter ging, „sagt mir nicht, daß Ihr den Kaiser um Hülfe anrufen wollt, des Kaisers Hülfe ist theuer, sehr theuer. Ulrich, es ist ein großes Unglück für den deutschen Adel, daß die Edelleute, so auf dem Lande wohnen, oder sich

aus den Städten wieder heraus auf das Land gezogen haben, daß die uns, die wir darinnen geblieben, so spinnefeind geworden sind."

„Kann ich's ändern, Ehinger? sprecht!" nahm der Ritter das Wort.

„Ihr, nein, Ulrich," entgegnete der, „Ihr könnt's nicht ändern, denn Ihr habt das Gefühl persönlicher Kränkung im Herzen, aber es ist Eure Pflicht, daß Ihr die nicht hindert, welche eine Versöhnung zwischen uns und dem Landadel zu Stande bringen wollen. Glaubt mir, Freund, wenn sich der Adel wieder vereinigt, so ist er stärker, als die Fürsten und die Bischöfe, vereinigt er sich nicht wieder, so wird er Beiden dienstbar, ganz und gar, wie er es zum Theil schon ist."

„Laßt ihn, Erwin, er hat es um uns verdient!" sagte der Ritter geringschätzig.

„Wenn die Städte Hülfe brauchen, Ulrich, gegen die Landherren und Prälaten, und der Kaiser weit ist, dann werden wir uns sehr traurig umblicken nach unseren Standesgenossen, von denen wir Hülfe hätten haben können. Sie werden dann nicht an unserer Seite fechten, sondern unter den fürstlichen Bannern, die uns gegenüber fliegen, und dann wird es aus sein mit diesen blühenden Städten und ihrer Freiheit, die Fürsten werden uns Amtleute setzen, wir werden dienstbar sein, die Freiheit verlieren, wie unsere Standesgenossen, nur mit dem Unterschied, daß wir für die Freiheit nicht Ehre und Gut gewinnen, wie sie. Seid einig, Ulrich, mit den Sippen draußen!"

„Die Städte werden wohl lernen müssen auf eigenen Füßen stehen!" bemerkte Ulrich bedeutsam.

Der Greis blickte befremdet auf zu dem Freunde, schüttelte den Kopf und sagte dann leise: „Hütet Euch, Ulrich, ich weiß, wohin Ihr zielt, Ihr denkt an die lombardischen Städte in Wälschland, nicht?"

Der Ritter nickte.

„Nun denn, hört meinen Rath," flüsterte der Alte, „Ihr seid Edelleute, haltet zusammen mit denen draußen, thut Ihr es nicht, so habt ihr verspielt, denn die draußen werden Fürsten dienen, Ihr aber geringen Leuten, Handwerkern und armen Gesellen!"

Ritter Ulrich Krafft antwortete nicht, aber er richtete sich stolz und selbstbewußt auf und schlug an sein Schwert, daß die schwere Wehr dröhnend klirrte; mit dieser Antwort und einem stummen Händedruck verabschiedete er sich von dem Greise, der langsam an seinem Stabe zurückwankte zu seiner einsamen Behausung.

Sächsische Briefe.

IV.

Vom Hofe gehe ich zum Dorfe oder zu der Bauerschaft über. Die Bauerschaft besteht im Allgemeinen noch in der Art, wie sie in den Zeiten des Tacitus bestand; denn die Bewohner Sachsens haben in der Völkerwanderung ihren Wohnsitz nicht geändert, wie die meisten andern deutschen Volksstämme. Cherusker und Sachsen sind, wie J. Grimm zur Genüge nachgewiesen, ganz dieselben Leute. Indeß mit der breiteren Entwickelung aller Lebensbedürfnisse haben sich auch die Elemente des alten Dorfes — eine Bezeichnung, die in Sachsen in der Regel nur für geschlossene Dörfer angewandt wird — erweitert, und zu den alten Gehöften sind neue getreten. Die Besitzer solcher neuen Höfe, die in den letzten Jahrhunderten ihre Besitzung von dem Allmende oder dem Gemeingute des Dorfes angekauft haben mögen, heißen „Neubauern" und stehen als solche im Gegensatze zu den „Bauern". Früher haben sie auch engere Beziehungen zu dem nächsten Haupthofe gehabt, da dieser ihnen den Acker bearbeitete und die nöthigen Fuhren besorgte; seit indeß das Fahren mit Kühen aufgekommen ist, sind jene Beziehungen gelockert. Nach wie vor wird indeß der Braut- und Leichenwagen vom „Hofe" gefahren, nach wie vor besorgt der „Hof" größere Fuhren, wie z. B. von Erde, Mergel u. s. f. Dafür werden dem Bauer oder dem Großknechte Speisen und Getränke von außerordentlicher Güte und in außerordentlich reichem Maße verabfolgt. Das Zahlen von Geld war auch in dieser Beziehung früher nicht an der Tagesordnung: es beruhte alles auf dem System der Gegenseitigkeit, denn auch der Neubauer konnte, wie ich gleich zeigen werde, dem Bauer leicht gefällig sein. Zu den Gemeindelasten wurde der Neubauer früher nicht herangezogen, jetzt wird sich das geändert haben, wenigstens wahrscheinlich geändert haben: denn unsere Zeit, namentlich unsere Gebildeten können nun einmal organische Lebensverhältnisse nicht vertragen. Freilich das werden sie nicht so leicht erreichen, daß der Bauer den Neubauer als Seinesgleichen ansieht.

Bauer und Neubauer besitzen den Boden der Bauerschaft; die übrigen Elemente, die noch im Dorfe vorhanden sind, sind nicht überall dieselben. Vorhanden ist überall allerdings seit geraumer Zeit der Schulmeister. Seine äußere Stellung ist meist die, daß er freie und sehr geräumige Wohnung in dem der Bauerschaft gehörigen Schulgebäude besitzt. An dieses Schulgebäude stößt der Garten und ein mit Bäumen bepflanzter Weideplatz für das Vieh. Ich sage ein mit Bäumen bepflanzter Weideplatz: denn ein Stückchen Wald muß wenigstens überall zu dem Felde kommen, das erfordert die alte deutsche Liebe zum Walde. Außerdem gehören zum Schulgebäude einige Scheffelsaat Acker-

land, die gemeiniglich in der ehemaligen Feldmark, die Allmend war, liegen, und zur Erziehung der nöthigsten Gemüse und des nöthigsten Getreides dienen. Das weitere Getreide erhält der Schulmeister dadurch, daß er im Herbst nach der Ernte den Wagen seines Nachbars in das Dorf schickt und „sammelt". Giebt Nr. 1 etwa 15 Garben Roggen, so giebt Nr. 2 etwa 13, Nr. 10 etwa nur noch 8 u. s. f. Außerdem besorgen die Bauern unentgeldlich die Bearbeitung des Ackers, leisten etwa erforderliche Fuhren u. dergl. m. Zu diesen Naturalleistungen kommt das Schulgeld, durchschnittlich jährlich einen Thaler für das Kind, aber dergestalt, daß auch die Kötterkinder zu zahlen haben, wenn nicht ein Armuthszeugniß eine Ausnahme machen heißt. Es ist in den beiden letzten Decennien vielfach über die geringe Besoldung der Schullehrer gesprochen, geschrieben und gedruckt worden; häufig mit Recht, aber mit Unrecht in Bezug auf die Schullehrer, die noch in das alte organische Leben der Bauerschaft hineingebracht sind. Ein solcher Lehrer hat schlechterdings alles, was er zum Leben gebraucht, ja er hat häufig noch einige hundert Thaler darüber. Ein städtischer Lehrer, wie z. B. in Ihrem Berlin, würde sich ein Crösus zu sein dünken, wenn er die Naturalleistungen eines solchen Dorfschulmeisters zu beziehen hätte.

Der Schulmeister ist materiell dem alten Organismus der Bauerschaft eingefügt; wir freuen uns darüber, daß dies geschehen ist, aber wir bedauern, daß er in geistiger Beziehung, wenigstens bis auf die neueste Zeit, ein dem Dorfe vollständig fremdes Element, ja nicht allein fremdes, sondern sogar verderbliches Element gewesen ist. Was dazu Grund und Veranlassung gab, ist die halbe Kunstbildung des Seminars. Der moderne Lehrer dünkt sich höher wie der Bauer, sieht mit Hochmuth auf dessen Bildung herab, hat gegen die heimische Bildung in Gebrauch, Sage, Märchen und Lied geeifert und eifert noch gegen dieselbe. Und weil er so der Volksbildung fremd steht, fühlt er sich nicht heimisch in seiner Stellung, nicht heimisch unter seinen Bauern, die ihn ihrerseits wiederum nicht „für voll" ansehen, d. h. nicht für einen Menschen, der eine gleichbleibende Art zu denken und handeln hat. Besser mag es früher gewesen sein, als der Hochmuth der Aufklärung sich wenigstens noch nicht auf das Land gewagt hatte, und ich erinnere mich manches Schullehrers, der noch heute in der Erinnerung des Volkes lebt, während schon viele seiner Nachfolger längst vergessen sind. So reden alte Leute eines westphälischen Dorfes noch gern von einem Lehrer, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in das Dorf kam. Er war Schmied gewesen und hieß Tiemeyer. Warum er seinen Beruf gewechselt, habe ich nicht erfahren können, aber wohl, daß er seine Stelle auszufüllen gewußt hat. Wenn man sich von ihm erzählen läßt, wird man so lebendig in das Leben des vorigen Jahrhunderts versetzt, daß man überall herausfühlt, der Mann war verwachsen mit seinen Bauern. Absentenlisten führte er nicht, aber war ein Schüler lange fortgeblieben,

so nahm er den Stock und trat auf den Wiederangekommenen zu mit der Frage: Wie heißt du? „Johann Heinrich Busse!“ Darauf eine Tracht Prügel und abermals die Frage: Wie heißt du? „Johann Heinrich Busse!“ Je nachdem nun Busse wenige oder viele Wochen die Schule versäumt hatte, wiederholten sich wenig oder häufig die Frage nach dem Namen und die Prügel. Der Schluß der Procedur lautete: Nun geh auf deinen Platz, ich kenne dich jetzt wieder, aber hüte dich, abermals so lange fortzubleiben, daß ich deinen Namen vergesse. War er verdrießlich über die ganze Schule, dann nahm er den Stock und hielt ihn lachend den Schülern mit den Worten vor: Kikt ans, Kinner, düt is juwe Herrgott! Jeder weiß, was das Lachen auf sich hat, aber endlich platzt doch einer los und der erhält nun die Prügel für alle. Das klingt barbarisch dem zart gebildeten humanistischen Ohre, aber ich wiederhole, daß Tiemeyer noch im Munde des Volkes lebt, ich füge hinzu, daß man noch mit großer Liebe von ihm redet, und gewöhnlich noch hinzufügt, unter Tiemeyer hätten die Kinder wenigstens tüchtig lesen und schreiben gelernt, jetzt dagegen lernten sie das nicht mehr, obwohl sie mehr wie die doppelte Zeit in der Schule säßen. Die Erklärung liegt auf der Hand. Ob die Regulative in Preußen Abhülfe bringen werden, vermag ich nicht zu beurtheilen, aber bedauert habe ich es, daß ein Plan, der in den vierziger Jahren vielfach in den Zeitungen besprochen wurde, nicht ausgeführt ist, nämlich der Plan, auch tüchtige, ausgediente Unteroffiziere für die Besetzung der Landschullehrerstellen zu verwenden. Das würde gute Früchte getragen haben.

Die Aufsicht über die Getreidefelder, Wiesen und Wald des Dorfes führt der „Feldschütter“. Er ist Neubauer oder Erbpächter, selten Heuerling. Der Lohn, den er an Geld erhält, ist sehr gering; es sind auch hier die Naturalleistungen, die ihm seinen Lebensunterhalt gewähren müssen. Wie der Schullehrer, fährt er nach eingebrachter Ernte mit dem Wagen durch das Dorf und sammelt. Hat er seinen Posten gut verwaltet im Laufe des Jahres, so sieht er freundliche Gesichter und bekommt einen gefüllten Wagen. Ist er nachlässig gewesen, so setzt es harte Zurechtweisungen, und die Anzahl der Garben, die von der Kornluke geworfen werden, fällt gering aus. Er schreibt sich das hinter's Ohr mit dem Vorsatze, das nächste Jahr besser aufzupassen. Und diesen Vorsatz führt der Mann auch aus, besser, als wenn er lange schriftliche Verweise oder weitläufige Instructionen erhalten hätte. Sind einige Jahre seit seiner Amtsverwaltung ins Land gegangen, so hat das Dorf eine Feldpolizei, wie sie dieselbe nicht besser wünschen kann. Das ist der Segen der Selbstverwaltung!

Eine vielseitigere Figur ist der Koch, der in der Regel auch als Leichen- und Hochzeitsbitter fungirt. Als Koch wird er bei Hochzeiten herangezogen, bei welchen außergewöhnliche Kost aufgetischt wird, eine Kost, um die sich die Hausfrau sonst nicht zu kümmern pflegt.

Da steht er denn den ganzen Nachmittag und einen großen Theil des Abends bei den gewaltigen Kesseln und Pfannen des Heerdes, während auf der „Dehle" gegessen und getrunken wird. Nachdem aber gegessen, nachdem die Bauern schon fleißig dem Bierkruge zugesprochen haben, nimmt er die Feuerschippe und schlägt damit laut an die große Wendesäule des Heerdes. Es entsteht Stille, und nun beginnt er seine Rede, in der er damit anhebt, daß Essen und Trinken den Gästen vortrefflich gemundet hätten. Der Augenschein beweise das: so und so viel Fleisch sei spurlos verschwunden, so und so viel Fässer Bier seien vollständig ausgetrunken. Drollige Redensarten sprudeln hervor, die Bauern lachen. Schließlich lenkt er die Aufmerksamkeit auf den Koch, der das Alles so vortrefflich und tadellos eingerichtet habe, und der deshalb mit Fug und Recht eine angemessene Belohnung beanspruche. Hat er die Bauern in guten Humor versetzt, so fallen die Gaben, die er auf seinem Teller einsammelt, auch wohl außergewöhnlich reichlich aus, und er kann davon für die Seinigen für eine Zeit lang die außergewöhnlichen Ausgaben bestreiten. Als Leichen- und als Hochzeitsbitter trägt er ein eigenes Costüm, eine eigene Uniform, wie man die alte Tracht wohl bezeichnen kann. Daß es hier heißt, auf den Dienst passen, zu Jedem zur rechten Zeit gehen und überall die wohlgefügte Rede anbringen, das ist Ihnen aus dem Münchhausen von Immermann bekannt. Der Nachbar des Hofschulzen kommt nicht, weil er zu spät eingeladen ist, er kommt nicht, obwohl er weiß, daß die Betrunkenheit des Hochzeitsbitters lediglich Schuld ist an dieser Verspätung; und der Hofschulze — er ist im höchsten Maße ärgerlich über das Wegbleiben seines Nachbars, aber kommen kann derselbe nicht, das sieht er deutlich ein. Warum muß sich der verwünschte Kerl auch zur unrechten Zeit betrinken! Sie sehen, daß der Bauer Formen hat, ja, Sie werden im Lauf meiner Briefe sehen, daß er in seinen aristokratischen Formen und in seinem aristokratischen Bewußtsein dem Edelmann zur Seite und gerade gegenüber dem modernen Bürgerstande steht. Dieser hat auch zu diesem ein unbedingt größeres Vertrauen, während ihm der Städter, wie ich bereits erwähnte, für vogelfrei gilt, d. h. für einen Menschen, den man betrügen muß, wo man kann. Es ist diese Thatsache von außerordentlich praktischer Bedeutung für die Stellung der Landräthe: ist derselbe Kreiseingesessener, so hat er Vertrauen, so findet er überall Entgegenkommen; ist er ein moderner Beamter, so wird er auf Schritt und Tritt als „Liggänger", also als Einer, der unserm Herrgott sein Garnichts ist, mit Mißtrauen verfolgt.

Die Handwerker des Dorfs sind theils Neubauern oder Erbpächter, theils Heuerlinge, wie der eben erwähnte Koch. Das vornehmste Handwerk ist das Schmiedehandwerk, gewöhnlich von einem Neubauern, aber auch wohl von einem kleinen Bauern betrieben. Es liegt etwas Geheimnißvolles in der Beschäftigung mit dem glühenden

Stahl und Eisen, und deswegen ist auch der Schmied noch eine eigenthümliche Erscheinung, wie er es von jeher gewesen ist. Er hat noch einen mythischen oder heidnischen Nimbus behalten; vielleicht steht er mit der Hölle in irgendwelcher Verbindung, vielleicht versteht er die Schwarzkunst und man zieht ihn zu Rathe, wenn man bestohlen ist. Deshalb überall in Sachsen zahlreiche Schmiedesagen. Im Detterberge, drei Stunden von Münster, wohnte früher so ein merkwürdiger Schmied, „Grienken-Schmied" genannt. Er hauste in einem tiefen Loch in der Erde, das jetzt mit Gras und Kräutern bewachsen ist, aber man kann doch noch sehen, wo es gewesen ist. In diesem Loche hatte er seine Schmiede und er machte Sachen, die ewig dauerten, und seine Schlösser konnte Keiner öffnen. An der Kirchthür von Nienberg ist noch ein solches Schloß von ihm: schon häufig sind die Diebe daran gewesen, aber sie haben es nicht zu öffnen vermocht. Wenn nun dort in der Umgegend eine Hochzeit war, so kamen die Bauern und liehen von Grienken einen Spitt, wofür sie ihm einen Braten geben mußten. Da kam nun auch einmal ein Bauer vor das Loch und sagte: „Grienken-Schmied, giff mi enen Spitt!" Der Schmied: „Krigst ken Spitt, giff mi enen Broden." Der Bauer: „Krigst kenen Broden, holt die Spitt!" Da wurde Grienken sehr böse und rief: „War Du, dat ich kenen Broden neme." Der Bauer ging den Berg entlang nach seinem Hause, da lag sein bestes Pferd im Stalle und ein Bein war ihm ausgerissen, das war Grienken-Schmied sein Braten.

Auf den Schmied folgt der Tischler, „Schatilger", gewöhnlich ein Neubauer, aber auch wohl ein Erbpächter. Er arbeitet daheim, geht aber auch auf Tagelohn, d. h. arbeitet auf dem Hofe, wenn es die Art der Arbeit verlangt. Der ihm gleichstehende alte Zimmermeister ist verschwunden vor dem aus der Kunstbildung hervorgegangenen Baumeister, der nach den Regeln der Theorie baut und das alte Sachsenhaus verdrängt, wo er nur kann. Was weiß der Mann von den geschnitzten Pferdeköpfen, dem Wahrzeichen des sächsischen Hauses, was von der Eulenflucht und den volksthümlichen Inschriften? Aber er ist unentbehrlich, denn die alten volksthümlichen Zimmermeister verstunden das Bauen nicht. Mit Wehmuth gedenke ich, während ich dies schreibe, jener Tage, als das Volk noch selbst baute. Der Bau des Hauses begann im Frühjahr, nachdem zuvor alle nothwendigen Baumaterialien herbeigefahren waren. Dann erklang der früher friedliche Hof von den Schlägen des Beiles und der Axt und der Tisch wurde plötzlich drei Mal so lang wie früher, weil Meister, Lehrling und Geselle an demselben Platz nahmen. Aber die Hausfrau brauchte nicht zu sorgen: Hülsenfrüchte und Eier wurden von den umliegenden Gehöften herbeigetragen, und dafür durfte nichts weiter als etwa ein Groschen für den bringenden Dienstboten gezahlt werden. Sollte das Haus endlich aufgerichtet werden, so wurde am Sonntag vorher in der Kirche gebetet,

daß Gott jedes Unglück bei der „Husbürung“ verhüten möge. Am Abend vor der Aufrichtung der Giebel und Sparren begann ein entsetzliches Halloh auf dem Hofe: wer einen Hammer, ein Beil oder eine Axt auftreiben konnte, fing an, auf die Ständer zu schlagen, während oben auf dem mit Dielen belegten Bodenraume die Zimmerleute mit Ketten rasselten und unten die Musik das melodische Beginnen begleitete. Am andern Tage begann die Aufrichtung selbst; den Anfang machte der Giebel des Kammerfaches, den Schluß der Giebel über der großen Einfahrt. Und nun bestieg der Zimmermeister die Giebelspitze und hielt die übliche Baupredigt. „Herr, leite und führe mich“, „Herr Gott, dich loben wir“, machten den Anfang, dann wurde gespielt und geblasen. „Hier,“ hieß es weiter, „bin ich aufgestiegen, daraus könnt Ihr sehen, daß ich nicht kann fliegen. Hätt' ich Federn wie ein Schwan, könnt ich krähen wie ein Hahn und singen wie eine Nachtigall, so liebten mich die Jungfern all'. Prosit Meister und Gesellen! Trompeter blast! Hier bin ich aufgestiegen und geschritten, hätt' ich ein Pferd gehabt, so wär' ich darauf geritten. Musikanten spielt! Ich wollt' einmal studiren gehn, da kam ich über eine große Brück', da fand ich ein wackeres Mägdelein, da ließ ich das Studiren sein und spielte mit dem Mägdelein. Trompeter blast! Meine Hochgeehrten, Ihr wollt nicht lachen, wenn ich diesen Spruch nicht recht thu' machen. Gestern Abend, als ich saß und wollte studiren, da thaten mich die Jungfern veriren, da ließ ich das Studiren sein und spielte mit den Mägdelein. Musikanten spielt! Jetzt komme ich an meinen lieben Bauherrn: ich wünsche ihm ein fettes Rind, der Frau ein Kind, der Tochter zwei und der Magd drei, damit das Haus voll sei von Kindergeschrei. Mein lieber Bauherr, sieh, ob dieser Bau tadellos ist und ob er gut mit Riegeln, Ständern und Bändern versehen ist. Das kannst Du mit einem Ja beantworten. Sonst sind hier noch Meister und Gesellen und wir wollen für anderes Geld einen andern Bau bauen. Musikanten blast! Mein lieber Bauherr! Der Bau ist gut gerichtet, er wird Dir aber auch gut Trinkgeld kosten. Zwei Dutzend Thaler sind unser Ziel, drei Dutzend wären wohl nicht zu viel, aber wenn Du uns freundlich thust bitten, so sind wir mit drei Dukaten zufrieden. Musikanten spielt! Ich kam mal in das Land Sachsen, wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen; hätt' ich daran gedacht, hätt' ich für mich und meine Kameraden zwei oder drei mitgebracht. Nun hab' ich indeß vernommen, Jungfern sind auch hier zu bekommen. Musikanten spielt! Ich kam mal in das Land Hessen, da gab es große Schüsseln, aber wenig zu essen: Sauerkraut und sauren Wein, der Teufel mag im Lande Hessen sein. Musikanten spielt! Nun hätt' ich mich bald vermessen und die schönen Jungfern vergessen, die uns diesen Kranz schön gebunden, dessen Blumen mir und meinen Kameraden schon stehen werden am Hut. Musikanten spielt!

Hab' ich das Wort nicht recht gesprochen, so gebt mir das Fleisch, behaltet Ihr die Knochen. Trompeter blast!"

Das die freie Uebersetzung einer Rede, die uns fast wunderlich und roh klingt. Es ist aber altes gesprochenes Wort, und man muß sich die das Haus umherstehenden zuhörenden und ihre Bemerkungen einstreuenden Bauern mit vergegenwärtigen, um das Monotone in der Rede vom Giebel herab nicht wahrzunehmen. Mir kommt es außerdem darauf an, ohne moderne Romantik das Volk zu zeichnen; darauf erst läßt sich ein Urtheil bauen. Nach Beendigung der Rede wird das Trinkglas vom Giebel zur Erde geschleudert, und dann wird gegessen, getrunken und schließlich getanzt, wobei der Zimmermeister die Hauptrolle spielt.

Die Zimmer- und Mauerleute sind Heuerlinge, eben so der Schneider, der im Allgemeinen um Tagelohn arbeitet. Musikanten hat nicht jedes Dorf. Bedarf man ihrer bei einer Festlichkeit, so werden sie von den umliegenden Dörfern zusammen geholt: da spielt einer die Violine, ein anderer bläst die Clarinette u. s. w. In der Regel sind sie originelle, witzige Gesellen, die nicht nur durch ihre Musik, sondern auch durch ihre Witze und Aufschneidereien ergötzen. Ein Musikant, der sich darin auszeichnet, wird Stunden weit hergeholt, und lange nach dem Tanzvergnügen unterhält man sich noch im Dorfe mit seinen Aufschneidereien. Schuhmacher giebt es selten auf Dörfern: der Städter kann Stiefeln und Schuhe auch für die Bauern anfertigen, weil dieselben nicht in dem Maße der Mode unterliegen, wie die Kleidung. Die ländliche Kleidung war, wie erwähnt, bis in die neueste Zeit hinein und ist es auch jetzt noch überwiegend, eine Art Uniform, die nur der Volksschneider kennt und tadellos anzufertigen vermag. Schäfer finden sich in vielen, aber nicht in allen Dörfern. Er wird im Voraus für den Sommer von den Bauern für eine bestimmte Anzahl Tage oder vielmehr Nächte bestellt, hat freie Weide auf dem Grund und Boden der Bauern und übernachtet dann abwechselnd mit seiner Heerde auf den verschiedenen Grundstücken. Er ist wie der Schmied in der Regel eine geheimnißvolle Persönlichkeit, der die Kräfte der Heilkräuter kennt, den man um Rath fragt gegen Zauber und böse Krankheiten, gegen constant sich wiederholende Unglücksfälle u. dgl. m. Da kommen denn die uralten heidnischen Sprüche zum Vorschein, die der Mann nur die Frau und die Frau nur den Mann lehren kann; Sprüche, die so alt sind als das deutsche Volk, und die an die Stelle der alten heidnischen Namen christliche Namen erhalten haben. So heißt es, wenn sich eine Kuh verfangen hat:

> Dat Beest hät sik verfankt,
> In Fräten un Süpen,
> In Water un Wint.
> Ik will dit stillen
> Mit Marien Kint.

Ferner beim Brand:

Petrus und Johannes
Giengen beide wandeln.
Petrus nahm den Stab in die Hand,
Damit still ik by den Brand.

Und in ähnlicher Weise werden Sprüche gebraucht, die fast wörtlich schon vor mehr als tausend Jahren gebraucht wurden, wie z. B. die von Waitz in Merseburg aufgefundenen beiden Zauberlieder über den verrenkten Fuß eines Pferdes und die Fesseln eines Kriegsgefangenen beweisen.

Die meisten Mühlen Sachsens sind Windmühlen, wie das die Natur der Ebene mit sich bringt. Die Mühle im kühlen Grunde ist deshalb nur in den gebirgigen Theilen des Landes zu Hause: im bergischen und märkischen Lande, im Sauerlande, an der Weser, in dem Berg- und Hügellande des Teutoburger Waldes und im Harz und dessen Nachbarschaft. Die Mühle im kühlen Grunde brauche ich nicht zu verherrlichen, ja selbst die Windmühle nicht, da der Effect, den sie der Landschaft giebt, Jedem auf den ersten Blick einleuchtet. Wirthshäuser in den einzelnen Dörfern waren bis auf die neueste Zeit selten: der Bauer besuchte dasselbe, wenn er in die Stadt oder in den nächsten Marktflecken kam; war daheim im Dorfe eine Festlichkeit, so wurden die Getränke zu diesem Zwecke besonders geholt. Die Freuden des Gelages behielten dadurch mehr den Charakter der Familien-Freude. In letzterer Zeit mag sich indeß auch hier, wie überall, Vieles geändert haben.

An der Spitze der Bauern steht der Vorsteher, oder wie sonst derselbe an verschiedenen Orten verschieden bezeichnet wird. Das Amt wechselt unter den Bauern, bleibt aber auch wohl bei demselben Hofe. Letzteres war namentlich früher der Fall, als das Amt und die Verwaltung desselben noch volksthümlicher waren. Ich kenne Dörfer, in welchen derselbe Bauer Decennien hindurch Vorsteher war: er sah den Lohn in der Ehre des Amtes und verwaltete dasselbe pünktlich und gewissenhaft, wie andererseits die übrigen Bauern neidlos ihn in seinem Amte ließen, obwohl sie durch eine neue Wahl leicht einen anderen zu dieser Ehre hätten bringen können. Jetzt ist es keine Ehre mehr, Vorsteher zu sein, und der Bauer sehnt sich nach dem Zeitpunkt, in dem er die Lasten des Amtes auf die Schultern eines Anderen wälzen kann. Ja, so groß ist der Unterschied zwischen einst und jetzt, daß die Boten eines Vorstehers oft Jahre lang ihr Amt lediglich der Ehre halber versahen. So war in einem Dorfe der Grafschaft Ravensberg der Pilgrim seit langen, langen Jahren Vorsteher, und sein Bote war der Neubauer Molkenbauer. Molkenbauer lebte nicht in glänzenden Verhältnissen, aber so genau habe ich ihn noch kennen gelernt, daß er für kein Geld zu bewegen gewesen wäre, sein Amt niederzulegen. Woher dieser Wechsel in den Ansichten der Menschen? Ich habe die Ursache bereits an-

gedeutet: der alte Vorsteher war von volksthümlicher, der moderne Vorsteher ist bureaukratischer Art. Lange Berichte schreiben über Dinge, die der Bauer gern persönlich an Ort und Stelle abmacht, nach der Stadt zum Amtmann zu laufen, sich verhören zu lassen und Protocolle zu unterschreiben, das und vieles Andere sind Dinge, die der Bauer haßt, für die er sich nimmermehr erwärmen wird. Der Staat möge deshalb das viele Regieren sein lassen und sich zu dem Glauben bekehren, daß der Bauer auch ohne den grünen Tisch sein Bestes zu finden weiß. Er hat das ja früher gewußt und er weiß es auch jetzt noch besser, als die Herren von der Schreiberei, die sich nicht kümmern um Hitze oder Kälte, Wind, Regen oder Sonnenschein, wenigstens nur soweit darum kümmern, als sie ihre Spaziergänge darnach regeln.

Manche Dörfer haben außer der Pfarrkirche im Hauptdorfe des Kirchspiels, „Kaspel“, noch eine besondere Kapelle, auf deren Kirchhofe der Eingesessene der Bauerschaft begraben werden kann, der dies ausdrücklich wünscht. Außerdem kommt der Pfarrer des Hauptdorfes jährlich einige Male in diese Dörfer, um Gottesdienst zu halten in der Kapelle und das Abendmahl auszutheilen an solche, die durch das Alter gehindert sind, den weiten Weg nach dem Hauptdorfe zurückzulegen. Es sind das indeß, wie gesagt, Ausnahmen; dagegen hat jedes Dorf auf dem „Klockenbrink“ (Brink = Hügel) eine Glocke, die bei Feuersnoth geläutet wird, aber auch, sobald Einer im Dorfe gestorben ist. Von Mund zu Mund geht der Name dessen, der gestorben ist. Und wenn die Leiche dann am dritten Tage auf der Straße am Glockenbrink vorbei zum Kirchhofe getragen wird, dann läutet dieselbe heimathliche Glocke dem Todten zur letzten Ruhestätte, deren Klängen er so oft in seinem Leben gelauscht hat. Rührend ist oft die Form, in die sich die Theilnahme für den Todesfall kleidet. So war es früher — vielleicht auch jetzt noch — in dem Dörfchen Genna, zwischen Haspen und Iserlohn, uralter Brauch, daß, sobald Jemand im Hause starb und ihm die Augen zugedrückt waren, der Besitzer des Hauses unverzüglich zu seinem Nachbar ging und den Todesfall diesem ansagte. Dieser nächste Nachbar ging aber eben so eilends wieder zu seinem nächsten Nachbar, um ihm dasselbe anzusagen, und dieser wieder zu dem seinigen, und so weiter, bis die Nachricht an den letzten Mann im Dorfe kam. Der aber mußte zu dem nächsten Eichbaume gehen, der bei seinem Hause stund, und es diesem mit lauter Stimme ansagen. Aehnlich ist der noch vielfach herrschende Brauch, daß, wenn Jemand im Hause stirbt, man sofort alles Lebendige in dem Hause und auf dem Hofe aufweckt, sogar das Vieh in den Ställen. Warum nicht auch das Vieh? Theilt es doch gewissermaßen auf dem Hofe, wo es nicht abgeschieden ist von den Menschen, auch noch Leid und Freude mit den Menschen.

Ich weiß nicht, ob sich nicht in der letzten Zeit hier und da ein modernes Amt in den sächsischen Bauerschaften eingenistet hat. Versuche,

solche einzuführen, sind wenigstens gemacht. So befand ich mich, irre ich mich nicht, so war es im Jahre 1839, Abends auf einem Gehöfte der Grafschaft Ravensberg. Ich saß mit der Familie und dem Gesinde in der großen Wohnstube und es wurde gesprochen von diesem und dem in die späte Nacht hinein, als plötzlich das Horn des Nachtwächters sich hören ließ. Ein homerisches Gelächter war die Antwort, und auf meine Erkundigungen hin erzählte der Bauer, daß dieses Institut der Nachtwächter eingerichtet sei, um die Diebe zu verscheuchen. Nun dehne sich das Dorf vielleicht eine Stunde in die Länge und Breite aus, und der neue Nachtwächter blase dabei so kräftig, daß die Diebe genau unterrichtet seien, wo der Nachtwächter sich befände. Auf spätere Erkundigungen erhielt ich die Nachricht, daß das Nachtwächter-Amt wieder eingeschlafen sei. Es habe Niemand mehr sich bereit gefunden, dieses lächerliche Amt anzunehmen, und die Hofhunde arbeiteten wieder in ihrem alten, vererbten Berufe, Haus und Hof zu bewachen.

Ich schließe meinen heutigen Brief mit den Kuh- und Schweinehirten, und komme dabei auf ein Thema von der höchsten Wichtigkeit und Bedeutung für das Dorf. Denken Sie sich ein Dorf, in dem etwa 20 Bauern, 10 Neubauern und 50 Kötter wohnen. Ich habe gezeigt, wie Alles, gleich den Gliedern eines Organismus, in einander greift, und bei der Gelegenheit erwähnt, daß der Kötter eine Kuh besitze, die ihn mit Milch und Butter versorge. Was das heißen will, weiß Jeder zu würdigen, der nur halbwegs auf dem Lande sich umgesehen hat. Auch der sächsische Bauer hat es zu würdigen gewußt und bestimmt, daß die Gemeindeweide, Allmend, nicht getheilt, sondern Köttern und Neubauern zur Benutzung als Weideland verbleiben solle. Da zog denn am Morgen der Kuhhirt, etwas später der Schweinehirt, blasend vor den Wohnungen der Kötter und Neubauern vorbei, um das Vieh zur Weide abzuholen. Kaum war er eine Stunde auf der Weide, so wurde ihm von einem der Kötter oder Neubauern — sie wechselten darin ab — das Frühstück gebracht, Mittags aber das Mittag-Essen; am Abend trieb er die Heerde gesättigt wieder heim. So weidete er den Sommer über und erhielt für die Kuh etwa fünfzehn Silbergroschen Lohn, die der Besitzer der Kuh leicht zu bestreiten vermochte. So war es seit alten Tagen gehalten worden, und Kötter und Bauern hatten sich gut dabei gestanden. Nun kommt aber die „rationelle" Landwirthschaft, nun kommt die General-Commission und verlangt, sobald einer der Eingesessenen des Dorfes es wünscht, die Theilung der Gemeindeweide. Der Bauer sträubt sich dagegen, aber es wird ihm entgegengehalten, daß der Boden unendlich mehr wie jetzt einbringe, wenn er getheilt und urbar gemacht werde. Aber wo bleiben die Kühe des Kötters? „Nun, sie mögen dieselben in den Ställen füttern." Aber woher Futter nehmen? Die Kötter werden jammern, sie werden nicht mehr für den alten Lohn arbeiten können und wollen. „So mag der Lohn erhöht werden, der Bo-

den trägt ja mehr wie früher ein." Die Theilung wird vorgenommen, der Kötter verlangt höheren Lohn, nachdem er die Kuh, die Freude seines Lebens, hat verkaufen müssen. Der Bauer muß ihm gewähren, aber immer höher steigern sich die Forderungen. Denn viele Kötter wenden sich, nachdem sie einmal vom heimischen Boden abgelöst sind, nach der Stadt, nach industriellen Gegenden, wo die Löhne zwar häufig unsicher, aber dafür verhältmäßig höher sind. Das einst so lustige und fröhliche Dorf liegt da wie ausgestorben, denn 50 Familien desselben, die sich einst so glücklich befanden, die Heerd und Heimath hatten, sie sind allerdings von der Scholle bewegt, aber wohin sind sie bewegt von den Männern der Bewegung? In den vierten Stand, wie ihn Riehl nennt, in die Masse der Menschen, die keinem Stande angehören, die nichts mehr zu verlieren, höchstens noch zu gewinnen haben, die keine Heimath und damit kein Vaterland mehr haben und dem Grundsatze huldigen: ubi bene, ibi patria. Was kümmert uns das Vaterland, es lebe die rationelle Landwirthschaft! Und der beglückte Bauer? Hat er bessere Tage gesehen, so wünscht er die rationelle Landwirthschaft zum Teufel, denn die Arbeiter sind nicht mehr so gut und treu wie früher und dabei doch doppelt so theuer. Das nenne ich Volksbeglückung. Selbst die Jugend eines Dorfes, in dem die Gemeindeweide getheilt worden ist, sieht Sonntags wie abgedankt aus. Das war noch ein Tummelplatz, diese weite Gemeindeweide! Da konnten sie spielen was sie wollten, Krieg und Räuber, Ball u. d. m.

Noch bestehen hier und da Gemeindeweiden, möchte doch der Staat sie beschützen, so viel in seiner Macht steht. Es ist doch keine geringe Sache, in einem Falle, wie dem erwähnten, 60 Familien ein freudevolles Dasein zu sichern, statt sie zu Proletariern zu machen, zu Leuten, die kein Vaterland haben.*)

Genug für heute! In meinem nächsten Briefe über die Elemente eines Kirchspiels, nachdem ich bis jetzt die Elemente des Hofes und Dorfes besprochen habe.

Landtagsbilder.

Leipzigerstraße. Die Straße der Gesetzgeber. — Wanderungen der preußischen Tribüne. — Zwei Hofwohnungen. — Haus der Abgeordneten. — Rednerarten. — Die Komischen. — Die Groben. — Die Witzigen. — Die Allezeitsittlichentrüsteten. — Herr O.-L.-G.-Pr. Wentzel. — Der Witz. — Herr v. Gerlach. — Herr v. Vincke. — Herr Reichensperger.

Beide Häuser des Landtags finden wir in der Leipziger Straße, in jener stolzen Ader des Berlinischen Verkehrs, welche ihre Mutter, die alte Leipziger Straße, aus der sie nur mit Durchbrechung der Wälle

*) Wir kommen in einer unserer nächsten Nummern noch einmal auf diesen wichtigen Gegenstand in einem uns von geschätzter Hand aus Hannover zugegangenen Artikel über Markentheilungen zurück. Die Red.

des alten Berlins hervorgehen konnte, ganz in den Schatten gestellt hat. Doch lassen wir weitere genealogische Untersuchungen über die Verwandtschaft beider Straßen, uns genügt, daß in der neuen, welche die Befestigungen und Bollwerke des alten Berlins siegreich überschritt und eine neue Aera der Preußischen Hauptstadt einweihete, auch die Männer tagen und die Institution räumlich sich findet, welche die Wälle der alten Monarchie erweiterten und zum Theil durchschnitten.

Die Straße selbst mit ihren jährlich sich mehrenden Prachthäusern, ihren schimmernden Läden und Blumenhallen und Bänkier-Firmen verräth uns in ihrem Aeußeren nichts davon, daß sie die Straße der Gesetzgeber ist, und nur beim Schlusse der Sitzung der Abgeordneten, Nachmittags drei Uhr, verändert sich auf einen Augenblick in ihrem oberen Theile ihre Physiognomie, und die sonstige Staffage dieses Straßenbildes wird durch dichte Gruppen von ernst dahin wandelnden, oft auch heftig gesticulirenden, im Allgemeinen leider stets zu wenig lachenden Herren verdrängt, welche durch das Studenten-Mäppchen in ihrer Hand, durch eine gewisse erregte Miene und durch die bunte Verschiedenartigkeit ihrer Haltung, ihrer Köpfe, ihrer Kleidung selbst, sich sogleich als die Abgeordneten des Preußischen Volkes zu erkennen geben. In solchen Mittagsaugenblicken denken die Theilnehmer der „Hoheit“ des Hauses freilich am wenigsten daran, Parade zu machen, ein weniger erhabenes, als rein menschliches Gefühl beherrscht sie, sie eilen an die Tables d'hôte unter die Linden und wo es sonst sein mag, ihren Appetit zu stillen. Das Herrenhaus trägt noch weniger dazu bei, der Leipziger Straße ein neues Merkmal zu geben. Dort unten nach dem Potsdamer Thore zu, wo die Straße mit ihrem prächtigen Kriegsministerium, ihrer Königlichen Porzellan-Manufactur, ihren Gesandten-Hotels und Krösus-Wohnungen schon einen aristokratisch kalten und grandiosen Styl annimmt, sieht man freilich alle Woche einige Male zwanzig, dreißig Equipagen vorfahren, aus denen durchlauchtige, erlauchte und sehr edle Herren, in Pelze gehüllt, oder auch wohl noch in leichterer Tracht, aussteigen, um durch eine anständige, aber sehr privatvergnügt drein schauende Hausthür sich auf einen Hof zu begeben, wo ihre Tribüne steht.

Auf dem Hofe liegen merkwürdiger Weise beide Häuser des preußischen Landtags, das eine oben, wo die Leipziger Straße in den Dönhofsplatz eintritt, das andere unten nahe dem Kriegsministerium. Man erblickt darin eine letzte Einwirkung der Erinnerungen an eine Zeit, wo die preußische Volksvertretung allerdings am offenen Platze tagte, in der Sing-Akademie im Schatten eines akademischen Haines, umgeben von peripatetischen Rehbergern unter dem Commando irgend eines modernen Cleon, dann im Schauspielhause auf dem Gensd'armenmarkte, von dem aus sich in ihre Debatten anmuthig und wohlüberlegt das Gebrüll der Massen vor den Thoren ihres Saales mischte.

Ein vielbewegtes Leben hat die preußische Tribüne allerdings ge-

führt. Vom weißen Saale zur Sing-Akademie, vom Schauspielhause nach der Kurstadt Brandenburg, dann auf die tiefen und geräumigen Höfe, welche aus den Tagen alter herrschaftlicher Hausanlage uns in Berlin noch geblieben sind. Eine Zeit lang bestand noch eine äußerliche Nachbarschaft zwischen beiden Häusern, aber als das erste, das mitten über den alten Stadtgraben Berlins gelagert war, abbrannte, zog man es vor, dort seinen Neubau nicht weiter zu versuchen.

Man kann nicht sagen, daß der bescheidene Eindruck, den der Gedanke einer Hofwohnung erweckt, durch den Anblick der Gebäude beider Häuser verwischt wird. Sie sehen weniger wie Häuser, als vielmehr wie — Kapellen einer Secte aus, einer tolerirten Secte. Und die Augen Vieler sehen auch gutmüthig und wohlwollend auf das Häuflein derer da drinnen herab, auf die komische parlamentarische Secte. Aber solch ein Sectengeist hat seine eigenen Augenblicke, er hat seine Siedepunkte und seine fanatischen Zenithe ....

Ueber Nacht scheinen die Parlamentswohnungen entstanden zu sein, die Bauten sehen überfrisch und übereilt aus, hier und da sogar noch Wände ohne Tünche, die kleinen und sauberen Treppen führen aus einem Winkel in den andern, die Commissionszimmer liegen wenigstens im Hause der Abgeordneten versteckt und im Dunkel wie die Logirzimmer in beschränkter Häuslichkeit auf dem Lande, auf den Tribünen beschleicht einen die Vermuthung, man säße in einer alten pensionirten Postkutsche, und in den letzten Monaten verband sich mit allem diesen Comfort eine Hitze im Hause, welche besonders demjenigen, der sich den Oeffnungen einer der Luftheizungs-Apparate näherte, ein zauberhaft ähnliches Bild des Samums der Wüste verschaffte. Man konnte sich dann hineinträumen, vollständig hineinträumen in die Sahara mit ihren Kameelen und ihrem Sande, ihrer erhabenen Leere und ihren seltenen Oasen ....

Der Saal des Hauses der Abgeordneten zeigt einfache, aber ansprechende Verhältnisse. Graurothe Wände, braune Holzbekleidungen, an den Sesseln hier und da rothe Deckenstücke, am Boden ein dicker Teppich, der den heimlichen Beruf hat, das Zerspringen der Glocke des Herrn Präsidenten zu hindern. Denn ohne Aufhören eilt und läuft man im Saale hin und her. Dort arbeitet eben ein eifriger Redner mit aller Kraft seiner Lungen, und — ist es Bosheit, ist es die blindmachende Macht der Gewohnheit? — mit tiefer Ruhe, die Hände in den Taschen, schlendert Herr So und So an ihm vorüber und begiebt sich in das Restaurationszimmer, um den Dampf einer Havannah einzuathmen. Wo giebt es einen Ort, der besser geeignet wäre, begeisterungslustige Jünglinge zu calmiren und die üppigen Ranken der Schulberedtsamkeit zu beschneiden? Kalt und sardonisch sieht hier die Wirklichkeit, die Massenhaftigkeit der Thatsache, die zähe Nüchternheit des Lebens dem Redner ins Gesicht, und eine Phrase, mit der Chatham zwei Welttheile von St. Stephen aus erschütterte, würde hier leicht

allgemeines Gelächter erregen. Die Species der dithyrambischen Redner gedeiht auf der preußischen Tribune nicht, sie zeigte einige roth-revolutionäre Blüthen, z. B. Kinkel, sie wucherte dann in Blätterfülle und Schwall aus (Graf Dyrhn), und dann neigte sie ihr Haupt und ward nicht mehr gesehen.

Wer die Aufmerksamkeit des Hauses der Abgeordneten erregen will, muß ein Fachmann von Bedeutung in der bestimmten Frage, um die es sich eben handelt, sein, oder witzig oder grob oder ein komischer Herr. Im letzteren Falle genügen indeß dem hohen Hause schon einige kräftig angeschlagene Präludial-Accorde, dann begräbt ein heiteres und undurchdringliches Geräusch, das eine unnachahmliche Mischung von Husten, Fußbewegungen, Lachen, Murmeln und Plaudern ist, hier und da auch durch einiges Klappern der kleinen bewegbaren Pulte vor den Sitzen unterbrochen und verstärkt wird, den verehrten Erheiterer und seine schöne Ansprache. Leider aber fürchtet man im lieben Deutschland das Sichlächerlichmachen gar zu sehr, es gedeihen daher auch im Parlamente die Würdenträger des Komus nicht. Wie anders ist das im lustigen Altengland! Solch ein sehr ehrenwerther Gentleman, über den Alles lacht, schon wenn er seine Figur nur zeigt und der wo möglich durch Gesichterschneiden die bestechende Außenseite seiner Natur noch zu heben versucht, hält dort seine Rede Satz für Satz, und die über ihn lachenden M. P. kommen ihm unendlich viel lächerlicher vor, als er ihnen vorzukommen scheint. Er bleibt ganz auf der Höhe seines Bewußtseins, während bei uns dem geehrten Redner schon alle Lust und Liebe zur Sache schwindet, sobald man sich z. B. erlaubt, seine „große Bekanntschaft mit den bedeutendsten Handelsfirmen“ und seinen vollen schönen Stimmanschlag mit Freude zu bemerken.

Viel besser kommen die groben und die witzigen Herren im Hause fort, und auch noch eine zwischen inne liegende Klasse derselben, der wir den Beinamen der allezeit sittlich entrüsteten beilegen, hat in gewissen Fällen mehr Glück, als — Verstand. In den meisten Fällen vereinigt sich indessen die sittliche Hoheit mit platter Grobheit zu einer elementarischen Gestalt, und wir haben Reden des Herrn Appellationsgerichts-Präsidenten Wentzel gehört, welche in dieser Beziehung durchaus keinen Wunsch übrig ließen. Erst längere Uebung, wie sie auch nur unter besonders günstigen Verhältnissen, z. B. in der Abwechselung zwischen pietistischen Theetischen und zwischen staatsanwaltlichen Freiheitsereifrungen und dann wieder zwischen dem Kreise fröhlicher Genossen erworben werden kann, befähigen zu diesem Doppelritt, dessen Belohnung, auf der einen Seite ein gewohnheitsmäßiges Bravo, auf der Rechten Zischen und Fröhlichsein, den Anstrengungen allerdings nicht entspricht, welche solch eine Bravourpartie erfordert. Der Witz erscheint neben diesen robusten Entrüstungsherren im Hause der Abgeordneten wie ein schmächtiger, wenn auch feiner Knabe. Er hat keine rechte Stätte in einem Hause, wo so oft verzweifelt ernste Schlachten geschlagen wer-

den, wo der Schweiß von den Stirnen fließt, Zorn in die Augen tritt und gar Seufzer aus mancher Brust kommen. Zu Zeiten mischt sich in die feine urbane Redeart des Herrn von Gerlach ein leuchtender Strahl, der aus dem Köcher jenes wunderbaren Knaben kam, und es fühlt dann Freund und Feind sich wohlthätig frisch von einem Geiste berührt, der — und so ist es bei allem echten Witze — den sicheren Boden seiner höheren Heimath darum noch lange nicht aufgiebt, weil er genöthigt ist, sich einen Augenblick um diese oder jene niedere Angelegenheit zu kümmern. Im echten Witz wohnt neben hoher Gelassenheit feiner, nie verletzender Stolz und die Unabhängigkeit eines adligen Gemüthes. Die ganze Figur des Herrn von Gerlach, stark, fest in sich gegründet, der Kopf auf einen kurzen Nacken zurückgelehnt, die Haltung leicht, die Bewegung kurz, aber verbindlich, das Antlitz scharf, napoleonisch keck in Nase und Kinn, geschnitten, gehört zu den Wirkungen dieses und jenes seiner flüchtigen, oft äußerst scharfen, aber durch den Charakter ihres Redners geschützten Worte. Herr von Vincke war in seiner jetzt unterbrochenen parlamentarischen Wirksamkeit das ganze Gegentheil von Herrn von Gerlach. Er war gewandt im Wortspiel, bissig, von wunderbarer Leichtigkeit in der Combination, er war gefährlich, weil er den Gegner rasch und scharf übersah, er war vielleicht auch witzig, aber man kam nicht zum Genuß seines Witzes, denn seine Unruhe tödtete den Witz schon zwischen seinen Lippen. Er konnte darum nur bittere Späße machen und auch diese wurden oft nicht ganz gewürdigt, weil der Redner, wenn er sie gemacht, förmlich den Beifall und das Gelächter einforderte. Auch Herr Reichensperger ist ein Mann, der Heiterkeit zu erzeugen versteht. Er hat eine feste Manier zu sprechen. Mit singender, monotoner Stimme beginnt er, auch im Tone ein treuer Sohn der mittel-rheinischen Heimath, dann neigt sich sein mit schwarzem Haar umgebenes, südliches, scharf gezeichnetes Gesicht, das in die Kapuze gehüllt, einen schönen spanischen Mönchskopf abgeben würde, nach vorwärts, er drückt sich ein wenig nach vorn, er scheint böse werden zu wollen und wird dann auch scharf, aber etwa in folgender Form: „für alle anderen Provinzen thut man viel, meine Herren, aber was man für die Rheinlande thut, weiß ich wirklich nicht“ — hier hebt der Redner etwa einen Finger in die Höhe und fährt mit studirter Langsamkeit, jedenfalls mit überlegter Methode fort — „es müßte denn sein, daß man in ihnen den größten Theil der geheimen (Polizei- und Preßüberwachungs-) Fonds ausgiebt“ ... Das Haus lacht, weil Reichensperger es auf künstliche Weise darüber im Dunkel gelassen hat, womit er denn eigentlich schließen wollte und weil nun etwas ganz anderes kam, als irgend einer erwartet hatte. In den Eloquenzlectionen der Jesuitenschulen wird dies Kunststückchen für ein Billiges beigebracht.

Eine Fortsetzung dieser „Bilder“ schicke ich Ihnen, wenn Sie wollen, über acht Tage. Unus e multis.

G. A. Bürger.

Gottfried August Bürger. Sein Leben und seine Dichtungen von Dr Heinrich Pröhle. Leipzig 1856.

Bürger, der zuerst in deutscher Poesie wieder den volksthümlichen Ton anschlug, und seinen Versen Blut und Leben einzuflößen wußte, hat auch neben den größeren Gestirnen, welche ihm gefolgt sind, für alle Zeit eine Bedeutung behalten. Mit Recht lenkt sich darum die literarische Forschung jetzt, da es noch eben Zeit ist, auf die genauere Ermittelung der Verhältnisse hin, unter denen seine Werke entstanden sind. Bei einem lyrischen Dichter findet ohnedies ein größerer Zusammenhang zwischen seinen Werken und seinem Leben statt, so daß dies von jenen nicht zu trennen ist; Bürger's Leben ist nun aber von der Art, daß es unsere volle Theilnahme in Anspruch nehmen müßte, selbst wenn er dieselbe nicht schon um seiner Leistungen willen besäße. Es steht da mit hellen Lichtern, aber noch mit ungleich tieferm Schatten, es ist nicht frei von Schuld, aber es erliegt einer noch größern Last von Leiden. Die Entsittlichung des Zeitalters findet hier einen starken Ausdruck, der nicht allein auf die Persönlichkeit zu rechnen ist, wie es denn auch den Zeitgenossen nicht zur Ehre gereichen kann, daß ein verdienter Mann, dem überdies die vollste Anerkennung in weitesten Kreisen nicht fehlte, dennoch in einer Universitätsstadt und vor Aller Augen am gebrochenen Herzen und nicht viel anders als Hungers sterben konnte! Zur Beleuchtung dieses Dichterlebens ist nun durch das vorliegende Buch in der That ein Wesentliches geschehen. Der Verfasser war durch die Umstände eigenthümlich begünstigt und berufen für seine Aufgabe, und er hat es an umsichtsvollem Fleiß in der Aufsuchung von Nachrichten und Documenten nicht fehlen lassen.

Das Buch gliedert sich in zwei Partieen, von denen die erste das Leben behandelt, die andere aber den Werken sich zuwendet, beide von sehr verschiedenartigem Interesse, aber mit gleicher Sorgsamkeit und Liebe ausgeführt. Das Leben erhält in vielen Punkten nähere und genauere Bestimmungen, Lücken werden ausgefüllt, Vieles erhält eine helle Beleuchtung, und das Ganze tritt uns erst im Zusammenhange mit Klarheit entgegen. Gleich das Geburtsjahr ändert sich, Bürger ist nach dem Kirchenbuch um ein Jahr älter, als er sich machte, wahrscheinlich in einer sehr unschuldigen Eitelkeit, die also auch bei Männern, aber nur bei Dichtern, vorkommt. Nicht minder ist der Ort seiner Geburt zu berichtigen, wenigstens in der Schreibart: Molmerswende, nicht Wolmerswende. Auch die Jugendgeschichte, und namentlich die Studienzeit, erhält interessante Bereicherungen. Wir sehen Bürger zu Halle, mit der Stiftung einer Verbindung beschäftigt, welche gegenüber dem wilden Treiben der Landsmannschaften auf einer mehr sittlichen Basis eine

akademische Geselligkeit gründen will, und namentlich die Beseitigung des Zweikampfs durch Ehrengerichte im Auge hat, dafür aber durch strenges Gebot vom Rector und Senat in ihrem Entstehen unterdrückt wird. Es ist dem Verfasser zu danken, daß er die Statuten dieser für die Sittengeschichte gewiß bemerkenswerthen Bestrebungen uns mitgetheilt hat. Dagegen ist es einer der akademischen Lehrer, der aus seinem Streit mit Lessing nicht eben vortheilhaft bekannte Klotz, welcher den Jüngling zum Studium der Alten ermuntert, sein poetisches Talent anregt, leider aber auch zugleich durch Anschauung und Beispiel demselben jene massiv sinnliche Richtung giebt, von welcher der Dichter sich später nie ganz frei machen konnte und die, so oft sein guter Genius ihn verließ, um so verletzender hervortrat.

Bürger war, wie bekannt, mit drei Frauen verheirathet. Die nähere Geschichte ist ein Roman von so eigenthümlicher, trauriger und erschütternder Art, wie schwerlich ein Romanschreiber ihn hätte erfinden können, höchst bezeichnend übrigens für den Charakter des Jahrhunderts, auf den er einen breiten Schatten wirft. Es fehlt darüber nicht an genauer Aufklärung, namentlich durch Bürger's eigene Geständnisse. Hier nun findet man nicht nur alles in Ausführlichkeit beisammen, sondern das bisherige Material ist auch durch manche schätzbare Notiz vermehrt. Um diejenigen unserer Leser, denen diese Verhältnisse vielleicht nicht sogleich erinnerlich sein sollten, nicht allzu sehr zu spannen, setzen wir aus einem Briefe Bürgers nur das Folgende hierher: „Ich habe zwei Schwestern zu Weibern gehabt. Auf eine sonderbare Art, zu weitläufig hier zu erzählen, kam ich dazu, die erste zu heirathen, ohne sie zu lieben. Ja, schon als ich mit ihr vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendsten Leidenschaft für die zweite, die damals noch ein Kind und kaum vierzehn bis funfzehn Jahr alt war, in meinem Herzen. Ich fühlte das wohl; allein aus ziemlicher Unbekanntschaft mit mir selbst hielt ich es, ob ich mir's gleich nicht ganz abläugnen konnte, höchstens für einen kleinen Fieberanfall, der sich bald geben würde. Hätte ich nur einen halben Blick in die grausame Zukunft thun können, so wäre es Pflicht gewesen, selbst vor dem Altare vor dem Segensspruche noch zurückzutreten. Mein Fieber legte sich nicht, sondern wurde durch eine Reihe von fast zehn Jahren immer heftiger, immer unauslöschlicher." — Solche Zustände werden, so wenig sie auch vor dem Richterstuhl der Moral und Vernunft bestehen können, leider nur allzu erklärlich in der Periode des Genielebens, wo „die schönen Leidenschaften" ihre eigene Berechtigung in Anspruch nahmen und das, was in der Praxis nicht eben zur Seltenheit gehörte, später in Goethe's Wahlverwandtschaften seine theoretische Erörterung fand, wie es sogar in die Gesetzgebung der Zeit übergegangen und von dieser gefördert worden!

Als Bürger's erste Gattin dem Gram erlag, war es ihm mög-

lich, sich mit der Schwester zu verbinden; auch sie wurde ihm bald durch den Tod entrissen. Es entspann sich später ein neuer Roman, der in ganz anderer Weise dem Dichterleben verhängnißvoll wurde. Sein harmloses Gedicht auf die Weiber von Weinsberg lenkte eine kecke Abenteuerin auf ihn hin. Bürger's Endbekenntniß lautet dahin: „Millionen Männer sind zwar schon in der Welt durch Weiber angeführt worden, aber keiner schändlicher als ich, und dies trotz aller Vorsicht und Rechtschaffenheit, womit ich von Anfang dieses Romans bis zu Ende zu Werke gegangen bin. Gottlob, ich bin seit dem März dieses Jahres von dieser, gegen die alle andern Susannen sind, durch Urtheil und Recht geschieden." So endete ein Verhältniß, das der Dichter geknüpft hatte, durch den Richter, es hatte romantisch mit Versen begonnen und es endete prosaisch mit einem scheidenden Urtheilsspruch.

Dank wissen wird man insonderheit dem Verfasser für die Auffindung und Mittheilung der Documente, welche die bisher wenig bekannte Annäherung Bürger's an König Friedrich II. betreffen; auch sie sind für die Personen, wie für die Zeit, in hohem Grade bedeutsam. Bürger suchte eine Anstellung im Preußischen, nachdem ihm sein Posten als Justizamtmann im Hannöverschen, wohl nicht ganz ohne seine Schuld, unerträglich geworden war. Bürger erscheint dabei sehr bescheiden und legt keinen Ton auf seinen dichterischen Namen, wiewohl er nicht versäumt, desselben zu erwähnen. Zur Beantwortung kam das Schreiben in den gewöhnlichen bureaukratischen Geschäftsgang und damit war sein Schicksal allein schon entschieden. Bemerkenswerth erscheint, daß der Justizminister v. Carmer bei dieser Gelegenheit ungleich mehr Theilnahme für den Dichter beweist, als der Obercurator der Universitäten, welcher fürchtet, Bürger könnte doch in den Jünglingen Neigung für die in allen Fällen höchst gefährliche Poesie erwecken. Wenn man sich unter Poesie damals hauptsächlich Wielandische Poesie dachte, so mag diese Auffassung des biedern Mannes, welcher die Dichtkunst ungefähr der Pest gleich stellt, nicht so auffallend und verkehrt sein, als sie uns jetzt vielleicht erscheint.

Aber Bürger, dessen poetische Ader ohnedies schon erschöpft war, hatte es wirklich auf eine prosaische Thätigkeit abgesehen. Er wandte sich nunmehr als Docent nach Göttingen, entwickelte hier unter durchaus ungünstigen Umständen den strengsten Fleiß, an dem es ihm übrigens niemals gefehlt hat. Er versuchte Verschiedenes zu dociren, er war zu Allem willig, sogar als man ihm anrieth, Kant'sche Philosophie zu lehren, eben weil man sie gar nicht begünstigen wollte. Bürger lernte in späten Jahren, bei seiner immer mehr zusammenbrechenden Gesundheit, sogar noch eine fremde Sprache, die schwedische, um durch Uebersetzerarbeit sein Leben fristen zu können, er, der deutsche Originaldichter! Dazu kommt, daß seine Collegen und selbst Freunde an der Universität Göttingen auch einen schlechten Einfluß auf den Geschmack der letzten

Periode des Dichters ausübten, indem sie gerade an so grober Art, wie z. B. die Frau Schnips, noch ganz besonders einen Gefallen fanden. Wenn dies der Geschmack der ersten Vertreter deutscher Bildung war, so wird man stark erinnert, Manches, was uns in Bürger'scher Poesie als roh erscheint, möchte eben zum großen Theil nur ein der Zeit und der Popularität gebrachtes Opfer sein.

Wahrhaft rührend und in mancher Beziehung niederschlagend ist, was wir von Bürger's Schicksal selbst nach seinem Tode, nämlich von seiner Grabstätte, erfahren. Das Begräbniß des Mannes, den die Nation liebte, war in Göttingen ein so wenig feierliches gewesen, nur der Buchhändler Dietrich folgte dem ärmlichen Leichenwagen, seinem Grabe war so gar keine Auszeichnung, oder auch nur Bezeichnung zu Theil geworden, daß es nach zwei Geschlechtern ganz unbekannt sein konnte. Als Otto Müller das Leben Bürger's zum Gegenstand eines Romans gemacht hatte, wurden einige Studirende in Göttingen dadurch veranlaßt, das Grab des deutschen Dichters aufzusuchen, was nur mit Mühe gelang. Ein alter Todtengräber hatte eine unbestimmte Kunde, welche sich auf die Autorität eines Schneiders stützte, der die Bestattung gesehen hatte und erzählte, der einzige Geleiter, Dietrich, habe eine Akazie auf die Ruhestätte gepflanzt. Sie grünte noch und war gewachsen, wie der Ruhm des Dichters; an ihr konnte das Grab erkannt werden. Aber ein neuer Unstern ging auf: man wollte Bürger ein Denkmal setzen, es kam nicht zu Stande, und nur die Akazie, welche man auf dem schon erworbenen Platz wohl vor Allem hätte erhalten sollen, wurde gefällt!

Das Buch bietet manches Treffliche über den Zusammenhang des Lebens mit den Werken. Seine zweite Abtheilung, welche den Gedichten eingehende Betrachtung widmet, verfolgt den Ursprung der behandelten Stoffe und verbreitet sich über Bürger's Muster. Auch die Veränderungen werden beleuchtet, denen der Dichter bei fortschreitender Kunst seine Gedichte unterwarf, nicht in allen Fällen zu ihrem Vortheil. Dagegen ersehen wir, mit welcher Discretion Bürger in seinen erotischen Gedichten bei ihrer ersten Publication verfuhr, während er nach und nach die wahren Verhältnisse und persönlichen Beziehungen mehr hervortreten ließ. Auch von denjenigen Werken, welche nicht unter Bürger's Namen hervortraten, ist die Rede. Interessant ist hier besonders eine Xeniensammlung im Musen-Almanach, deren Verfasser sich „Menschenschreck" nannte; Bürger selbst war es, und zwar in Gemeinschaft mit seinem Verleger Dietrich. Der Verfasser vermuthet gewiß nicht unrecht, es sei dies das Vorbild des in größerem Maßstabe und mit besseren Kräften von Goethe und Schiller in Gemeinschaft unternommenen Xenienkampfes, welcher ganz Deutschland in Aufruhr brachte, dem Schiller'schen Musen-Almanach von **1797** drei Auflagen verschaffte und mehr als alle anderen Leistungen sämmtliche Kreise der Gesellschaft für und wider sie interessirte. Mögen diese Andeutungen über den eigentlich literarischen

Theil des Buches genügen, die Freunde deutscher Literatur auf das fleißige und gehaltvolle Buch, das mit sparsamer Benutzung des Raums übrigens nur 184 Seiten beträgt und ein Register enthält, auch unsererseits aufmerksam zu machen.

Ein fürstlicher Jesuit.

Zu Mainz bei Kirchheim in der großen römisch-katholischen Buchhandlung sind vor Kurzem „Gedichte des Paters Georg von Waldburg-Zeil, Priesters der Gesellschaft Jesu,“ erschienen. Hübsche Verse. Aber dies ist es nicht, was dem Buche sein Interesse giebt, sondern der Mann, der diese Verse schrieb. Entsprossen einem uralten süddeutschen Geschlechte, die Fürstenkrone ob seinem Wappen, wandte er sich aus der Jesuitenschule zu Freiburg im Uechtlande, wo er erzogen, nach Rom und kehrte als Jesuit 1848 nach Schwaben, seiner Heimath, zurück. Ein neuer Bauernkrieg, ähnlich dem, den sein Ahnherr, Georg Truchseß zu Waldburg, vor drei Jahrhunderten so blutig niederwarf, ist zu dieser Zeit an denselben Stätten im Gange. Der junge Fürstensohn spricht, auf seines Ahnen That zurückblickend:

„Ich kann nicht zieh'n in blut'gen Streit,
Hab' keine Waffe mehr;
Längst hängt im Gotteshaus geweiht
Mein Ritterkreuz und Speer.
Doch will ich sein des Ahnen werth
In sturmbewegter Zeit,
Bekämpfen will ich ohne Schwert
Des Volkes Lüsternheit.
Ich sprach's und folgte einer Schaar,
Die keine Waffe trägt.“

So tritt er in die Armee der Jesuiten und wandert fortan predigend von Kirche zu Kirche, von Mission zu Mission, tritt in die niedrigste Hütte und zieht während der bösen Hungerszeit von 1852 lehrend und tröstend durch das blutarme, rauhe Rhöngebirge.

Wir geben es zu, daß eine Gestalt wie diese imponirend ist, imponirend selbst für den Irreligiösesten und andererseits auch für den größten Feind der Jesuiten sein muß. Der Mann wird den Mann, wo er ihn auch treffe, zu achten und zu ehren wissen.

Der Fürst Georg, der heutige Jesuiten-Pater, steht mit dieser seiner asketisch-resignirten Haltung heut nicht allein. Neben ihm erblicken wir das Brüderpaar der Freiherren v. Ketteler, deren Einer barfuß, die Kapuzinerkutte auf dem bloßen Leibe, vor Jahren rheinauf rheinab zog, in Schnee und Regen seine Predigten hielt und endlich unter der Last der Strapazen und unter dem verzehrenden Feuer seiner Seele zusammenbrach, deren Anderer heut mit mittelalterlichem Aplomb das Erzbisthum von Mainz regiert und um sich Neophyten und Convertiten zu einer kühnen Offensive gegen das protestantische Deutschland zu sammeln versucht. Und nicht als isolirte Erscheinungen treten diese Waldburg und Ketteler aus dem alten Adel Deutschlands in den Dienst einer Macht, die auf den ersten flüchtigen Blick in einer Zeit allgemeinster Auflösung allein noch die Festigkeit ihrer Gliederung erhalten zu haben und in der die Idee

der Autorität ihren ausschließlichen Sitz genommen zu haben scheint. Ein geistreicher Katholik, wie Freiherr v. Schreckenstein zu Tübingen, dessen Buch über das deutsche Patriciat wir vor einiger Zeit unseren Lesern empfehlen konnten, gesteht nicht undeutlich in der Vorrede zu diesem Werke, daß aller Conservatismus und aller Kampf für altes gutes Recht nur im Anschlusse an die katholische Kirche gedeihen könne, und die Bücher, in denen eine Gräfin Hahn-Hahn und ein Franz von Florencourt ihren Uebertritt zur römischen Kirche erklärten, führen dasselbe Thema glücklicher oder unglücklicher aus.

So stellt sich uns in der Reihe dieser Erscheinungen eine Standesneigung und Standesrichtung dar, welche freilich nur in selteneren Fällen mit jenem extremsten Schritte eines Abschwörens der Religion der Väter, der von den Vätern theuer und unter Opfern gewahrten Religion, schließen wird, die aber ganz allgemein — besonders in dem nichtpreußischen Deutschland — als ein tiefer Mißmuth, als eine trappistische Resignation und somit als die gefährlichste Krankheit auf dem Gebiete des politischen und socialen Lebens auftritt.

Als bestes äußeres Heilmittel dagegen empfiehlt sich eine rege Betheiligung am öffentlichen Leben in Gemeinde und Kreis oder Amtsbezirk, in den Ständeversammlungen, und vor Allem auch eine ernstere Beschäftigung mit dem deutschen Geistesleben, das in Wissenschaft und Kunst, in seinen religiösen und politischen und socialen Arbeiten leider bisher noch immer viel zu sehr der eigentlichen Gelehrtenkaste überlassen geblieben ist.

Nichts ist mehr geeignet, als solch eine Thätigkeit des Adels, seinen Unmuth und den bitteren Trotz zu brechen, in dem er sich oft gefällt und den er in gutem Glauben oft für die letzte Würde des Mannes hält, während derselbe meist doch nichts ist, als ein mehr oder weniger theatralisches Hand-im-Schooße, und selbst im besten Falle, wie bei dem Fürsten Waldburg-Zeil, ziellose Opferhast gebärt, denn, wie er in seinen Gedichten sagt, ging er darum zu den Jesuiten, weil er sie so sehr gehaßt und verachtet sah.

Aber so imponirend für gewisse Augenblicke dem Mannesherzen der Gedanke sein wird, einer Welt und einer Weltordnung, die ihm unsäglich jämmerlich vorkommt, entschlossen ewige Fehde zu schwören, ihr immer von Neuem den Fehdehandschuh hinzuwerfen, gegen sie immer von Neuem den Degen zu ziehen, so muß doch der Verlauf der Sache und eine innere ernste Prüfung von der Gewißheit zweier Dinge überzeugen:

Erstens ist es keine dem Menschenwesen entsprechende Aufgabe, nur nach Außen zu kämpfen. In solch einem Verlangen würde sich ein unbändiger Stolz und eine diabolische Selbstgenugsamkeit enthüllen; im Gegentheil wird grade ein Mann, der es sich angelegen sein läßt, das Laster und den Irrthum der Zeit zu erspähen und zu bekämpfen, bald finden, daß er viel Kraft auch zu dem Kampfe nach Innen, zur Besserung und Zucht seiner selbst bedarf, und dann

Zweitens wird er sogleich finden, wie innig er trotz seiner Abneigung gegen die heutige Weltordnung in seinem innersten Leben, Denken und Thun mit dieser Zeit zusammenhängt, wie grade die Schäden, Schwächen, Irrthümer und Sünden dieser Zeit auch die seinigen sind, wie endlich eben diese seine unwirsche Isolirtheit von der Zeit selbst eine der Hauptkrankheiten dieser weltgeschichtlichen Epoche ist, welche so lange jeden Sinn für den Volksorganismus und seine Unterabtheilungen verloren und sich in eine Masse von Egoismen, von feineren und gröberen Egoismen aufgelöst hat.

Der Graf oder Fürst, der aus seinem Wappen die Erinnerung an die Blut- und Feuertaufe, welche die Reformation demselben gab, zu verwischen im Stande ist und vor einen katholischen Altar tritt und mit seinem Profiteor zehn Menschenalter seines edlen Geschlechtes für Ketzer und Verlorne erklärt und dann, die Hände stolz und mürrisch über die Brust gekreuzt, weiter durch das Leben geht, ist in diesem entsetzlich waghalsigen Unternehmen, — so rein und uneigennützig, ja aufopfernd seine That nach ihren nächsten Beziehungen sein mag, — doch nur ein Pendant zu dem Gutsherrn, der mit dem Erbe der Väter schachert und den Grundstock desselben zerstückelt, zu dem Egoisten im Comtoir und zu den tausend übrigen Gestaltungen eines heimathlosen, pflichtvergessenen Liberalismus.

In den meisten Fällen wird aber das eigentliche Seelenunglück bei diesen edlen unzufriedenen Naturen erst nach dem Uebertritt beginnen. Sie träumten von einer Wanderung „von Babylon nach Jerusalem", aber in der Wüste sterben sie.

[Die Memoiren des Marschall Marmont], Herzogs von Ragusa, erscheinen gegenwärtig auch in einer deutschen Uebersetzung, welche wir, nach dem ersten Hefte des ersten Bandes zu urtheilen, den Lesern nur empfehlen können. Der Uebersetzer ist ein junger zu Potsdam lebender Gelehrter, welcher große und ausgebreitete Kenntnisse der neuern Sprachen besitzt und durch eine Reihe von Vorträgen über französische Literatur in seiner Stadt kürzlich Aufmerksamkeit erregt hat. Er heißt C. Goldbeck. Die Uebersetzung, auf die wir, sobald sie uns ganz vorliegt, ausführlicher zurückkommen werden, erscheint im Verlage von A. Stein (Riegel'sche Buchhandlung) zu Potsdam. Das Werk selbst nimmt bekanntlich ein außerordentliches Interesse in Anspruch, denn es giebt zu dem langen Zeitraum von Bonaparte bis in die neueste Zeit die lebendigsten Commentare.

Johanniter-Orden.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht:
den General-Major und Commandeur der 10. Cavallerie-Brigade
von Schenkendorff,
nach Prüfung desselben durch das Capitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters Prinzen Carl von Preußen Königliche Hoheit zum Ehrenritter des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Nekrolog.

Der Rechtsritter Freiherr von Krafft.

Am 4. Januar dieses Jahres starb zu Dietrichswalde bei Bartenstein der Königl. General-Lieutenant a. D. Carl Lebrecht Freiherr von Krafft, einst ein tapferer Kriegsheld, in seinem Alter und in der Zurückgezogenheit ein milder Herr seiner Untergebenen und ein Wohlthäter der Armuth.

Er ward geboren am 19. Januar 1784 zu Krafftshagen bei Bartenstein auf

dem Gute seines Vaters, des General-Landschafts-Directors der Ostpreußischen Landschaft. Im Jahre 1795 trat er bei dem damaligen schwarzen Husaren-Regiment als Junker ein, wurde 1798 Cornet in demselben Regiment, besuchte die Kriegsschule zu Königsberg in den nächstfolgenden drei Jahren, heirathete 1805 die Tochter des General-Lieutenants G. D. von der Groeben, Ritters des Ordens pour le mérite, zog dann in den unglücklichen Krieg von 1806 und 1807 als Offizier desselben Regimentes, das auch in trübster Zeit den Ruhm Preußischer Tapferkeit zu wahren wußte und in der Schlacht von Heilsberg glänzende Proben seines Muthes ablegte. In dieser Schlacht wurde ihm durch des Höchstseligen Königs Majestät der Orden pour le mérite verliehen. Der zu Schwedt lebende General-Lieutenant z. D. v. Cosel erwarb bei derselben Gelegenheit diese große Auszeichnung.

Bei der nachmaligen Theilung des schwarzen Husaren-Regiments traf v. Krafft das Loos, dem 2. schwarzen Husaren-Regiment (genannt 2. Leib-Husaren-Regiment) zugetheilt zu werden. Im April 1813, beim Durchmarsch durch Berlin, erhielt er eine Escadron, nach der Schlacht von Gr.-Görschen und Bautzen wurde er durch die Gnade des Höchstseligen Königs Majestät am 25. März 1813 zum Major ernannt; und da der Regiments-Commandeur geblieben, der Major und alle älteren Offiziere des Regiments verwundet waren, so beauftragte der commandirende General Graf York von Wartenburg den jungen Major mit der Führung des Regiments, in welcher Eigenschaft er verblieb, bis im Waffenstillstande der Oberst v. Stössel das Commando des Regiments übernahm.

Ohne Unterbrechung machte er nun bis zum Friedensschlusse 1814 die glorreiche Campagne in dem v. York'schen Corps unter den Augen des commandirenden Generals mit.

Im Jahre 1817 wurde er zum Commandeur des 1. Leib-Husaren-Regiments ernannt, das er 13 Jahre zu commandiren die Ehre hatte. Im Jahre 1830 gab Se. Majestät der König ihm die Cavallerie-Brigade zu Münster, von wo ihn des Höchstseligen Königs Majestät auf seine Bitte 1831 in gleicher Eigenschaft nach Königsberg i. Pr. versetzte.

Im Jahre 1840 bat er um seine Entlassung, da die Nachwirkungen der vielen Strapazen des Krieges sich bei ihm immer nachdrücklicher fühlbar machten.

General-Lieutenant Freiherr v. Krafft hat während einer 45jährigen Dienstzeit stets das Vorbild eines rechten edelen Soldaten abgegeben. Muthig und kühn, wie es einem Husaren ziemt, hat er Thaten vollführt, welche ihm nicht bloß die höchsten Auszeichnungen, welche im Heere der Tapferkeit zu Theil werden können, erhalten, sondern auch in der Armee und zunächst in den Annalen der Preußischen Reiterei einen unvergeßlichen Namen hinterlassen. Dem Orden pour le mérite folgte am 28. September 1813 das eiserne Kreuz 2. Klasse für die von ihm im Gefechte von Löwenberg bewiesene Bravour, ferner am 31. Mai 1815 das eiserne Kreuz 1. Klasse für die Kühnheit, mit der er sich in der Schlacht bei Laon (9. März 1814) an der Spitze der 1. Escadron des 2. Leib-Husaren-Regiments auf feindliche Cavallerie stürzte und eine Anzahl von Kanonen erbeutete.

Als ein Zeichen besonderer Anerkennung verlieh ihm 1834 des Hochseligen Königs Majestät den Rothen Adler-Orden 2. Klasse.

Ritter des Johanniter-Ordens wurde der tapfere Edelmann im Jahre 1812. Nach der Wiederaufrichtung der Balley Brandenburg schloß er sich der Preußischen Provinzial-Genossenschaft an. Am 25. Juni 1854 erlangte er, ebenso wie sein ihm am 27. Juli 1855 in die Ewigkeit vorangegangener älterer Bruder, der General-Lieutenant Freiherr v. Krafft auf Krafftshagen, durch Ritterschlag und Investitur die Würde als Rechtsritter des Johanniter-Ordens.

Wappen-Sagen.

von Lüdinghausen, genannt Wolff

Bei Münster, an der Stever, da liegt ein festes Haus,
Das theilt' an's Stift zu Werden schon Carl der Große aus,
Und edle Sachsen nahmen's vom Gotteshaus zu Lehn,
Denn Christi Kirche sollte im Schutz der Veste stehn.

Als nun der erste Bischof von Münster, Ludger,*) starb
Und für die Bischofsmütze den Heil'genschein erwarb,
Da brachten sie die Leiche nach Werden an der Ruhr,
Und als beim festen Hause der Sarg vorüber fuhr,
Da schlugen ganz von selber die Glocken drinnen an
Zum letzten Scheidegruße dem theuren Gottesmann;
Drob nannten sie die Veste fortan ein „läutend Haus",
Es wurde Lüdinghausen im Mund des Volkes draus;
von Lüdinghausen hießen die edeln Herren bald,
Die auf der Veste saßen im Münsterlande alt;
Und eine Glocke führten sie in dem Wappenschild,
Durch manch' Jahrhundert läutet fromm das Gedächtnißbild.
von Lüdinghausen nannte sich lang der ganze Stamm,
Bis von der Arrem Tochter ein zweiter Name kam.
Der Arrem Güter brachte an's Lüdinghaus die Frau,
Dazu drei rothe Balken und ihren Leuen blau;
Solch Wappen sollte führen ihr zweiter Sprosse frei,
Auf daß der Arrem Name nicht ganz verloren sei.
Doch eh' die edle Fraue des zweiten Sohn's genas,
Ward sie des Todes Beute, der sie sich jung erlas.
Die weisen Frauen nahmen die Frucht vom todten Weib
Und thaten einem Schafe sie in den warmen Leib,
Fünf Schafe täglich brauchten sie für das junge Kind,
Das einst der Arrem Wappen und Erbe sich gewinnt.
Vom ersten Fasten-Samstag bis zum Gründonnerstag
Das Kindlein ohne Leben im Bauch von Schafen lag;
Seit vierzig langen Tagen war schon die Mutter todt,
Bevor ihr Kindlein grüßte das erste Morgenroth.
Dieweil so viele Schafe verzehrt kein Wolf im Land,
Ward Bernd, der Wulff, der Erbe der Arrem zubenannt.
Der ward ein kühner Krieger, studirte zu Paris,
Am heil'gen Grab zum Ritter er sich dann weihen ließ;
An alle Lüdinghausen von Bernd, des Wulffen, Stamm
Der Name Wolff als Erbe und Arrem's Wappen kam.
Sie zogen weit nach Osten, in Curland blüht ihr Haus,
Das sandte auch für Preußen manch' tapfern Krieger aus,
Sie heißen Wolff**) noch alle und bei der Glocke Bild
Dräut Arrem's blauer Löwe noch heut im Freiherrnschild.

*) a. d. 809.

**) Es ist für unsere Leser die Notiz vielleicht interessant, daß der Kaiserliche Beichtvater zu Wien Pater Friedrich Wolff, welcher den sogenannten Kronenvertrag, durch den der Kaiser die Preußische Königswürde anerkannte, endlich durchsetzte, ein Freiherr von Lüdinghausen war.

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Die Opposition auf der Rechten.

Wie die Kinder der Römer mit dem „Hannibal ante portas" und der Nachwuchs des beschränkten Unterthanen-Verstandes mit dem schwarzen Mann, so sind die größeren Mitglieder des preußischen Volkes seit Wochen mit dem Schreckbilde der Revolution und der abschreckenden Gestalt der Opposition fein säuberlich zur Ruhe gebracht, und noch immer hat man sich selbst in einsichtigeren Kreisen nicht ganz wieder von dem Schrecken erholt, einen Theil der Rechten in den Steuerfragen im Einklange mit der Linken votiren zu sehen. Allerdings bis dahin ein ungewohntes Schauspiel auf preußischen Landtagen, ungewöhnlicher, als die nicht selten wahrgenommene Harmonie der Linken und des Gouvernements, doch zum Glück noch zeitig genug eingetreten, um nicht jede Selbstständigkeit und dadurch bedingte Bedeutung der Rechten in der allgemeinen Apathie und einem fast als Glaubens-Artikel behandelten Gouvernementalismus untergehen zu sehen.

Unzweifelhaft dürfen die Männer, welche in dem Hause der Abgeordneten die Opposition der Rechten geführt, ohne Selbstüberhebung sich rühmen, daß nur Wenige auf den Bänken der Rechten zu finden sind, welche mit Fug den Anspruch erheben, den Geist und Ausdruck ihrer Politik einer Correctur zu unterwerfen. Sie standen schon fest auf ihrem seit jenen Tagen treu behaupteten Posten, als noch so Mancher, der heute den ministeriellen Passatwind für constant genug hält, um mit vollen Segeln auf dem breiten Strome eines jaherrlichen Gouvernementalismus dahin zu fahren, die Windrose der Politik mit ängstlicher Sorgfalt und Zurückhaltung studirte. Man diente der Macht, man dient der Macht, und die Zukunft wird es zeigen, ob man auch dem Futurum sein Recht widerfahren läßt. Inzwischen würden wir die Geduld anständiger Männer auf eine zu harte Probe stellen, wollten wir die gerade von unberechtigter Seite jetzt am häufigsten hingeworfene Phrase von Linksstimmen der Rechten, von Mißtrauen gegen die Regierung, von Schwächung des Ministeriums und was dergleichen dienstbeflissene Stoßseufzer mehr sind, einer ernstlichen Widerlegung unterwerfen.

Mag man die unläugbare Thatsache der Congruenz der Rechten und der Linken ein Linksstimmen der Rechten oder ein Rechtsstimmen der Linken zu nennen belieben; mag man das momentane und thatsächliche Zusammengehen der Rechten und der Linken an sich als eine erfreuliche oder unerfreuliche Erscheinung bezeichnen: das Unerfreulichste und Verhängnißvollste würde es in unseren Augen jedenfalls sein, wenn nur

noch auf den Bänken der Linken die Männer zu finden wären, die Einsicht und Muth genug hätten, auf so manche bedenkliche Seite und Tendenz unserer Finanz-Verwaltung freimüthig und wirksam hinzuweisen, und gegen jene heillose französische Theorie von dem untrennbaren Zusammenhange der Zunahme der Steuern und des Volkswohls einen energischen Protest einzulegen. Eine solche Isolirung der Linken wäre in der That eine wahre Landes-Calamität.

Es tritt hinzu, daß Nichts komischer ist, als die sittliche Entrüstung aller derer, welche die Steuer-Vorlagen der Regierung als eine parlamentarische Speisekarte behandeln, die sie, nachdem sie einige ihnen selbst weniger schmackhafte Gerichte ausgesondert, in dieser amendirten Gestalt den übrigen Gästen unter der Verwarnung des Mangels an patriotischer Gesinnung oder gar heimlicher und böswilliger Cabinets-Erschütterungs-Gelüste zur bedingungslosen Annahme octroyiren. Die Häuser-Steuer mochten sie nicht, aber wehe dem, der die Salzsteuer noch schlechter findet.

Ganz besonders aber fällt es in das Gewicht, daß wir nicht um deßwillen die Doctrinen des falschen Constitutionalismus und das Dogma der parlamentarischen Minister-Verantwortlichkeit aus unserer Verfassung hinweggethan, um uns gelegentlich und nach Convenienz doch wieder in dieser Schlinge fangen zu lassen. Die preußische Verfassung weiß nichts von Cabinets-Fragen und Minister-Verantwortlichkeit; die preußische Verfassung giebt einem Jeden, der zur Theilnahme an der Gesetzgebung des Vaterlandes berufen ist, das Recht und die Pflicht, jede ihm vorgelegte Frage vor allen Dingen an sich selbst und in ihrer Beziehung auf das untrennbare Wohl der Krone und des Volkes zu prüfen, unbekümmert um persönliche Rücksichten und Unbequemlichkeiten; die preußische Verfassung weiß nichts von einer auf dem Gegensatze der Krone und des Volkes fußenden constitutionellen Trennung von Regierung und Kammer, sondern betrachtet Beide als Organe desselben Herrn, Beide gleichmäßig berufen und berechtigt, ihre eigene wohlerwogene Ueberzeugung pflichtmäßig zum Ausdruck zu bringen.

Nichts daher auch unbegründeter, als der von übereifrigen Anhängern des Gouvernements erhobene Anspruch, jede Vorlage der Regierung lediglich als solche zu loben und gut zu heißen; es wäre dies ein gläubiges Vertrauen, auf welches die Kirche mit Recht eifersüchtig werden könnte und welches man mit wesentlich geringern Kosten und Umständen in Scene zu setzen vermöchte, wenn man das unverweigerliche Ja des Landtags durch seine Beseitigung anticipirte. Einstweilen wird es indeß schon noch bei jenem bekannten Ausspruch sein Bewenden behalten müssen: „Hier sagt ein Jeder seine Meinung nach seinem besten Wissen und Gewissen, und wenn er das gethan hat, dann ist es gut!“

Selbstredend erkennen wir hiermit bereitwilligst an, daß auch un-

sere Gegner zur Rechten wie zur Linken ihre guten Gründe gehabt haben werden, wie wir denn überhaupt noch niemals uns so weit verirrt haben, selbst auf Seiten der Linken nur schlechte Gründe vorauszusetzen. Mögen die Differenzen zwischen den verschiedenen Seiten des Hauses auch noch so stark sein, der Preuße ist doch in Allen noch stärker. Je mehr man aber selbst von der Güte seiner Gründe überzeugt war, um so weniger hätte man sich dazu herbeilassen sollen, den Gegnern verwerfliche, selbstsüchtige Motive unterzuschieben. Nur wer selbst kein anderes Princip hat, als in der Gewalt zu bleiben, wird allerdings leicht der Versuchung erliegen, in der Opposition nichts Anderes zu sehen, als den Versuch, zur Gewalt zu gelangen.

Daß eine jede Opposition ihr Unbequemes und Bedenkliches hat, wird von uns weder verkannt noch geläugnet. Mehr als bedenklich aber würde es sein, wenn eine Regierung sich ernstlich und rückhaltlos der Illusion hingäbe, in der Zu- und Abstimmung von ihr abhängiger Personen eine reelle Stütze finden zu können. Die Stärke und Schwäche eines jeden Gouvernements liegt in ihm selbst und seiner eigenen Kraft, und wie die preußische Regierung in jenen verhängnißvollen Tagen die Kraft nicht in der vorangehenden Zustimmung des Volkes, sondern die Zustimmung des Volkes und die Kraft lediglich in ihrer eigenen Energie und ihrem festen Principe suchte und fand, so wird sie auch diese Stärke erst dann, dann aber auch gewiß, verlieren, wenn ihr die magnetische Kraft eines selbstbewußten Princips und die eigene zweifellose Energie abhanden kommt.

Bedarf man hierfür noch näherer Beweise, wir finden ein vollgerüttelt und geschütteltes Maß in der Geschichte der französischen Restauration. Wir haben dort einen König, der seine eigene Selbstständigkeit und die Steigerung seiner persönlichen Macht und Bedeutung in der Auflösung der Parteien und dem Gegeneinander-Balanciren und Paralysiren seiner höchsten Organe und Diener zu finden vermeinte. Wir haben dort eine Regierung, deren Repräsentanten, außer Stande, die eigene Sache von der ihres Herrn zu unterscheiden, den Patriotismus und den Charakter der Principien nach deren Bedeutung für ihre persönliche Stellung rubricirten und ihre Aufgabe der Volksvertretung gegenüber darin beschlossen glaubten, diese möglichst zu nullificiren und ihre Mitglieder von sich persönlich abhängig zu machen. Wir haben dort eine Volksvertretung, deren bessere Bestandtheile die Regierung dadurch zu stärken vermeinten, daß sie lieber ihre Principien, als das jeweilige Ministerium verläugneten, und die sich je länger desto mehr in der Täuschung gefielen, selbst bei eigener Halt- und Bodenlosigkeit dennoch durch ihre bloßen Abstimmungen als Stütze der Regierung fungiren zu können. Und das Ende — wird es anderswo ein anderes sein?!

Fassen wir daher bei unserer Opposition die Sache selbst in das Auge, und wir werden sofort zu der Ueberzeugung gelangen, wie es

nicht von Ohngefähr ist, daß die Opposition der Rechten gerade auf dem Gebiete der Finanzen und bei der Bewilligung neuer Steuern ins Leben getreten. Unzweifelhaft ist man bei jener Opposition mit Recht von der Voraussetzung ausgegangen, daß das Finanzsystem eines jeden Landes nicht als etwas Isolirtes und Selbstständiges, sondern lediglich als die pecuniäre, wirthschaftliche und national-ökonomische Darstellung und Verkörperung des herrschenden Regierungs- und Verwaltungs-Systems angesehen und behandelt werden darf. Dies als richtig vorausgesetzt, folgt aber daraus mit zwingender Nothwendigkeit: einmal, daß bei unveränderter Festhaltung des Regierungs- und Verwaltungs-Systems an dem entsprechenden Finanzsystem etwas Wesentliches nicht geändert oder verbessert werden kann, und sodann, daß alle Finanzfragen besonders um deßwillen so heikler und bedenklicher Natur, weil sie eben im Kern nichts Anderes sind, als Regierungs- und Verwaltungs-Fragen in ihrer brennendsten, gefährlichsten Gestalt. Die weiteren Folgerungen, welche sich hieraus ergeben, sind von der tiefgreifendsten und bedeutsamsten Art. Es folgt daraus die Bestätigung unserer eigenen Erfahrung, daß auf dem Wege der Monitur des Budgets bei unverrückter Beibehaltung des Systems wesentliche Ersparnisse nicht zu erzielen sind. Es folgt daraus ferner, daß finanzielle Calamitäten durch Geld allein nicht zu heilen sind, daß vielmehr durch pecuniäre Hülfe allein, ohne auf den eigentlichen Sitz des Uebels zurückzugehen, der Zustand nur verschlimmert wird. Es folgt daraus drittens, daß jede Finanznoth immer nur Symptom einer tiefer sitzenden principiellen Calamität, und zwar einer Calamität, die so dringend geworden ist, daß die Regierung dafür in ihren eigenen Hülfsquellen keine Abhülfe mehr zu finden vermag.

Erwägt man hierbei gleichzeitig, daß überall, nach der Geschichte wie nach der Theorie, die Regierungs- und Verwaltungs-Fragen erst dann zur Cognition der Stände und Volksvertretungen gelangen, wenn sie als Finanz-Fragen ihre Erledigung fordern, und daß in Geldsachen jederzeit die Gemüthlichkeit ein Ende hat, so wird man zugleich die geschichtliche Thatsache verstehen, daß die nächste Veranlassung des Ausbruches fast aller Revolutionen eine finanzielle gewesen ist.

Mit Recht ist deshalb auch bei Berathung der neuen Steuer-Vorlagen darauf hingewiesen, wie schwer wiegend und bedeutungsvoll die Opposition gerade auf diesem Gebiete sei, nur daß man bei dem betreffenden geschichtlichen Excurse den kleinen Umstand ignorirte, daß die Throne in England und Frankreich nicht dadurch gefallen sind, daß patriotische Männer die Gefahren der actuellen Finanz-Wirthschaft offen zur Sprache brachten, sondern daß die Regierungen eine solche wohlgemeinte und wohlbegründete Opposition mißfällig aufnahmen und „mit allen verfassungsmäßigen Mitteln“ zu Boden zu schlagen versuchten.

Unzweifelhaft werden wir daher unserem Vaterlande die besten Dienste leisten, wenn wir die Opposition der Rechten in ihrer sachlichen

Berechtigung einer gewissenhaften Prüfung unterwerfen. Der principielle Gegensatz, um welchen es sich hier handelt, liegt so offen zu Tage, daß wir kaum einen Mißgriff oder ein Mißverständniß zu besorgen haben. Es ist die Frage nach der Berechtigung einer geordneten, den thatsächlichen Verhältnissen entsprechenden Selbstregierung gegenüber der Alles bewilligenden Polypen-Gestalt einer absoluten, täglich wachsenden und dabei täglich mehr verkümmernden Bureaukratie; es ist die Frage nach der Reorganisation der Gesellschaft auf ihren gegenwärtigen natürlichen Grundlagen gegenüber der in der Bildung begriffenen Gestalt des socialistischen Industrie-Staates; es ist mit einem Worte die Beantwortung der von maßgebender Stelle aufgeworfenen, leider aber unentschieden gelassenen Frage: ob es zu loben oder zu tadeln ist, daß die preußische Regierung die Vorsehungs-Rolle des französischen Gouvernements copirt und daß, wie in Frankreich, so auch in Preußen „die Bevölkerung bei allem Fortschritt auf die Regierung sehe und von ihr die Befriedigung ihrer Bedürfnisse erwarte".

Wir werden die Beantwortung dieser Fragen versuchen und geben uns der Hoffnung hin, daß dieser Versuch dazu beitragen werde, die etwa getrübte Einigkeit unter der großen Rechten möglichst wieder herzustellen, eine Einigkeit, die für die Zukunft unseres Vaterlandes um so wichtiger ist, als das vermeintliche Einverständniß zwischen der Rechten und der Linken sich demnächst doch mehr als ein formelles und negatives erweisen dürfte.

Die Stadtjunker.

Socialer Roman.

Cap. II. Mundschaft und Teufelsgilde.

In dem Geschlechterhof der Krafften von Langenaue, oder Naue, so schrieben sich diese Junker von einem Erbgut in der Nähe der Stadt, wegen dessen sie zur Reichsritterschaft gehörten, wurde die Rückkehr des Ritters Ulrich von seinem Besuch bei dem Junker Erwin Ehinger, dessen wir in unserm ersten Capitel gedachten, sehnlichst erwartet. Der Geschlechterhof der Krafften war eine kleine Festung, eine Burg mitten in der Stadt, erbaut kurz nach der großen Einäscherung Ulms durch Herzog Heinrich den Stolzen in der mächtigen Hohenstaufenfehde.

Die Ulmer waren von jeher hart und steif hohenstaufisch gewesen und ihre Stadt zu jeder Zeit für die Welfen eine hohe Schwelle des Anstoßes. Ulm, schon unter den Carolingern eine Königliche Pfalzstadt, hielt immer zu den schwäbischen Nationalherzogen, es verehrte in den Hohenstaufen die rechten Nachfolger der Nationalherzoge im Herzogthum Schwaben; durch eigenes Erbe in der Nähe der Stadt, so wie durch die ihnen

zufallende Verwaltung des benachbarten Reichsgutes waren die Hohenstaufen frühe schon in genaue Verbindung mit Ulm gekommen, und ganz nahe vor den Thoren der Stadt lag ja ihr festes Haus Wiblingen, nach welchem sie und ihre Anhänger nachgehends Weiblinger genannt wurden.

Hie Welf! hieß es hier: Hie Weibling! antwortete es drüben, der Feldruf, der die ganze christlich germanische Welt in zwei große Heerlager gespalten hatte.

Ulm hatte schwer gelitten für seine Anhänglichkeit an die Hohenstaufen, der stolze Heinrich warf den Brand in seine Häuser, in Flammen loderte die trutzige Hohenstaufenstadt auf, aber sie blieb den Hohenstaufen und auch dem Geist treu, den dieses hochgewaltige Herrschergeschlecht unvertilgbar allen Bevölkerungen einpflanzte, über die es je geboten, den Geist deutsch-nationaler Protestation gegen römisch-fremde Anmaßungen über deutsches Gewissen, deutsche Sitte und deutsches Recht. Uebrigens lohnten die Hohenstaufen mit kaiserlicher Großmuth die Treue, die ihnen Ulm bewahrt hatte in schweren Zeiten.

Der Geschlechterhof der Krafft, wie gesagt nach der Einäscherung der ganzen Stadt durch die Welfen mächtig erbaut, bildete einen vollständigen Gegensatz gegen das freundliche Haus des Junkers Ehinger in der Heerdbruckergasse; es war ein gewaltiger Steinbau mit dicken Mauern, steilen und engen Treppen, kleinen, schmalen Fenstern und düstern Gemächern; offenbar war auf die Sicherheit und die Vertheidigungsfähigkeit weit mehr Rücksicht genommen, als auf Schönheit und Bequemlichkeit. Man war nicht bequem im dreizehnten Jahrhundert, was aber die Schönheit betrifft, so war der Bau derselben doch keineswegs ganz baar, es ließ sich auch an ihm wohl der veredelnde Einfluß des Kirchenbaustils wahrnehmen, die Kirche war die Lehrerin des deutschen Volkes auch in dieser Beziehung, und schon zeigten sich auch an den Geschlechterhöfen von damals die Anfänge jener in ihrer Blüthe unübertroffenen ornamentalen Steinmetzarbeit, in den Verzierungen der Fenster- und Thürbogen, so wie in den Wappenschildern über den Eingängen.

In der Thorstube, dem großen, allen Gliedern der Familie am Tage zum gemeinsamen Aufenthalt dienenden Gemach, das über dem Haupteingang belegen war, weilen die beiden Mannen, welche der Rückkehr des Hausherrn, des Ritters Ulrich Krafft, mit ziemlicher Ungeduld entgegen harren. Der Aeltere der Beiden ist immer noch ein junger Mann, denn er ist noch nicht fünfzig Jahre alt, und das galt bei dem männlichen Geschlecht jener Zeiten noch für jung; er hat ein kühnes und stolzes Wesen an sich; hochmüthig wirft er von Zeit zu Zeit das Haupt in den Nacken, das lange dunkelbraune Haar ist natürlich gelockt, wie der starke Vollbart, der ungeschoren das Gesicht einfaßt, die braunen Augen funkeln lebhaft und schleudern ihre Blicke wie Blitze um sich. Sein Rock, oder Oberkleid, der Toga der römischen Welt wohl

noch entsprechend, aber in der Form ihr nicht mehr gleich, ist von scharlachrothem Wollenzeug, wie die daran hängende Kogel; das Unterkleid, welches der Tunica der Römer auch in der Form getreuer geblieben, ist von grünem Sammet, ein ungeheurer Luxus damals, wie solchen sich auch nur der reiche Junker Otto Roth, der vielbelobte und weitberühmte Stadtschreiber von Ulm, erlauben konnte. Der Stadtschreiber trägt ein Schwert von mittler Länge mit kunstreich eingelegtem Griff an der Linken, an der rechten Seite aber einen schweren Dolch in eiserner Scheide. Junker Roth, der Stadtschreiber, ist eine bedeutende Erscheinung; sein ganzes Wesen drückt ein starkes Selbstbewußtsein, Stolz und Hochmuth sogar, aus, aber man sieht es ihm auch auf den ersten Blick an, daß er mit durchdringendem Verstand kühnen Muth und rastlose Energie verbindet. Er ist einer von den Männern, die man lieber neben sich hat, als sich gegenüber sieht.

Der Begleiter des Stadtschreibers ist nicht so hervorstechend; seine blauen Augen haben keinen ganz klaren und freien Blick, das schlichte blonde Haar hängt ihm tief in die Stirn herein und ist nur zwei Finger breit über den Augen gestutzt; er hat ein festes, entschlossenes, derbes Gesicht, das beinahe männlich schön zu nennen wäre, wenn es nicht zugleich den Stempel einer gewissen geistigen Unfreiheit trüge. Damals konnte das nicht wohl auffallen, es war dieser Ausdruck den meisten jungen Männern des sinnlich gewaltigen, aber geistig noch wenig entwickelten Geschlechtes jener Zeit eigen. Auch dieser junge Mann trug einen Rock von scharlachrothem Wollenstoff, aber seine Tunica war gelb, seine Waffen schwerer und nicht so kostbar, als die des Stadtschreibers. So stellte sich der Junker Conrad Krafft, ein Vetter des Ritters Ulrich, dar.

Die beiden Edelleute lehnen in halblaut geführtem, eifrigem Gespräch am obern Ende des großen Tisches von Eichenholz, welcher, schwer auf mächtigen Keilfüßen ruhend, das weite Gemach der Länge nach in zwei fast gleiche Hälften scheidet und nur oben und unten Raum zum Durchgang läßt. Oben und unten hat die Thorstube im Krafftschen Geschlechterhaus einen Kamin; schwere Bänke ohne Lehnen, ebenfalls aus Eichenholz, stehen hüben und drüben an den Langseiten der Tafel; es herrscht eine halbe Dämmerung in dem Gemach, denn obwohl die Vorhänge der Fenster zurückgeschoben sind, so lassen die schmalen Oeffnungen doch nur wenig Licht eindringen.

Halblaut nur führen die beiden Junker ihr Gespräch, ganz leise aber nur flüstern die beiden Mädchen am untern Ende des Gemaches, das verlangte in jener Zeit die Sitte, die noch nichts von jener ritterlichen Galanterie gegen Damen wußte, welche namentlich von Süd-Frankreich her später herrschend wurde. Die Achtung des germanischen Volkes vor den Frauen war gewiß sehr ernst und tief begründet, äußerlich aber kam sie im gewöhnlichen Verkehr der Geschlechter nur selten

zur Erscheinung; Gehorsam und Zurückhaltung verlangten die deutschen Männer im dreizehnten Jahrhundert und noch später vorzugsweise von ihren Frauen und Töchtern.

Von den beiden Mädchen in der Thorstube sitzt die ältere auf einer Bank, welche in der Wand befestigt ist, unter einem Brett, auf welchem man Harnischstücke, Armbrüste, Schwerter, Kolben, kurz Kriegs- und Jagdwaffen aller Art, in sauberer Ordnung neben einander aufgestellt steht.

Die Kleidung dieser Jungfrau unterscheidet sich, wie die Frauentracht jener Zeit überhaupt, nur wenig von der der Männer; auch sie trägt ein Oberkleid von rothem Wollenstoff mit offenen Aermeln, ihr Unterkleid ist von buntem Linnen, doch sind die Kleider etwas länger als bei den Männern; von Schmuck ist wenig zu sehen außer dem mit silbernen Spangen versehenen Gürtel und dem zierlichen Rosenkranz, welcher daran hängt. Ein dreieckig geschnittenes Linnentuch bedeckt das Haupt der Jungfrau, es ist aber im Haar so befestigt, daß es dachartig über die Stirn vorspringt, rechts und links fallen die Zipfel lose an der Wange herab, wie der dritte Zipfel über das Hinterhaupt in den Nacken fällt. Unter diesem Kopftuch schaut ein Gesicht hervor, dessen jugendliche Frische seine größte Schönheit ist, denn der Mund ist zu groß, die Nase zu steil und die Stirn zu klein, um irgendwie Ansprüche auf Schönheit erheben zu können, und in den blauen Augen fehlt das geistige Leben fast ganz für gewöhnlich, obwohl es allerdings Augenblicke geben mochte, in denen sich die runden, vollen Wangen mit einem höheren Roth färbten und diese blauen Augen dann auch in einem Feuer strahlten, welches verrieth, daß das Leben in diesem Wesen nicht fehle, sondern nur schlafe. Eine große, schlanke und schöne Gestalt hatte die Jungfrau Sophia Krafftin mit ihren Aeltermüttern, den Krafftinnen allen, gemein. Rückwärts gelehnt, die Arme auf der Brust gekreuzt, saß Jungfrau Sophia auf der Bank und lauschte aufmerksam den Worten, welche ihre Genossin ihr zuflüsterte.

Diese Genossin gehörte offenbar dem dienenden Stande an, denn sie stand mit bloßen Füßen auf dem Estrich des Gemachs, das dunkelgraue Wollengewand war sehr grob und reichte kaum bis auf die Hälfte der Wade, aber die Dienerin war schöner als ihre Herrin. Waren Füße und Hände auch, dem Einfluß der Witterung stets ausgesetzt und von schwerster Arbeit angegriffen, fast häßlich geworden, so hatte doch das frische Gesicht des höchstens sechszehnjährigen Mädchens einen sanften, freundlichen Ausdruck, der, mit dem lieblichen Blick der dunkeln Augen vereint, ihm etwas Rührendes verlieh. Das schlichte schwarze Haar war fein und glänzend und fiel, in der Mitte der Stirn gescheitelt, rechts und links fast bis auf die Schulter, wo es, wie im Nacken, sehr kunstlos im Rechteck abgeschnitten war. Dieses hübsche Kind war

Lylse, der Walburg Pathe, die Tochter der Schusterfrau in der Heerdbruckergasse.

„Base Sophia, Du darfst nicht fürchten, daß der Herr Stadtschreiber Dir nicht Bescheid thut, wenn Du ihm einen Krug Bier kredenzen thätest!" rief der Junker Conrad Krafft plötzlich von dem obern Ende des Gemachs mit schallender Stimme herüber.

„Das soll gleich sein, Vetter!" antwortete die Jungfrau, sich sofort erhebend.

„Und mich wirst Du nicht vergessen dabei?" fragte der Junker.

„Gewiß nicht!" sagte Sophia einfach und verließ mit ihrer Dienerin das Gemach.

Einige Augenblicke später kehrte sie zurück, gefolgt von der Lylse, welche auf einer schweren Silberplatte einen mächtigen Humpen von gleichem Metall trug, der nach unserem Maß etwa sechs Flaschen enthalten konnte. Sophia aber brachte zwei kunstvolle Silberbecher in einem rothen Tüchlein. Lylse stellte den Humpen auf den Tisch, Sophia füllte die Becher, nahm dann einen, brachte ihn dem Stadtschreiber und sprach: „Glück und Heil, Herr!" Dann trank sie ein wenig daraus und reichte ihn dar.

Junker Roth leerte den Becher auf einen Zug und gab ihn zurück mit einem höflichen: „Ich danke Dir, edle Jungfrau!"

Eben so bediente Sophia ihren Vetter, der es vielleicht lieber gesehen hätte, wenn ihm die hübsche Lylse den Trank kredenzt hätte, die mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stand, denn sein Blick ruhte mit unverhehlter Theilnahme auf ihr, indessen sagte er kein Wort, sein Wunsch trat weit zurück vor der Achtung für das Herkommen und die Sitte, in denen er groß gezogen worden war.

Als die Jungfrau so ihre Pflicht als Haustochter erfüllt hatte, zog sie sich mit ihrer Dienerin zurück an ihren früheren Platz und überließ es den Männern, sich nach Belieben aus dem Humpen zu bedienen.

Das Geräusch lauter Stimmen unten an dem Eingang verrieth jetzt die Rückkehr des Hausherrn.

Ritter Ulrich Krafft kam von mehreren Leuten gefolgt die Straße herauf; er kam nie allein nach Hause, denn er war eine sehr angesehene Person und seine Mundschaft war sehr groß.

Diese sogenannte Mundschaft der Stadtjunker war ganz wie die Clientel der römischen Patricier und aus ganz ähnlichen Ursachen entstanden, wie diese. So lange nämlich die Handwerksgenossen in den Städten kein ächtes oder volles Bürgerrecht besaßen, begaben sie sich unter den Schutz und Schirm der Mächtigern unter den herrschenden Voll- und Altbürgern, denn das waren eigentlich die Stadtjunker. Das Bürgerrecht der Handwerksgenossen wurde nur nach und nach langsam im Laufe der Zeiten erworben, in letzter Instanz eigentlich erkämpft. Bis es aber zu diesem letzten Kampfe kam, blieben die Nachwirkungen

der alten Hörigkeit, und die Handwerksgenossen, obgleich sie nicht mehr Hörige waren, bedurften der Mundschaft der Stadtjunker, das heißt jener Edelleute, welche in den Städten wohnten und hier ein volles Bürgerrecht ausübten. Die Mundschaft war die Vertretung der Hörigen oder Derjenigen, welche zwar schon persönliche, aber noch keine dingliche Freiheit hatten, vor Gericht. Aber nicht nur vor Gericht vertraten die Stadtjunker ihre Mundschaft, es knüpften sich da auch andere Bande, dem patriarchalen Zuge der Zeit gemäß; überall im Leben suchte die Mundschaft Schutz und Hülfe bei ihrem Patron. Dafür war sie ihm dann aber auch überall zu Dienst bereit; in kriegerischen Zeiten bildete sie ihm ein bewaffnetes Gefolge zu Schutz und Trutz, gefährlich für das Gemeinwesen oft während städtischer Parteiungen, in friedlichen vergrößerte sie den Prunk häuslicher Feste, und namentlich ließ es sich die Mundschaft nie nehmen, ihren Patron, wenn er öffentlich erschien, zu begleiten, und besonders ihn nach Hause zu führen, wo dann nach Befinden der Junker ihnen an der Thür einen Trunk zu reichen befahl.

Die Besserer, die Rothen und die Kraffte hatten die bedeutendste Mundschaft unter den Handwerksgenossen zu Ulm, abgesehen von den zahlreichen Hörigen und Leibeigenen, welche ihre Aecker bauten oder sonst in ihren Diensten beschäftigt wurden.

Mit raschem Schritt trat der Ritter Ulrich Krafft in die Thorstube.

„Gott grüß' Euch, Herr Otto, und Dich auch, Conrad," rief er in seiner freundlich herzlichen Weise schon im Eintreten. Die Männer schüttelten sich die Hände.

„Bring' mehr Bier, Sophia," befahl der Ritter, „es ist ein heißer Tag in Ulm heute, Herr Otto!"

Der Ritter setzte sich auf die Bank und streckte sich behaglich.

„Ritter Ulrich," begann der Stadtschreiber, „indem er sich neben dem behaglichen Junker niederließ, mit leiser Stimme, „Ihr könnt's denken, daß ich zu dieser Stunde nicht hierher gekommen bin ohne Noth. Gestern Abend ist der Junker Stolzehirsch von Augsburg hier eingeritten mit einer wichtigen Botschaft für das Regiment; ich will die Sache kurz machen, Herr Ulrich, die Pfaffheit will wieder mal einen Versuch machen, uns in den Bart zu fassen und mit geistlichem Gericht unsere Ordnung zu stören."

„Was haben sie denn wieder gebraut, die klugen Herren!" murrte der Ritter, und eine Wolke flog über sein Gesicht.

„Werdet's gleich hören, gestrenger Herr," erwiderte der Stadtschreiber, „die Pfaffheit hat erkundet, daß unter den geringen Leuten, Handwerksgenossen wie eigenen Leuten, ein Bündniß soll sein, um gegen geistlich und weltlich Regiment Aufruhr zu machen —"

Der Ritter lachte und klopfte mit väterlichem Stolz und Zärtlichkeit die volle Wange seiner Tochter, welche ihm eben einen Becher kredenzte.

Der Stadtschreiber wartete vorsichtig, bis sich Sophia wieder entfernt und der Ritter getrunken hatte, dann fuhr er fort: „Ihr habt Recht, gestrenger Herr, es ist zum Lachen, aber Ihr werdet gleich sehen, daß die Pfaffheit doch gar zu schlau dabei ist. Habt Ihr je von der sogenannten Teufelsgilde gehört?"

Das freundliche Gesicht des Junkers wurde sehr ernst und beinahe ängstlich sagte er: „Gott behüte einen frommen Christen vor diesem heillosen Werk, aber gehört habe ich davon, oft genug, mehr als mir lieb ist, zu meines Vaters Zeiten schon; mein Vater, Gott schenke ihm in Gnaden eine fröhliche Urständ, meinte, die Teufelsgilde wäre ein Bund unter den unfreien Leuten. Sie kämen an abgelegenen Orten zur Nachtzeit zusammen, sprächen davon, daß sie freie Leute gewesen zur Heidenzeit und beteten zusammen zu den alten Götzen und fleheten die Heidengötter an, die Kirchen zu vertilgen, denn sie wären überzeugt, daß sie wieder freie Leute werden würden, wenn kein Kreuz mehr stände im deutschen Lande."

„Ihr wißt's gut genug, Herr," nahm der Stadtschreiber das Wort, „diese Teufelsgilde ist's nun, welche die Pfaffheit meint, und jetzt will sie in die Städte ein geistlich Gericht setzen, um die Mitglieder der Teufelsgilde auszuforschen und zu verfolgen."

„Geistlich Gericht?" fuhr der Ritter auf, „das können wir nicht leiden in Ulm!"

„Wollen's auch nicht, Herr!" meinte der Stadtschreiber hochmüthig lächelnd.

„Sind ja arme elende Gesellen, Narren," fuhr der Ritter fort, „die werden weder geistlich noch weltlich Regiment umwerfen."

„Gewiß nicht, Gestrenger," sagte der Junker Roth, „was die Teufelsgilde seit tausend Jahren nicht gekonnt hat, das wird sie jetzt erst recht nicht können, arme Narren! aber das ist nicht die Hauptsache, Herr Ulrich, die Hauptsache ist die Pfaffheit, welche an der Teufelsgilde einen Vorwand hat, sich in unser Regiment zu mischen. Offen können wir nicht erklären, daß wir nichts zu thun haben wollen mit der Geschichte, wegen des Volkes, die Pfaffen würden sonst gleich schreien, daß wir Feinde der Kirche seien; wir müssen ihnen den schönen Vorwand nehmen."

„Nun, wie wollt Ihr das?" fragte der Ritter gespannt.

„Der Junker Stolzehirsch," erklärte der Stadtschreiber, „will von hier nach Regensburg und in andere Städte, und wir sollen dann gemeinsam erklären, die geistlichen Herren hätten nicht nöthig, sich zu bemühen, weil sich in unsern Städten keine Teufelsgilden befänden."

Der Ritter rieb sich vergnügt die Hände. „Das wird eine Niederlage für die Pfaffheit!" sagte der gut hohenstaufische Edelmann.

„Versteht, Herr Ulrich," bemerkte der Stadtschreiber bedeutend,

„wir müssen die Versicherung geben können, daß keine Teufelsgilde besteht, hört Ihr?"

Der Ritter schaute auf, dann meinte er kleinlaut: „Ich glaube aber, daß wir eine Teufelsgilde haben!"

„Ich weiß es, daß wir eine solche Gilde haben," versetzte der Junker Roth ernst, „und so lange das der Fall ist, können wir die Versicherung nicht geben; aber wir können die Gilde in der Stille abschaffen, ohne Geräusch, ohne daß die Priesterschaft etwas davon erfährt, dann erst können wir die Versicherung geben!"

Der Ritter sah den Stadtschreiber fragend an, dieser fuhr fort: „Ich weiß, daß ein Schuhmacher hier auf der Heerdbruckergasse, Rulekin insgemein genannt, der Hauptvorsteher der hiesigen Teufelsgilde ist, da nun besagter Rulekin zur Mundschaft des Krafftischen Hauses gehört, Ritter Ulrich, so wollte ich Euch geziemend ersuchen, den Mann vor Euch kommen zu lassen und ihn zu zwingen, der Teufelsgeschichte ein Ende zu machen. Diese Stadt Ulm, die Euch schon für so Vieles hoch zu Danke verpflichtet ist, gestrenger Herr, wird nicht verfehlen, Euch diesen weitern Dienst nach Gebühr anzurechnen."

„Nun redet mir nicht weiter, lieber Herr Roth," rief der Ritter erfreut, „laßt mich dafür sorgen, seid getrost, ich stehe Euch dafür ein, daß Ihr dem Junker Stolzehirsch die Versicherung mit auf den Weg werdet geben können, daß in Ulm keine Teufelsgilde besteht. Laßt mich nur machen, mit dem Rulekin will ich schon fertig werden."

„Ich glaube es fast," lächelte der Stadtschreiber, „Ritter Ulrich ist schon mit Andern fertig geworden."

„Rulekin, der Schuhmacher, ei! seht doch! seht doch!" sprach Ritter Ulrich vor sich hin nachsinnend, während er die letzten Tropfen des im eigenen Hause gebrauten Bieres aus dem Humpen langsam in seinen Becher tröpfeln ließ, „ist dem tückischen Volk doch nirgend zu trauen! Es war auf das Fürwort Deines lieben Vaters, Conrad, daß ich den Schuhmacher Rulekin in die Mundschaft unseres Geschlechtes aufgenommen habe, und es war auf das Fürwort des alten Erwin Ehinger, daß ich die hübsche Lylse, des Rulekin Tochter, als meiner Tochter Magd in mein eigenes Haus gebracht, obwohl sie nicht darin geboren, was eigentlich gegen den Gebrauch der Krafften. Wie kommt's, daß der Rulekin zwei Junker hat, so ihm Fürsprache thun?"

„Ihr seid auf dem rechten Wege, gestrenger Herr Ritter," sagte der Stadtschreiber sich erhebend, „habe diesen Handwerksgenossen nie gesehen, habe aber doch mancherlei von ihm gehört, tückischer, verschlossener Bursche, ja! Herr Ritter, achtet darauf, ob er nicht mit alten Weibern Zusammenhang hat!"

„Walburg!" rief der Ritter ganz unwillkürlich aus und sah fast bewundernd an dem Stadtschreiber empor, der mit natürlichem Scharfsinn sogleich den Weg entdeckt hatte, auf welchem es dem Schuhmacher

gelungen sein konnte, sich vornehme Fürsprecher zu verschaffen. Dem guten Ritter Ulrich fiel plötzlich ein, daß es Walburg, des Ehingers Schaffnerin, auch mit gewesen, auf deren Fürsprache er die hübsche Lylse als seiner Tochter Magd angenommen.

Der Stadtschreiber nahm Abschied und wurde von den beiden Krafften bis an die große Thür des Geschlechterhofs geführt, wo noch immer ein halb Dutzend von Leuten aus der Mundschaft des Hauses lungerten; einem darunter winkte der Ritter und ertheilte ihm einige Aufträge mit leiser Stimme.

Diese Leute, die da an den Thüren ihrer Patrone lungerten, waren meist Handwerksgenossen, welche augenblicklich ohne Beschäftigung waren uud von dem lebten, was bei dem freigebigen Haushalt, den in jenen Tagen der Stadtjunker führte, abfiel; doch waren auch Hörige dabei, entweder wirkliche, das heißt unfreie Leute von dem Erbe der Kraffte, oder solche, die ihren Grundherren auf dem Lande entlaufen, in der Stadt ein Asyl gefunden hatten und hier unter Hofrecht lebten, bis sie mit den Handwerks-Genossenschaften nach und nach zur Freiheit gelangten. Alle diese Leute sahen sich auf den ersten Anblick ziemlich ähnlich, und das machte nicht allein die fast gleiche Kleidung, denn Alle trugen auf dem bloßen Leibe einen groben grauen, oder schwarzen, mehr oder minder zerlumpten Rock von Wollenstoff, dessen Schnitt und Form übrigens dieselben waren, wie bei dem vornehmsten Junker, Beinkleider von noch schlechterem Zeug und Bastschuh. Hemden und Kopfbedeckung kamen bei Leuten dieser Art gar nicht vor, die letztere konnten sie indessen auch billig entbehren, denn sie trugen ihre Haare gewaltig dick und lang, glatt über den Augen waren sie abgeschnitten; bei keinem dieser Männer sah man die Stirn, was die Gleichförmigkeit ihres Aussehens gewaltig vermehrte. Aber sie hatten auch wirklich die kleinere Körperbildung, so wie das schwarze Haar mit den dunkeln kleineren Augen und etwas Plattes, Gedrücktes, oft Tückisches in den Gesichtszügen mit einander gemein, was mächtig gegen den höheren Wuchs, die lichtere Hautfarbe, den blonden Typus der Junker und freien Männer abstach. Im dreizehnten Jahrhundert war es viel weniger zweifelhaft, daß die Hörigen meist Gefangene aus dem Stamme eines von den Germanen unterjochten Volkes waren als heut zu Tage. Die Beweise für die verschiedene Race waren noch überall fast sichtbar. Alle diese Leute waren mit tüchtigen Stöcken und langen Messern, welche sie in dem Strick trugen, der ihnen als Gürtel diente, bewaffnet, übrigens hatte jeder Geschlechterhof Waffen genug, um seine Mundschaft bei vorkommender Gelegenheit besser bewaffnen zu können.

Der Stadtschreiber Junker Otto Roth hatte kaum den Hof der Kraffte verlassen, als sofort der Ruf: „ruli! ruli!“ „die Rothen! die Rothen!“ erklang, und einen Augenblick später zog ein stattlicher Haufen aus der Mundschaft der Rothen hinter dem Stadtschreiber her.

„Das wäre ein Gespons für meine Base Sophia!" sagte Junker Conrad zu dem Ritter Ulrich, der mit ihm auf der Schwelle des Hofes stehen geblieben war.

„Meinst Du?" fragte der Ritter, sich wohlgefällig in den Bart fassend.

„Der Stadtschreiber hat die Base gar gern," fuhr der Junker fort.

„Nun, der paßte mir, die Rothen und die Kraffte, das ist wie Hand und Handschuh zusammen, komm, wir wollen sehen, was uns Deine Base gekocht hat, und nachher den Rulekin, den Teufelskerl, vornehmen!"

Die beiden Kraffte traten in das Haus zurück.

Ein Literat des XVI. Jahrhunderts.

Es ist eine alte, oft wiederholte Klage, daß Deutschland seine großen Dichter und Schriftsteller erst nach dem Tode lese und verherrliche. Die Klage ist begründet, aber sie stützt sich auf eine den Geist des Dichters oder Schriftstellers ehrende Thatsache, auf die Thatsache nämlich, daß sein Geist weiter vorangeschritten war, als die allgemeine Bildung der Zeit, so daß diese erst später, erst in der Zukunft denkt, fühlt und geistig auffaßt, wie er dachte, fühlte und geistig auffaßte. Die Mittelmäßigkeit wird dagegen sofort begriffen und sofort gefeiert: Kotzebue, Clauren, Herwegh, Redwitz u. s. f., um nur einige Namen von vielen zu nennen, sie sind sofort verstanden, sie sind von der Mitwelt sofort gefeiert worden. Auch von Sebastian Franck, einem Zeitgenossen Luther's, möchten wir behaupten, daß das Schicksal, welches er in der deutschen Literaturgeschichte bis jetzt gehabt hat, davon abhängig gewesen ist, daß er in seiner Zeit eine ganz fremdartige Erscheinung war, daß er dagegen jetzt eine hervorragende Stellung in der Literaturgeschichte einzunehmen beginnt, weil unsere Zeit den Mann erst in allen seinen Richtungen zu würdigen weiß: als pantheistischen Philosophen, als lichtfreundlichen Protestanten und als pessimistischen Politiker. Zwar wurden die geschichtlichen Werke Franck's schon zu seinen Lebzeiten vom Volke eifrig gelesen, aber nicht wegen der philosophischen Tiefe, sondern wegen der lebendigen Opposition gegen die Gebrechen der Zeit, wegen seiner volksthümlichen Darstellung und endlich wegen der Kunst, die er in hohem Maße verstand, dem Volke interessante Materien nebenbei zu besprechen. Die Humanisten des XVI. Jahrhunderts hielten deshalb von ihm als Einem, der das Latein nicht gehörig verstand, gar nichts; von den Reformatoren wußte nur Luther, selbst ein Mann des Volkes und genährt von der Tiefe deutscher Mystik, wenigstens sein Talent zu

würdigen. „Der Beelzebub Sebastian Franck", schreibt dieser in einer Vorrede zu einem Buche über die Ehe, „hat das Griflein funden, daß er gewußt, wie die Historienbücher vor andern sonderlich gerne gelesen werden und lieb gehalten sind. Weil jedermann natürlich gern wüßte, was vor Zeiten geschehen ist, noch geschieht und geschehen soll, dahero hat er ihm sonderlich vorgenommen, historica zu schreiben, damit er sein Gifft unter dem Honig und Zucker desto mächtiger unter die Leute brächte." Aber er hofft, daß seine Bücher untergehen werden — „wie der Fluch eines zornigen Mannes." Fast schien sich diese Hoffnung erfüllen zu wollen. Das siebzehnte Jahrhundert vergaß ihn allmählich. Später charakterisirt ihn Adelung in seiner „Geschichte der menschlichen Narrheit" als einen „armseligen Compilator, um so armseliger, da der Mann nicht einmal gehörig Latein verstand." Noch später macht ihn Heinrich Laube zum protestantischen Pfarrer in Donauwörth. Erst eine entschiedene Wendung in der Beurtheilung tritt mit der Literaturgeschichte von Vilmar ein, der ihn rühmt als ein „Muster des philosophischen Stils voll Milde, Weichheit und Gefügigkeit." Eine vollständige Würdigung giebt endlich die im Erscheinen begriffene Literaturgeschichte vom Prof. W. Wackernagel, der ihn, was die Sprache anlangt, sogar gleich neben Luther hervorhebt. „Sein schon an der Geschichtschreibung und sonst mannichfach geübter Stil hat sich noch um ein Großes philosophischer ausgebildet. Er aber ward von der Mystik des Mittelalters, ward von der Philosophie des Alterthumes auch in die pantheistischen Irrungen beider, ward von dem unruhigen Drange und dem selbstgenügsamen Reichthum seines Geistes auf Wege verleitet, wo zwischen Tiefsinn und Frevel jede Grenze schwand, und es kam, daß ihn, der anfangs mit Luther gewirkt, die neue wie die alte Kirche als Ketzer zurückwies."

So Wackernagel. Erst nach dem Drucke der dritten Abtheilung der Wackernagelschen Literaturgeschichte, in der Franck an drei verschiedenen Stellen besprochen wird, ist ein größeres Werk über ihn erschienen: Sebastian Franck und die deutsche Geschichtschreibung. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte vorzüglich des XVI. Jahrhunderts. Von Herman Bischof. Eine von der philosophischen Facultät zu Tübingen gekrönte Preisschrift. Tübingen bei C. Riecker 1857. 296 S. in 8. Es ist das ein interessantes Buch, das uns tiefe und manigfache Blicke in das Treiben der bewegten Zeit der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts thun läßt und das wir deshalb zum Vorwurf für einige, Sebastian Franck und seine Zeit charakterisirende Mittheilungen machen.

Sebastian Franck wurde, wie die Biographie (S. 1 bis 24) mittheilt, um's Jahr 1500 zu Donauwörth geboren. Stand der Eltern und Erziehung des Knaben sind unbekannt, doch mögen jene in dürftigen Verhältnissen gelebt haben und früh gestorben sein: darauf deutet sein späteres heimathloses Umherschweifen und der Umstand, daß er von dem damals noch spärlichen Ertrage seiner Schriftstellerei leben mußte.

Wann er die Heimath verließ, ist unbekannt. Ihn trieb wohl „die Gährung in die Ferne“, denn, wie es in seinem verbütschirten Buch heißt, „drey ding sind schwer, und das vierdt gar unerforschlich, Wo der Adler inn lüfften hinnauff wölle, die schlang auf erdenn, und das schiff im meer, und über die drey jung mann in seiner jugent.“ 1527 hält er sich bei einem Pfarrer „zu Feld“ auf, mit dem er 1528 nach Nürnberg geht. Hier vermählt er sich und verfaßt unter dem „zum ernst standhafften, redlichen, warlichen, zu schimpff und scherz subtil höflichen Volke“ der Nürnberger sein wichtiges Geschichtswerk „Chronica, Zeytbuch und Geschychtbibel von anbegyn bis auf das Jahr 1531“: der erste Versuch, die Weltgeschichte nach einem leitenden Gedanken zu bearbeiten. Von Nürnberg wandte er sich, wie es heißt aus der Stadt vertrieben, nach Straßburg. Der Magistrat von Straßburg fand indeß in der Geschichtbibel „auch nicht eine Spur von dem, was die Theologen und Juristen des sechszehnten Jahrhunderts den im Staate zu duldenden rechten Glauben nannten,“ und Franck wanderte deshalb in den Thurm und dann aus der Stadt nach Justenfelden bei Ulm, von Justenfelden 1533 nach Ulm. In letzterer Stadt eiferten die Anhänger Luthers gegen seine Aufnahme, aber er erhielt doch endlich die Erlaubniß, sich in der Stadt, zwar nicht als Seifensieder, wie er anfänglich beabsichtigte, aber doch als Buchdrucker niederzulassen. Die Paradoxe, die er bald darauf herausgab, zogen ihm indeß abermalige Verbannung und den Verlust des eben erst erworbenen Bürgerrechts zu. Franck wendet sich nun nach Basel, von Basel wieder nach Straßburg; aus Straßburg zum zweiten Male verjagt, flüchtet er 1541 nach Meißen, von Meißen endlich wieder nach Basel, wo er 1545 stirbt. Außer dem bereits erwähnten „Zeytbuch und Geschychtbibel“ heben wir von seinen zahlreichen Schriften noch hervor: „Chronica der Türken“; ferner „Chronica von gantz Teutschland“; endlich „Weltbuch, spiegel und bildniß des gantzen erdbodens“. — Schon diese wenigen Züge aus dem äußern Leben Francks lassen uns auf ein bewegtes inneres Leben schließen und auf eine Beharrlichkeit in der einmal gewonnenen Ueberzeugung, die weichen Naturen, wie Franck sonst vielfach sich zeigt, nicht eigen ist. „Die Welt“ schreibt er, „ist still und friedlich, wenn man ihr Lied singt, wenn Lügen herrschen und der Teufel Gott und Abt ist. Sobald sich Christus regt, so ist Feuer im Heu und brennt bald an allen Orten.“ Aber er will nicht wanken. „Wer die Wahrheit erschmeckt hat, wird nimmer davon fallen; es ist schon beschlossen, wer bestehen oder fallen soll, Gott kennt die Seinen, die wird ihm Niemand aus den Händen reißen.“ Und so muß er es sich denn gefallen lassen, daß „der ihn verruft für einen Sonderling, der für einen Sectirer, der für einen Letzkopf und Wiedertäufer; so doch meinem genio ganz zuwider ist und ich mich bishero von Gottes Gnaden so unparteiisch gegen Jedermann gehalten habe.“ Man sieht, alter reichsritterlicher Trotz bei

einem Literaten. „Das ist meine Ansicht, was kümmert mich die Welt!"

Geschichte im subjectiven Sinne, als Darstellung von Begebenheiten und Ereignissen, ist nur dadurch möglich, daß sie in der Geschichte im objectiven Sinne, in den Ereignissen und Begebenheiten, eine Verkörperung von Ideen anerkennt und nun aus der Unendlichkeit des Stoffes diejenigen Thatsachen aussondert und darstellt, die vorzugsweise jene Ideen veranschaulichen, diejenigen aber mit Stillschweigen übergeht, die gleichgültig für die Veranschaulichung jener Ideen sind. Die Weltgeschichte wird demnach nicht bei diesem oder jenem Volke stehen bleiben können, sondern die gesammte Menschheit in's Auge zu fassen haben, sodann aber sofort die historisch wichtigen von den historisch unwichtigen Völkern sondern, ihre geschichtliche Stellung und Bedeutung für einander aufsuchen und so schließlich zu dem Resultat gelangen, daß alle Ideen, die sich in der Geschichte verwirklicht haben, einen Organismus, einen Kosmos bilden. Sehen wir, wie weit Franck diese jetzt allgemein geläufige Auffassung der Universal-Geschichte theilt!

Begebenheiten, Ereignisse, Personen, mit einem Worte Endliches auf der einen, Geistiges, Ideen, Unendliches auf der andern Seite: beide Elemente bilden in ihrem Gegensatze den Ausgangspunkt der Geschichte, in ihren wechselseitigen Beziehungen die historische Bewegung, in ihrer endlichen Durchdringung das Ziel der historischen Bewegung. Franck hebt nun damit an: „Gott ist Alles in Allem, sonst ist nichts, denn daß es in ihm ist; das Wesen aller Dinge ist Gott, sonst ist kein Wesen", und sondert dadurch ein Vergängliches, Endliches von dem Unendlichen. „Gott hat seiner Weisheit, Art und Wesens ein Muster, Zundel, Gespür, Licht und Bild in des Menschen Herz gelegt, darin sich Gott selbst siehet. Dieses Bild Gottes und göttlichen Charakter nennt die Schrift etwa Gottes Wort, Willen, Sohn, Samen, Hand, Licht, Leben, die Wahrheit in uns; also, daß wir Gottes fähig und göttlicher Art sind. Das Licht ist in der Laterne unseres Herzens angezündet, und der Schatz liegt schon in dem Acker, in Grund der Seelen gelegt, wer es nur ließ brennen, glosten. Ja, wer nur in sich selbst einkehret und diesen Schatz suchet, der wird ihn zwar nicht über Meer finden, noch im Himmel dürfen suchen." Wenn aber Gott „alle Dinge durch sein Wort in ein Wesen und Natur hat gestellt und erschaffen, so hat er sein Werk, Natur, Wesen und Fäuste nicht wieder daraus oder davon gezogen, wie ein Schuhmacher, so er einen Schuh ausmacht und liegen läßt, oder wie ein Strauß sein Ei, sondern er hat sein Wort in den Dingen gelassen, daß er Alles regiere, in Allem lebe, webe, wachse." Fragen wir nun weiter: was ist in den Dingen endlicher, was unendlicher Natur, so unterscheidet Franck sofort zwischen Kraft und Willen. „Die Kraft gehört Gott oder dem Wesen, der Wille dem Menschen oder der Accidenz." Die Kraft ist eine allgegen-

wärtige, „in allen Creaturen, in allen Dingen, doch durch nichts begrenzt," während der Wille im Gegensatz zur Kraft nur „den Menschen und Engeln" zukommt. „Der Mensch ist allein in Freiheit gestellt, daß er wollen kann; denn der Vogel singt und fliegt eigentlich nicht, sondern wird gesungen und in den Lüften dahin getragen; Gott ist's, der in ihm fliegt und singt. Im Menschen wirkt Gott gleichfalls Alles, aber er thut's nicht ohne unsern Willen. Wie der Mensch Gott in sich zieht, also thut ihm Gott." Also Freiheit auf Seiten der Menschen, Nothwendigkeit auf Seiten Gottes: beide kommen in der Geschichte zur Erscheinung. Es fragt sich, wie jede Seite zu ihrem Rechte kommen kann?

Gott ist Alles in Allem, „wäre aber kein freier Wille und müßte absolute also Alles geschehen, wie Gott wollte und wirkt, so wäre keine Sünde, alle Strafe unbillig und alle Lehre vergebens und ein Affenspiel, daß Christus über die Blindheit der Pharisäer trauert. Wie oft klagt Gott, daß sie ihn nicht hören wollen, das ja spöttlich wäre, wo er die Schuld hätte und selbst also wirkt und haben wollt und ja also sich selbst und sein eigen Werk tadelt, straft und verdammt. Summa, wir müssen einen freien Willen annehmen, oder der ganzen Schrift Gewalt anthun und Gott zu einem Erzsünder machen." Zwischen Gott und Mensch, Nothwendigkeit und Freiheit tritt demnach der speculative Begriff der Sünde, der Sünde, die unmöglich ist im Wesen Gottes und lediglich im Willen des Menschen zu suchen ist. „Gott ist ein vollkommen Gut, dem weder zu- noch abgehen mag. Sagen wir ihm gleich ab, und werfen mit Steinen nach der Sonne gen Himmel, so fallen sie nur auf unsern eigenen Kopf. Wenn wir ihm gleich einen Hagel schwören, und uns alle zu Tode sündigten, so bleibt er gleichwohl Gott, so ist die Sünd allein wider uns und eigentlich nicht wider Gott, sondern ihrer selbst Last und Buß." „Die Sünde ist nichts, denn ein Ach und Krach, bleibt allweg in Begierden hangen und ist nur ein unnützer Conat und Unterfahrung eines Dings, das man gern thät und nicht thun kann."

Freiheit und Nothwendigkeit; zwischen beide tritt die Sünde und ruft den Gegensatz hervor, der, weil die Sünde dem Willen angehört, ein endlicher sein muß. Welcher Art ist dieser Gegensatz? Franck unterscheidet zwischen Ursache und Grund, Wirkung und Folge. Der Mensch thut, was er thut, mit freier Selbstbestimmung und ist so Ursache einer That, in welche Gottes Vorsehung nicht eingreift. Die Wirkung aber, welche der Ursache folgt, entspricht weder nach Inhalt noch nach Maß der wirkenden Ursache. Der Ruhmesdurst der Tyrannen ist nach Franck etwas Gottloses: „Die Gottlosen wollen regieren, das läßt Gott etwa zu, damit geschieht ihr Will"; nun gereicht aber die sündhafte Absicht des Herrschers „zum Guten, zur Ruth und Zuchtschul und zum Schutz seines Volkes." Zwischen Ursache und Wirkung tritt also

ein unsichtbares Etwas, das in die Wirkung einen Inhalt hineinträgt, der ursprünglich nicht in der Ursache enthalten war, ein Grund, der ohne Beleidigung jener schon bethätigten Freiheit mit der Wirkung zugleich eine Folge setzt. Mit andern Worten: alles, was geschieht, verdankt seinen Ursprung zweien Kräften, einer menschlichen und einer unsichtbaren, die wir als Vorsehung und Weltordnung bezeichnen. Wenn also der Wille des Tyrannen geschieht, so „geschieht damit Gottes Will auch; damit ist der gottlose Ehrdurstige nicht entschuldigt, daß Gott seinen Ehrgeiz und Tyrannei zu Gutem kann brauchen; daß aber Gott vorkommt und zu Gutem wendet, ist Gottes Kunst und Güte. Also ists wahr, wie Paulus sagt, daß aller Gewalt von Gott ist, und eitel Diener und Knecht Gottes alle, die in Obrigkeit sind, auch Assur der Türk und Nabuchodonosor, so daß auf diese Weise alles der Christen ist, d. i. alles ihnen dienen und zu Gute kommen muß und nicht schaden kann, auch der Tod und der Teufel. Nichts desto weniger sind die Tyrannen nicht entschuldigt, daß sie Gott und seinem Volk nicht schaden, sondern Stütz sind, denn sie's viel anders meinen und viel lieber verderbten. Also heißt Assur auch ein Diener Gottes, steht aber gleichwohl: Weh Assur! — denn er meinet nicht, wie es Gott meinet und sein Auge war ein Schalk.“ So steht Gott nicht außerhalb, sondern innerhalb der Geschichte, so daß „alle Werke von Menschenkindern und Creatur geübt, Spur und Fußpfad seines Wortes sind“; aber auf der andern Seite greift er nicht ein in den Gang der Begebenheiten wie ein Deus ex machina, sondern die menschliche Leidenschaft selbst erhitzt, überstürzt sich und endet tragisch durch eigene Schuld. So ist neben der Nothwendigkeit die Freiheit gerettet, ist jede That eine gottmenschliche, ist das Leben eines Volkes und die ganze Geschichte überhaupt von Freiheit bewegt und von Nothwendigkeit gelenket. „Nun ich acht aber, wie nichts bestendigs auf diser erden ist, vnd die Reich vmbgeen, vnd von einer hand in die ander fallen, also auch das hertz, künst, vnd alle anderen gaben Gottes: getzund hat diß volck das hertz, mut, freud und stercke, dises die künst vnd auch weißheyt, jhenes die herrschung vnd Regiment der welt, aber alles ein weil, bis es stoltziert, des überhebt, vnd damit sich eben hochfertig, übermüttig und vnwirdig macht, das wider von dem stul hochmüttig wird gestürtzt, vnd das reich, hertz, künst vnd alles wider von yhn genummen und einem andern geben: des bezeugen alle Histori vnd erfarung.“

Nachdem das Gesagte zur Genüge darthut, daß Franck einen universalhistorischen Blick besitzt, wie er weder dem Alterthum noch der Chronik des Mittelalters eigen ist, und daß er die historische Bewegung schon im sechszehnten Jahrhundert mit eben so tiefer, ja beziehungsweise noch tieferer Speculation zu würdigen verstand, als die Philosophen unseres Jahrhunderts, gehen wir zu der Frage nach dem Ausgangspunkte und dem Zielpunkte der historischen Bewegung über. Franck

beginnt als Geschichtschreiber mit der Bibel. „Gott hat den Menschen zu seiner Erkenntniß und Glorie, zu seinem Lob und Bild erschaffen, daß er in ihm als seinem Gegenscheine wolle erglasten." Der Mensch ist somit bestimmt, ein Ebenbild Gottes, ein reiner und makelloser Spiegel desselben zu sein. Das war er auch vor dem Sündenfall. Durch denselben trat zuerst die Freiheit in Gegensatz zur Nothwendigkeit. „Der Baum," erklärt Franck allegorisch, „ist Adam's Wesen, Willen, Wissen, Leben, davon sollt er nit essen, das sollt er sich nit annehmen und frei und ledig unter Gott stehen, nichts wissen, denn das Gott in ihm weiß, nichts thun, denn das Gott in ihm thut: damit Gott ohne alle Hinderniß sein vollmächtig Reich, Walten, Wesen und Macht in ihm hätte." Das Wesen der Gottähnlichkeit besteht demnach in dem sittlichen Einklang von Denken und Handeln, und da dieser Einklang Zweck der Schöpfung war, durch den Sündenfall aber aufgehoben ist, so besteht das Ziel der historischen Bewegung in nichts Anderem, als in dem Geheiße der Gottheit, den Zwiespalt zwischen Denken und Thun mit Freiheit aufzuheben, um dadurch das, was einst unbewußt festgehalten war, sich zu bewußtem und mit freier Nothwendigkeit behauptetem Eigenthume zu machen. Die daraus entspringende Entwickelung ist die Geschichte, „die nur Gott ganz weiß." Maßstab der geschichtlichen Entwickelung ist sonach der sittliche Fortschritt, nicht also etwa, wie man in unsern Tagen vielfach glaubt, der industrielle. Damit wendet Franck, den wir bis jetzt auf den Pfaden pantheistischer Philosophie wandeln sahen oder wandeln zu sehen glaubten, dieser Philosophie hier doch den Rücken, und seine historische Auffassung erhebt sich hoch über die von Hegel, der in der Geschichte nur die „Auslegung und Verwirklichung des allgemeinen Geistes" sieht, der weder für menschliche Freiheit, noch für persönliche Freiheit Raum behält.

Die Vorrede zur Hegelschen Geschichtsphilosophie thut sich viel darauf zu gute, daß sie die erste Geschichtsphilosophie sei; auch die Dreitheilung in alte, mittlere und neuere Geschichte, statt der früheren Eintheilung nach den Weltmonarchieen des Propheten, nimmt sie halb und halb für sich in Anspruch. Franck theilt im Grunde noch besser ein. Die Geschichte beginnt mit dem Sündenfall, die neue Welt mit Christus; die Periode vom Sündenfall bis Christus ist die Periode des äußerlichen Menschen. Das Christenthum will den äußerlichen Menschen beseitigen, daß er mit Freiheit handle und sich nicht begnüge mit des Gesetzes Werken, aber die Welt sinkt wieder in die Aeußerlichkeit zurück bis zur Reformation; deshalb ist die Geschichte von Christus bis zur Reformation die zweite Periode des äußerlichen Menschen, und mit der Reformation erst beginnt die dritte, die Periode des sittlich freien Handelns. Diese Eintheilung macht eine liberalere Auffassung des Alterthums möglich, als das Mittelalter und die Zeitgenossen Francks hatten, welche die Tugenden der Heiden glänzende Laster nannten. „Wenn Gott

alles genannt wird," heißt es bei ihm, „muß auch die Natur seinen Stempel tragen. Der Natur folgen, heißt Gott folgen." „Die Alten haben erkannt, daß der wohl thut, der nach der Natur lebt; wo sie jemanden einen Menschen nennen, da meinen sie allweg das trefflichste, höchste Bild Gottes und gilt ein solcher Titel, als wenn man Einen einen Gott nennt." „Gott ist auch der Heiden Gott, der sein Licht, Wort, Gnad und Christum auch etwa den Heiden einglast, einleuchtet und einspiegelt." Aber nur einzelne Heiden haben das Geheimniß Gottes erfaßt, und auch diese nur in Ahnungen, so daß die mondenhaften Ahnungen selbst eines Plato vor dem Lichte der aufgehenden Sonne Christi erblassen. Die große Masse des Heidenthums richtete dagegen den Blick zwar auch auf die Natur, aber nicht auf die eigene, als den Träger eines göttlichen Geistes, sondern gerade aus dieser hinaus auf die Aeußerlichkeit, um sich hier einen Gott und ein Gesetz zu bilden." „Abgötterei ist, Gott eine Form andichten, und einen Gottesdienst errichten nicht nach seinem Wort, Summa, alles, was die Menschen in göttlichen Händeln, die Gott und seinen Dienst betreffen, setzen, ordnen, aufrichten."

Die Säule Romuli und der Tempel des Friedens brechen zusammen, um anzuzeigen, daß ein anderer Gott vorhanden sei, aber es erhob sich auf den Trümmern der alten Welt keine neue Zeit, sondern nur eine Mittelperiode, weil in magischer Färbung zwischen Morgendämmerung und Tageslicht schwebend. Das Christenthum verwandelte sich in ein äußerliches, ausschließliches römisches Kirchenthum. „Der rechte christliche Glaube hat seine Ankunft von Christus, dem ewigen Worte Gottes, das in den letzten Zeiten Fleisch geworden und vor 1530 Jahren in Asien, allermeist in Jerusalem, Capernaum und Judä gepredigt und um unsers Heiles willen gelitten hat. Aber die römisch-christliche Kirche und die römischen Christen, ja der ganze Latinerglaub hat seinen Ursprung von den Päpsten und ihren Institutionen, wie unleugbar ist, ohne Wort und Befehl Gottes, von deren Glaub, Kirche, Christen, Gebot kein Buchstab des Sinns Christi in der Schrift verfaßt ist; und zwar wir dürften leicht in eine Lache herausbrechen, so wir so viel thörichter, lächerlicher Gottesdienst, Sitten und Fastnachtspossen von den Heiden gehört haben." „Wir verwundern uns ob der Heiden Thorheit, daß sie sich die Pfaffen also äffen und bethören lassen; ich meine, dies sei Alles bei uns doppelt, und sie würden billig unserer viel mehr verwundern. Wenn man diesen Heiden unsere Thorheit sagt, sie würden nicht glauben, daß ein Volk auf Erden wäre, daß sich solche Phantasie ließ bereden."

Was nicht aus dem Glauben und der Freiheit des Geistes, sondern aus der Regel und dem Treiben des Gesetzes geschieht, das ist nach Franck Sünde. Daß das religiöse Leben eine Form sucht und suchen muß, in der der gemeinschaftliche Glaube fixirt wird, davon hat

unser Historiker keine Ahnung. Daher die schiefe Auffassung des Mittelalters, daher die Erklärung, daß Franck mit den Reformatoren, denen er Anfangs zugethan war, bald zerfallen mußte. Franck und Luther hatten dieselbe Bildung als mütterliche Mitgift, aber Franck zerfloß in Formlosigkeit, während die Tiefe des Gefühls bei Luther sich zur Thatkraft und Entschlossenheit sammelte und schöpferisch zur That und Form fortbildete. Eine neue Kirche, eine neue Dogmatik entstand. Das war natürlich für Franck ein neues Papstthum. Ihm „ist die rechte Kirche allein im Geiste und an keine äußerlichen Ceremonien und Elemente gebunden; keiner soll auf den andern sehen.“ Damit sind wir bei einer neuen geistigen Eigenthümlichkeit Francks angelangt; wir haben seine pantheistische Speculation kennen gelernt, sodann seine teleologische Auffassung der Geschichte; wir sehen jetzt in ihm das vollständige Prototyp eines modernen Lichtfreundes, der das kirchliche Dogma überhaupt verwirft, weil jedes Dogma Uneinigkeit hervorrufen kann. Mit andern Worten: keine Einigkeit, damit nicht Uneinigkeit entsteht! Man braucht nur Franck zu lesen, um die Lecture von den Schriften eines Wislicenus, Baltzer, Gervinus u. A. vollständig überflüssig zu machen. Wundern wir uns daher nicht mehr, daß Luther, welcher der religiösen Bewegung ein Ziel geben und sie damit retten wollte, wünscht, daß die Schriften Francks untergehen möchten, wie der „Fluch eines zornigen Mannes.“

Der Subjectivismus führt dahin, daß der Mensch mit der Welt zerfällt und in Folge dessen eine Zeit lang vergeblich gegen dieselbe ankämpft, bis er in pessimistischer Weise resignirt. Wir kennen diese pessimistischen Demokraten, die aus den Bewegungen der letzten Jahre bei uns hervorgegangen sind. Auch Franck hofft endlich nichts mehr von der Zukunft. „Siehe, der Teufel hat den Papst schon ausgenützt und gänzlich im Sinne, er wolle ein ander subtiler Papstthum aufrichten und mit eitler Schrift geflickt.“ Auch werden die Dinge schwerlich jemals besser werden, denn „die Welt will und muß einen Papst haben, dem sie zu Dienst wohl Alles glaub, und sollte sie ihn stehlen oder aus der Erde graben; und nähme man ihr alle Tage einen, sie sucht bald einen andern.“ Ich weiß nicht, war es 1847 oder 1848, aber in einem dieser beiden Jahre schrieb Dav. Fr. Strauß an Wislicenus in Halle, daß er für seinen Theil den Sieg des Wissens über den Glauben für unmöglich halte; die Decke des religiösen Wahnes könne vielleicht dünner, aber nicht gänzlich beseitigt werden. Dafür zeuge die Geschichte. Wem fiele da nicht die Aehnlichkeit in der Anschauungsweise beider Schwaben auf! Und dennoch denkt der Philosoph von Donauwörth unendlich tiefer, als der Philosoph von Heilbronn. Nach Strauß liegen Glauben und Wissen in einer Linie; sobald das Denken beim Menschen beginnt, schmilzt der Glaube ab, wie die Gletscher vor der Sonne, und an seine Stelle tritt das Wissen.

freilich niemals ganz bei der großen Masse. Daher die Scheidung der Menschen in zwei Heerlager, in das Heerlager der Wissenden und das Heerlager der Glaubenden. Beide, ermahnt Strauß in der Dogmatik, mögen sich einander ruhig des Weges ziehen lassen. Nicht so Franck. Als ein Philosoph, erzählt er, gefragt wurde, wann er angefangen, ein Philosoph zu werden, antwortete er: da ich mir selbst anfing, ein Freund zu werden. Wann man einen Christen fragte, wann er ein Christ geworden, würde er antworten: da ich anfing, mir selbst Feind zu werden. Noch unsere Zeit kann aus dieser tiefsinnigen Unterscheidung lernen. Der Philosoph nimmt den Menschen nach seiner guten Natur, der Christ spricht vom verdorbenen, abgefallenen Menschen. Mit andern Worten: der Philosoph verhält sich, wenn er philosophirt, nach der allgemeinen Seite seines Geistes hin zu etwas Allgemeinem, als Geist zu Geist; der Glaube dagegen verhält sich als einzelner, als unvollkommener Mensch zu dem Allgemeinen, Vollkommenen, zu Gott. Jenes Verhältniß ist ein theoretisches, dieses ein practisches: beide sind in gleicher Weise begründet in der Natur des menschlichen Geistes, daß es ein Aberwitz ist, zu behaupten, das Denken könne an die Statt des Glaubens treten. Möglich wäre dies dann, wenn der Mensch ganz vollkommen, ganz gleich Gott werden könnte.

Wir wenden uns schließlich von dem Geschichtsphilosophen Franck zu dem Historiker Franck, von der Wissenschaft zur Kunst. Er will in seinen Werken darstellen, „was von Gottes Weisheit und Liebe schwanger geht," und das Motto seines Weltbuches bildet der Spruch des Psalmisten: „Kommet her und schauet die Werke des Herrn, der so wunderlich ist über den Menschenkindern." Er will belehren, er will aber auch warnen und der Welt zum Zeugniß über ihren Kopf sagen, daß sie hören muß, aber nicht glauben, „was für eine schöne Tanztochter sie" sei. Er will die Geister bilden, und darum muß er durch den Geist wirken, er muß die Ereignisse in ihrer geistigen Bedeutung und in ihren Beziehungen darstellen, „Hefft, satz, inhalt, kern und bundriemen der Geschichte." Die Absicht, neue Quellen erschließen zu wollen, ist ihm fremd; er benutzte das Vorhandene, um es durch das geistige Pathos zu beleben und zu einem lebendigen Organismus umzubilden. Auch die historische Kritik wird, sobald sie in gelehrter Weise verfahren soll, auf das Ueberlieferte nicht angewandt. Die Germanen werden von Noah's Sohn, Twisko, abgeleitet, welcher nach der Sündfluth Sarmatien und Germanien erhielt; das Reich der Franzosen hat seinen Ursprung von Franko, dem Sohne Hektors, das türkische von des Priamus Sohne Turkus, der, als Flüchtling am Donaustrande angekommen, das Reich der Türken gründet; Augusta Vindelicorum ist von den Trojanern gebaut und hat von den Amazonibus viel Unfall und Noth überstanden; auch Mainz ist von einem Trojaner nach der trojanischen Niederlage gegründet worden. Oft werden solche Erzählungen geradezu komisch,

wie zum Beispiel in aller Gemüthsruhe das Gratulationsschreiben mitgetheilt wird, das nach vollbrachter Kreuzigung Christi die Juden zu Jerusalem an ihre Brüder in Ulm sandten. Besser ist Franck's psychologische Kritik: durch sein eigenes Herz hindurch fand er den Weg in fremde Herzen. In Bezug auf seine Unparteilichkeit äußert er: „Ein frommer Mensch steht gelassen in seiner Gelassenheit und ist der Person so abgestorben, daß ihm unparteiisch jeder Mann gleichgilt, Freund als Feind; er nimmt sich deshalb vor, „nicht zu poldern, noch zu flaufflen, sondern ohne allen Affekt die Wahrheit auf's allerstumpfest und einfältigst darzuthun." Deshalb setzt er auch oft „die Lügen neben die Wahrheit, damit der Leser beides vor Augen habe," um, „was er nicht klärlich haben mögen finden, dessen ein Conjectur und Vorgeschmack zu geben, darob du die Wahrheit abnehmen mögest und den Löwen bei den Pflatten erkennen." Den Gesetzen der historischen Oekonomie genügt er in sofern, als er den geschichtlichen Stoff seinen Grundsätzen gemäß auswählt, aber er läßt sich oft durch den Geschmack seines Zeitalters verführen. So beschreibt er z. B. der Länge nach, wie die Juden ihre verschiedenen Kuchen bereiten und zu Gemüthe führen, obwohl er „die ganze Welt mit einer Kohle nur entwerfen, nicht erschöpfen, abmalen und konterfeien will."

Ueber die Sprache Franck's, um hiermit unsere Skizze zu beenden, haben wir bereits das competente Urtheil Wackernagel's vorangesandt. Wir fügen zu dem Lobe der Frische und Gewandtheit noch das einer außerordentlichen Anschaulichkeit hinzu. So schildert er die Bettelmönche, wie sie auf den Kanzeln „hin- und herpurzeln, schnurren und mit allen Füßen predigen", gegenüber dem „Affenhauf, dem thörichten Pöbel, der mit großer Furcht und Andacht sitzt und diese Bestie anbetet"; nach froher Mahlzeit beschließt der fromme Mann sein Tagewerk mit der Bitte: „sie wöllen ihm sein strafflich Wort verzeihen, es sei ihm nicht ernst gewesen." Mit lebendiger Farbenpracht ist das Zusammentreffen Karl's V. mit dem Papste geschildert, und der Leser lauscht jenem „Trommeten-, Posaunen- und Zinkenblasen, als käme der jüngste Tag," wo „so manigem Mann und Frauen die lichten Zähr sollen herab sein geflossen." Das ist allerdings nicht die Sprache des Gelehrten, es ist die Sprache eines Volksmannes, der mit seinen Zeitgenossen lebt!

Wir scheiden aus der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, um später einen andern Schwaben aus der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts, — in beiden Bildern aber neue Beiträge zu einer Zeit, welche heut wieder von Neuem von der Kritik der Parteien zu ihrer Rechtfertigung und zu Anderer Verurtheilung beleuchtet wird, — dem Leser vorzuführen.

Landtagsbilder.

Kleine deutsche Kammern und der preußische Landtag. — Die Stämme in Preußen. Viel Töne und doch eine Melodie. — Slavische und romanische Elemente. — Wende, Sachse, Franke und Alemanne. — Die Altpreußen und die Preußen aus dem Reiche. — Die Einigkeit über den Gegensätzen.

Wer einmal auf der Tribüne einer kleinen deutschen Ständeversammlung, sei es zu Wiesbaden oder Darmstadt oder sonst wo, gesessen hat, der wird, aus der Vergleichung jener mit der Physiognomie des preußischen Landtages sogleich erkennen, daß in dem Hause am Dönhofsplatze die Vertretung und der Auszug eines wirklichen Volkes, einer großen welthistorischen Macht tagt. In den kleinen Kammern und Kammerstübchen Deutschlands findet man das Untersich einer Familie, Einer sieht aus wie der Andere, sie singen Jeder denselben Ton, was den Dialect und auch wohl was die Melodie des Geistes anbetrifft; sie werden dadurch erstaunlich gemüthlich für einander und erstaunlich langweilig für uns Fremde; sie kommen uns vor wie ein Club, in dem ein stilles und allgemeines Bedauern darüber herrscht, daß es doch nun einmal durch die Statuten verboten sei, die lieben Frauen in die freundliche Geselligkeit mitzunehmen.

Hier dagegen, in der preußischen Landtagsversammlung, erblicken wir im buntesten Wechsel die verschiedensten Specialitäten deutscher Stämme, und mehr als das, hier erblicken wir neben den verschiedenen Arten deutscher Physiognomie auch einen uralten Zug deutschen Wesens, seine Neigung, Fremdes sich anzueignen und mit sich zu verschmelzen, vertreten; hier erblicken wir einerseits neben dem Abkömmling der alten Sachsen den Franken, den Alemannen, den Wenden, dieser Lande Autochthonen, hier hören wir die Gurgeltöne schweizerischer Beredtsamkeit und die sich ihnen schon nähernden tieferen Kehllaute des hohenzollernschen Schwaben, hier neben den weichen und monotonen Tönen des Mittelrheins die eben so weichen aber helleren und modulirteren Schlesiens, und neben der harten, an Gebirg, Einsamkeit und zähen Arbeitseifer mahnenden Sprache des Westphalen die platte, breite, ehrliche und tüchtige Mundart von der Mittelelbe. Aber hier hören wir andrerseits auch das Deutsche aus polnischem Munde, und wie von der einen Seite das slawische Element in das bunte Bild hineinragt, so auf der anderen das romanische. Einzelne Namen in ihrer französischen Schreibart zeugen davon eben so sehr, wie einzelne Gesichter in ihrem imposanten antiken Schnitt und in ihrer südlichen Färbung und ihrem dunkelen Auge. Wem, z. B., der in dem Hause sich bewegt hat, ist nicht das Gesicht des Herrn Clavé von Bouhaven aufgefallen, der spanisches und niederländisches Blut in seinen Adern und in seinem Namen spanische und niederländische Bezeichnung vereinigt?

So wird der Blick auf dies preußische Haus der Abgeordneten

für den, der Deutschland und den Wechsel seines Bodens und seiner Stämme auf Reisen kennen gelernt hat, ein gedrängter und reich bewegter Auszug aus der ganzen gewaltigen „heiligen Nation". Vom Meere, von den Gebirgen in Süd und West, aus den breiten Ebenen, die von der Weichsel bis über den Rhein an den Fuß der Eifel und der Ardennen sich ausstrecken, kommen sie hier zusammen, mit sich eine unendliche Mannigfaltigkeit des Denkens, des Fühlens, des Willens, der Erziehung und ihrer Erfolge, der geschichtlichen Ueberlieferung, der Ideale führend, ein Strom, der oft hoch emporschäumt, aber, wenn er sich dann wieder verläuft, fruchtbare Stoffe in Masse auf den Feldern, über die er geleitet ward, zurückläßt.

Die Geschichte der jüngsten Zeit weiß von noch viel bunteren Versammlungen zu erzählen; der Reichstag, der in Wien und Kremsier in sieben Sprachen das Lob der Revolution sang, war jedenfalls eine viel ausgiebigere Musterkarte der Stämme, der Dialekte, der Trachten, der Meinungen, aber leider war er weniger ein Reichstag, als die Nacht, die Mitternacht, die zwölfte Stunde jenes Kaiserreiches. Unmöglich, in den Parlamenten Nationen zu verschmelzen, die Parlamente können solch eine Verschmelzung, die durch große gemeinsame Thaten, durch die Gerechtigkeit und Weisheit der Regierungen, durch die überlegene Entwickelung der einen Nation, durch die imposante Wirkung großer Fürsten vollzogen ist, nur besiegeln und weiter führen.

Auch das preußische Haus der Abgeordneten zeigt dem tiefer Blickenden noch Spuren solcher feindseliger Geschiedenheit der Stämme und Völker von Weiland. Wir sprechen von einer weit, weit entlegenen Zeit, aber so fern sie uns ist, so bleibt ihr Gedächtniß doch in den Physiognomieen und in der geistigen Art und Haltung der Einzelnen und der einzelnen Gruppen erhalten. Wir erkennen noch heut verschiedene solcher Gegensätze, die aus ältester und älterer Zeit stammen.

Man werfe einen Blick über den Saal. Mag das Auge einer Dame das erste Merkmal der angedeuteten Art suchen. ... Doch sieh! Dort auf der Rechten so vielfach blondes Haar, hier auf der Linken mehr braunes, dunkles. Immerhin ein Unterschied, der auf Stammesverschiedenheit deutet. Wie viel Schritte vorwärts that die Geschichte, ehe sie bis hierher kam, wo der Franke, der unter dem großen Karl die Heiligthümer und das Heiligthum der Sachsen zertrümmerte, wo der Sachse, der unter seinen Kaisern den wendischen Osten erstürmte und in ihm neue Marken Deutschlands gründete, wo der Wende, der auf dem Marienberge zu Brandenburg oder am Ottobrunnen zu Pyritz getauft, sich unter Kaiser und Reich fügte und mit Sachsen und Franken verschwägert ward, einmüthig neben einander sitzen. Hier ein Kleist — sein Ahn der Held eines der großen heidnischen Geschlechter des wendischen Pommerns, neben ihm ein Stolberg, in dem das Blut fließt, das schon in mancher Schlacht gegen die Heiden opferbereit

floß, dort wieder ein Mann, der das sächsische Ritter- und Ordensschwert noch wohl bewahrt, das sein Urahn gegen die Heiden an der Ostsee schwang, . . . und dort links Herr Diergardt, der jetzt froh und kühn auf seinen Millionen thront und heiteren Antlitzes rheinauf rheinab seine reiche Waare führt, nicht fern von ihm ein adlernasiges Gesicht, aus einem Geschlechte, dessen Wiege auf einem der rauhen Felsennester am grünen Strome stand und das sein Schwert und seine Lanze manch liebes Mal über den Rhein als Schlagbaum warf und das keuchende Schifflein des ängstlichen Kaufmanns von Worms oder von Köln um ein erkleckliches mittelalterliches Chausseegeld ersuchte; hier ein Mann aus den Uraltfreien, aus einem Bauernhofe Westphalens, ein Mann noch heut eigentlich ohne Namen, er nennt sich nach seinem Hofe, wie einst der Ritter nach seinem Schlosse, Meyer zu Jöllenbeck, nicht weit von ihm vielleicht der Enkel oder der Urenkel des Hörigen, der dem Urvater irgend eines seiner heutigen politischen Freunde den Acker bauete und Nachfolge leistete. . . . So ruht ein alter Gegensatz neben dem andern, nicht mehr mächtig genug, um nach Zerstörung seiner ursprünglichen Form noch etwas von seinem alten Geiste zu zeigen, aber doch noch stark genug, um der einzelnen Physiognomie gewisse Lineamente mitzutheilen, wohl auch öfter noch im Stande, Neigungen und Abneigungen zu begründen, über welche der Einzelne sich selbst nicht klare Rechenschaft zu geben vermag. Als einen der noch lebendigsten Gegensätze im Hause, wie in dem großen Kreise des Gesammtvolkes bezeichnen wir den zwischen den Männern aus dem Reiche und denen, die schon früh in partibus infidelium lebten und früh an eine selbständige Fürstenregierung gewöhnt wurden. Ein Gegensatz, der bei den unglücklichen Kaiserwahlwirren 1849 recht klar in Preußen und auch in der preußischen Volksvertretung hervortrat. Dieser Gegensatz wird sich noch lange in unserer Geschichte und bei den verschiedensten von ihm scheinbar oft ganz unabhängigen Gelegenheiten äußern, und ihn auszugleichen und zu sühnen ist eine der schönsten und zukunftgewissesten Aufgaben für König und Volk, Regierung und Landtag. Man gleicht ihn aber nicht aus, wenn man den Preußen aus Süd und West kurz und derb sagt, sie müßten es sich zur Ehre schätzen, Preußen zu sein und damit gut. Jeder Mann, jede Stadt, jede Landschaft liebt die Vergangenheit. Und können die aus dem Reiche nicht auf so manches große Gut ihrer Vergangenheit, das heut ihnen fehlt, zurückblicken? Wie manche stolze Städtefreiheit, wie manche alte Institution, deren zerfallende Ruinen, deren äußere Merkmale heut noch in ihrer Heimath ragen, mußten sie verloren geben? Und wie vorzüglich muß ihnen oft noch heut in der Erinnerung die trauliche Nähe ihres früheren, patriarchalischen Regimentes gegen den langen Instanzenzug erscheinen, der Dinge, welche ihre Bedeutung und ihr Verständniß doch nur an der Mosel oder an der Nahe haben, von der Bezirks- zur Provinzial-Regierung und end-

lich nach Berlin führt? In früherer Zeit freilich dachte die Regierung wohl, durch die Herstellung solcher Beziehungen werde am Ersten das neue Gebiet an unsern alten Besitz gefesselt, aber wir wissen dies jetzt besser, und so begegnen wir auf der altpreußischen Rechten uns mit den Landsleuten neueren Datums in demselben Streben, die schöne Freiheit und Mannichfaltigkeit der Entwickelung überall nach Kräften zu schützen. Der Schwerpunkt des Ganzen, der Zusammenhang der Monarchie, wird dadurch nicht gefährdet; — Angesichts dieses bunten Hauses der Abgeordneten, dieser sich friedlich bekämpfenden, unaufhörlich anregenden, ausgleichenden, mit neuen Gegensätzen das Ganze weiter fördernden Stammesarten wird es uns klarer als je, daß Preußen in seiner merkwürdigen Zusammensetzung kein Gebilde des Zufalls, sondern die leibhaftige Befriedigung einer tiefen Sehnsucht der verschiedenen deutschen Stämme nach einander ist, und daß dies allgemeine Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, der Nothwendigkeit des einen Stammes für den anderen eine Grundlage unserer Macht, unserer Weltstellung ist, wie keine festere gedacht werden kann. . . . .

So kann also schon das Ohr des Zuhörers in den tiefen schweizerischen Gurgellauten des Herrn v. Keller und in den harten Kehltönen Herrn Harkorts und in der singenden Monotonie Herrn Reichenspergers und in der hellen klaren Sprache des Sohnes der Kurmark, Herrn Wageners, ein erstes Merkmal der Bedeutung dieses Parlaments finden.

Chinesischer Socialismus.

„Es ist eine sonderbare Thatsache,“ sagt der französische Missionar Mr. Huc in seinem Werke über das Chinesische Reich, „daß der größte Theil jener socialen Theorieen, welche den französischen Nationalgeist neuerlich erregt und in Verwirrung gesetzt haben und als die sublimen Ergebnisse des Fortschrittes menschlicher Vernunft gerühmt worden sind, Nichts als die zerplatzten Seifenblasen längst verschollener chinesischer Utopien waren, welche das himmlische Reich schon vor Jahrhunderten bewegt hatten.“ Schon um das elfte Jahrhundert scheint das chinesische Reich ähnliche Scenen erlebt zu haben als das gegenwärtige Frankreich. Eine reformirende Partei verlangte die Erneuerung der Gesellschaft durch einen Alles umfassenden Communismus unter der Controle despotischer Centralisation. Heftige Kämpfe erfolgten und endeten mit dem Siege der Socialisten. Das Experiment ward gemacht, und zwar in dem großartigen Maßstabe, wie ihn die Ausdehnung und die Ressourcen des Reiches an die Hand gaben. Der Name des Leiters der Bewegung, Wang-gan-Tsche, ist in der chinesischen Geschichte als derjenige

eines Gelehrten nicht minder wie eines Weltmannes berühmt; er verband, wie ausdrücklich erwähnt wird, tiefe und ruhige Ueberlegung mit entschiedenem Willen und kräftiger That. Konnte das Unternehmen unter den gegebenen Verhältnissen gelingen, so war er, dessen Charakter ein feuriger Ehrgeiz vollendete, der Mann dazu, es gelingen zu machen.

Bei der großen Scheu orientalischer Völker für die Tradition begann Wang-gan-Tsche sein Werk in einer von unserer modernen europäischen Ungebundenheit allerdings sehr verschiedenen Weise. Viele Jahre arbeitete er Tag und Nacht an Commentarien als heilig geschätzter Bücher. Mit vorurtheils-befangenem Scharfsinn und mit listiger Deutung fand oder wußte er zu finden, daß die Lehren alter Moral und Religion nur sein System enthielten und weiter nichts. An den anerkannten Stamm der alten Weisheit sich auf diese Weise anschmiegend, gewann er zuerst nicht darum Anhänger, weil das von ihm aufgestellte System das bessere, sondern weil die von ihm ersonnene Interpretation die richtigere schien. Mit einem Worte, wer sich zunächst zu ihm schlug, waren nicht Arme, sondern Gelehrte. Kenntniß und Wissen oder was man dafür hielt, sind in China immer der höchsten Ehren für würdig befunden worden. Der Kaiser Tschen-tsung selber war von den glänzenden Eigenschaften des neuen Commentators entzückt, schenkte ihm sein ganzes Vertrauen und stattete ihn mit voller Gewalt zur Realisation seiner Reformplane aus. Wang-gan-Tsche, der mittlerweile schon die Mehrzahl der Gelehrten, welche in China mit den Ober-Beamten eins sind, gewonnen hatte, besetzte alle einflußreichen Stellen der Verwaltung sofort mit seinen Anhängern. Das Volk vertraute der Weisheit seiner Führer, die Führer gaben sich dem Genie ihres Leiters hin, völlige Eintracht begrüßte die Verwirklichung des neuen Unternehmens, welche Verhältnisse konnten wohl günstiger sein?

Der eingestandne Zweck Wang-gan-Tsche's war, der gesammten Bevölkerung unabänderliche Glückseligkeit zu verschaffen, unter welcher er reichliches Auskommen, Freude und Genuß verstand. Sein Mittel fand er in einer billigeren Vertheilung der Glücksgüter durch den Staat und in einer fortdauernden Handhabung des gesammten wirthschaftlichen Verkehrs ebenfalls durch den Staat. Der Staat sollte der einzige Fabrikant und Kaufmann in China sein, sollte Jeden belohnen, Keinem zu viel, Keinem zu wenig zukommen lassen und auf diese Weise es verhindern, daß, wie der Reformer selbst sagt, die arbeitenden Klassen nicht zu Staub zermahlen werden in der Mühle des Kapitals.

Demgemäß wurden im ganzen chinesischen Reiche besondere Vermögensausgleichungs-Tribunale eingesetzt, um als Organe der beabsichtigten Form zu dienen. Sie hatten vor allen Dingen die Preise der Lebensmittel und aller Waaren festzustellen. Sie bestimmten Ausnahmesteuern, welche Jahre lang allein den Reichen aufgelegt werden sollten. Das so gewonnene Geld war für alte, kranke oder beschäftigungslose

Arbeiter bestimmt. Zugleich nahm der Staat den Grundbesitz in seine eigenen Hände. Jedes Jahr sollten die Tribunale das Land unter die Bauern vertheilen, sollten ihnen den Samen dazu liefern, die Bebauungsmethode vorschreiben, die gehörige Bewirthschaftung beaufsichtigen und die Ernte ausgeliefert erhalten.

„Es ist offenbar," sagte Wang-gan-Tsche, „daß auf diese Weise Ueberfluß und Reichthum regieren werden im ganzen Lande. Die einzigen Leute, welche darunter leiden könnten, wären die Wucherer, welche niemals unterlassen, von Hungersnoth und öffentlichem Elende Nutzen zu ziehen und vom Ruin der Armuth sich zu bereichern. Was kann es schaden, diese Feinde des Volkes zu schädigen? Verlangt nicht vielmehr die Gerechtigkeit, sie zur Herausgabe ihres übel erworbenen Gewinnes zu zwingen? Fortan sei der Staat der einzige Gläubiger und nehme niemals Zinsen. Da er den Ackerbau überwachen und den Preis der Lebensmittel reguliren wird, so wird wenigstens immer so viel zur Befriedigung des Bedürfnisses vorhanden sein, als die Ernte gewährt hat. Mißwuchs in einer Provinz wird das Ober-Ackerbau-Tribunal zu Peking veranlassen, das Getreide von einer reicheren Gegend nach der dürftigen zu dirigiren. Der Staat, auf diese Weise der einzige Speculant, wird überdies enorme Summen vor sich bringen und seine gesammten Gewinnste zu nichts verwenden als zu Werken des öffentlichen Nutzens."

Es läßt sich denken, daß die Vermögenden unter den Chinesen, so groß immer ihre Verehrung vor der größeren Kaste der Gelehrten sein mochte, dieses System dennoch nicht sofort schmackhaft zu finden vermochten. Ein Widerstand erhob sich, verstärkt durch die Autorität eines kleinen oppositionellen Theils der Gelehrten selber. Kein geringerer Mann, als der gefeiertste Dichter seiner Zeit, stellte sich an die Spitze der Bewegung für das Eigenthum und gegen den Communismus. Se-ma-kwang, einer der berühmtesten Namen der chinesischen Geschichte, war der conservative Poet, welcher die Trugschlüsse der neuen revolutionären Politik erkannte. Viele geistreiche Leute seines Standes traten zu ihm über, aber die übergroße Mehrheit und der Kaiser an ihrer Spitze waren für den Reformator. Alle Pläne Wang-gan-Tsche's wurden in Ausführung gebracht, seine Bücher den heiligen Schriften zugezählt, die Schriftzüge selber, gemäß dem neuen von ihm erfundenen Begriff- und Gedanken-System, von ihm erfunden, umgearbeitet und somit die geistige Hälfte des nationalen Lebens nicht minder als die materielle der Formung gemäß den Plänen und Absichten eines Sterblichen unterworfen!

Werden wir uns wundern, wenn die unmittelbar darauf folgenden Chroniken des chinesischen Volkes von einem entsetzlichen Elende berichten? Die communistischen Institutionen hatten nur wenige Jahre bestanden, als sie schon unerträglich waren. Das Volk murrte, hielt

aber aus, bis der Kaiser starb. Die für ihren Sohn zur Regentschaft gelangende Kaiserin hatte dagegen nichts Eiligeres zu thun, als den revolutionären Gelehrten zu desavouiren und seinen Opponenten, den conservativen Dichter, mit der Ministerwürde zu bekleiden. Der Gelehrte sowohl als der Dichter starben bald darauf, Letzterer glücklicher Weise nicht eher, als bis er die Ackerbau-Tribunale, die Vermögens-Ausgleichungs-Tribunale und die gesammten Einrichtungen seines Vorgängers hinweggefegt hatte. Sein Tod erregte die größte Trauer und sein Leben steht in den nationalen Annalen der Chinesen demjenigen seines Vorgängers gegenüber, wie die wahre Weisheit dem übertriebenen und irrthümlichen Raffinement.

Damit war die Sache aber noch nicht geschlossen. Bald nach dem Tode des conservativen Dichters hatte der junge Kaiser das regierungsfähige Alter erreicht, und, nach seinem Vater schlachtend, die unter der Gelehrtenkaste noch zahlreichen Anhänger Wang-gan-Tsche's auf's Neue mit der Gewalt bekleidet. Das Marmordenkmal Se-ma-kwang's war zerschmettert, sein Grabmal zerstört, seine ihm nach dem Tode ertheilten und für die gesammte Zukunft der chinesischen Geschichtsbücher als gültig decretirten Titel wurden verflucht, und seine ganze restaurirte Gesetzgebung nur elf Jahre nach seinem Ableben durch einen neuen Versuch des Communismus in einem Anlauf überrannt. Ein großes steinernes Lügen-Denkmal, woran all seine vermeintlichen Irrthümer und Betrügereien aufgezählt standen, wurde dem conservativen Dichter erbaut, während Wang-gan-Tsche natürlich einen entsprechenden Tugend-Obelisken, einen herrlichen Titel für Mit- und Nachwelt u. s. w. empfing.

Diesmal herrschte der Socialismus in China nur drei Jahre, weil nach Ablauf derselben das Volk sich wüthend erhob und, um das System los zu werden, jeden der gelehrten Systematiker, welchen es fassen konnte, todtschlug. Dies geschah um das Jahr 1129, als in der benachbarten Tartarei der schreckliche Tschingiskhan eben die Eroberungen begann, welche zu so weiter Ausdehnung bestimmt waren. In China glaubt man, Tschingiskhan sei von den flüchtigen Socialisten, welche sich vor dem Hasse der Bevölkerung nach den Steppen der Tartarei davon gemacht hatten, zu seinen blutigen Wanderzügen aufgestachelt worden. So hätte der beabsichtigte, glückspendende und friedliche Despotismus der chinesischen Socialisten also mit Elend und Empörung im Innern und mit der Erregung mordlustiger Eroberungszüge von außen geendet.

Deutscher Ritter-Orden.

Geschichte des deutschen Ritter-Ordens in seinen zwölf Balleyen in Deutschland. Von Johannes Voigt. Erster Band. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer, 1857. XLIII und 675 SS. 8. (2 Thlr. 25 Sgr.)

Der hochverdiente Verfasser hat sich durch die Herausgabe des vorliegenden Werkes einen neuen Anspruch auf die Dankbarkeit aller deutschen und preußischen Geschichtsfreunde erworben. Während das frühere große Werk des vaterländischen Historikers die Geschichte Preußens während der Herrschaft des deutschen Ordens, dessen Stiftung und Schicksale im Zusammenhange mit dem Gange der weltgeschichtlichen Ereignisse schilderte, wird hier insbesondere die Entwickelung, welche der Orden in Deutschland genommen hat, in's Auge gefaßt und somit eine höchst willkommene Ergänzung und Erweiterung der früheren Aufgabe geboten, welche das Bild des großartigen Institutes, aus dem die preußische Monarchie erwachsen sollte, in immer deutlicheren und umfassenderen Zügen erkennen läßt. Das vorliegende Werk, eine Frucht langjähriger, umfassendster Quellenstudien, ist dazu bestimmt, den Lesern einen klaren Begriff von der culturgeschichtlichen Bedeutung des deutschen Ordens für Preußen, wie für Deutschland zu geben. In den Haupt- und Staats-Actionen haben freilich die zwölf deutschen Balleyen des Ordens während des Mittelalters keine hervorragende Rolle gespielt, desto wichtiger aber erscheinen sie für die Erkenntniß des Wesens und des inneren Lebens der Institution. Liegt doch auch darin, wie der Verfasser hervorhebt, gerade der wesentliche Fortschritt der neueren Geschichtsforschung, daß sie vor Allem bestrebt ist, den inneren Entwickelungsgang des gesellschaftlichen Lebens der Vorzeit und der in ihm hervortretenden corporativen Gestaltungen in's Licht zu stellen. Hier das noch Unbekannte oder Unklare zu ergründen und die einzelnen Momente zu einem lebendigen Gesammtbilde zu verbinden, ist vielleicht die schwerste, aber auch die schönste Aufgabe des Forschers, und wer unter diesem leitenden Gesichtspunkte das deutsche Mittelalter studirt, wird nicht in Gefahr kommen, über die reiche Fülle staatlicher und socialer Einrichtungen, die dasselbe in sich faßt, mit einigen hergebrachten Ansichten und Phrasen sich abzufinden. Der christliche und ideale Geist, dem die Ritter-Orden ihren Ursprung verdankten und der sie zu den schönsten Blüthen des Ritterthums erhebt, hat auch dem Leben und der Verfassung des deutschen Ordens durch die Jahrhunderte hindurch seinen Stempel aufgedrückt. Als die ruhmgekrönten Ordensbrüder zuerst vom Morgenlande her den vaterländischen Boden betraten, den herrlichen Meister Hermann von Salza an der Spitze, da empfing man sie überall als Männer, würdig der höchsten Verehrung, „als Athleten Gottes im Dienste des Gekreuzigten, als Ritter Jesu Christi, die im Blute glorreichen Märtyrerthums mannhaft gestritten und ihre Gewande mit dem eigenen Blute gefärbt, als neue Makkabäer in der Zeit der Gnade, die, weltlichen Gelüsten entsagend, ihr Kreuz auf sich genommen und dem Herrn nachgefolgt, als heldenmüthige Kämpfer des christlichen Namens und der katholischen Kirche." Und auch später hat der Orden, aller Wandlungen der äußeren Verhältnisse ungeachtet, diesen seinen erhabenen Beruf nie ganz verläugnet. Wie auch die Menschen und Zustände wechselten, der ideale Gehalt der Institution ist geblieben und hat Wurzel geschlagen bis auf den heutigen Tag. Es sind neun Capitel, in denen der Verfasser uns ein Bild der

Geschichte und der Zustände des Ordens in Deutschland entrollt. Nachdem wir zuerst die Ansiedelung und Verzweigung der Besitzungen des Ordens kennen gelernt, die sich von der Nord- und Ostsee bis zum Adriatischen Meerbusen und von der Oder bis über die Maas hinaus erstreckten und die zwölf Balleyen Thüringen, Oesterreich, Hessen, Franken, Koblenz, Elsaß, Botzen, Utrecht, Alten-Binsen, Lothringen, Sachsen und Westphalen bildeten, führt uns das zweite Capitel die Verwaltungs-Beamten des Ordens vor Augen, wie sie sich stufenweise aufwärts bis zum Deutschmeister gliedern. Der Ordensverfassung und der Oekonomie des Ordensgutes sind sodann das dritte und vierte Capitel gewidmet. Enthalten schon diese Abschnitte eine Menge von interessanten und neuen Mittheilungen, so gilt dasselbe vielleicht in noch höherem Maße von dem folgenden Capitel, dem fünften, welches das innere Leben im Ordenshause schildert. Da sehen wir sie im Geiste vor uns, jene Edlen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, die willig auf alle Freuden der Welt verzichten und nackt und bloß in des Heilandes Fußstapfen treten wollten, jene tapferen, unverzagten Herzen, die mit jugendlicher Begeisterung das Grab des Erlösers zu gewinnen und die Macht des Heidenthums zu brechen trachteten, jene Männer und Säulen des Ordens, deren ernste und opferfreudige Gesinnung uns in den Statuten, diesem Nerv und Prüfstein des inneren Lebens aller geistlichen Genossenschaften des Mittelalters, so hell entgegenleuchtet. In einem schönen Licht erscheint namentlich das Amt der Priesterbrüder, die in jedem Convente des Ordens bekanntlich den Rittern beigegeben waren. Sie sollen zur Zeit des Friedens, so heißt es von ihnen, „die Laienbrüder ermahnen, ihnen Gottesdienst thun und sie berichten mit den Sacramenten. So man aber streiten soll, so sollen sie die Kämpfer stärken zu dem Streite und diese daran mahnen, daß Gott auch den Tod durch sie litt am Kreuze. Also sollen sie bewahren beide, die Gesunden und die Siechen, und sollen allen ihren Dienst vollbringen in einem sanften Geiste." Fürwahr eine große und hoch gefaßte Aufgabe; daß manche jener Priesterbrüder sie erkannten, dafür zeugt jenes köstliche Büchlein aus dem 15. Jahrhundert, die „Theologia Deutsch", das Luther als eine so schöne Frucht herzinniger Frömmigkeit pries und das, wie er selbst in seiner Ausgabe bezeugte, einen „Priester und Custos in der deutschen Herren Hause zu Frankfurt" zum Verfasser hatte. Wie der feste Bau der ganzen Ordensverfassung auf den drei Gelübden der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams bis in den Tod als den Grundfesten alles geistlichen Lebens beruhte, so war in diesen Gesetzen das Maß aller Lebensbedürfnisse und gesellschaftlicher Pflichten für die Ordensbrüder gegeben. Wenn wir von den Schilderungen absehen, welche Schriftsteller des 13. und 14. Jahrhunderts von dem weltlichen und lustigen Treiben der Ordensritter zu Akkon entwerfen, das zu Ende des 13. Jahrhunderts, als diese Stadt in die Hände der Mameluken fiel, wohl seinen Höhepunkt erreicht haben mochte, so läßt sich die Einfachheit und Strenge der Lebensweise, welche die deutschen Ordensritter in Deutschland befolgten, wenigstens das ganze 13. Jahrhundert hindurch nicht in Zweifel ziehen. Erst im 14. und noch mehr im 15. Jahrhundert verfiel hie und da Zucht und Ordnung unter ihnen, und so konnte das Sprüchwort entstehen:

> Kleider aus, Kleider an,
> Essen, Trinken, Schlafengahn
> Ist die Arbeit, so die deutschen Herren han.

Doch auch die eintretende Verschlechterung der Sitten vermochte den

guten Samen nicht zu ersticken, den die Satzungen des Ordens einmal ausgestreut hatten. Nur ungern versagen wir uns auf die Hausordnung und die Lebensweise der Brüder so wie die in Bezug auf Affiliirte bestehenden Regeln näher einzugehen; möge der Leser selbst in dem Werke nachlesen, das ihm gewiß eine Quelle reicher Belehrung und Erquickung sein wird. Die zahlreichen Privilegien, deren der Orden sich erfreute, sowohl von Seiten des Papstes als des Kaisers und einzelner Landesherren, faßt das sechste Capitel zusammen; das siebente behandelt die äußern Verhältnisse des Ordens zu Kaiser und Reich, zu den Landesfürsten, zur hohen Geistlichkeit und zu Ritterschaft und Städten. Das achte ist den finanziellen Zuständen der deutschen Balleyen gewidmet, das neunte endlich reiht hieran eine Darlegung der Umstände, welche die steigende Verarmung und Verschuldung des Ordens im Gefolge hatten. Zum Schlusse sind zwei dankenswerthe Beilagen gegeben, zuerst ein Verzeichniß der Deutschmeister des Ordens, welches mehrere chronologische Berichtigungen darbietet, dann eine Liste der bis jetzt bekannt gewordenen Landcomthure, von welcher der Verfasser hofft, daß sie durch den Fleiß einheimischer Forscher mit der Zeit vervollständigt werden möchte. Wir können von dem werthvollen und inhaltreichen Buche nicht scheiden, ohne dasselbe wiederholt der Theilnahme aller preußischen Geschichtsfreunde und aller Freunde der edlen geschichtlichen Erscheinung des deutschen Ordens zu empfehlen. Gewidmet ist dasselbe Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Erzherzoge Maximilian Joseph, als Hoch- und Deutschmeister des deutschen Ordens im Kaiserthum Oesterreich.

[E. M. Arndt.] Aus Jena, aus der Frommann'schen Buchhandlung, kommt uns ein Flugblatt zu, vierzehn Seiten stark, das der alte weißhäuptige E. M. Arndt (d. d. Bonn, 29. Windmonats 57.) hat ausgehen lassen. Wie rührend ist die Lebendigkeit und der herzliche Eifer des Greisen für sein deutsches Volk und für das ganze deutsche Volksthum! Es handelt sich in dem Heftchen, dessen Titel lautet: „Vom nordischen Hausbau und Hausgeist. Ein Schreiben an Herrn Geheimen Justiz-Rath Michelsen von E. M. Arndt." um die Vertheidigung und Hervorhebung eines der vielen kleinen geheimnißvollen und zarten Züge unserer Volksphysiognomie, um einen dieser Züge, welche das kluge, aufgeklärte moderne Geschlecht so gering achtet. Während auf dem großen literarischen Markte gegenwärtig die Materialisten ihre Demonstrationen gegen die Existenz des Geistes überhaupt führen, versichert uns der naive Mund des prächtigen alten Herrn, daß es überall noch Geister und Geistergeheimnisse gäbe, im Bauernhof, wie im Bürgerhause. Er schreibt:

„Der Glaube an den Hausgeist ist in manchen deutschen Landschaften hin und wieder noch gewöhnlich genug. Ich könnte aus der Erfahrung eines überlangen Lebens darüber genug Geschichten erzählen, wovon ich einige mit meinen Augen gesehen und mit meinen Händen betastet habe, freilich nicht jede in mir selbst erlebt noch an mir selbst verübt, sondern unter meinen Augen und Händen in und an andern gläubigen Seelen geschehen, wie ja der unsichtbaren Geister Wirkungen nur können.

Zuvörderst, dieser Hausgeist tritt bei kleinen Leuten, wo er noch geglaubt wird, meist in unscheinbarer Gestalt als das kleine, kleine rauche Männchen, unter dem Namen Puk oder Kobold sein wunderlich grauliches

Wesen treibend, durchaus nicht als eine vornehme und ehrwürdige oder gar als eine halb heilige Person auf wie im Norden; sondern meistens wie ein nächtlich rundwandelnder und hausdurchstöbernder Spaß- und Neckgeist, dem mit dem Klumpsack als Kindergespenst rundlaufenden Knecht Ruprecht ähnlich, der da schlampige Hausfrauen, faule Gesellen und Knechte und unreinliche Mägde strafen und zu Fleiß und Ordnung antreiben muß, Fleißigen und Ordentlichen aber bei Tage und bei Nacht als unsichtbarer Gehülfe die Arbeit fördern hilft.

Zweitens spielt er an alten, mehr geweihten und durch Jahrhunderte von denselben Familien bewohnten Erbstätten zugleich eine mehr vornehme und ehrwürdige, oft auch eine gefürchtete und tragische Rolle. Ich spreche hier von Ritterschlössern und Bauernhäusern, die von demselben Stamm von Geschlecht zu Geschlecht besessen und bewohnt sind, und in der zehnten oder zwanzigsten Ordnung ihre Ahnen rückwärts hinter sich zählen können. Man höre:

Im Bauernhause ist der Rundwandler und Wiedergänger immer nur ein grauer Alter. Er geht grau und stolprig einher, in einem grauen Rocke, eine graue Mütze auf dem schneeweißen Kopfe, winkt auf Todesfälle, Geburten, verborgene Schätze u. s. w. hin.

In den Schlössern sind fast immer zwei Rundwandler: ein grauer Mann und die weiße Frau. Die weiße Frau ist eine stattliche alte Dame im schneeweißen Gewande, mit einer Laterne oder einem Lichtlein in der Hand langsam die Treppen und Hallen des Hauses um die Mitternacht auf und ab steigend und durchschreitend und Keller und Speisekammern durchspähend. Der Alte des Schlosses ist gleich dem Alten des Bauernhauses in Grau gekleidet; nur trägt er nebst der grauen Mütze einen grauen Mantel, der Bauerngeist dagegen nur einen grauen Kittel; auch erblickt man ihn wohl mit einem Schwert umgürtet und mit Stiefeln und Sporen. Ich weiß noch, wie dieser hochadelige Wiedergänger in der Person eines alten Majors von Kahlden in dem Hause, worin ich zur Welt zu kommen die Ehre hatte, die ersten sechs Jahre meines Lebens erschreckt hat, indem er gemeldet ward, längs dem langen Steindamm des Hofes vorschreitend, in den Mitternächten um Haus und Scheunen zu wandeln und sich endlich in dem Blumengarten bei dem Bienenhause zu verlieren."

Es wird nicht an Solchen fehlen, welche diese Aeußerungen des alten Mannes der Schwäche des kindisch gewordenen Greises, der wieder in die Ammenstube zurückgekehrt sei, zu Gute halten wollen. Ihnen möchten wir indeß erwidern, daß diese geistige Art E. M. Arndt's schon in seinen kräftigsten Mannesjahren hervortrat, und viel eher als ein tiefer Respect vor den Eigenheiten des deutschen Volksgeistes erscheint.

Aus England.

London, Anfang April.

Die jüngsten Wahlen. — Die älteren Wahlen. — Die alten Wahlen. — Die neueren Wahlen. — Bribery and corruption. — Election-agents. — Palmerston. Disraeli. Gladstone. Cobden. Roebuck. — Passionswoche. — Theater. — Tractarianer.

Es waren häßliche Tage, die Damen lasen die Zeitungen nicht mehr, die Männer gingen ihren Geschäften schlecht, weil nur halb interessirt,

nach, in jeden Schornstein flog eine telegraphische Depesche, und nicht einmal eine ordentliche Wette kam bei der Geschichte in Gang, — kurz wir hatten neuenglische Wahlen. Neuenglische — verstehen Sie wohl. Ja, eine gute altenglische, das war ein ander Ding, das war ein lustiges und lautes Ding, bei dem man trank, lachte, wettete und die Politik als Rennbahn gebrauchte. Jene Zeit ist doch noch nicht so lange her, aber ihre Art ist mit der Wurzel beseitigt. Das war die Zeit, wo der „Freund" des Wahlcandidaten ganz feierlich und in schreiender Weise verkündete, er habe die redliche Absicht, gutes Geld für die Wahl dranzugeben. Er zeigte an, daß der „borough" mit so und so viel tausend Pfund beschossen werden sollte, gleichsam als gälte es die Eroberung einer Festung und das Caliber seines Belagerungs-Trains. In jenen Tagen wurden eisenbeschlagene Kisten, schwer von Goldstücken, in den Comitésaal getragen, feierlich, in ernster Procession, und alle Welt ward sorgfältigst davon in Kenntniß gesetzt, daß für zweite zehntausend Pfund in der nächsten Bank Credit eröffnet sei. Da gab es keine Heuchelei und keine Verstellung über den fraglichen Punkt. Vor den Wählern auftreten, — bedeutete nichts weiter, als mit ihnen um den Preis des Wählens handeln. Der Werth des Artikels schwankte natürlich nach dem alten Gesetze der Nachfrage. In einzelnen Fällen, wo wenige Wähler vorhanden und der Kampf ernsthafter war, brachten es einige Wähler bis auf 50 L. Einnahme. Das war denn aber etwas Außergewöhnliches, aber in einzelnen Fällen doch wiederum übertroffen. Die Geschichte der „Spendthrift election" von 1788 ist z. B. allgemein bekannt. Drei Lords, Lord Spencer, Lord Southampton, Lord Halifax, standen sich damals bei einer Wahl gegenüber, sie rannten nach guter Sportsman-Art mit ihren drei Candidaten gegen einander, und obgleich im Ganzen nur 1149 Stimmen einkamen, so war der Gesammtbetrag ihrer Kosten doch 400,000 L. Die Wahl hatte, wie natürlich, kein entscheidendes Resultat, der Zufall des Looses mußte entscheiden; und Lord Spencer war der glückliche Mann und setzte seinen Candidaten ein. Ihre Lordschaften gestanden sich darauf, sie hätten besser ihr Geld gespart und gleich Anfangs um ihre Candidaten gewürfelt.

Das war die alte Zeit, wo die Wahlen, wie Lord Derby sagt, noch die Saturnalien, nicht eine feierliche Pflichthandlung des Volkes waren. Dann aber kamen die „Wahlcomités", welche erklärten, daß „bribery and corruption" doch tadelnswerthe Dinge seien. Aber auch dieser Neuerungssucht widerstand die alte lustige englische Natur noch. Sie verwandelte sich in einer üppigen Laune den alten bekannten Spruch und sagte: „Die Welt will betrogen sein, also betrügen wir uns lieber selbst." Das war sehr selbstbewußt gesprochen. Die Wahlscenen und Candidaten zogen mit lachender Miene ein neues Register auf und begannen ihre Rede regelmäßig mit der Versicherung ihres grenzenlosen Respectes vor der Reinheit, Unbeflecktheit, Jungfräulichkeit, patriotischen Tugend ihrer Wähler. Dann kauften sie diesen ihre alten Katzen nnd jungen Hühner aus reiner Liebe zur Naturgeschichte für zehn bis zwanzig Pfund ab oder zeigten sich so fanatisch besessen für allgemeine Bildung, daß sie aller Wähler Kindern auf fünf Jahre in der Schule Freistellen kauften, ja ein Candidat erwies sich bei solch einer Gelegenheit als ein so eifriger Verehrer der schönen Künste, daß er jedem seiner fünfhundert Wähler ein Bild, die letzte Krönung darstellend, frei und gratis ins Haus sandte. Neben diesen Aufmerksamkeiten des Candidaten gegen seine Wähler gingen ähnliche ge-

gen seine Nebenbuhler einher. Der eine miethete alle Hotels und öffentlichen Säle des Wahlortes, und seinem Gegner blieb darum nur eine ganz schäbige Fuhrmannskneipe, außerdem miethete er alle Buchdruckerpressen der Stadt, und so konnte sein Mitcandidat kein Placat, kein Programm drucken lassen; auch alle Wagen, Karren und Beförderungswerkzeuge pflegten um den Wahltag aus der Umgegend zu verschwinden und in eine Hand zu gehen, damit der Nebenbuhler nicht Wähler für sich herbeischaffen konnte.

Die „Wahlprüfungs-Comités“ wurden dann noch strenger und scharfsichtiger, aber jetzt entwickelte sich das Institut der Wahl-Agenten zu ungeahnter Höhe. Das gewählte Mitglied des Hauses war von jetzt an, bei jeder strittigen Wahl, der unwissendste und unschuldigste der Sterblichen. He knew nothing of anything. Er konnte kaum sagen, wie er überhaupt dazu gekommen war, gerade in jenem und in keinem anderen Wahlflecken aufzutreten. Es war der reinste Zufall der Welt. Er hatte zufällig gehört, die constituency bedürfte eines Candidaten, und er ging hin. Geld sei vor der Wahl gespendet? — er wisse nicht das Geringste davon. So vorsichtig war er während der ganzen kritischen Zeit gewesen, daß er nur solche Kleider getragen, die keine Taschen hatten. Agenten seien da gewesen? — er habe zu ihnen nicht die geringste Beziehung. Es war ganz eigen, daß wenige Tage, ehe dieser würdige, von Nichts wissende, über Alles unschuldige Candidat in seinem lieben Wahlflecken erschien, dort einige hochherzige geheimnißvolle Fremde aufgetreten waren, die nicht allein Taschen in ihren Kleidern, sondern in den Taschen auch Gold, viel Gold gehabt hatten. Wenn später inquirirt, wußten diese Fremden natürlich auch nichts von dem einige Tage nach ihnen eingetroffenen Wahlcandidaten. Niemals hatten sie ihn gesehen, sie hatten sogar eine politische Antipathie gegen ihn, und leider war das Ende doch sein Sieg. Merkwürdig geheimnißvolle Dinge blieben und bleiben allerdings dann immer noch aufzuklären, und es giebt auch heut wieder ganz hübsche Geschichten zu erzählen, von der „Sovereign Alley“ z. B., oder von dem sonderbaren „Loch in der Wand“, in welches begünstigte Wähler die Hand gesteckt und dann, ohne einen Menschen zu sehen, aber indem sie in ihr ein hübsches Päckchen Sovereigns fühlten, zurückgezogen haben sollen. Aber fast ganz ohne Sang und Klang geht das heut vor sich, und die Leute thun jetzt wirklich im Ernst so, als verföchten sie Principien bei ihrer Stimmgebung. Sei es jedoch dem gegenüber den Lesern auf dem Continente gesagt, daß nach den Berechnungen eines sehr unparteiischen für Palmerston eingenommenen Blattes, das vor uns liegt, der Illustration, die eben geschlossene Wahl doch Alles in Allem den Gewählten eine halbe Million Pfund Sterling kostet — über drei Millionen preußischer Thaler —; so wird also jeder Parlamentssitz im Durchschnitt achthundert Pfund kosten, und da die gesammten Wähler Großbritanniens und Irlands nicht über 900,000 ausmachen, von denen doch kaum die Hälfte zum Poll gekommen ist, so kommt auf jeden Wähler eine kleine Remuneration von einem Pfund.

Man würde zu weit gehen, wollte man nun annehmen, diese Ausgaben seien nur von der einen Partei gegen die andere gemacht. Das wäre nach festländischen Analogieen geschlossen. Im Gegentheil, hier ist glücklicher Weise noch Vieles persönlicher Natur, es handelt sich bei den Wahlen noch oft genug bloß um Taylor oder Smith, nicht immer um Tory oder Whig oder Radical.

Was das Principielle anbetrifft, so hatte Palmerston wohl keine

ungewöhnlichen „äußerlichen, besonderen und geheimnißvollen" Anstrengungen nöthig, um die Majorität zu erzielen, eben so wenig als es Disraeli hatte, um jene achtungswerthe und leicht siegreiche Minderheit aufs Neue zu erhalten, welche er so geschickt zu führen weiß. „Pam" und „Ben" sind ihrer Sache stets sicher. Aber die Gladstones, die Cobdens, die Roebucks und noch viel mehr die kleinen und kleinsten Lichter der Eitelkeit bedurften kleiner Mittel viel eher, als die großen Kanonen, die darum aber auch nicht ganz die geheimnißvollen Nachhülfen verschmähen, denn das wäre eines high-spirited Englishman in den Augen des Volkes unwürdig, und wenigstens für die „non-voters", für die Corona, den großen umstehenden nicht wahlberechtigten Haufen wird bei jeder Wahl ein Etwas abfallen, une pièce de rejouissance . . .

Mag aber auch die jüngste Wahl unpoetischer, fahler und hypochondrischer ausgefallen sein, als jene alten Wahlen, wo Trompeter und Pauker, Fahnenschwenker und Wappenträger, Bänkelsänger und fliegende Buchhändler — um ein Wort aus dem Berlin von 1848 zu gebrauchen — durch die Wahlflecken sich herumtrieben, wo besoldete Prügelcompagnieen den Ruhm ihres Candidaten gegen die besoldeten Prügelcompagnieen des andern vertraten und verfochten; naiver, wie diese Wahl, war sicherlich keine.

Es galt Lord Palmerston — sagen Sie. Nun wohl, aber noch vielmehr galt es the old English pluck. Alle Welt hatte das Wort im Munde, und grade recht im Volke saß dies Wort recht tief. Wie soll ich pluck übersetzen? Mit Courage? Das wäre zu fein, zu hochdeutsch, aber ein altes hallisches Studentenwort fällt mir ein, und so ernsthafte und ehrfürchtige Augen ein Fuchs machte, wenn ihm versichert wurde: „der Kerl hat Muck" —, eben solche Augen macht John Bull, wenn er von Pam redet, und darum stimmt er für ihn. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß Lord Palmerston seit William Pitt der populärste Staatsmann in England ist. Von der Geschichte mit Don Pacifico bis zu der mit Canton muß ihm hier alles zum Besten dienen. Gegen die Tories ist der Durchschnitt der Nation darum noch nicht blind und ungerecht, aber sie lassen ihn augenblicklich kalt. Hohn dagegen hat die Masse für die peace-mongers, für die Friedenskrämer, und von Roebuck schreiben sie heut: „Er war bei der Wahl seine eigne Armee, sein eigner General, sein eigner Trompeter, sein eigner Soldat und sein Gefolge war er selbst allein." Das sind die jüngsten Wahlen von England. Wird es bald von ihnen auch gelten, was Talleyrand von der ganzen Constitution dieses Königreiches gesagt hatte, sie würde so lange lebensfähig bleiben als sie eine Fiction bliebe? — — —

Die Passionswoche hat begonnen, und so unmusikalisch das gute Volk hier ist, so läßt man es sich doch nicht nehmen, die heiligen Musiken überall, wo nur ein einigermaßen geeigneter Raum vorhanden ist, aufzuführen, so im Exeter-Hall den Messias. Clara Novello singt darin. Die meisten Theater setzen auch für diese Zeit ihr gewöhnliches Schauspiel aus und lassen Vorlesungen, Concerte an die Stelle desselben treten. In der letzten Woche kam Shakespeare hier ganz besonders zu Ehren. Auf dem Princess' Theatre wurde die ganze Woche hindurch König Richard II. mit einem Pomp und einer historischen Accuratesse gegeben, welche nur hier möglich ist. Der Einzug des gefangenen Königs in London, getreu nach alten Zeichnungen und den in alten Chroniken verstreuten Notizen costümirt und arrangirt, versetzte wirklich in das ferne Mittelalter.

In der kirchlichen Welt macht eine erste Entscheidung in Betreff der Tractarianer-Kirchen einiges Aufsehen. Die Kirchen von Pimlico und Knightsbridge, ausschließlich von vornehmem hochkirchlichen Publicum, das im Verdacht eines gewissen Kryptokatholicismus steht, besucht, zeichneten sich seit einiger Zeit durch Luxuszusätze ihrer inneren Einrichtung aus. Brennende Lichter, Kreuze, gestickte Decken erregten dort den Zorn zufällig eintretender Puritaner. Diese klagten gegen die Kirchenvorstände, und das weltliche Gericht hat jetzt entschieden, die Kreuze dürften bleiben, weil sie keine Crucifixe, sondern nur eine bauliche Zierde seien, der steinerne Altar sei zu entfernen und an seine Stelle wieder ein Tisch zu setzen, die gestickten Tücher könnten aber auch ferner diesen Tisch bedecken, und so wird man also nicht erkennen können, daß der steinerne Altar entfernt ist. O Daniel, o weiser Richter! △

Aus Westphalen.

(Geschrieben während der Kammerferien.)

Von der Balgerbrücke. Ich weiß nicht, was meine uralte Stadt Engern, Herzog Wittekind's Residenz in Ravensberg, für merkwürdige Dinge im Laufe der Zeit sehen wird, die mich zum Schreiben für die „Berliner Revue" veranlassen könnten, aber von der Balgerbrücke, die keine Meile von hier an der ravensbergisch-osnabrückischen Grenze liegt, werden sich vielleicht bald manche Dinge beobachten lassen, die zwar nicht erfreulicher Natur sein, aber wohl Stoff zum Schreiben darbieten werden. Ich sage „vielleicht" und würde sagen „wahrscheinlich", wenn es wahrscheinlich wäre, daß das Herrenhaus die projectirte und vom Hause der Abgeordneten mit geringer Majorität angenommene Salzsteuer ebenfalls gutheißen würde.

Ueber die Salzsteuer herrscht hier nur eine Stimme, in der Stadt und auf dem Lande, bei Arm und Reich: daß nämlich diese Steuer eine der unheilvollsten ist, die sich erdenken läßt. Noch haben wir alle es in frischer Erinnerung, wie hier die Grenze bepflanzt war mit preußischen Grenz-Aufsehern, Controleuren und Ober-Controleuren, die mit den Schmugglern in Gemeinschaft einen regen, wenn auch nicht erfreulichen Grenzverkehr unterhielten. Die armen Leute lugten sehnsüchtig nach der Grenze hinüber, aus Preußen nach Hannover, und beneideten die Hannoveraner, daß sie Hannoveraner waren und als solche das Salz um ein Bedeutendes billiger bezahlten, als die Preußen. In ähnlicher Stimmung blickten auch die Kaufleute, blickten vor Allem die Victualienhändler über die Grenze: drüben hatte man Salz, konnte billiger das Fleisch einsalzen und billiger verkaufen; hier war das Salz, folglich auch das Fleisch theurer, und die Concurrenz deshalb auf die Dauer nicht möglich. Da endlich fiel die Grenzsperre mit der Ermäßigung des Salzpreises, die Grenzaufseher verschwanden, der rege Verkehr blieb zwar, aber wurde ein friedlicher. Indeß haben wir kaum den Segen dieses neuen Verhältnisses schätzen und würdigen gelernt, da kommt auch schon der Vorschlag, die Salzpreise im Preußischen wieder zu erhöhen und damit zu dem alten Stande der Dinge zurückzukehren. Und das in Preußen, das in einem Staate, der an acht und zwanzig deutsche Staaten und an vier nichtdeutsche Staaten grenzt, die, mit einer Ausnahme, alle das Salz billiger geben werden, als Preußen, wenn die neue Salzsteuer die Bestätigung erhalten wird. Ich sehe ganz ab von den materiellen

Nachtheilen, ich frage Sie nur, welchen moralischen Eindruck das auf die Bevölkerung machen muß. Wäre Preußen in der Lage Oesterreichs, so daß es nur an vier deutsche Staaten grenzte, dann möchte die Erhöhung des Salzpreises ohne Schaden vorgenommen werden, aber bei einer solchen ausgedehnten Grenze, wie sie Preußen nun einmal geschichtlich überkommen hat, sehe ich nicht ab, wie ausreichende Gründe für eine Maßregel aufgestellt werden können, die unser Vaterland fast inselartig von allen Nachbarstaaten abschließen muß. Hier sagen wir mit dem Grafen Pfeil: Wir sind principiell für alle Steuern, nur nicht für diese Steuer.

Das Haus der Abgeordneten hat die neue Steuer gutgeheißen. So wenig die Bauern sich um die Kammern kümmern, für dieses Mal haben sie sich um dieselben gekümmert, und so wenig die Bauern bisher vom Herrenhause wußten, und so wenig es ihnen in den Sinn kam, dort Hülfe zu suchen, in diesem Falle sind Aller Augen auf dasselbe gerichtet. Die Abstimmung im Herrenhause wird deshalb auch für das Haus selbst und seine Bedeutung eine so große Tragweite haben, wie nicht leicht eine zweite Abstimmung: fällt nämlich die Steuer, so wird das Herrenhaus mit einem Schlage bei uns das populärste Institut des Landes sein. Ich glaube damit keine Uebertreibung auszusprechen; die Sache selbst läßt jeden Unbefangenen eine solche Folgerung ziehen.

— p.

Johanniter-Orden.

An die Herren Johanniter-Ritter der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft.

Nach dem Beschlusse der General-Versammlung vom 16. October 1855 findet in Halle am Donnerstag, den 16. April, Morgens 11 Uhr, im Gasthofe zum Kronprinzen die General-Versammlung pro 1857 statt, zu welcher ganz gehorsamst einladet

Graf Wartensleben,
Werkmeister.
J. V. des Herrn Commendators.

Carow bei Genthin, den 2. April 1857.

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Die Nothwendigkeit eines Eheschließungs-Gesetzes.

Das Haus der Abgeordneten beschäftigte sich in dieser Zeit mit einem Ehescheidungsgesetz, dessen Entwurf die Regierung vorgelegt hat. Niemand, der von der Sache etwas versteht und im Leben Erfahrungen gesammelt hat, wird behaupten, die Vorlage wäre zu früh gekommen und das Bedürfniß für sie fehle noch zur Zeit; Mancher mag wohl mit mehr Recht behaupten, die Vorlage hätte früher kommen müssen und der Berathung und Beschlußnahme so vieler anderer Gesetze vorgezogen werden. Dem sei wie ihm wolle, so viel ergiebt sich aus dem bisherigen Stand der Sache, daß ein Ehescheidungsgesetz, wodurch die laxe Praxis des Landrechts auf ein bescheideneres Maß von Ehescheidungsgründen zurückgeführt wird, sich als eine unabweisbare Nothwendigkeit herausgestellt hat.

Die heilsamen Bewegungen im Gebiete der Kirche, theils die Berathschlagungen und Anträge kirchlicher Vereine in der betreffenden Sache, theils die Weigerungen vieler Geistlichen, geschiedene Personen wieder zu trauen, öffneten auch demjenigen, der sich weniger durch das Wort Gottes drängen und treiben ließ, die Augen, um das unsägliche Elend zu erkennen, das durch die leichtfertige Art, wie die Ehen getrennt wurden, sich nicht bloß über die betreffenden Familien, sondern auch über den ganzen bürgerlichen und staatlichen Verband verbreitete. Mag man bei den Bewegungen innerhalb der Kirche mehr der Heiligkeit der Ehe Rechnung getragen haben, indem man sie, und zwar ganz mit Recht, für eine von Gott eingesetzte Institution ansah, deren Auflösung auch wiederum nur nach den von Gott bestimmten Normen eintreten darf, so unterstützte man diese Bewegungen von Seiten des Staats wohl mehr aus dem Grunde, weil man hoffte, daß durch die Erschwerung der Ehescheidungen auch der Schließung leichtsinniger und leichtfertiger Ehen würde vorgebeugt werden.

Ob in Wahrheit die Zurückführung der Ehescheidungsgründe auf die von Gott bestimmten Normen eine rückwirkende Kraft auf das Eingehen der Ehe ausübt, und namentlich einer leichtsinnigen und leichtfertigen Eheschließung vorbeugt, darüber läßt sich allerdings mit apodictischer Gewißheit keine Vorhersagung aufstellen, und in sofern hat die Kirche auch ganz Recht, wenn sie darauf bei ihren Forderungen keine

Rücksicht nimmt; allein hält man sich die Praxis der sündigen Menschennatur vor, wie sie bei ihren Handlungen wenig an die eintretenden und möglichen Folgen zu denken pflegt, so ist man geneigt, eine wohlthätige Rückwirkung von der erschwerten Ehescheidung auf das Eingehen der Ehe in Abrede zu stellen. Auch die ehelichen Zustände und Familienverhältnisse, die wir in den Ländern antreffen, wo bürgerliche und kirchliche Gesetze jede Ehescheidung entweder ganz verbieten, oder doch wenigstens sehr erschweren, sprechen für diese Ansicht. Wo Concubinen und Cicisbeen zu den Nothwendigkeiten des Lebens gehören und durch ein stilles Abkommen geduldet werden, wo Mütter ihre Kinder bald nach deren Geburt der Pflege und Wartung anderer Menschen übergeben, wo Familienväter nach Beendigung des Tagesgeschäftes nichts Eiligeres zu thun haben, als die Freuden außerhalb des Hauses aufzusuchen, da vermögen wir keine christliche Ehe und Familie zu finden, auch wenn die Ehe als Sacrament angesehen und ihr Band für unauflöslich gehalten wird.

Ist nun für unsere Zukunft auch durchaus ein Gesetz zu wünschen, das den göttlichen Normen entspräche und dadurch aller menschlichen Willkür ein Ziel setzte, so vermögen wir uns doch keine Illusion für die Zukunft zu machen, und zu meinen, als ob dadurch allein die jetzigen ehelichen Zustände und Familienverhältnisse könnten verbessert und einem christlichen Normalzustande näher geführt werden.

Ist aber einmal die Gesetzgebung, sei es durch die von Seiten der Kirche gegebenen Impulse, sei es durch staatliche Rücksichtsnahmen, auf den Weg gekommen, die Ehe in ihren Kreis zu ziehen und über deren Scheidung engere Normen als die bisherigen aufzustellen, so kann sie es bei diesem Anfange nicht bewenden lassen und den betretenen Weg wieder verlassen, sondern wird und muß, sei es früher, sei es später, das angefangene Werk vollenden und dem Ehescheidungsgesetz ein Eheschließungsgesetz hinzufügen und dadurch erst ein vollständiges Ehegesetz aufstellen.

Wir wollen darüber nicht rechten, daß man staatlicherseits die Scheidung der Schließung vorgezogen hat; der Lage der Sache nach verdient gegenwärtig die letztere den Vorzug; ein Gesetz über sie läßt sich freilich nicht so leicht formuliren, wie ein Gesetz über die Scheidung, und diese Schwierigkeit mag zum Theil mit bewirkt haben, daß man die Ehe zuerst bei ihrem Ende in Angriff genommen hat und nicht bei ihrem Anfange. Doch auch diese Schwierigkeit kann und darf kein Motiv abgeben, das Werk nur von einer Seite anzufassen. Wir nehmen keinen Anstand, die Erklärung zu geben, daß wir ein Eheschließungsgesetz für augenblicklich praktischer und darum dringender halten, als ein Ehescheidungsgesetz, und daß wir dieses nur in Hoffnung auf jenes mit Freuden begrüßen. Wir wollen für heute unsere Erklärung nur dadurch motiviren, daß wir uns überzeugt halten, wie durch ein Eheschließungs-

gesetz so manche Ehe inhibirt werden kann, später dann also ihre Scheidung nicht in Frage kommen kann.

Alle Diejenigen, welche dem vorgelegten Entwurf eines Ehescheidungsgesetzes zugestimmt haben, wie auch Diejenigen, welche seine Bestimmungen noch enger begrenzen wollen, werden mit uns in der unabweisbaren Forderung eines Eheschließungsgesetzes übereinstimmen.

Die Stadtjunker.

Socialer Roman.

Cap. III. Der Tag von Bermaringen.

Das war wohl ein stattlicher Reiterzug, der sich auf der breiten Heerstraße an dem linken Ufer der lieblich strömenden Blau hinbewegte den nahen Waldbergen zu, deren kühle Schatten Rossen wie Reitern schon in der Ferne gar anmuthig dünken mochten, obwohl es noch in früher Morgenstunde war, denn ein heißer Sommertag lag wie brütend auf der gesegneten Flur, wo die Wasser der Donau, der Iller und der Blau zusammenfließen in einen Strom.

Zu zwei und zwei meist reiten die Mannen, welche das Ruhethal bereits im Rücken haben und zwischen Mühringen und dem Ehrenstein den Weg nach dem Hokensteiner Hof über das Weidach einschlagen, der fast immer im Laubwalde hinführte zu jener Zeit. Es ist ein langer Reiterzug, die Mannen sind wohlgerüstet, fast Alle in kunstreichen Schuppen- und Ring-Panzern und Arm- und Beinschienen; Blechkappen und Helme verschiedener Art tragen sie und Schilde dazu, die schon anfangen, der spätern dreieckigen Form der sogenannten normannischen Turnierschilde näher zu kommen, zur Wehre haben sie mittellange Schwerter, Dolche und Lanzen. Einige führen auch Armbrüste mit sich am Sattelbogen, die Hauptwaffe der Städte damals. Ueber der Rüstung trugen die Mannen fast alle Röcke von rothem oder violettem oder hellblauem Wollenstoff, welche nur bis zur Mitte der Schenkel reichten und vorn oben am Halse mit einem, von unter der Brust an aber mit sechs bis sieben Riemen und silbernen Schnallen geschlossen waren.

Diese Reiter waren Ulmische Geschlechter, Stadtjunker mit ihren Dienern, lauter Hafner, Krafften, Rothen, Vogilline, Racgilline, Stammler, Bainacken, Gwärliche, von Halle, Ströline, Besserer, Conzelmänner, Löwen und Ehinger. Die Junker ließen ihre Rößlein langsam gehen, der großen Hitze wegen, und der Tritt der meist sehr stattlichen Thiere war kaum vernehmbar auf dem weichen mit dichtem Grün wie gepolsterten Waldgrunde; muntere Zurufe, einzelne Scherze flogen auf und

ab den langen Zug und mischten sich mit dem leisen, aber unaufhörlichen Klirren der Waffen, zuweilen vernahm man auch das Knacken, welches das Aufziehen einer Bogensehne begleitet, dem dann das Zischen des Bolzens, das Geräusch der durch die Blätter dahin rauschenden Flucht des Vogels, der Fluch des ungeschickten Schützen und das spottende Gelächter seiner Genossen folgte. Doch solche Kurzweil trieben nur Einige der jüngern Mannen, die Aelteren ritten meist ernst dahin in leisem Zwiegespräch, oder hingen ihren Gedanken nach, indem sie sich an der würzigen Waldluft und den frischen Lüftchen erquickten, welche von den Wassern herauf durch den Bergwald strichen, oder ihre Augen behaglich über all die grüne Pracht schweifen ließen, die sich hier und da, wo sich Berg und Wald thalwärts öffneten, verschwenderisch vor ihnen ausbreitete. Einige aber waren in ihre ernsten Gespräche so vertieft, daß sie auf Nichts achteten und ganz mechanisch ihre Rosse führten, zu diesen gehörten Herr Otto Roth, der Stadtschreiber, und Ritter Ulrich Krafft, welche schon von Ulm aus eifrig sprechend den ganzen Weg her neben einander geritten waren.

„Nun gut," sagte der Ritter endlich, indem er mit der breiten Hand den Hals des mächtigen braunen Pferdes klopfte, das er ritt, „ich will Euch Alles überlassen, Herr Otto, ich will kein Wort sprechen, an meinem Groll soll die Einung nicht scheitern, wenngleich ich fest überzeugt bin, daß wir einen vergeblichen Ritt thun."

„Wenn wir vergeblich reiten thäten heute, so wäre ich nimmer dabei," entgegnete Otto Roth, der Schreiber, indem er hochmüthig aufblickte, „ich habe Euch schon gesagt, Herr Ulrich, daß ich nicht der Mann bin, der hier heute ein großes Friedenswerk zu stiften meint, wahrhaftig nicht, ich kenne meine Leute besser, aber wir sind mit Nichten umsonst geritten; wenn es uns gelingt, auch nur einige von den Sippen, welche der Stadt zunächst sitzen, in einen Bund mit der Stadt aufzunehmen, drum laßt mich reden, Herr Ulrich, unbeschadet Eurer Würde!"

„Ihr sollt ja reden, Herr Otto, ich hab's schon gesagt," nahm der Krafft beinahe ungeduldig das Wort, „doch hört jetzt ein ander Ding, was mir im Kopf herumgeht seit manchem Tag schon!"

„Ihr wollt von Rulekin, dem Schuhmacher, reden?" fragte der Stadtschreiber.

„Bei meinem Schutz-Patron, Ihr habt es getroffen, Herr Otto," rief der Ritter verwundert, beinahe erschrocken, „wie habt Ihr das wissen können?"

„Das war so schwer nicht," versetzte der Stadtschreiber, gleichmüthig scheinend, obwohl die Verwunderung des Ritters ihm sehr schmeichelte; „als wir jüngst dem Junker Stolzehirsch von Augsburg die Erklärung mitgeben durften, daß in Ulm keine Teufelsgilde ihren Sitz habe, daß darum diese unsere gute Stadt Ulm kein geistlich Gericht anzunehmen gesonnen sei in solcher Sache, da mußtet Ihr von dem

Rulekin Dinge in Erfahrung gebracht haben, die zwar mit den heidnischen Götzen und dem Teufelsspuk nichts zu thun hatten, die aber nichts desto weniger die Geistlichkeit angehen."

„Wie ist's möglich, daß Ihr das wißt? Sprecht, Herr Otto, sprecht!" rief der Ritter mit steigender Unruhe.

„Nun," entgegnete der Stadtschreiber langsam, indem er sein Roß behutsam näher an das des Ritters führte, „ich habe einige andere Leute befragt, von denen es ebenfalls hieß, daß sie der Teufelsgilde angehörten; ich habe von diesen Einiges vernommen, durch Rulekin den Schuhmacher mußtet Ihr mehr erfahren haben, das ist das ganze Geheimniß, und ich wußte, daß Ihr mit mir darüber reden würdet."

Der Ritter seufzte erleichtert auf, dann sagte er leise: „Hört, Herr Otto, Ihr seid der Mann, der mit der wälschen Pfaffheit handeln muß, wenn wir nicht wollen, daß unsere Städte ihr Haupt vor dem Krummstab beugen; mit dem Heidenthum und den alten Götzen ist's nichts in den Teufelsgilden, daran denken nur noch die eigenen Leute, die verlaufenen Hörigen und das ärmlichste Gesindel, in den Handwerksgenossen und Königsleuten steckt etwas Anderes!"

Die Königsleute waren ursprünglich freie Männer, welche sich in die Städte geflüchtet hatten, um dort unter Königsbann im Schutz der Pfalz zu leben; sie hatten sich dadurch ihrer dinglichen Freiheit begeben und standen unter Hofrecht, aber sie hatten ihre persönliche Freiheit gerettet und bildeten so ein Mittelglied zwischen den Handwerksgenossen, welche Hörige gewesen waren und sich bis zur persönlichen Freiheit emporgearbeitet hatten, und den altfreien Geschlechtern, welche sich persönliche und dingliche Freiheit zugleich erhalten hatten. Diese Königsleute sind nach zwei Seiten hin für das Mittelalter im höchsten Grade bedeutsam, denn aus ihnen nahmen die Könige und Fürsten, geistliche Herren und Dynasten ihre Amtleute im Frieden, sowie ihre Kriegs-Anführer und persönlichen Dienstleute. Auf diese Weise gingen aus den Königsleuten die sogenannten Ministerialen hervor, welche, nach und nach mit den Resten der auf dem Lande gebliebenen altfreien Geschlechter verschmolzen, den Land-Adel, den niederen Adel im Gegensatz gegen die Dynasten, den Hoch- oder Herren-Adel, bildeten. Diejenigen Königsleute, denen es nicht gelang, sich durch die Ministerialität emporzuarbeiten, verschmolzen mit den ehemals hörigen Handwerksgenossen in dem Stande der Gemeinfreien, dem eigentlichen Bürgerstande. Stadtjunker wie Landjunker waren also ursprünglich demselben Stande der alt- und vollfreien Leute angehörig, nur hatte der Stadt-Adel im Allgemeinen sich diesen Stand immer bewahrt, während der Land-Adel einen Theil der Freiheit aufgegeben und durch reich belohnten Herrendienst eine besondere Machtstellung erworben hatte. Wenn übrigens im dreizehnten Jahrhundert von Königsleuten die Rede ist, so versteht man darunter nicht mehr den aus ihnen hervorgegangenen Ministerial-Adel, sondern nur

noch die in den Städten gebliebenen Königsleute, welche meist selbst Handwerke trieben, sich mehr und mehr mit den ehemals hörigen Handwerkern verschmolzen und in deren Genossenschaften den Gährungsstoff brachten, der dieselben fort und fort antrieb zum Kampfe um das ganze und volle Bürgerrecht, die ächte Freiheit. Man muß indessen nie aus der Acht lassen, daß alle diese Unterschiede in jener Zeit noch nicht starr und fest, sondern daß sie noch alle flüssig sind; es gab nicht nur unter den Stadtjunkern Ministeriale, wie es unter dem Land-Adel altfreie Geschlechter gab, die nie einem Herrn gedient, sondern es waren durch die Ministerialität auch viele Männer aus dem unfreien Stande emporgestiegen und saßen auf dem Lande sowohl wie in der Stadt unter den herrschenden Sippen.

Als Ritter Ulrich der Königsleute nur erwähnte, fuhr's wie ein heller Blitz über das stolze Gesicht des Stadtschreibers, denn die Stadtjunker von Ulm, die sich ganz besonders rein von fremden Elementen gehalten hatten und durchaus altfreier Herkunft waren, haßten die unruhigen Königsleute auf's Tiefste, und der aristokratische Stadtschreiber sah nicht mit Unrecht in jenen Ueberläufern lauter kleine Catilina's, welche die Handwerksgenossen anführten in den bis jetzt allerdings noch sehr bescheiden geführten Kämpfen gegen die aristokratische Herrschaft der Junker.

„Die Königsleute, welche Gott verdammen möge!“ zürnte Herr Otto, „sie glauben nicht an das Götzenzeug und all den heidnischen Spuk, auch die meisten Handwerksgenossen nicht, aber das arme Volk, die eigenen Leute und die Hörigen, glaubt daran, und durch diese Teufelsgilden ist es unter den Einfluß der Königsleute gekommen.“

„Die alten Heidengötzen sind böse Geister, vor denen uns Gott in Gnaden bewahren möge,“ mahnte Ritter Ulrich, „Alle, die sich mit denselben einlassen, werden böse Frucht ernten davon!“

Der Stadtschreiber warf einen schnellen Blick auf den Ritter, er sagte aber nichts; der kluge, weltgewandte erste Minister der Stadt Ulm, als solchen kann man den Stadtschreiber wohl betrachten, theilte nicht die Ansicht des behaglichen Ritters, — möglich, wahrscheinlich sogar glaubte auch er an böse Geister, aber er sah in denselben nicht die ehemaligen Götter des Landes, obwohl dieser Glauben damals sehr allgemein war und von der Kirche zuweilen begünstigt wurde. Herr Otto Roth hatte aber niemals Lust, Ansichten zu bekämpfen, wenn sie ihm nicht feindlich gegenübertraten, deshalb schwieg er still zu dem, was der Ritter geäußert, und fragte erst nach einer ganzen Weile: „Wolltet Ihr mir nicht sagen, Herr Ulrich, was Ihr von dem Rulekin in Erfahrung gebracht?“

„Das wollte ich,“ rief der Ritter, sich besinnend, „wahrhaftig, nun, Ihr werdet wissen, Herr Otto, daß ich nichts mit den Ketzerrichtern zu thun haben will; das paßt nicht für uns altfreie Männer im deutschen

Reich, — ich war ein Knabe noch, als auf dem Tage zu Frankfurt sich das ganze Reich gegen den Ketzerrichter Conrad von Marburg aussprach, und es waren gute deutsche Männer, die den Elenden erschlugen Anno 33, als er sich nicht zum Ziel legen wollte; auch will ich den Junker von Mülnheim nicht verdammen, daß er den Ketzerrichter Droso von Straßburg erstach, er war in der Nothwehr, denn die Klage ging dem von Mülnheim an den eigenen Hals; aber es geht neben dem Heidenzeug in den Teufelsgilden noch eine Ketzerei im Schwange, die mir das Herz schwer macht, ich habe zwar aus dem tückischen, versteckten Kerl, dem Rulekin, nicht eben viel herausbekommen können, viel mochte er auch selbst nicht wissen! aber ich glaube, die Leute verwerfen das Priesteramt und das Sacrament der Ehe, die Lehre soll von einem wälschen Mönche stammen!"

„Arnold von Brescia," sagte der Stadtschreiber, „richtig, das bestärkt mich in meiner Ansicht; glaubt mir, Herr Ulrich, nicht die Teufelsgilden verfolgt die Pfaffheit, die bieten nur einen guten Vorwand dar, die Ketzerei des Mönchs Arnold von Brescia ist ihnen schon wichtiger, ihr Hauptabsehen aber bleibt immer, in den Städten durch geistliche Gerichte festen Fuß zu fassen, das aber soll ihnen, zu Ulm wenigstens, nicht gelingen. Besorgt nichts, Herr Ulrich, von dieser wälschen Ketzerlehre, das geht unter, wie's entstanden ist; je weniger man sich um derlei taube Blüthen bekümmert, desto schneller fallen sie ab, und die Pfaffheit, so klug sonst, ist auf dem Punkt wie mit Blindheit geschlagen, die Ketzerei wird immer nur groß und gefährlich, wenn sie verfolgt wird. Aber ein wachsames Auge wollen wir haben von nun an auf diese Teufelsgilden, der Teufel könnte da allerdings in's Spiel kommen, wenn auch auf andere Weise!"

Ritter Ulrich hatte aber nicht mehr Zeit zu antworten, denn in dem Augenblick löste sich die Ordnung des Reiterzuges, der auf der Höhe des Weges angekommen war, auf; Einige hielten ihre Rosse an, um sie verschnaufen zu lassen, Andere sprengten im kurzen Galopp vor, um voran zu kommen, offenbar aus Neugierde.

Von der Stelle aus, wo der Ulmische Zug hielt, sah man in ein liebliches Thal hinab, an dessen äußerstem Ende ein kleines Dorf lag; hinter dem Dorfe erhob sich ziemlich steil ein Berg mit einer sonnigen Waldblöße, über welche sich zwei Wege hinab ins Dorf und ins Thal schlängelten. Auf diesen Wegen sah man Geharnischte und Mannen zu Roß und zu Fuß thalwärts ziehen, die blanken Waffen blitzten weithin im Sonnenstrahl und die losen Panzerhemden flatterten im Winde. Unten vor dem Dorf war eine lustige Waldwiese, eine mächtige Linde erhob fast in der Mitte derselben ihre majestätische Laubkrone und beschattete einen Kreis, der von zwölf gewaltigen Felssteinen gebildet wurde.

Das war die Linde von Bermaringen.

Bei der Linde von Bermaringen, beim Ruhebühl im Ruhethal, eine halbe Stunde nördlich von Ulm, beim Stein bei Ringingen und beim Stein zu Langenaue hatten die alten Gaugrafen des Alpgau's und Blaugau's vor undenklichen Zeiten schon ihr Grafengericht gehegt und Recht gesprochen in gebotenen und ungebotenen Dingen nach uralter deutscher Sitte unter freiem Himmel bei scheinender Sonne und in Gegenwart aller Gaubewohner. Die Gauverfassung war zwar zerfallen, aber noch immer hegte der Reichsvogt, oder als sein Vertreter der Reichsschultheiß alljährlich einige Male zu verschiedenen Zeiten das Landgericht an diesen Gerichtsstätten, welche schon zu heidnischer Zeit, vielleicht als Opferstätten, von dem Volke für heilig gehalten wurden, ein Glaube, der sich dann vom Heidenthum ins Christenthum übertragen hatte.

Als die Ulmer Herren noch auf der Höhe hielten, sahen sie, daß von anderer Seite her schon einige Reiter im Thale angekommen waren und sich im Schatten der Linde lagerten, während die Rosse von den Knechten auf- und abgeführt wurden. Das wurde offenbar auch von der hohen Bergwand drüben bemerkt und von allen Seiten setzten sich jetzt die einzelnen Züge in raschere Bewegung und ritten zu Thal.

Den Zug der Herren von Ulm führte jetzt der Junker Strölin, der zur Zeit Capitaneus war, als welcher er die Rotten der zur Vertheidigung der Stadt bewaffneten Handwerksgenossen befehligte, ihm folgten die Junker zwei und zwei, dann die Leute vier Mann hoch, in einer kriegerischen Ordnung, die jedem Beobachter auffallen mußte, weil keiner der andern Trupps etwas Aehnliches zeigt. Als die Ulmischen die Thalsohle erreicht hatten und über die Wiese der Linde zutrabten, kamen ihnen Einige von denen entgegen, die bereits abgestiegen waren, und begrüßten sie mit freundlichem Zuruf, während Andere unter der Linde verblieben und eine große Gleichgültigkeit, wenn auch nicht gerade Geringschätzung, gegen die Städter zur Schau trugen. Die Herren von Ulm stiegen von den Pferden, sie begrüßten sich, bald freundlicher, bald förmlicher, mit fast allen Anwesenden, Einige schüttelten sich auch wohl die Hände in herzlichster Weise. Die Scene wurde rasch sehr belebt, denn kurz nach einander trafen alle die kleinen Reitertrupps ein, welche man zuvor über die Waldblöße bergein ziehen sah. Jeder wurde in verschiedener Weise begrüßt, bald mit lautem Jubel, bald mit unverkennbaren Zeichen besonderer Achtung. Es war eine gar stattliche und zahlreiche Versammlung, gegen fünfzig gewaffnete Mannen mochten versammelt sein um die Linde von Bermaringen, außer denen, welche sich weiter zurückgezogen hatten und entweder für die Rosse sorgten, oder um der Ruhe zu pflegen sich in das Gras gestreckt hatten. Die Versammlung bestand außer den Ulmischen Stadtjunkern aus lauter Edelleuten der Umgegend, welche sich hier zu einer friedlichen „Sprache" zusammenfunden hatten; der Plan zu dieser Zusammenkunft war von Ulm, wahrscheinlich von Junker Otto Roth selbst ausgegangen, obwohl

derselbe mit großer Geschicklichkeit einen alten Landedelmann, den Ritter von Seiffen, vermocht hatte, seine landsässigen Freunde zu dieser „Sprache" zu bewegen und die Ulmischen zu derselben einzuladen.

Der Ritter von Seiffen ist der alte Herr dort, dem die grauen Locken dicht hervorquellen unter der rothen Sammetmütze ohne Schirm, dem der lange graue Bart weit herabhängt auf das Panzerhemd von weißem Linnen, das er über seinem Platten-Harnisch trägt. Der Seiffener ist noch ein gar feuriger Herr, er faßt den Stadtschreiber unter den Arm und führt ihn im lebhaftem Gespräch etwas seitwärts.

Wer die Herren von Stadt und Land da so beisammen sah unter der Linde von Bermaringen, der konnte schwerlich erschauen, daß ein tiefer Groll, eine gegenseitige Abneigung schon jetzt diese Männer eines Standes schied, denn noch war äußerlich keine Kluft. Viele unter ihnen waren ja verwandt mit einander, noch Mehrere altbefreundet, und allerdings waren die heftigsten Gegner der Stadt unter dem Landadel gar nicht gekommen. Einige Verschiedenheit unter den Versammelten konnte dem aufmerksamen Beobachter aber doch nicht entgehen, es zeigte sich bereits ein Gegensatz zwischen Stadt und Land, der sehr bedeutsam und durchaus kein rein äußerlicher war, obwohl das auf den ersten Blick so scheinen konnte. Die Stadtjunker waren nicht gerade kostbarer gekleidet, als die Landjunker, im Gegentheil, Mancher der Letztern trug sich sehr reich in Sammet und Seide, aber die Stadtjunker trugen alle vorzugsweise Wollenzeuge, die Landjunker aber vorzugsweise Linnenzeuge.

Wolle und Leinwand, das war der Gegensatz, Wolle und Leinwand geben hier einen tiefen Unterschied zwischen Stadt und Land kund.

Wollenzeug wurde in den Städten handwerksmäßig in großen Massen gefertigt; durch den Handel mit Wollentuch mit wurden die Städte so reich und so mächtig damals; das Leinenzeug aber wurde auf dem Lande von den Hörigen und Leibeigenen der Edelleute gesponnen und verarbeitet. Sammet und Seide mochte der Landedelmann wohl tragen, die kamen aus fernen Landen, gesuchte Luxusartikel; Wollentuch aber trug er nicht gern, er hatte eine Abneigung dagegen, die in nicht Vielen sich ihres letzten Grundes bewußt sein mochte, die von fast Allen aber getheilt wurde. Einen langen Zeitraum hindurch hielt sich der Landedelmann an die in seinem eigenen Hause, von seinen eigenen Leuten verfertigte Linnenkleidung; Pelzwerk, Sammet und Seide verschmähte er nicht, wohl aber die Wolle.

In der That befand sich unter den bei der Linde von Bermaringen versammelten Edelleuten nicht Einer, der Wolle trug.

Jetzt trat der Ritter von Seiffen in den Kreis, den die zwölf Steine bildeten unter dem Baume des Gerichts; im Halbkreise umstanden ihn die Edelleute, die Sonne war im Mittag und tiefe Stille herrschte auf der Waldwiese. Ein schönes altes Gesicht, das des Seiffener's, die Augen waren groß, mild und blau, eine hohe Stirn, eine mächtige Nase,

ein feiner Mund, er stand einen Augenblick und sah sich schweigend um im Kreise, dann sagte er mit tönender Stimme, aber in ganz einfacher und ungezwungener Weise: „Auf mein freundliches Bitten seid Ihr Alle hierher zusammen gekommen, ich danke Euch, gestrenge Ritter, edle Genossen, liebe Gevettern und Freunde, daß Ihr gekommen seid, denn ich denke, daß sich durch ein gutes Wort, welches der deutsche Mann zum deutschen Manne spricht, so Manches vertragen und schlichten läßt, was Keinem hold ist, der daran tragen muß. Ich habe mancherlei Unrecht erfahren von der Stadt Ulm in den letzten Jahren und mit mir viele meiner Genossen hier —“

Laute Zustimmung unterbrach den Sprechenden für einen Augenblick, doch sprach dieser sofort weiter, — „Einige unter uns haben sich mit den Waffen Recht zu verschaffen gesucht, bald mit, bald ohne Erfolg; auch ich habe die Ulmer geschädigt eine Zeitlang, wie sie mich, da ist mir eingefallen, daß dies Regiment der Stadt Ulm bei edlen Junkern ist, bei Genossen unseres Standes, und darum habe ich selbe zu dieser Sprache geladen, sie sind freundlich erschienen, und ich denke, wir können zu einer Einung kommen, die uns besser ist, als eine Fehde. Wer nun etwas zu vertragen hat mit der Stadt Ulm, der möge in den Kreis treten; hier ist der edle Herr Roth, der Stadt Schreiber, welcher für die Stadt handeln will.

Drei oder vier Edelleute schritten zugleich in den Kreis, da aber ein Ritter unter ihnen war, so traten die anderen augenblicklich zurück und ließen ihm den Vortritt. Der Ritter Anno Summerwunne, ein hagerer, alter Herr mit einem finsteren Gesicht und leidenschaftlichem Blick, stellte sich vor den Ulmischen Stadtschreiber und fragte, die Arme unterschlagend, hochmüthig: „Will mir die Stadt meine entlaufenen Knechte zurückgeben, die hinter ihren Mauern Schutz und Schirm gefunden haben?“

„Das kann die Stadt nicht, gestrenger Herr Summerwunne,“ entgegnete der Stadtschreiber ernst, „Eure Knechte sind in der Pfalz des Königs in des Reiches Schutz und Schirm, sie stehen unter Hofrecht, und wen die Stadt in ihren Frieden aufgenommen, den kann sie nicht wieder verstoßen.“

„Ich wußte, daß die Antwort so lauten würde,“ entgegnete der Ritter Summerwunne geringschätzig, „bin zur Sprache auch nur gekommen aus Achtung vor dem edlen Seissener, Euch Junkern von der Stadt aber sage ich, seht zu, was Ihr thut, hinter Euren Mauern werdet Ihr auch an Gesinnung den Handwerksgenossen gleich, unter denen Ihr lebt!“

„Die wir regieren, gestrenger Herr!“ verbesserte der Stadtschreiber kalt.

„Bis sie Euch regieren!“ höhnte der Ritter, „sie sitzen schon mit Euch im Rath!“

„Es sind Junker, welche unter uns die Handwerksgenossen vertreten!“ entgegnete der Stadtschreiber unerschütterlich.

„Auf Worte versteht Ihr Euch, Junker Roth,“ fuhr Summerwunne fort, „da müssen wir Euch das Feld wohl lassen!“

„Warum das, Herr!“ nahm der Stadtschreiber die Rede geschickt auf, „warum wollt ihr die Hand zurück stoßen, welche Euch die Stadt zur Einung bietet? Geschehene Dinge kann Niemand ändern, laßt sie uns begraben und Gras darüber wachsen, aber setzt Euch doch zur Stadt!“

„Wie versteht Ihr das, Junker?“ fragte der alte Ritter und kam einen Schritt näher, aufmerksam traten fast alle Mannen näher, nur die Ulmer, welche wußten, was kommen würde, blieben zurück.

„Gestrenge Herren und edle Mannen,“ nahm der Stadtschreiber das Wort, „ein Hauptgrund Eurer Unzufriedenheit mit unserer Stadt ist die Annahme Eurer eigenen Leute an der Pfalz des Königs, weil jene dadurch in den Frieden der Stadt kommen; die Zahl Eurer flüchtigen Knechte nimmt immer zu, die Freiheit lockt mächtig und die Stadt wird volkreich dadurch; was Ihr verliert an Menschen, das gewinnt die Stadt, das ist Euer Groll gegen die Stadt, und ich finde ihn sehr begreiflich, aber es giebt ein Mittel dagegen, setzt Euch zur Stadt, schließt einen Bund mit uns, laßt der Stadt Freunde Eure Freunde, der Stadt Feinde Eure Feinde sein, so wird die Stadt Euch und Euren Freunden Freund, Euren Feinden aber Feind sein.“

„Ich danke Euch, Junker,“ entgegnete Summerwunne höhnisch, „ich mag kein Lehnsmann der Stadt Ulm sein!“

„Nun, nun, ereifert Euch nicht,“ begütigte der Stadtschreiber, „die Grafen von Dillingen, Kyburg und Württemberg haben Lehne der Stadt Ulm, also eine Beleidigung enthält meine Rede nicht, selbst wenn ich gemeint hätte, daß ihr Lehnsträger unserer Stadt werden solltet, aber da war doch noch ein großer Unterschied. Indessen habe ich diesen Vorschlag auch schon in der Voraussetzung gemacht, daß Ihr ihn ablehnen würdet, denn ich kenne Euer Mißtrauen, in späterer Zeit wird es vielleicht anders sein. Ich kann Euch aber noch einen andern Vorschlag thun, der Euch vielleicht besser gefällt: schließt ein Pactum mit der Stadt, Jeder für sich, durch den Ihr in der Stadt Frieden kommt, die Stadt verspricht Euch, Keinen von Euren flüchtigen Knechten aufzunehmen länger als drei Tage und ihn dann Euch auf Euer Begehren auszuliefern, Ihr versprecht, die Stadt nicht zu schädigen an Gut und Leuten und jeden Zwist mit uns vor ein Schiedsgericht zu bringen! Ihr seht den großen Vortheil ein, den Euch solch ein Bund bringen muß, wahrhaftig Ihr müßt sehen, daß es doch noch die Junker sind, welche die Stadt regieren, die Handwerksgenossen würden Euch solch Anerbieten nicht thun.“

Es ging ein sehr beifälliges Gemurmel durch die Reihen der Land-Edelleute, zwei, drei derselben traten jetzt in den Kreis, reichten dem

Stadtschreiber die Hand und erklärten, daß sie sich auf solche Bedingungen zur Stadt setzen wollten. Ritter Summerwunne stand unentschlossen, plötzlich fuhr er auf und rief mit lauter Stimme: „Ich setze mich nicht zur Stadt, ich nicht, ich traue diesen Stadtjunkern nicht, es ist eine Falle, die sie uns stellen!“

Ein wüthendes Geschrei folgte diesen Worten, mehrere der Stadtjunker, voran Ritter Ulrich Krafft, zogen die Schwerter und drängten vor, einige Landedelleute sprangen dem Ritter Summerwunne zur Seite, noch ein Augenblick, und ein blutiges Handgemenge mußte da beginnen, denn Herr Otto Roth stand dem Ritter so herausfordernd und mit so verachtender Kälte gegenüber, daß dieser wüthend das Schwert zog; da fuhr der alte Seiffener plötzlich zwischen die beiden Hauptpersonen des Streites und herrschte beiden Parteien mit seiner tiefen Stimme zu: „Steckt die Wehren ein, Ihr tollen Mannen, hier ist eine friedliche Sprache, und wer hier ist, der steht in meinem Frieden, steckt ein, Herr Summerwunne, Euer heißes Herz ist wieder Mal mit Euerm grauen Kopf davon gegangen.“

Klirrend warf Ritter Summerwunne sein Schwert in die Scheide, grollend entfernte er sich aus dem Kreise und rief nach seinem Rosse; es folgte ihm eine ziemliche Anzahl von Edeln, die Meisten aber blieben an der Linde, sie erklärten den Herren von Ulm, daß sie sich zur Stadt setzen wollten, und verabredeten mit dem Stadtschreiber das Weitere. Wahrhaftig, Herr Otto Roth hatte unter der Linde zu Bermaringen einen großen Sieg erfochten, obwohl er sein Schwert nicht gezogen hatte.

Einige der Landedelleute schlossen sich beim Heimreiten dem Zuge der Ulmer an, die zunächst nach dem festen Hause Hokenstein ritten, um daselbst Mittag zu halten. Beim Abreiten hielt sich ein junger schmucker Gesell dicht an den Stadtschreiber und flüsterte: „Ihr müßt heute mit mir zufrieden sein, Herr Pathe!“

„Ich bin's Vetter, halte Dich frisch, so grimmig Dein Ohm ist, Du sollst Deine schmucke Base Sophia doch noch zum Weibe bekommen, so wahr ich Otto Roth heiße! Sei guter Dinge, Röbel, und jetzt mach', daß Du fort kommst, Dein Ohm braucht uns nicht zusammen zu sehen!“

Mit freudestrahlendem Gesicht schwenkte der junge schmucke Edelmann sein Rößlein zur Seite; das war der Junker Röbel Krafft von Dellmensingen.

Ueber die sociale Bedeutung der Gemeinheits- oder Markentheilungen.

Aus Hannover, im April.

Es ist bekannt, daß in der neueren Entwickelung der Landwirthschaft und der ländlichen Verhältnisse im nördlichen Deutschland, augenblicklich namentlich im Königreich Hannover, die Marken- oder Gemeinheitstheilungen eine sehr hervorragende Rolle spielen. Die Befreiung des bäuerlichen Grundbesitzes von Beschränkungen und Lasten aller Art durch Ablösung geht mit sicheren und raschen Schritten ihrer Vollendung entgegen, und alle Kräfte richten sich jetzt dahin, die letzte Schranke durch Vertheilung des bisher gemeinsamen, oder wie man vielleicht historisch richtiger sagen dürfte, des Corporations-Eigenthums hinwegzuräumen. Regierung und Stände wetteifern in dem Bestreben, die Theilungen zu befördern, das Verfahren bei denselben zu erleichtern und zu vereinfachen. Ist es auf der einen Seite das Bestreben, die landwirthschaftliche Production zu fördern, welches dieser ganzen Strömung ihren hauptsächlichsten Anstoß gegeben hat, so ist es auf der andern Seite die theilweis noch vorherrschende Richtung der Zeit auf Selbstständigkeit und Geltung der vereinzelten Individualität, welche sich derselben mit richtigem Instinct bemächtigt hat und sie in immer rascheren Fluß zu bringen sucht. Daß Beides in den Markentheilungen ein mächtiges Förderungsmittel findet, liegt klar auf der Hand. Aber das glänzende Bild, welches in dieser Beziehung von dem durch die Theilungen herbeigeführten Zustande den leitenden Kräften sich darbietet, blendet offenbar nur zu sehr das geistige Auge und trübt den Blick in die Gesammtheit der Einflüsse, welche von den Theilungen ausgehen, und namentlich ist es die sociale Bedeutung derselben, welche nur wenig gewürdigt und berücksichtigt wird.

Es möge uns deshalb vergönnt sein, gerade in dieser Beziehung einige Einflüsse auf das Volksleben, welche von den Markentheilungen ausgehen, hervorzuheben, und zwar solche, welche für die politische und sociale Entwicklung mit unmittelbaren Gefahren verbunden sind, wenn wir auch wohl kaum auf eine Beherzigung derselben an entscheidender Stelle rechnen können. Wir haben hierbei zunächst zwar die uns speciell bekannten hannoverschen Verhältnisse vor Augen, doch werden sich für manche andere Gegenden die Anwendungen auf ähnliche Verhältnisse schon ergeben.

I.

Ehe wir auf einzelne Verhältnisse eingehen, welche unter dem Einflusse der Gemeinheitstheilungen stehen, wollen wir auf einen allgemeinen Gesichtspunkt hinweisen, der eben, weil er nicht sofort in einzelnen Thatsachen sich geltend macht, am leichtesten den Blicken sich verbirgt,

nichtsdestoweniger aber von großer Bedeutung ist. Wir sehen nämlich in der Art, wie man bei uns durch die Markentheilungen ungeheure Massen von Gesammtbesitz in das Privateigenthum übergehen läßt, zunächst eine ungerechtfertigte Ueberstürzung in der Entwickelung der Bodenverhältnisse. Das rechtliche Verhältniß, in welchem das einzelne Individuum zum Grunde und Boden steht, ist seinem tieferen Wesen und seiner höheren Bedeutung nach nur der zur sittlichen Ordnung erhobene Grad der factischen Herrschaft über denselben. Je loser das factische Verhältniß, je geringer die Bethätigung der Persönlichkeit an einem Grundstücke, desto loser und unklarer wird bei natürlich gesunder Entwickelung auch das rechtliche Verhältniß sein, und erst die Nutzbarmachung durch dauernde und regelmäßige Bearbeitung, welche keine fremden Einflüsse mehr ertragen kann, bei der vielmehr der Einzelne den Einfluß seiner individuellen Kräfte und Anlagen auf ein bestimmtes Grundstück geltend macht, fordert als das ihr entsprechende rechtliche Verhältniß das Institut des individuellen Eigenthums.*) Dies Gesetz der Entwickelung findet seine Bestätigung in der Geschichte. Bei einem jeden Volke ist ursprünglich das Verhältniß zum Grunde und Boden nicht nur factisch, sondern auch rechtlich ein loses, unklares, unabgeschlossenes, der mannichfachsten Entwickelung fähiges; es verliert sich in dem Verhältniß der Gesammtheit wie die Geltung des Individuums in unentwickelten Zuständen überhaupt. Von der Gemeinsamkeit alles Grundes und Bodens, wie sie sich bei den keltischen und hier und da auch bei germanischen Stämmen findet, bis zur Austheilung auch der kleinsten Parcele an Einzelne; von dem alle Bodenverhältnisse beherrschenden gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnisse, wie es sich in dem Lehnssysteme des Mittelalters ausbildete, bis zum unbeschränkten Verfügungsrechte des Einzelnen über seinen Grund und Boden**) durchläuft die Entwickelung der Bodenverhältnisse eine unendliche Mannichfaltigkeit, welche im Allgemeinen dem Grade und der Art entspricht, wie sich das Individuum in der Nutzung des Bodens bethätigt.

Erscheinen uns hiernach Art und Maß der materiellen Unterwerfung des Grundes und Bodens durch die Persönlichkeit als bedingend und bestimmend für die rechtliche Gestaltung der Bodenverhältnisse und ihre Entwickelung, so muß man — selbst vom Standpunkte der Marktheiler und abgesehen von allen höheren Bedenken, die sittlichen,

*) Je mehr aber die Persönlichkeit in den ihr gehörigen Boden sich einprägt und je eigener er ihr wird, desto fester und voller wird durch die Wechselbeziehung die Persönlichkeit selbst, und desto stärker fordert sie zu ihrer weiteren Ergänzung ihren Halt in der Familie, und so wird — und damit ist das höchste Verhältniß zwischen dem Boden und seinem Herrn gezeichnet — das Eigenthum, wo es als eigenstes, verarbeitetstes Eigenthum vorhanden ist, unauflöslich mit der Familie verknüpft sein.
Die Red.

**) Und bis zu der neuen Begründung des Familien-Eigenthums, wie sie, Gott sei Dank! in der preußischen Gesetzgebung endlich scheint zur rechtlichen Anerkennung kommen zu wollen.
Die Red.

politischen rc. Verhältnisse betreffend, Verhältnisse, bei deren Betrachtung uns weiter unten klar werden wird, daß es höhere Kategorieen als das Individuum und selbst als die Familie giebt — eine Ueberstürzung darin sehen, wenn die rechtliche Gestaltung der Bodenverhältnisse der materiellen, von künstlichen Mitteln gefördert, voraneilt, wenn z. B. das individuelle Eigenthum an solchen Grundstücken constituirt wird, welche in der That noch nicht der bildenden und nutzenden Hand des Einzelnen unterworfen werden können und unterworfen werden sollen. Dies ist aber in unendlich vielen, ja in den meisten Fällen die Folge unserer Markentheilungen. Denn wenn auch der Fortschritt der Landwirthschaft, die Anhäufung von Capitalien und Arbeitskräften, so wie die erhöhte Consumtion landwirthschaftlicher Producte, dahin drängte, mehr Boden, als bisher, einer intensiven Cultur zu unterwerfen, so hat sich die dadurch angeregte gesetzgeberische und verwaltende Thätigkeit diesmal doch keineswegs darauf beschränkt, einem etwaigen Bedürfniß abzuhelfen, dem Fortschritt der Entwickelung durch Hinwegräumung von Hindernissen förderlich zu sein; sie hat vielmehr Alles aufgeboten, durch künstliche Mittel diese Entwickelung zu beschleunigen und bis zu ihrer äußersten Consequenz durchzuführen. Nur in wenigen fruchtbaren Gegenden, wo der Gemeindebesitz sehr klein ist, wäre ganz ausnahmsweise vielleicht eine Theilung der Mark durch das vorhandene Bedürfniß gefordert gewesen. In den meisten Gegenden haben aber die Marken einen so bedeutenden Umfang, daß den Fortschritten der Cultur durch Vertheilung eines geringen Theils, welcher zweckmäßig mit den Verkoppelungen zu verbinden war, hätte genügt werden können oder noch genügt werden kann. Die große Masse der Gemeinheitsflächen wird, wie selbst der niedere, materiellste Gesichtspunkt einer rein privatrechtlichen Betrachtung des Bodens zugeben sollte, noch lange und in manchen Gegenden vielleicht für immer einem Zustande überlassen werden müssen, in welchem sie vortheilhafter oder wenigstens eben so gut von einer Gemeinschaft genutzt werden könnten. Daß man auch diese Bodenflächen fast ganz an Einzelne austheilen läßt, kann nach dem Obigen auch von der modernen nationalökonomischen Schule des laisser aller nur als eine künstliche und ungerechtfertigte Ueberstürzung der Entwickelung erscheinen.

Aber was liegt daran? könnte man fragen. Abgesehen von dem später zu besprechenden Einflusse der Theilungen auf einzelne Verhältnisse, welcher vor allen über das wirkliche Bedürfniß hinausgehenden Theilungen ernstlich warnen sollte, können wir hier schon eine Gefahr allgemeinerer Natur nicht unerwähnt lassen. Sie ist begründet in dem innigen Zusammenhange, welcher zwischen der Entwickelung der Bodenverhältnisse und derjenigen der socialen und staatlichen Entwickelung eines Volkes überhaupt besteht.

Der Grund und Boden, auf welchem ein Volk wohnt, ist der

natürlichste Stoff für seine schaffende Thätigkeit. Die Arbeit auf diesem Gebiete entspricht mehr wie jede andere der im Anfange aller Dinge dem Menschen gestellten Aufgabe: „Machet Euch die Erde unterthan." Keine Thätigkeit nimmt so den ganzen Menschen nach seiner physischen, intellectuellen und sittlichen Seite in Anspruch; keine ruft eine so sparsame und constante, eben deshalb aber auch gesunde und nachhaltige Kraftentwickelung hervor; an keine endlich schließt sich eine so mannichfaltige Gestaltung und Entwickelung gesellschaftlicher und politischer Verhältnisse. Jedes Stadium der oben bezeichneten Entwicklung der Bodenverhältnisse erscheint nicht blos als eine Veränderung des rein materiellen Verhältnisses, sondern zugleich als eine Bethätigung neuer, bisher schlummernder sittlicher Anlagen und Kräfte, indem auf dem neuen materiellen Boden auch neue sittliche Beziehungen unter den Personen und damit die Bedingungen neuer organischer Gestaltungen des Volks- und Staatslebens entstehen. Besteht aber das Leben eines Volkes in nichts Anderem, als in der Gestaltung und Entwicklung seiner materiellen und sittlichen Verhältnisse, so liegt es auf der Hand, von welcher Bedeutung für die Lebensfähigkeit einer Nation gerade eine gesunde, naturgemäße Entwicklung der Bodenverhältnisse sein muß, wie gefährlich das Abschneiden der Entwicklungsfähigkeit gerade auf diesem Gebiete werden kann. Ein Abschneiden der Entwicklungsfähigkeit liegt aber mehr oder minder in jeder Ueberstürzung der Entwicklung; sie liegt auch in nicht unerheblichem Maße in der Ueberstürzung, welche jetzt bei uns durch die Marken-Theilungen herbeigeführt wird. Durch die Vertheilung solcher Flächen, welche bisher noch nicht bearbeitet sind, und auch voraussichtlich noch lange nicht intensiv bearbeitet werden können, werden dieselben künstlich in dieselbe Schranke rechtlicher Entwicklung gedrängt, welche der bisher der Bearbeitung unterlegene Boden auf natürlichem Wege erst im Laufe der Jahrhunderte erreicht hat, und den vielleicht noch in ferner Zukunft liegenden Generationen, welchen einmal die intensivere Benutzung dieser Flächen zufällt, wird die dieser Arbeit entsprechende Freiheit der sittlich-rechtlichen Gestaltung der Bodenverhältnisse vorweg genommen, und nur die niedere Stufe rein materieller Thätigkeit auf diesem Gebiete belassen. Denn wer will ermessen, ob die künftigen Generationen die rechtlichen Verhältnisse des bis dahin ungetheilten Bodens je nach Art ihrer Bearbeitung und Benutzung nicht auch ganz anders würden gestalten können, als es jetzt geschieht, wenn ihnen eben nur die Freiheit dieser Gestaltung verbliebe? Jene Ueberstürzung der Entwicklung, welche sich in den Marken-Theilungen vollzieht, erscheint deshalb gleichsam als ein Eingriff in die Oekonomie der Geschichte, welche den verschiedenen auf einander folgenden Geschlechtern mit der materiellen Arbeit auch zugleich das Maß der höheren geistigen und sittlichen Thätigkeit zutheilt.

Wie schon angedeutet, sind nicht einmal die ökonomischen Verhält-

nisse, denen zu Gefallen man doch die rechtliche Entwickelung künstlich beschleunigt, sicher vor der Gefahr, selbst unter dieser Ueberstürzung zu leiden; und von dieser Seite aus könnte die obige Betrachtung vielleicht sogar vor den Augen der modernen Staatskunst der materiellen Interessen, welche vergißt, daß der Mensch — und noch mehr ein Volk — nicht von Brot allein lebt, Gnade finden.

Es giebt in manchen Gegenden, und so namentlich im Hannoverschen, große Flächen, welche nur durch bedeutende künstliche Anlagen, namentlich Canäle, culturfähig gemacht werden können. Solche Anlagen sind überhaupt nur ausführbar oder wenigstens nur rentabel, wenn sie sich über ein großes Areal erstrecken. Sie jetzt noch rasch in's Werk zu setzen, ehe man zur Theilung der Marken schreitet, ist meistens unmöglich, weil einerseits die gegenwärtig vorhandene Masse culturfähigen Bodens die disponiblen Kräfte und Capitalien schon hinreichend in Anspruch nimmt; andererseits die dazu erforderlichen Arbeiten mit der unruhigen, schon überall sich kundgebenden Begierde der Betheiligten, in den Privatbesitz ihres Antheils zu gelangen, unmöglich gleichen Schritt halten kann. Sind aber solche Flächen auf einmal an Einzelne vertheilt, so setzen Eigenwille, beschränkte Einsicht und häufig auch ökonomisches Unvermögen einzelner Betheiligten der Ausführung jener Anlagen fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen; und es liegt deshalb die Gefahr nahe, daß für solche Gegenden auch der gegenwärtige ökonomische Zustand einer äußerst geringen Ertragsfähigkeit perpetuirt wird; während dieselben, wollte man nur von einer künstlichen Beschleunigung der rechtlichen Entwickelung abstehen, und für letztere erst die Möglichkeit des ihr entsprechenden materiellen Fortschrittes abwarten, in der Folge vielleicht für eine dankbare Cultur gewonnen werden könnten.

Und gerade hier könnte sich noch einmal in besonders fruchtbarer Weise die Recht bildende Kraft des Volkes bethätigen, indem sich hierzu nach Art der Betheiligung an solchen größeren Culturfortschritten leicht ein äußerst fruchtbares Feld für die Entstehung neuer genossenschaftlicher Gestaltungen des Volkslebens darbieten könnte.

II.

Haben wir im Bisherigen zu zeigen versucht, daß die Markentheilungen durch die in ihnen gegebene künstliche Beschleunigung und Ueberstürzung der Entwickelung eine wirkliche Gefahr für die künftige Gestaltung des Volkslebens enthalten, so wollen wir jetzt den Einfluß darzustellen suchen, welchen sie auf zwei bestehende, auf die Bodenverhältnisse gegründete, sociale Erscheinungen ausüben.

Schon im Allgemeinen muß jede sittliche Gemeinschaft, welche im Volks- und Staatsleben entsteht und Bestand haben soll, entsprechend der Geistiges und Leibliches in sich vereinigenden Natur des Menschen, eine materielle Unterlage haben, sich an den, durch die natürliche Ab-

hängigkeit des Menschen von der Materie gegebenen Beziehungen entwickeln, und mit den Bedingungen des natürlichen Lebens, wenigstens in der bisherigen Gestalt, zu existiren aufhören. Vor Allem wird sich aber dies Gesetz in demjenigen Kreise des Volkslebens geltend machen, welcher am allerengsten mit seiner natürlichen Unterlage verbunden ist.

Daß dieses bei den ländlichen Verhältnissen der Fall ist, wird einleuchten, wenn man bedenkt, wie auf diesem Gebiete der Mensch weit mehr wie auf demjenigen des Gewerbsleben mit seiner ganzen Existenz von dem gegebenen Besitze, den natürlichen Kräften und Eigenschaften den Bodens, welcher den Gegenstand seiner Arbeit bildet, abhängig ist, und viel weniger als auf jenem Gebiete die Beschaffenheit und das Maß seiner Arbeit als das für seine socialen Verhältnisse bestimmende Moment ansehen kann.

Wie wir daher auf dem Gebiete des gewerblichen Lebens sehen, daß durch die in neuerer Zeit in demselben auftretenden industriellen Kräfte das Individuum mehr oder minder über die Bedingungen von Zeit und Raum, von Arbeitskraft und Stoff, und damit über die ganze sociale Gebundenheit erhoben wird, dadurch aber den hierauf gegründeten aus dem Mittelalter in unsere Zeit herüberragenden städtischen Corporationen die Bedingung und Möglichkeit ihrer Forterxistenz in bisheriger Weise genommen sind: so können wir auch mit Sicherheit voraussehen, daß auch die das ländliche Leben beherrschende Corporation, die Gemeinde, in ihrer bisherigen Bedeutung und Wirksamkeit nicht fortbestehen kann, nachdem die materiellen Verhältnisse, auf denen sie gegründet und erbaut ist, hinweg genommen sein werden.

Diese materiellen Verhältnisse, auf denen die sociale Bildung der Gemeinde beruht, sind aber ursprünglich keine anderen als die Bodenverhältnisse. Zwar hat die Landgemeinde, wie überhaupt jede Gemeinde, zum Inhalte ihres Lebens auch alle anderen durch das örtliche Zusammenwohnen gegebenen gemeinschaftlichen Interessen, als: Wegebau, Schutz gegen zerstörende Naturkräfte, Armenversorgung, Schul- und Kirchenangelegenheiten; wie diese jedoch sämmtlich erst secundärer Natur sind, indem sie erst in der schon bestehenden Gemeinde nach und nach erwachsen: so werden wir auch sehen, daß keine von ihnen, mit Ausnahme vielleicht der Kirchenangelegenheiten, eine so bindende und vereinigende Kraft haben, als gerade die Bodenverhältnisse.

Schon die Art und Weise, in welcher früher fast allgemein, jetzt nur noch in einzelnen Gegenden, namentlich wo noch die Dreifelderwirthschaft existirt, der Einzelne in der Art seiner Benutzung, in der Zeit-Eintheilung seiner wirthschaftlichen Arbeiten von dem in der Flurverfassung vertretenen Interesse der ganzen Gemeinde abhängig war, müßte nicht nur in dem Einzelnen das Gefühl der Gemeinde-Angehörigkeit lebhaft und wach erhalten, sondern auch eine Menge gegenseitiger Beziehungen unter den Gemeindegliedern erzeugen, welche zwar der wei-

teren Entwicklung der Landwirthschaft nicht förderlich sein möchten, dagegen aber, so lange sie von dem Einzelnen noch als der sich von selbst verstehende Zustand angesehen wurden, und so lange sich ihnen das Individuum noch nicht zweifelnd mit dem Maßstabe des Sonderinteresses gegenüber stellte, dem Gemeindeleben einen reichen Inhalt geben mußten.

Noch viel mehr aber tritt dies hervor in der der Gemeinde zugehörigen Mark, dem gemeinsamen Besitze, durch welchen sich die Gemeinde unmittelbar jedem Einzelnen als ein selbstständiges, über ihm stehendes Subject aufdringt, an welches er durch Allen gemeinsame Pflichten und Rechte mit seiner wirthschaftlichen Existenz auf's Engste gebunden ist. Gerade die gemeinsame Nutzung der Mark, als derjenige Ausfluß der Gemeinde, welcher dem Einzelnen einen unmittelbaren und dauernden wirthschaftlichen Vortheil gewährt, welcher Recht und Pflicht so unmittelbar mit einander verknüpft, giebt am leichtesten den Gliedern der Gemeinde einen Antrieb, dem Gemeindeleben und den Gemeinde-Interessen eine bewußte Thätigkeit zuzuwenden. Eines solchen nahe liegenden handgreiflichen Antriebs bedarf der durch und durch realistische Landmann gar sehr, da er sich eben so schwer durch entferntere materielle als durch gegenwärtige höhere Rücksichten zu jener Thätigkeit bewegen läßt.

Die gegenseitige Abhängigkeit in der wirthschaftlichen Thätigkeit, welche die alte Flurverfassung ergab, hat meistens schon aufgehört, und wird bald ganz verschwinden. Die unabhängige, nur von individueller Einsicht und Willkür bestimmte Wirthschaft tritt an ihre Stelle. Das Band, mit welchem der gemeinsame Besitz die einzelnen Glieder der Gemeinde an einander und an die Gemeinschaft kettete, wird durch die Theilungen zerrissen; und wie mit jenem Verhältnisse eine Quelle gemeinsamer wirthschaftlicher Entwicklung und gemeinsamer sittlicher Anschauung versiegt, so wird durch diese die Hauptstütze des Gemeinsinns im Landmanne zerbrochen. Nachdem die Nutzungen aus der Gemeinde aufgehört haben, wird der Bauer seine Stellung in der Gemeinde nur zu oft lediglich als eine beklagenswerthe Last ansehen, und ihr eben deshalb auch nur gezwungen seine Thätigkeit zuwenden.

Denn was ist fernerhin der Inhalt des Gemeindelebens, an dem er sich betheiligen soll? Es bleibt nichts mehr übrig, als die Pflege derjenigen gemeinschaftlichen Interessen, welche wir oben als secundäre bezeichnet haben.

Unter diesen sind allein die kirchlichen im Stande, eine wirklich bindende Macht auf das Volksleben auszuüben, und gerade sie können diese Macht nur selten auf das sociale Gemeindeleben geltend machen, weil die kirchlichen Kreise bekanntlich, auch abgesehen von Gegenden gemischter Confession, selten mit den socialen Gemeindebezirken zusammenfallen. Bei allen anderen Gemeindeinteressen aber, welche hiernach noch übrig bleiben, ist das einigende Element nicht nur an sich schon viel schwächer, sondern es wird sich bei ihnen für den Bauern

8*

stets der Gesichtspunkt in den Vordergrund stellen, daß sie zunächst als eine Quelle von Lasten auftreten, deren Nothwendigkeit ihm zwar fühlbar gemacht wird, deren Segen für das Gemeinwohl, wo es sich wenigstens nicht in nahe liegenden und greifbaren Thatsachen darstellt, er nur sehr unvollkommen erkennt. Gerade nach Beendigung der Theilungen wird eben diese Seite der übrigbleibenden Gemeindeinteressen, daß sie nämlich als eine Quelle von Lasten auftreten, noch viel mehr als bisher in den Vordergrund treten. Denn der größte Theil dieser Lasten wurde bisher in den meisten Landgemeinden durch Erträge der Gemeindegrundstücke bestritten und machte sich so dem Einzelnen kaum fühlbar. Dies hört natürlich auf, wenn die Mark getheilt ist; und wenn der Einzelne auch durch die Theilung seine Privateinnahme in Zukunft bedeutend erhöht sehen sollte, was nicht einmal immer sicher ist, so wird er doch, wenn er zur Bestreitung jener Lasten aus Privatmitteln beitragen soll, seine Bereitwilligkeit dazu nicht durch die Erwägung bestimmen lassen, daß er den neuen Besitz nur als einen bereits mit jenen Lasten behafteten empfangen hat.

Ein wesentlicher Unterschied aller der Interessen, welche erst den secundären Inhalt des Gemeindelebens bilden, von der Markgenossenschaft, als dem ursprünglichen Fundamente der Gemeinde, liegt nun ferner darin, daß jene ihrer ganzen Natur nach vielmehr unter den Einfluß der Polizeithätigkeit des Staates gerathen sind, während diese sich, wenn auch nicht ganz frei, so doch naturgemäß viel unabhängiger davon erhalten haben.

Es folgt daraus von selbst, daß bei der Pflege jener Interessen weniger Selbstthätigkeit und mehr Uniformirung sich zeigen muß, während gerade in der Verwaltung und Benutzung des Gemeindevermögens sich ein fruchtbares Feld für die Bethätigung selbstständiger Kraft, local gefärbter Anschauungen und Sitten, und dadurch das sicherste Mittel für feste und lebendige Gliederung der Gemeinde, für die Fähigkeit, selbstständig aufzutreten und den Kreis seines wirthschaftlichen und socialen Lebens zu übersehen, bei dem Einzelnen sich darbot.

Dabei darf endlich nicht unbeachtet bleiben, daß diejenige Gemeinschaft, welche als das Subject der fernerhin allein noch übrig bleibenden Interessen des örtlichen Zusammenwohnens betrachtet werden muß, eine ganz andere ist oder doch werden wird, als die auf der bisherigen Entwickelung der Bodenverhältnisse erwachsene.

Eine Menge von Elementen, welche unter den bisherigen Verhältnissen, wo die Realgemeinde meistens als allein berechtigt aber auch allein verpflichtet erschien, in derselben gebunden und noch nicht zu selbstständiger socialer Bedeutung erwacht waren, werden nach beendigter Markentheilung, wenn die Pflege der gedachten Interessen nicht mehr zunächst aus dem Gemeindevermögen bestritten wird, zu den daraus erwachsenen Lasten herangezogen werden, in Folge dessen auch allmählich

die ihren Pflichten entsprechenden Rechte in Anspruch nehmen und dadurch die sociale Gemeinde zu einer ganz anderen machen.

Die alte auf der Markgenossenschaft beruhende Real-Gemeinde in ihren festen Formen und ihrer organischen Gliederung, und mit ihr ein wesentliches, ja, das allerursprünglichste Element unseres bisherigen socialen und staatlichen Lebens, wird nach Abschluß der Markentheilungen in seiner früheren Bedeutung untergehen; und wer vermag zu sagen, ob die Folgezeit noch die Elemente bieten, ob das nachfolgende Geschlecht noch die schöpferische Kraft besitzen wird, durch welche sich auf den Trümmern des alten Baues neue Gebilde lebensfrisch und kräftig wieder erheben können.

Jedenfalls wird nur eine sorgsame Pflege der vorhandenen alten, eine klare Erkenntniß und umsichtige Benutzung der sich entwickelnden neuen Elemente die Landgemeinden zu einer gesunden Neubildung hinüberleiten können. Und das letztere führt uns schon zu einem letzten Gegenstande unserer Erörterung.

III.

Im engsten Zusammenhange mit der Auflösung der alten Real-Gemeinde tritt, gleichfalls als wesentliche Folge der Markentheilungen, die gänzliche Umgestaltung auf, welche gegenwärtig in den Verhältnissen der Häuslinge — Heuerlinge, „Kleinen Leute" vor sich geht: eine Erscheinung, deren Gefahren für das Gemeinwesen vielleicht am raschesten sich fühlbar machen werden.

In allen Gegenden, wo Marken existiren, haben auch die Häuslinge Nutzungen in denselben ausgeübt; namentlich sind diese Nutzungen aber sehr erheblich gewesen in den weniger fruchtbaren Gegenden, wo ausgedehnte Marken die Regel sind. Wald und Weide, Moor und Haide haben hier von jeher auch dem Häusling, und zwar meistens zu sehr erheblichen Nutzungen, offen gestanden. Wie Moor und Wald ihm Feuerung reichlich darboten, so war ihm durch Weide und Haide die Möglichkeit gegeben, sich Kuh und Schwein, in vielen Gegenden sogar einige Schafe zu halten, wodurch er wiederum den Dünger zur Bebauung eines kleinen Stückes Landes gewann. Alle diese Nutzungen sind aber in den meisten Gegenden unentgeltlich ausgeübt, und wenn hie und da auch ein geringes Hütegeld oder eine sonstige Abgabe an die Gemeinde entrichtet ist, so hat solches doch nie, auch nur in annäherndem Verhältniß, zu dem Werthe der Nutzungen gestanden. Sind die letzteren deshalb schon für die ökonomische Lage des Einzelnen von nicht geringer Erheblichkeit, so ist doch ihre Bedeutung für die sociale Stellung der Häuslinge zur Gemeinde noch viel höher anzuschlagen.

Wie die Mark früher keineswegs als ein, wenn auch ungetheiltes Eigenthum der einzelnen Bauern, sondern vielmehr als ein dem Dorfe als einer Einheit zustehendes Vermögen betrachtet wurde, an welchem

dem Einzelnen vermöge seiner Angehörigkeit an das Dorf nur Nutzungen zustanden: so erschienen bisweilen auch die Häuslinge durch die Ausübung ihrer Nutzungen, wenn auch in beschränkterer Weise als die Bauern, doch immer als Mitglieder der Gemeinde. Es gab ein Feld gemeinsamer Interessen, welches zwischen Besitzern und Nichtbesitzern einen wohlthätigen Zusammenhang erhielt; und namentlich da mußte dies Verhältniß von Bedeutung sein, wo, wie in sehr vielen Gegenden, mehrere Gemeinden in einer Mark berechtigt waren, und die Häuslinge jedes einzelnen Dorfes den mitberechtigten Dörfern gegenüber gleichsam als Hintersassen und Schützlinge der eigentlichen Markgenossen dastanden und als solche ihre Nutzungen in der Mark ausübten. Indem sie so mit den Bauern zu einer gewissen Einheit verbunden waren, welche Besitz und Nichtbesitz nicht als schroffe Gegensätze hervortreten ließ, fühlten sie es auch nicht als einen Mangel, daß sie in der Gemeindeversammlung nicht berechtigt oder überhaupt vertreten waren; denn bei der wesentlichen Gleichheit ihres Interesses mit dem der stimmberechtigten Gemeindeglieder sahen sie dasselbe auch ohne ihr Zuthun durch die Sorge der letzteren mitvertreten. Daneben bewirkte die Pflege der allgemeinen Interessen, welche wesentlich durch Aufkünfte des Gemeinde-Vermögens bestritten wurde und dadurch dieses den Häuslingen auch noch in anderer Weise zu Gute kommen ließ, daß diese die Gemeinde-Versammlung nicht als eine sie beschränkende und deshalb gehässige Behörde, sondern vielmehr als eine fortwährend für sie thätige Wohlthäterin ansahen. Aus diesem ganzen Verhältniß aber folgte unmittelbar, daß auch für diese ganze Klasse die Gemeinde eine Autorität war, deren Einrichtungen man unwillkürlich achtete, deren Anordnungen Folge zu leisten man sich verbunden fühlte.

Noch mehr aber: die Gesammtheit der oben erwähnten Nutzungen und die ganze dadurch ermöglichte bisherige Wirthschaft der Häuslinge bewirkte auch, daß sich ihre ganze Lebensweise von derjenigen der wirklichen Bauern, wir möchten sagen, nicht sowohl qualitativ, als vielmehr nur quantitativ unterschied. Gleich den Bauern, hatten auch sie im Frühling zu pflanzen und zu säen, gleich ihnen in der Folge mit unmittelbarer Hoffnung oder Besorgniß dem guten oder schlechten Ertrag ihrer Felder entgegenzusehen, gleich ihnen im Herbste zu ernten und auf den Winter Bedacht zu nehmen. Die ganze innere Hausordnung mußte sich derjenigen der Bauern wesentlich gleich gestalten. In allem diesen aber war ein, wenn auch beschränktes Feld gemeinsamer Sitte und Anschauungen gegeben; die ganze Gesittung mußte sich in einer, derjenigen der Bauern verwandten Weise entwickeln, und die Klasse der Häuslinge erschien somit im Kreise des bäuerlichen Lebens nicht als ein durchaus frembartiges Element.

Die Theilung der Marken macht den bisherigen Verhältnissen der

Häuslinge, sowohl den ökonomischen, als den socialen, auf einmal und für immer ein Ende.

Wo jede Scholle Landes im Privat-Eigenthum des Einzelnen steht, bleibt für den Unberechtigten ferner kein Raum; Selbstsucht läßt Duldung auch da nicht aufkommen, wo sie ohne irgend einen Nachtheil für den Berechtigten geübt werden könnte. Nur selten wird z. B. der Eigenthümer eines Waldes den Häuslingen gestatten, das trockene Holz in demselben zu sammeln, auch wenn er es selbst verfaulen läßt. Er wird auch hier das Bedürfniß des Geringeren zu einer Quelle des Erwerbes machen, welcher ihm ohne das nie erwachsen wäre.

Als Unberechtigte erscheinen aber die Häuslinge, wenigstens in unserm Lande, bei jeder Theilung. Denn seitdem durch die Gesetzgebung die Fiction aufgestellt ist, nach welcher die Mark entweder ungetheiltes Eigenthum der einzelnen Markgenossen oder Eigenthum des Domaniums ist, welches mit einer Masse von Servituten der Markgenossen belastet erscheint, vermag die bisherige Nutzung der Häuslinge, wenn man auch geneigt ist, sie für etwas mehr als bloß Geduldete zu halten, keinen Titel für Erwerbung eines Antheils zu geben. Denn diese Nutzung hatte weniger einen privatrechtlichen als öffentlich rechtlichen Charakter; es ließe sich das Verhältniß am besten dahin bestimmen: der einzelne Häusling hatte kein Recht auf die Nutzung, aber es war Gemeinde-Recht, daß den Häuslingen diese Nutzungen gestattet wurden. Für solche in römisch-rechtliche Kategorieen durchaus nicht passende Verhältnisse hatte die Zeit, in welcher die ersten Theilungsgesetze erlassen wurden, noch kein Verständniß, und so kam es, daß die Häuslinge von aller Theilnahme ausgeschlossen wurden. Auch die späteren Ausschreiben der verschiedenen Oberbehörden an die bei den Theilungen fungirenden Beamten, wonach die letzteren die Interessen der Häuslinge besonders berücksichtigen sollten, haben hier im Hannoverschen nur selten dahin geführt, daß etwas wirklich Erhebliches für jene geschehen wäre.

Auch ist dies mit großen Schwierigkeiten verbunden, ja, eine völlig befriedigende Lösung dieser Aufgabe kann wohl als unmöglich erscheinen. Denn sollte die Lage der Häuslinge unverändert bleiben, so würde man große Flächen ungetheilt lassen müssen, weil nur bei solchen die Art der Nutzung möglich ist, welche die bisherige Wirthschaft bedingt. Dies ist aber bei der gegenwärtigen Zeitströmung in Hannover nicht zu erreichen. Wollte man aber den einzelnen vorhandenen Häuslingen aus der zu theilenden Masse einen kleinen Grundbesitz zuweisen, so machte man sie ja allerdings zu Besitzern. Wie sie aber einerseits nach dem Wegfall der früheren Nutzungen gar nicht mehr im Stande wären, einen kleinen Grundbesitz so zu bebauen, wie sie beim Bestehen der Nutzungen und der dadurch gegebenen Möglichkeit, Vieh zu halten, ein kleines Pachtland bebauen konnten: so würde dies anderseits doch auch immer nur ein Ersatz für die gegenwärtigen Häuslinge sein, während die später ent-

stehenden, also die Klasse als solche, doch ein für alle Mal aus dem alten Verhältnisse herausgedrängt sein würden.

Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, daß das bisherige Verhältniß durch die Gemeinheitstheilungen untergehen muß. Was ist nun aber die Folge für die fernere Entwicklung?

Es giebt noch Gegenden, wo der schädliche Einfluß der Gemeinheitstheilungen in dieser Beziehung sich nicht so rasch geltend machen wird. Wo nämlich noch der ursprüngliche Zustand besteht, daß es keine anderen Häuslinge giebt, als die zu den einzelnen Höfen gehörenden Onkel, Brüder und Vettern der Bauern, welche im Backhause, in der Speicherwohnung oder in sonst einem Zimmer der Wirthschaftsgebäude wohnen, da wird das Verhältniß noch so ziemlich das alte bleiben. Diese Hintersassen der Bauern werden fast ausschließlich auf dem Hofe arbeiten, von diesem dagegen ein Stück Land erhalten, welches gemeinschaftlich mit dem übrigen bebaut wird; eben so werden sie etwas Vieh haben können, was vom Hofe mit ernährt wird, und wie ihre ökonomische Lage dabei die eines mäßigen aber genügenden und sicheren Auskommens ist, so wird auch ihre sociale Stellung die alte bleiben. Denn ihr ganzes Verhältniß, so wie ihre verwandtschaftlichen Beziehungen lehren sie, sich als Zubehör des Hofes zu betrachten, von dem sie herstammen, und statt zu der Gemeinde in einen Gegensatz zu gerathen, bleiben sie mit den Interessen derselben verwachsen.

Wie indessen dieser ursprüngliche Zustand schon jetzt nicht mehr als Regel betrachtet werden kann, so wird die gegenwärtige Entwicklung der Landwirthschaft sehr bald dahin führen, daß er ganz aufhört. Denn die intensive Cultur, welche überall auftritt, und die Vermehrung des cultivirten Landes, welche unmittelbare Folge der Fortschritte in der Landwirthschaft ist, führen zu dem unabweisbaren Bedürfnisse vermehrter Arbeitskräfte, und es werden sich daher überall sehr bald Häuslingsfamilien bilden, welche zu den Bauern in keinerlei Beziehung mehr stehen, und wo solche jetzt schon vorhanden, wird ihre Zahl noch bedeutend wachsen.

Für alle diese ist nun zunächst der ökonomische Nachtheil offenbar, welcher ihnen aus den Theilungen erwächst.

Mag nun auch immerhin die Erhöhung der Arbeitslöhne und die durch vermehrte Culturen wachsende Möglichkeit kleiner Pachtungen in etwas den Mangel an Viehweide und Brennmaterial ersetzen, so wird doch nur in solchen Gegenden, wo ausreichende, nicht von der Landwirthschaft abhängige und gerade die in dieser eintretenden arbeitslosen Zeiten ausfüllende Beschäftigung sich findet, die ökonomische Lage derjenigen Häuslinge, welche nicht zu wirklichen Pächtern werden, sich auf derselben Höhe wie bisher halten können. Betrachtet man aber den Zustand solcher Gegenden, wo gleichzeitig mit den Theilungen der Untergang einer bisher mit Nutzen betriebenen Hausindustrie eintritt — wie

dies z. B. in allen flachsbauenden Gegenden der Fall gewesen ist — so liegt die Gefahr gänzlicher Verarmung einer ganzen Klasse, in weiterm Verlaufe der ganzen Gegend, sehr nahe.

Ferner aber vollzieht sich auf dem Lande durch die Gemeinheitstheilungen wieder dieselbe Entwickelung, welche in den Städten als Folge der modernen Industrie und der damit gegebenen Auflösung der städtischen Corporationen auftritt. Auch diese hatten ja das Eigenthümliche, daß sie ihre Wirksamkeit nicht auf die in ihr activ berechtigten Meister beschränkten, vielmehr eine Reihe von Institutionen hervorriefen, welche den Gesellen zu Gute kamen, dieselben in ihrer ökonomischen Lage über die ausschließliche Beschränkung auf den Lohn erhoben, und auf dieser materiellen Grundlage ihre socialen Interessen durch mannichfache Fäden mit denen der Meister verknüpften. Und wie nun hier durch die Aufhebung der städtischen Corporationen oder durch Vernichtung ihres Einflusses, wo sie dem Namen nach fortbestehen, eine in sich einige, von oben nach unten gegliederte Gesellschaftsform in zwei einander unvermittelt gegenüber stehende, hier und da schon feindliche Klassen zerfiel, die fortan auf sich selbst beschränkten Nichtbesitzenden den Besitzenden entgegengesetzt, und dadurch mit Nothwendigkeit das Proletariat erzeugt wurde: so wird fortan auch in den ländlichen Gemeinden nach Beendigung der Markentheilungen, wenn auch in ihren Lebensäußerungen verschieden, so doch in ihrer Grundbestimmtheit der städtischen gleichartig, eine nichtbesitzende Klasse der besitzenden gegenüber sich zum Proletariat gestalten, und in derselben Weise auflösend auf die socialen Volksgruppen einwirken, wie dies in den Städten schon jetzt der Fall ist *).

Herausgerissen aus allem Zusammenhange mit der Gemeinde, welche für ihr wirthschaftliches Leben keine unmittelbare Bedeutung mehr hat, und dennoch den Ordnungen derselben, ja vielleicht mehr als früher ihren Lasten unterworfen, wird sich diese Klasse bald gewöhnen, Beides als einen ungerechten Zwang anzusehen, welchen die herrschende Klasse ihnen auferlegt. Unfreiwillig in die Lage socialer Selbstständigkeit gedrängt und dennoch zur socialen Thätigkeit im Gemeinwesen nicht mit berufen, bilden sie in diesem eine irrationale Größe, deren gedeihliche Eingliederung in dasselbe um so schwieriger wird, je mehr alle Anschauungen und Bestrebungen in diesem Kreise, einen von allen übrigen Elementen des ländlichen Lebens abweichenden Charakter annehmen werden. Unvermeidlich wird sich die sociale Gesittung dieser Klasse oder ihre Anschauung von der gesellschaftlichen Ordnung und die Bethätigung derselben, welche bisher durch den Zusammenhang mit Grund und Boden wesentlich bestimmt war, fortan nach eigenen, dem wirthschaftlichen Leben dieser nunmehr selbstständigen Klasse innewohnenden Gesetzen entwickeln, und sich um so weiter von derjenigen der Besitzenden entfernen,

*) Deutschland zeigt in verschiedenen Gegenden schon solch ein Proletariat.

je mehr bei diesen die Ausschließlichkeit und Unabhängigkeit des Besitzes dahin führt, diesen als das für die sociale Stellung Entscheidende zu betrachten, bei den Angehörigen jener Klasse aber die Besitzlosigkeit und die Beschränkung auf die dem Individuum unabhängig vom Besitze innewohnende Kraft bewirken, daß sie die Bedeutung und Berechtigung der abstracten Persönlichkeit in der Gemeinschaft in den Vordergrund stellen. Und man denke nicht etwa, daß diese Entwickelung um deßwillen nicht stattfinden werde, weil dem Volke die Einsicht in jene Begriffe und ihren Gegensatz abgehe. Zwar als eine ihrer Grundlagen sich bewußte klare Lebensanschauung wird sie nicht auftreten, wohl aber als eine auf der Ahnung jenes Gegensatzes beruhende dunkle, aber herrschende Gemüthsstimmung wird sie ihre Macht äußern, und so lange dem gemeinen Wesen gefährlich sein, bis zwischen Besitz und Besitzlosigkeit eine neue Vermittelung gefunden sein wird.

Ob unsere Gesellschafts-Ordnung Kraft genug hat, auf diesem wie auf den übrigen Gebieten die gelösten Elemente der alten Gestaltungen wieder fester zusammen zu schließen, die neu entstandenen Mächte in sich aufzunehmen, zu bewältigen und aus sich heraus die neue Ordnung, in welcher auch diese ihren Platz finden, zu gebären, muß die Zukunft lehren.

Der in unserer Zeit neuerwachte Sinn für die Entwicklung gerade der socialen Verhältnisse und der Trieb zu genossenschaftlicher Einigung, welcher immer mächtiger werden zu wollen scheint, geben einige Hoffnung auf erfreuliche Gestaltung der Zukunft. Gewiß aber kann es nicht die Aufgabe sein, einer solchen Entwicklung gegenüber ruhig die Hände in den Schooß zu legen, und sich dem Wahne hinzugeben, es werde schon durch das Aufeinanderwirken der verschiedenen Kräfte selbst, in einem natürlichen Prozesse die neue Ordnung sich gestalten. „Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten.“ Die sittliche Kraft des Geistes muß sich ihrer bemächtigen, und sie in ihrer Wirksamkeit so leiten, daß sich die rohen Elemente zur Gestalt zusammenschließen. Noch fehlt es uns nicht an bildungsfähigen Stoffen; in dem größten Theile des Königreichs Hannover besteht noch der alte geschlossene Bauerhof als rechtlich gesichertes Institut; in vielen andern Gegenden erhält er sich durch die Macht zäher Sitte. Noch bietet in den meisten Gegenden der Bauernstand in ungeschwächter Kraft und Eigenthümlichkeit ein zwar sprödes aber auch um so dauerhafteres Material für den Aufbau erneuter oder neuer socialer Gestaltungen.

Viel vermag hier eine weise und unbefangene Regierung zu thun, indem sie einen großen Theil der Gemeinde-Angelegenheiten nach und nach von den Fesseln der uniformirenden Polizeigewalt befreit und den Gemeinden die Möglichkeit corporativer Selbstthätigkeit und eigenthümlicher Entwicklung darbietet.

Landtagsbilder.

Man kann nicht sagen, daß das Land in den letzten Jahren seinem Landtage ein zu großes Interesse zugewandt hat. Der Landtag erwies sich als reactionär ohne nach bekannter Art geistreich zu sein, ohne es mit besonderer Sorgfalt vermieden zu haben, sich vor dem Vorwurf der Langenweile zu bewahren. Ein Burke im preußischen Unterhause wäre auch der ästhetischen Nationalzeitung eine imposante Erscheinung gewesen, aber die Dii minorum gentium konnten den Geschmack der öffentlichen Meinung nicht befriedigen. Mochten immerhin politische Männer in des Wortes bester, englischer Bedeutung auf den schmalen Bänken am Dönhofsplatze sitzen und von dem Treppenstuhle unter dem Sitze des Präsidenten aus Reden halten, das genügte weder den Zeitungen noch dem Publicum.

Aber was wollten denn eigentlich diese Blätter und dies Publicum? Eine Frage, welche zehn andere in sich birgt. Als des Königs Majestät bei der Zusammenberufung des Vereinigten Landtages eine allmähliche Ausbreitung der jungen Institution in Aussicht stellte, murrte das ganze große Volk, das man heut merkwürdiger Weise Philister nennt, obgleich es noch vor jedem Simson davon gelaufen ist und solchen Mann weder durch Gewalt noch durch List besiegen wird. Sie wollten eine Verfassung, eine ordentliche vollwichtige freisinnige Verfassung, ein Stück für die nationale Putzstube, wie es jeder aufgeklärten Nation geziemt und das nicht zu besitzen einen jeden „Gebildeten“ beschämen mußte. Selbst Nassau und Baden hatten so etwas und nun sollte Preußen zurückbleiben! Also schnell und rasch und zwischen Frühstück und Mittagessen eine Verfassung! Die Dinge gingen denn auch schnell genug, wenn auch nicht ganz nach den Ahnungen und Wünschen der Philister. Kaum aber hatten sie den Bürgerwehrkuhfuß bei Seite gesetzt und den „rettenden“ Wrangel begrüßt, da begann ihre alte Sehnsucht schon wieder, — und — sie erhielten nun wirklich eine Charte, Paragraph für Paragraph, eine Verfassung, in der Tasche zu tragen und an die Wand zu hängen, und schwarz auf weiß konnten sie von jetzt an Jedem den Beweis liefern, daß Preußen in Nichts mehr hinter England, Belgien und Darmstadt zurückstände. Nichts erregte jetzt mehr bei ihnen Haß und Verachtung, als die nachträglichen „Attentate“ auf diesen oder jenen Paragraphen des Entwurfes vom 5. December 1848, welche von politischen Männern in den Kammern vorgenommen wurden, und es ist keine Frage, daß, hegte der Philister nicht eine eben so starke Abneigung gegen alle „glänzenden Laster“, wie gegen alle „glänzenden Tugenden,“ in der That ein Brutus aus ihm hervorgegangen wäre, der den Dolch gegen einen der freiheitsmörderischen Cäsaren der Zweiten Kammer von 1849 und 1850 gezückt hätte. Damals war die

Kreuzzeitung am verhaßtesten von Clausing bis gen Volpi und von den Geheimen Räthen am Oberbaum bis zu denen am Unterbaum, damals erhielten die Herren v. Gerlach, v. Kleist-Retzow, v. Bismarck-Schönhausen ein unzerstörbares Relief, und wenn noch heut die Phantasie des gemüthlichen „Verfassungsfreundes" in diesem und jenem Club Krähwinkels die besagten Herren nicht anders, als im Jesuitenrock oder mit zähnefletschendem Munde und eisernen Handschuhen zu erblicken vermag, so ist daran jene schreckliche Zeit der Attentate auf die Verfassungsparagraphen Schuld.

Die Kammer aber, welche solche entsetzlichen Männer reden und gewähren ließ, ihren Einwirkungen endlich sogar hier und da nachgab, konnte in den Augen des „Verfassungsfreundes" auf Achtung keinen Anspruch mehr machen, und er gewöhnte sich mehr und mehr daran, die bedeutenderen Momente unserer Legislatur — aus dem „Kladderadatsch" kennen zu lernen. Es gab Zeitungen genug, welche die neueste Sinnesänderung ihres hohen Gönners und Förderers eifrig studirten und ihren „altbegründeten" Beruf so gut verstanden, daß sie zwischen den Zeilen bekannten, wenn es irgendwie ginge, würden sie die Kammern ganz ignoriren. Die Vossische Zeitung hat Kammerberichte veröffentlicht, in denen außer dem Namen der angeführten Redner eigentlich nichts zu zu lesen war, und die Spener'sche Zeitung hat über Kammerdebatten Leitartikel geschrieben, die überhaupt nicht zu lesen waren.

Es schien eine Zeit gekommen, in der das preußische Parlament zu Tode geschwiegen werden sollte, und während in ihm von Rechts und Links alltäglich die Schranken für ein Turnier eröffnet wurden, in welchem die erbittertsten, unversöhnlichsten, kräftigsten Gegensätze gegen einander rannten, für ein Turnier, in welchem gegen alle Ordnung oft selbst die Richter und Preisaustheiler von ihren Ministertischen aufsprangen und mit einhieben, sei es nach Rechts, sei es nach Links, während in diesen Landtagen für Jahrhunderte-altes Recht und gegen die Minen revolutionärer Belagerung gekämpft wurde, öffneten die Zeitungen wieder die seit 1848 verstaubten Guckkastenfenster ihrer Feuilletons, oder begannen über den Isthmus von Central-Amerika zu schreiben und sich um den Bart des Präsidenten zu Washington zu zanken. Niemals sahe eine erregtere Zeit eine schlechtere politische Presse. Und doch waren die Zeitungsschreiber besser als ihr Thun, aber sie gehorchten zumeist — die Ausnahmen sind aller Welt bekannt — dem großen Publicum, und dieses saß in maulender Abspannung da und murrte: „Wir erwarten nichts von diesen Kammern."

Es gab ungemein einfache und handgreifliche Beweisführungen für die Berechtigung dieser Erwartungslosigkeit: „Die Regierung kehrt sich doch niemals an das, was die Kammern beschließen" ... „Ueber die Hälfte der Kammer ist ja dienstlich abhängig von den Ministern" .. So hörte man alle Tage sagen.

In der That, unserem parlamentarischen Leben drohte eine ernstliche Gefahr, denn wie Niemand ohne Luft leben kann, und Jeder die Luft, die ihn umgiebt, athmen muß, so konnten auch unsere Abgeordneten auf die Dauer von der Verstimmung und Verquickung der Stimmung nicht unberührt bleiben, welche sich eines großen Theiles des Volkes bemächtigt hatte. Die Mandate wurden haufenweise niedergelegt, und gar Mancher sagte: „Beatus ille, qui procul.“ . . .

Da bringen die diesmaligen Berathungen des Hauses der Abgeordneten auf einmal eine neue seltsame Bewegung in dem Hause selbst, dann auch in der Presse und im Publicum hervor. Kanzel und Katheder, Gerichtszeitung und politischer Leitartikel bemächtigen sich zuerst des Ehescheidungsgesetzes, und gegen die Erwartung Vieler, vielleicht der Meisten im Lande, erfährt die Regierung mit ihrer Vorlage eine Niederlage. Zugleich sieht man die Parteien des Hauses sich verwirren, Stimmen der Linken für Herrn von Gerlach, Stimmen von ganz Rechts für Wentzel und Harkort. Das Publicum beginnt aufmerksam zu werden, und als hätte es mit einem geschickten Regisseur oder Dramatiker zu thun, muß es sogleich Angesichts der darauf folgenden Steuer-Debatte bemerken, daß es sich hier nicht um eine vereinzelte Scene, sondern um ein weit angelegtes Stück handelt, um einen ersten, wenn auch nur vorläufigen Austrag einer schon vor Jahren begonnenen Entwickelung, daß hier in diesem so lang ignorirten Landtag neue Parteigruppen in der Bildung begriffen sind, daß neue Selbstständigkeiten in ihm emporgewachsen sind, daß dieser Landtag vielleicht gar nur darum die Basis seiner Macht und seiner Rechte früher in Etwas verkürzt hatte, um dann den Rest desto besser benutzen, desto gewisser vertheidigen zu können. Weite Wälle und eine schwache Besatzung passen nicht zusammen.

Die Gebäudesteuer ist verworfen, das Schicksal der Salzsteuer noch nicht gesichert, und das Herrenhaus wird gegenwärtig mit aufmerksamen Blicken gemustert, ob es denn wirklich die Speisekarte des Volkes angreifen wolle. Dem Hause der Abgeordneten wird zu gleicher Zeit nachgerechnet, mit welcher großen Minorität es sich auf Seiten des niederen Salzpreises gestellt und wie es beinahe ebenfalls die neue Steuer abgelehnt hätte. Zugleich läßt man die bekannten selbstverfaßten Bilder der hauptsächlichsten Abgeordneten Revue passiren, und dabei erhalten selbst die Herren v. Gerlach und Wagener einen kleinen wohlwollenden Zusatz, etwa ein gutartiges Lächeln um die sonst bösartig scharfe Lippe u. dergl.

Kurz, das Publicum ist daran, dem Landtage wieder das Antlitz zuzuwenden. In den letzten Wochen erblickten wir wieder stark gefüllte Tribünen, und selbst die Zahl der Abonnenten der stenographischen Berichte — bis vor Kurzem kam auf jede Million der Bewohner Preußens ein Abonnent derselben — soll sich einem vagen Gerüchte zufolge jetzt gemehrt haben.

Unter solchen Verhältnissen lohnt es sich wohl, einen genaueren Blick auf das jetzige Haus der Abgeordneten zu werfen und im Bilde seine schneller erkennbaren Züge zu bewahren.

Die Parteien des Hauses sondern oder sonderten sich bisher auch räumlich ab, aber doch verflossen sie mehr, als in jener ersten parlamentarischen Zeit im Jahre 1848, aus welcher, wenn wir nicht irren, sogar die Bänke des Hauses und ihre theilenden Einschnitte stammen. Auf der Linken — vom Stuhle des Präsidenten aus die Linke, vom Ministertische aus die Rechte — finden wir nicht mehr die langbärtigen, wild dreinblickenden Männer des Volkes, Herr Waldeck fordert nicht mehr in roth entflammter Rede zur Rettung der von den Jellachich'schen Croaten bedrohten Brüder im belagerten Wien auf, sondern sitzt jetzt still und stumm hinter dem grünen Tische im Kammergerichtsgebäude, unten in der ländlich abgeschiedenen Lindenstraße, Herr Kinkel theilt nicht mehr von seinem Abgeordnetensitze her die Commandos an die Chefs der demokratischen Zweig-Comité's von Berlin aus, sondern unterrichtet trotzköpfige Yankee-Buben im Deutschen und so weiter. Welch andere Leute heut an ihrer Stelle! Hier der grauköpfige Harkort, der ihnen einst diametral entgegenstand und mit seiner harten Stirn und seiner zähen und volksthümlich launigen Art ihnen ganz gut entgegenstand. Dieser Mann wird trotz seiner Richtung und politischen Tendenz für uns noch immer etwas Anziehendes haben, immer überragt in unserm Auge seinen Parteistandpunkt die kernige volle Art seines Gesammtwesens, sein volksthümlicher Geschmack und — was uns nicht das Letzte ist — sein eisernes Kreuz und sein ehrlich auf den Schlachtfeldern erworbener Degen. Neben Harkort Wentzel, damals der Hüter des Gesetzes zu Berlin, Graf Schwerin, damals gehetzter und geplagter Cultusminister, uns unvergeßlich durch die Rede, welche er in den Tagen der März-Revolte vom Katheder der großen Aula aus an die Berliner Studenten und Judenjungen hielt, Herr von Patow, der mit mehr Muth als Erfolg den Lamartine der Wilhelmsstraße von der Rampe seines Arbeitsministeriums aus spielte, gegen Rehberger väterlich handelte und von Niemand Dank erhielt. Ihm nahe Lette, unter den officiösen Volksrednern des Jahres der Schmach der trefflichsten Einer, unverdrossen und dreist . . . Doch über diese Herren im nächsten Blatte weiter.

Unus e multis.

Ackerbau bei den Alten.

Unter dem Titel „Landwirthschaftliche Mittheilungen aus dem klassischen Alterthum“ bringt eine philologische Zeitschrift einen Aufsatz des Prof. Forchhammer zu Kiel, der jeden Ackerwirth lebhaft interessiren wird. Der Verfasser beginnt mit dem Worte des alten Cato: „Aus dem Ackerbau gehen die muthigsten Männer, die tüchtigsten Krieger hervor. Ihr Erwerb ist der redlichste und sicherste und am wenigsten mit Neid und Scheelsucht behaftet, und am lautersten denken die, welche sich dieser Beschäftigung ergeben haben.“ Das Alterthum hatte in der That eine hohe Achtung vor dem Ackerbau und den Ackerbauern. Hesiodus, der ältesten griechischen Dichter einer, und Virgil haben dieser Grundlage aller menschlichen Thätigkeit große Gedichte gewidmet. Professor Forchhammer führt uns die Drains, den Guano und die Drillcultur der Alten in höchst ansprechender Art, ja wie wir fast meinen, mit Aufschlüssen vor, aus denen noch unsere Ackerwirthe lernen können.

„Theophrastos im dritten Buch seiner Pflanzenphysiologie sagt, um naßgrundigen und feuchten Boden trocken zu machen, müsse man eine zwiefache Art Graben ziehen, die eine, damit sie die rieselnde Feuchtigkeit sammeln, die andere, damit sie aus diesen das Wasser aufnehmen. Letztere sollen nach seiner Darstellung offen bleiben, und scheint er freilich dabei an einen Boden ohne Gefälle zur Ableitung des Wassers aus den offenen Gräben gedacht zu haben. Die anderen Gräben, welche in jene münden, sollen nach seiner Vorschrift unten mit Steinen und Kieseln angefüllt werden. Auf diese schütte man Erde (welche die Nässe durchläßt, ohne die Zwischenräume zwischen den Steinen zu füllen), auf diese Sand und oben darauf Humus. So, sagt er, wird der Raum mit den Steinen die Nässe aufnehmen, und auch die obere Schicht aus Sand und Humus wird zur Trocknung beitragen. Dasselbe Verfahren lehren die Römer. — Columella sagt Folgendes: „Wenn der Boden wässerig ist, muß die überflüssige Nässe durch Gräben ausgetrocknet werden. Deren kennen wir zwei Arten, geblendete und offene. In festem und lehmigem Boden läßt man sie offen. Aber wo das Erdreich lockerer ist, macht man einige offen, andere blendet man, so daß in die offenen die Mündungen der geblendeten auslaufen. Die offenen sind oben weiter mit schräger Wandung, nach unten sich verengend. Denn wenn die Wände senkrecht sind, werden sie bald durch das Wasser verdorben, und durch das Herabfallen der oberen Theile ausgefüllt. Die andern müssen geblendet werden, indem man die Furchen bis auf drei Fuß vertieft. Nachdem dieselben bis zur halben Höhe mit kleinen Steinen oder mit Kies gefüllt sind, werden sie durch Aufwerfen der ausgegrabenen Erde der Oberfläche gleich gemacht; oder wenn Steine oder Kies fehlen, wird aus Faschinen ein Geflecht wie ein Tau gemacht, so dick als die Weite des Grabens es fassen kann, dann wird dieses in die Tiefe hineingepreßt, mit gestampftem Cypressen-, Fichten- oder anderem Laub und darüber mit Erde bedeckt. Am Anfang und Ende des Grabens werden nach Art kleiner Brücken zwei Steine wie Pfeiler gestellt und darüber ein Deckstein gelegt, um die Wand zu halten und das Ein- und Ausfließen des Wassers unbehindert zu lassen.“

Diese Art der Entwässerung des Bodens war ohne Zweifel schon in früher Zeit durch die Römer zu den benachbarten Völkern gekommen. Der Einfluß des römischen Landbaus zeigt sich noch sehr deutlich in Na-

men, besonders von Geräthen, wie Sichel (secula), Spaten (spatha), Dreschflegel (flagellum), Wanne (vannus), Joch (iugum). Scheinen doch selbst „Acker, Saat" Namen zu sein, die von den Römern entlehnt sind."

Auch den Guano, den Vogeldünger, wußten die Alten hoch zu schätzen, und als die Römer Karthago eroberten, überließen sie die Bibliotheken der Stadt den einheimischen Fürsten, das Werk des alten Karthagischen Königs Mago aber über Landwirthschaft, in welchem auch auf jenen Dung ein großer Nachdruck gelegt war, nahmen sie und ließen es ins Lateinische und Griechische übersetzen. Die Römer nannten den Mago „Vater der Landwirthschaft". Man bediente sich des Guano ganz wie heut, indem man ihn mit der Saat gleichzeitig auf den Acker streute. Zur Herstellung dieses Dunges dienten u. A. die Columbarien, die Taubenhäuser, in denen oft 5000 Stück Vögel unterhalten wurden, aber auch Aviarien für Drosseln und Krammetsvögel von noch größerem Umfang wurden erbaut, aus denen der Landwirth Angesichts der äußerst verwöhnten und delicaten römischen Küche dann doppelten Vortheil zog. Palladius, ein Schriftsteller des Alterthums, sagt: „Der Dung der Vögel ist am meisten nothwendig zum Ackerbau." Der alte Varro, der eine sechzigjährige Erfahrung für sich hatte, empfiehlt den Vogeldung auch zur Verbesserung des Viehfutters, indem nichts so sehr das Fettwerden der Rinder fördere.

Auch vom Behacken der Reihensaat hielten die Alten große Stücke, wenn die Bodenkruste über der Saat zu hart geworden war.

„Die Befreiung der Saat von der Fessel war dabei keineswegs der einzige Zweck. Vielmehr hatten unsere Vorfahren schon in sehr früher Zeit die Beobachtung gemacht, daß die Luft nicht nur an dem Blatt, sondern auch an der Wurzel der Pflanze Nahrung zuführe. Sie sahen den Odem der Welt, der sich in den Winden offenbart, an als die Quelle alles Athmens und alles Lebens. In den Mysterien, die bekanntlich eine besondere Beziehung auf den Ackerbau hatten, wurden die lebenbringenden Winde unter verschiedenen Namen verehrt und ein noch erhaltener orphischer Festgesang wiederholt den Anruf „lebenerzeugende Winde, nährende, früchtegewährende, odemverleihende Herrscher." — Auch ein römischer Dichter sagt, man solle aus Kieseln und Muscheln Drains machen, damit sich die Nässe hindurchschmiege und der Hauch athmender Lüfte eindringe und die aufstrebenden Pflanzungen belebe."

„Gleichwohl gab es im Alterthum eine Reihensaat, welche die Behackung sehr erleichterte. Das Verfahren war gewöhnlich dieses. Nachdem der Acker zwei Mal gepflügt war, das zweite Mal quer über die Längenfurchen, streute ein geschickter Säemann die zuweilen in Salpeter getauchte Saat mit der Hand, indem er immer die werfende Hand zugleich mit dem rechten Fuß vorwärts bewegte und je nach der Güte des Bodens und nach der Getreideart den Wurf abmaß (Xen. Oecon. 17). Dann folgte ein Pflug mit zwei Streichbrettern, welche man Ohren nannte. Dieser warf die Saat aus der Furche, die er bildete, auf die Scholle, so daß nun alle Saat auf der ½ Fuß breiten Scholle lag und durch die Streichbretter niedergedrückt wurde, während die Furche (sulcus) ohne Saat blieb und die Feuchtigkeit aufnahm. Die Furche gab nun Raum für den Behacker und verstattete jede Vorsicht in Ansehung der zu behackenden Saat."

Die große Sorgfalt, mit welcher das Alterthum seine Aecker baute,

geht hieraus deutlich hervor. Interessant ist uns auch noch eine Warnung der alten Ackerbaulehrer, welche sich auf die Behandlung des Ackers nach schwachem Regen bezieht. Wenn nach längerer Trockniß ein solcher Regen fiel und sich dann eine leichte Lehmkruste auf dem Acker bildet, so soll — dies ist die Warnung Cato's, Columella's ꝛc. — ja nicht der Pflug die Erde anrühren, denn ein so bestellter Acker würde drei Jahre unfruchtbar sein. Der Grund dieser Erscheinung ist wohl der, daß durch das Umwenden solchen Bodens die obere Schicht mit ihren feuchten Lehmklößen unter die nach oben gebrachte noch trockene Erde gebracht wird, und hier sich zu festen Klumpen und Tafeln gleich Steinen verhärtet, welche nicht nur im laufenden Jahre das Wurzelschlagen verhindern, sondern auch noch der Winternässe des nächsten Jahres bedürfen, um ganz aufgelöst zu werden.

[Nationalökonomie und Jurisprudenz.] Von H. Dankwardt, Advocaten zu Rostock. Leopold's Universitäts-Buchh. zu Rostock. 1857. — Eine ganz interessante Schrift, der Fortsetzungen folgen sollen. Der Verfasser will einen Fortschritt des römischen Rechtes, wo möglich auf demselben Wege eine Verschmelzung des gemeinen Civilrechtes und des deutschen Privatrechtes. Das „juristische Genie“, das Kierulff in seiner „Theorie des gemeinen Civilrechtes“ dazu benutzen will, gilt dem Verfasser für maßlose Freiheit, statt deren er einen festeren Anhaltepunkt sucht. Er findet ihn in der Nationalökonomik und er erklärt, zum Theil mit den Worten Roscher's (System der Volkswirthschaft), diese Disciplin also:

„Wir verstehen hier unter Nationalökonomik also nicht die wissenschaftlichen Bestrebungen, deren Aufgabe ist, das Ideal einer besten Volkswirthschaft auszuarbeiten, sondern die Wissenschaft, welche zur Aufgabe hat: die einfache Schilderung der wirthschaftlichen Natur und Bedürfnisse des Volks, der Gesetze und Anstalten, welche zur Befriedigung der letzteren bestimmt sind, endlich des größeren oder geringeren Erfolges, den sie gehabt haben, also gleichsam die Anatomie und Physiologie der Volkswirthschaft. Dies sind lauter Dinge, welche auf dem Boden der Wirklichkeit stehen, welche mit den gewöhnlichen Operationen der Wissenschaft bewiesen oder widerlegt werden können, welche entweder schlechthin wahr oder schlechthin falsch sind, und deshalb im ersteren Falle nicht eigentlich antiquiren.“

Mit Hülfe dieser Wissenschaft also will er das römische Recht ergründen und, wo es Noth thut, verändern. Er sagt vom römischen Rechte in dieser Beziehung:

„Die römischen Juristen hatten es einerseits mit der Auslegung des Willens zu thun, im Uebrigen war ihre Function eine mehr nationalökonomische, als eine juristische. Ihre Virtuosität bestand in der Auslegung des Willens und in der Construction des präsumtiven Willens. Wir lesen mit Bewunderung ihre Sätze über den Einfluß der Motive bei Rechtsgeschäften, des Irrthums ꝛc. Und diese Interpretation war nicht bloßer Tact, sondern wirkliche und scharfsinnige Deduction. Nur, weil uns ihre Studien als ein geistlos geordneter Haufen von Ueberresten vorgelegt ist, geräth der oberflächliche Jurist in die Gefahr, dies zu verkennen. Dagegen war die nationalökonomische Seite ihrer Thätigkeit aus sehr begreiflichen und nahe liegenden Gründen ihre schwache Seite. Ihre Reflexionen über practisches Bedürfniß wurden stets hervorgerufen durch eine Calamität, welche sich in den socialen Zuständen ihrer Zeit offenbarte, und da sie nicht befähigt waren, im Wege wissenschaftlicher Operationen den eigentlichen Sitz des Uebels zu erkennen, so waren sie in ihren Ansichten und in ihren Maßregeln oft fehlsam und unvollkommen. Hier liegt das eigentliche Feld der Meinungsverschiedenheiten der römischen Juristen und diese Quelle der Controversen wurde noch durch ein nothwendiges Uebel verstärkt. Wo das practische Bedürfniß in Widerspruch mit dem bestehenden Recht trat und intelligente Juristen die Nothwendigkeit eines neuen Rechtssatzes einsahen, da blieb ihnen, um diesen zur Geltung zu bringen, Nichts übrig, als durch eine feine und täuschende Deduction nachzuweisen,

daß dieser Rechtssatz mit dem bestehenden Rechte durchaus in Einklang stehe. Ein Kampf entspann sich mit den Juristen, welche auf dem Boden des positiven Rechts standen und Scharfsinn genug besaßen, um das Truggewebe zu zerreißen. Aber die große Masse mittelmäßiger Köpfe schuf dann, halb überzeugt und halb getäuscht eine armselige media sententia, welche die herrschende wurde. Für diese Partieen des herrschenden Rechts ist uns die Nationalökonomik eine vortreffliche Führerin. Sie lehrt uns das Wesen der Ansicht eines römischen Juristen von ihrer juristischen Rechtfertigung unterscheiden und die schiefe Richtung erkennen, welche die Entwickelung eines Rechtsinstituts dadurch nimmt, daß man das Wesen derselben übersah und die juristische Deduction verfolgte. Sie deckt die Irrthümer der römischen Juristen auf und bezeichnet unter den verschiedenen Meinungen die richtige. Die Nationalökonomik befähigt uns somit zu der Untersuchung, welche die letzte Entwickelungsstufe eines jeden Rechtsinstituts, d. h. — was als wirklich Justinianeisches Recht zu betrachten sei.

Nicht minder wichtig ist diese Wissenschaft für die Frage nach dem Umfang der Anwendbarkeit des römischen Rechts in Deutschland. Sie allein führt uns zur richtigen und bestimmten Beantwortung der Frage, was vom römisch Justinianeischen Recht in Deutschland recipirt sei. Es gilt, weil es, und gilt nur so weit es in dem Rechtsbewußtsein des deutschen Volkes wurzelt, d. h., soweit seine factischen Voraussetzungen noch vorhanden sind, und das practische Bedürfniß, aus welchem die Rechtssätze einst entsprungen sind, noch existirt; denn nur insoweit kann begreiflich von einer Ueberzeugung des deutschen Volkes, daß das römische Recht gelten müsse, die Rede sein. Die Nationalökonomie allein giebt über beide Requisite die nöthigen Aufschlüsse. .... Das römische Recht lag fertig da; man lernte es kennen und wandte es an. Indem man aber im blinden Eifer alles römische Recht für practicabel hielt, zwang man der deutschen Nation Rechtssätze auf, deren sie nicht bedurfte, ja, die mit ihren Zuständen im schneidendsten Widerspruch standen. Die Nationalökonomik bezeichnet nun diesen unpractischen Theil des römischen Rechts, das heißt, die Rechtssätze, deren factische Voraussetzungen fehlen oder für welche das practische Bedürfniß entweder nie vorhanden war oder verschwunden ist."

Wir werden, sobald uns die Fortsetzungen der Schrift vorliegen, auf den Gegenstand zurückkommen müssen, schon weil wir in dem Verfasser der eben angezeigten Broschüre insofern einen Bundesgenossen sehen, als er die deutsche Eigenthümlichkeit von fremdartigen und hemmenden Einflüssen befreien helfen will. Genügt indeß dazu die neue „Nationalökonomie" theilweis, so doch nicht ganz und allein. Denn es wird zugegeben werden müssen, daß die bloße Kenntniß der wirthschaftlichen Bedürfnisse und Arbeiten eines Volkes zu einem Entscheid über seine Gesetzgebung nicht genügt, sondern daß hierzu die höhere Erwägung seines Genius, seiner Vergangenheit, seiner ewigen Aufgaben kommen muß. Doch hat der Verfasser dem wohl nicht entgegen treten wollen, sondern es nur zu erwähnen vergessen.

[Deutsche Rechtsquellen.] Unter den Denkmalen, in welchen uns das alte, nationale deutsche Volksrecht, das später großentheils von dem römischen Rechte verdrängt wurde, erhalten ist, stehen obenan die beiden Rechtsbücher, welche unter dem Namen Sachsenspiegel und Schwabenspiegel bekannt sind. Jener, entstanden um das Jahr 1230, hatte zunächst nur das nördliche Deutschland, das alte Sachsenland im Auge; der Schwabenspiegel, entstanden zur Zeit Kaiser Rudolphs von Habsburg um das Jahr 1280, war nicht blos auf Schwaben berechnet, sondern sollte ein allgemeines deutsches Rechtsbuch sein; es war insbesondere auch in Baiern, Oesterreich, Tirol und den angrenzenden Ländern im Gebrauch. Beide waren Privatarbeiten, von keiner öffentlichen Gewalt mit Gesetzeskraft versehen, das Recht lebte eben damals noch im ganzen Volke, es galt einfach das für Recht, was bei des Vaters und Großvaters Zeiten Rechtens gewesen war, und weil man in diesen Rechtsbüchern die allgemein anerkann-

ten Rechtssätze gewissenhaft aufgezeichnet fand, hatten sie bald allgemeine Geltung in den Gerichten, obwohl sie lediglich von Privaten, ohne höheren Auftrag, zusammengestellt waren.

Diese beiden Rechtsbücher stimmten nun so genau mit einander überein, daß das eine zur Abfassung des andern benutzt sein muß. Noch in den letzten Jahren wurde die Ansicht vertheidigt, der Schwabenspiegel sei das ältere Rechtsbuch, der Sachsenspiegel nur ein Auszug aus demselben, während nach der richtigen Ansicht der Schwabenspiegel eine Erweiterung dieses ist.

Vor einiger Zeit nun hat Professor Ficker auf der Universitäts-Bibliothek zu Innsbruck eine bisher unbekannte Handschrift des Schwabenspiegels entdeckt. Ueber diese schätzenswerthe Entdeckung erfährt man nun Nachstehendes:

Das aufgefundene Rechtsbuch, welches sich in der gereimten Vorrede selbst als Spiegel deutscher Leute bezeichnet, muß um das Jahr 1260 verfaßt sein, und zwar in Augsburg; die vorhandene Handschrift ist im vierzehnten Jahrhunderte geschrieben, und war wohl von jeher in Tirol, da sie sich nach alten Verzeichnissen schon im Jahre 1527 in der Burg zu Innsbruck befand. Dieser Deutschenspiegel ist als eine Vorstufe des Schwabenspiegels zu betrachten. Der Verfasser hatte die Absicht, den Sachsenspiegel so umzugestalten, daß er in ganz Deutschland brauchbar sei; er begann denselben gründlich umzuarbeiten, das Veraltete oder nur auf Sachsen Bezügliche zu beseitigen, anderes an die Stelle zu setzen und vieles neu hinzuzufügen. Diesen Plan hat er aber nur für die erste Hälfte des Werkes durchgeführt; es scheint nicht ganz in beabsichtigter Weise vollendet zu sein; denn in der zweiten Hälfte hat er nur noch sehr flüchtig den Sachsenspiegel aus der niederdeutschen in die oberdeutsche Mundart übersetzt, und dabei nur wenig geändert. Für weitere Forschungen ist diese theilweise Unvollkommenheit als ein Vortheil zu betrachten, da man nun um so deutlicher sieht, wie der von ihm benutzte Theil des Sachsenspiegels beschaffen war, was für die Geschichte desselben von Bedeutung ist.

Aus Frankreich.

Paris, 14. April.

Die kleine Presse einst und jetzt. — Thiers und v. York. — Dupin.

Wie hat sich seit sechs Jahren alles Leben und Treiben in dieser Stadt verändert! Wohin wir blicken, überall andere Physiognomieen, überall die Spuren neuer mit dem Alten unvermittelter Gewalt. Die Häuser, die Straßen, die Cafés, die Theater, die äußerlichsten Aeußerlichkeiten und die wichtigsten Einrichtungen zeugen davon gleicher Weise. Werfen Sie z. B. mit mir heut einen Blick auf die untersten Schichten des Schriftstellervölkchens, die sogenannte „petite Presse", welche sehr oft eine einflußreiche Rolle in Paris gespielt hat und immer die Signatur des literarischen Geschmacks in Frankreich gewesen ist. Nichts zeigt mehr den gegenwärtigen Verfall dieses literarischen Geschmacks, als die Verkommenheit unserer kleinen Presse, welche in den letzten Jahren der Restauration, unter der Juli-Dynastie und unter der Republik bis zu den December-Ereignissen gleichsam die Pflanzschule war, woraus fast alle die

Männer hervorgingen, die in den politischen oder den literarischen Kämpfen, auf der Rednerbühne oder im Journalismus berühmt geworden sind. Es giebt oder es gab nur wenige namhafte Dichter, Historiker, Minister und Staatsmänner, welche nicht als mehr oder minder eingestandene, als mehr oder minder thätige Mitarbeiter an den kleinen leichten Blättern der Tagespresse den Grund zu ihrem spätern Ruf und Einflusse gelegt hätten. Wollte ich sie Alle nennen, so müßte ich fast sämmtliche Illustrationen der Zeit anführen; es wird genügen, nur der tapfersten und kühnsten Chefs insbesondere unter denen zu gedenken, welche als Journalisten am meisten vergessen worden sind. Gavel z. B., Redacteur des „Naiñ jaune", Präfect des Kaiserreichs, Journalist unter der Restauration, Director des Theaters Porte Saint Martin unter Louis Philipp, und gestorben als dramatischer Schriftsteller; Baquet, Janin, Gozlan, Mery, A. Marrast, welche — in den letzten Jahren der Restauration — ihre Sporen im „Figaro" verdienten; dann zur Zeit Louis Philipps der geistreiche Delatouche, welcher mit Philippan die „Caricature" gründete, worin die ersten Zeichnungen von Grandville, von Daumier und von Decamps, heute einer der Meister der französischen Malerei, veröffentlicht wurden. Die „Caricature" lebte nur Ein Jahr, sie wurde getödtet durch Prozesse und Geldstrafen, aber für ihre Collection, die aus etwa dreihundert Blättern besteht, zahlt man heute sechshundert bis tausend Franken. Der Nachfolger der „Caricature" war der „Charivari". Unter den zahlreichen Schriftstellern, welche nach einander zu der Redaction des „Charivari" gehörten, sind die fähigsten gewesen: Desnoyers, lange Zeit Director des literarischen Theils des „Siècle", Berthaux, ein epigrammatischer Dichter von Verdienst, Reybaux, in diesem Augenblick Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, Luchet, Forgues, der unter dem Pseudonym Sylvio schrieb, bevor er sich unter dem Namen Old-Nick im Feuilleton des „National" den Ruf eines ausgezeichneten Kritikers erwarb, Clauday, gelehrter Literat voll Geist und Geschmack, den aber seine Bescheidenheit in einer ungerechten Dunkelheit gelassen hat, Abtaroche, seitdem Volksrepräsentant und Director des Theaters Odeon, Cavaquel, Fremy und endlich Leroux, aus dem die Ereignisse einen Banquier gemacht haben. Der „Charivari" verbrauchte während einer Existenz von fünf und zwanzig Jahren mehr Witz und Geist, als eine ganze Akademie nöthig hat, um anständig zu leben. Es versteht sich von selber, daß ich seine politischen Tendenzen nicht billige, aber die Billigkeit erheischt, hervorzuheben, daß er niemals, selbst nicht in seinen lebhaftesten Kämpfen und in seinen heftigsten Angriffen, einen indiscreten Blick über die Schwelle und in das Privatleben seiner ärgsten Gegner geworfen hat. Auch erfreuen sich die geistreichen Männer, von denen ich so eben einige anführte, einer allgemeinen und wohlverdienten Achtung selbst unter ihren politischen Gegnern. Gewiß kann der „Charivari" von heute nicht mit dem „Charivari" von ehedem verglichen werden, aber das ist nicht die Schuld seiner Redacteure, sondern die Schuld der Ereignisse. Ich übergehe die vielen kleinen Blätter, welche neben dem „Charivari" ihr Glück versuchten und die er überlebt hat. Zwei Mal versuchte der „Figaro" eine Wiederauferstehung, aber jedesmal vergebens; obgleich es seinen Redacteuren: Nestor Roqueplan, Gozlan, Mery, Karr, Musset u. s. w., an geistigen Mitteln und an Muth nicht fehlte, aber es mangelte ihnen der Geist der Einheit, der allein die Kraft eines Tagesblattes macht. Jeder von ihnen arbeitete nur im Interesse seines Geistes, wenn ich mich so ausdrücken darf, Keiner von ihnen in einem gemeinschaftlichen Interesse.

Der „Corsaire“ hatte eine längere Dauer. Er war ein Witzblatt wie der „Charivari“ und gehörte wie dieser der republikanischen Partei an. Seine ersten Mitarbeiter waren P. de Musset, A. Karr und Pyat; späterhin fiel er obscuren Scribenten in die Hände, und er war auf dem Punkte, unterzugehen, als er von Lepastevin St. Alme angekauft wurde, dem Redacteur eines kleinen Blattes, das sich nach einander „les Coulisses“, „le Satan“ und endlich „le Corsaire-Satan“ nannte, von welchen beiden Namen der erstere übrig blieb. Von jenen „Coulisses“ datirt in Frankreich der Erfolg des kleinen Journalismus, welcher den Scandal ausbeutet und vom Scandal lebt, und das wurde auch das System des „Corsaire“, nachdem er in den Besitz von Lepastevin, der übrigens nicht ohne Geist und Talent, übergegangen war; in Folge eines Diffamationsprocesses mußte der „Corsaire“ seine Direction verändern — er wurde ein legitimistisches Blatt unter der Leitung der Herren v. Coetlogon und v. Rovigo. Von jetzt an wurde die Polemik des „Corsaire“ im höchsten Grade leidenschaftlich, aber sie hatte einen ausschließlich politischen Zweck, und niemals ist es Jemandem eingefallen, dem „Corsaire“ unehrenhafte Tripotagen und Ausbeutungen vorzuwerfen. Unter den Blättern, welche den Staatsstreich überlebt hatten, war der „Corsaire“ das erste, das von der neuen Gewalt auf immer unterdrückt wurde.

Heute, wo die politischen Discussionen fast gänzlich untersagt sind, ist das Gebiet der kleinen Presse außerordentlich beschränkt. Die muthigen Federn, welche politische Principien zu vertheidigen wagten, sind zerbrochen, und man kann behaupten, daß kein einigermaßen bedeutendes Blatt die Traditionen der Delatouche und Gavel fortsetzte, als der neue „Figaro“ erschien, und durch sein Erscheinen das Signal zur Gründung jener zahlreichen kleinen Journale gab, welche die gegenwärtige „petite Presse“ bilden. Vergebens würde man hier die Spuren von irgend einem wirklichen Talente suchen; das Losungswort ist der Scandal, fast alle unsere kleinen Blätter leben vom Scandal, den sie auf das Unverschämteste ausbeuten, und wenn viele von ihnen nach kurzer Existenz wieder verschwinden, so sterben sie an den Folgen irgend eines Scandals. Daß nichts desto weniger einige von ihnen einen großen pecuniären Erfolg, daß sie zahlreiche Leser haben, das eben kennzeichnet den literarischen Geschmack des gegenwärtigen Frankreichs. Mit einigen seltenen Ausnahmen, giebt es in der Legion von Literaten, welche durch die kleine Presse und in derselben vegetiren, keinen, der in dem „Charivari“ oder dem „Corsaire“ vor zehn oder zwölf Jahren Zutritt gefunden hätte. Und nicht bloß fehlt es ihnen an Talent, es fehlt ihnen auch an Muth, denn ich nenne Muth nicht den Mangel an Gewissenhaftigkeit und an moralischem Sinn, nicht die Dreistigkeit, welche keine Achtung hat vor den Geheimnissen des Privatlebens, nicht die Rohheit, welche die im Exil lebenden Opfer unserer politischen Stürme angreift und verhöhnt. Ehedem gründete die kleine Presse ihren Erfolg auf die Art und Weise, wie sie ihre politischen und literarischen Meinungen vertheidigte, heute wendet sie sich an die schlechtesten Instincte der Menge, der sie die Alkovengeheimnisse der Comödiantinnen zur Beute hinwirft, oder der sie die Fenster der Wohnungen von Zeitgenossen öffnet, deren Wirksamkeit oder Ruf die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zieht. Wenn der Nachbar unserer kleinen Presse keinen Stoff bietet, den sie in Scene setzen kann, so giebt sie dem Publicum das Schauspiel ihrer inneren Händel zum Besten, ein Schauspiel, das in der Regel in einem wahren Kirchthurmrennen nach plumpen

und rohen Ausdrücken besteht. Doch genug über diese Zustände, die ich heute nur andeuten wollte und auf die zurückzukommen es mir an Gelegenheit nicht fehlen wird.

Das literarische Ereigniß des Tages ist die Erscheinung des fünfzehnten Bandes von Thiers' Geschichte des Kaiserreichs. Das Publicum hatte diesem Buche mit um so größerer Spannung entgegengesehen, als die schmeichelhafte Erwähnung des Verfassers in der letzten Thronrede L. Napoleons zu dem Gerüchte Veranlassung gegeben hatte, Herr Thiers wisse sich vor Freude und Dankbarkeit gar nicht zu lassen und er habe es für seine Pflicht gehalten, einige Modificationen seines Manuscriptes vorzunehmen und die Urtheile, die er über einzelne Handlungen seines Helden gefällt hatte, um ein Bedeutendes zu mildern. Man erzählte sogar, er habe an einen Freund einen Brief geschrieben und denselben so abgefaßt, daß er dem Kaiser mitgetheilt werden konnte. Dies Alles aber ist Erfindung gewesen. Herr Thiers hat keinen solchen Brief geschrieben, und der so eben erschienene Band seines Werkes ist ganz in demselben Geiste wie die beiden vorhergehenden abgefaßt. Wie in diesen schwärmt Herr Thiers für die hohen geistigen Eigenschaften Napoleons, aber wie in diesen tadelt er auch mit Schärfe dessen unersättlichen Ehrgeiz und unverständige Politik. Er ist sogar der erste französische Schriftsteller, welcher keinen Anstand nimmt, die That des preußischen General v. York zu vertheidigen. Nachdem er den Hergang der Dinge — die Trennung des York'schen Corps von Macdonald und seinen Uebergang zu den Russen — geschildert hat, fügt er hinzu: Was mich betrifft, ich bin Franzose, und ich wage zu sagen, Franzose, dem die Größe seines Landes sehr am Herzen liegt, und dennoch kann ich jene preußischen Patrioten nicht tadeln, welche, einer Sache mit Widerwillen dienend von der sie fühlten, daß es nicht die ihrige sei, zu der Sache zurückkehrten, die sie für die Sache ihres Vaterlandes hielten und die es durch die Fehler Napoleons leider geworden war. Vergessen wir auch nicht, daß sie den Marschall Macdonald hätten davon führen können, und daß sie, in ihm und seinen Soldaten ehemalige Waffenbrüder achtend, sich trennten, ohne Etwas zu thun, was seine Stellung erschweren konnte.

Auch der ältere Dupin hat ein Lebenszeichen von sich gegeben; Niemand hätte mehr als er dabei zu gewinnen, wenn er bei Lebzeiten schon vergessen würde. Der Expräsident der am 2. December auseinandergesprengten Nationalversammlung vermag es nicht, auf die Hoffnung zu verzichten, daß der Kaiser ihn wieder in Gnaden aufnehmen und mit einem hohen Posten bekleiden werde. Das Buch, das er letzthin hat erscheinen lassen, führt den Titel: „Règles de droit et de morale tirées de la Sainte Ecriture“, und besteht aus einer Sammlung von Stellen aus der Schrift nebst Commentar dazu im Geiste und in der Manier des Hrn. Dupin. Nur Ein Beispiel: Neben der Stelle: „Obedire oportet Deo magis quam hominibus“, liest man: „Dans les choses de conscience et de foi.“ Dupin ist in der That nicht der Mann danach, dem Kaiser nicht zu geben, was des Kaisers ist; er giebt ihm lieber noch viel mehr.

Johanniter-Orden.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

den Kaiserlich Russischen Stabs-Rittmeister a. D. Hermann Theodor Friedrich Freiherrn von Klopmann zu Mitau, den Kaiserlich Russischen Titular-Rath im Departement des auswärtigen Handels Victor Alexander Freiherrn von Ungern-Sternberg zu Riga, und den Livländischen Ordnungs-Richter Nicolai Eugen Freiherrn von Burhoewden zu Fellin,

nach Prüfung derselben durch das Capitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigen Herrenmeisters Prinzen Carl von Preußen Königliche Hoheit zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Bekanntmachung.

Gemäß den Statuten der Schlesischen Genossenschaft des ritterlichen Johanniter-Ordens fordere ich diejenigen Eltern und Vormünder, welche eins der beiden im Laufe dieses Jahres zu verleihenden Schul-Stipendien von 200 Thlrn. für einen Sohn resp. Mündel zu erhalten wünschen, auf, sich mit ihren desfallsigen Anträgen an mich zu wenden.

Berlin, den 14. April 1857.

Eberhard Graf zu Stolberg-Wernigerode,
als leitender Commendator.

Nekrolog.

Der Ehrenritter von Zychlinsky.

Carl Gottlob Boguslav v. Zychlinsky wurde am 5. August 1783 in Crämersborn, Kreis Crossen, dem Gute seiner Eltern, geboren. Nachdem er das Gymnasium zu Görlitz besucht hatte, bezog er die Universität in Halle, ward aber in der Vollendung seiner Studien durch die für unser Vaterland so unheilvolle französische Invasion im Jahre 1806 unterbrochen, die ihn von dort vertrieb. Oft und gern erzählte er, wie er, abgeschnitten von der Heimath und ohne alle Mittel, vielfache Entbehrungen und Beschwerden habe erdulden müssen, um nach Crossen zu kommen, wohin seine Eltern von Treppeln, das sein Vater Gustav Bernhard Sigismund v. Zychlinsky erkauft hatte, geflüchtet waren.

Er stand von da ab dem Vater in der Verwaltung des Gutes zur Seite und übernahm es nach dessen 1809 erfolgtem Tode als einziger Sohn. 1810 verheirathete er sich mit Ottilie Margaretha Dorothea, Tochter des Freiherrn Gotthard v. Blomberg auf Liebthal.

An der Seite dieser liebenswürdigen christlichen Gattin hat er die glücklichsten Jahre verlebt und bei späterer Kränklichkeit eine treue pflegende Stütze gehabt. Sie starb 1839.

Im Jahre 1824 berief ihn das Vertrauen seiner Mitstände zum Provinzial-Landtags-Abgeordneten; später ward er zum Ritterschafts-Rath gewählt, demnächst Feuer-Societäts-Director, endlich General-Director der Neumärkischen ständischen Land-Feuer-Societät, in welchen Aemtern er sich stets durch Thätigkeit, Umsicht und Gewissenhaftigkeit auszeichnete.

Als Kirchenpatron war er ein Vorbild seiner Gemeinde, selten fehlte er im Gottesdienste und hielt seine Untergebenen dazu persönlich an.

Der Tod seiner Gattin hatte ihn tief gebeugt. Ohne Kinder stand er allein, bis er in der Schwester derselben, der Freiin Louise v. Blomberg, 1843 eine zweite Lebensgefährtin fand. Wieder in herzlicher Liebe glücklich, schwand manche Bangigkeit und Sorge, aber dies Glück währte nicht lange, denn auch sie starb nach vielen

geistigen und körperlichen Leiden. Seine einzige Schwester Adelheid Wilhelmine Helene, Wittwe des General-Lieutenants a. D. Freiherrn v. Rheinbaben, wohnte seit dem Tode derselben bei ihm und war ihm viel, aber auch sie raubte ihm der Tod 1855.

So treu königlich und vaterländisch gesinnt wie der Heimgegangene war, hatten ihn die Ereignisse des Jahres 1848 tief ergriffen, denn obschon sonst seine Frauen als Mütter des Dorfes ihrer Mildthätigkeit, und er als Vater der Gemeinde seines Wohlwollens wegen galten, war auch leider in ihr ein böser Geist rege geworden.

Durch Edelsinn, Treue und Herzlichkeit ausgezeichnet, fand auch sein amtliches Wirken in der im Jahre 1838 durch des Hochseligen Königs Majestät erfolgten Verleihung des Johanniter-Ordens, und später durch die des Rothen Adler-Ordens 4. Klasse, eine wohlverdiente Anerkennung. Bei der Wiederaufrichtung der Balley Brandenburg, die auch er ihrer edlen Zwecke wegen freudig begrüßte, schloß er sich der brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft an.

Trotz großer und mit den Jahren sich mehrender körperlicher Leiden, bei denen er stets eine wahrhaft christliche Geduld und Standhaftigkeit zeigte, führte er seine Aemter fort; er starb am 21. Februar sanft und gottergeben im 74. Lebensjahre.

Ein vielgeprüftes christliches Herz, das für Gott, für König und Vaterland schlug, ist zur Heimath eingegangen; möge die Erde ihm leicht sein!

Liste

der seit dem 1. Januar bis ultimo März 1857 bekannt gewordenen Todesfälle von Rittern des Johanniter-Ordens.

	Nr. der Ord.-Liste.	Gestorben den
I. Rechtsritter.		
Carl Lebrecht Freiherr v. Krafft, General-Lieutenant a. D., auf Dietrichswalde bei Bartenstein in Ostpreußen	11	4. Jan.
II. Ehrenritter.		
1. Just Friedrich v. Seelhorst, Herzogl. Anhalt-Bernburgischer Hofmarschall a. D., zu Ballenstedt	24	3. „
2. Alphons v. Boddien, Oberst, Flügel-Adjutant Sr. Majestät des Königs und Commandeur des 2. Ulanen-Regiments	907	31. „
3. Joachim Gottfried Freih. v. Brandenstein, General-Major u. Oberstallmeister a. D., auf Niendorf bei Schwerin, zu Hyères in Frankreich	442	13. Febr.
4. Gustav Gottlob Boguslav v. Zychlinsky, General-Director der Neumärkischen Ständischen Land-Feuer-Societät und Ritterschaftsrath, auf Treppeln bei Crossen	525	21. „
5. Friedrich Graf v. Pfeil, auf Ober-Diersdorf, zu Gnadenfrei in Schlesien	362	23. „
6. Wilhelm v. Neumann, Hauptmann in der 3. Gensd'armerie-Brigade, zu Potsdam	—	2. März.
7. Friedrich August Carl v. Brandenstein, General-Lieutenant a. D., zu Potsdam	155	12. „
8. Carl Graf v. Carmer, Rittmeister a. D. und Majorats-Besitzer, auf Panzkau bei Gr.-Baudiß in Schlef.	278	15. „
9. Dedo v. Krosigk, Geh. Regier.-Rath a. D., Dom-Dechant des Hochstifts Naumburg und Erbtruchseß im Herzogthum Magdeburg, zu Naumburg a. d. S.	119	21. „

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.



Preußische Preßfreiheit.

— Zu den Debatten des Hauses der Abgeordneten über den Antrag Mathis. —

Jacob Venedey, der demokratische Publicist, klagte einmal, als er unter der Regierung Louis Philipps in Paris lebte, es sei ihm trotz der fast ungeheuerlichen Preßfreiheit, welche die Gesetze in Frankreich feststellten, nicht möglich gewesen, bei einer der vielen Redactionen der Pariser Blätter die Aufnahme eines Artikels, der, irren wir nicht, einer albernen Polendemonstration gegenüber das Interesse Deutschlands und der Vernunft wahrnahm, durchzusetzen. Sie fanden den Artikel gegen die Volksmeinung, gegen ihre eigne Ansicht gerichtet. Times hätte denselben unter der bekannten Rubrik „To the Editor" sicherlich frei aufgenommen, auch in einem ihrer Leitartikel besprochen. Die Kölnische oder die Vossische hätten ihn in der nachmärzlichen Zeit ihrer Expedition überwiesen, damit diese berechne, wie viel Zeilen er ausmacht, und hätten dann Herrn Jacob Venedey zu Paris eine Inseratenrechnung übersandt.

In Frankreich wurde die Preßfreiheit der Presse octroyirt: als ein Correlat zur freien Tribune logisch nachgewiesen, ward sie in Folge dessen von den Doctrinärs als einer der zur Belebung des todten Steines, genannt verfassungsmäßige Freiheit, nothwendigen Blasebälge votirt. Vergeblich aber suchte man von der Tribune und von der Presse her dem todten Steine den lebendigen Athem einzuhauchen, er verwitterte unter den Umarmungen der Impotenz. Die Preßfreiheit war in Frankreich stets nur ein Privilegium, durch den Zufall dieser oder jener leichten, glänzenden, isolirten Feder ertheilt, ein Recht ohne eine Pflicht, die Presse war dort auf den Flugsand gebaut, das Volk, wie sehr es auch ihrer bedurfte, hatte von ihr keinen Nutzen, nur politische Coterien konnten sich ihrer bedienen und bedienten sich ihrer als einer Waffe zur Erkämpfung der Gewalt, als einer Waffe, die heut Schwert, morgen Dolch, übermorgen wohl gar ein ganz gemeines Halseisen war. Sie waren ja ebenfalls aus der Willkür hervorgegangen, sie fußten eben so wenig auf einer geschichtlichen volksthümlichen Unterlage, sie vertraten nicht das Recht des Landes, seinen politischen Geist, sondern nur eine Reihe schmutziger Privatansprüche; die Presse that desgleichen und so erfüllte

sie weder den Beruf, Ausdruck des bestehenden Volksgeistes zu sein, noch den, die weitere Entwickelung dieses Geistes zu fördern.

England weiß von einer octroyirten Preßfreiheit nichts; die Sternkammer und der Absolutismus brachten die Presse zur Welt; die Presse ward dort von selbst, sie war nur die vervielfältigte Wiederholung der mündlichen Proteste, welche die Corporationen des Landes, welche das alte gute gemeine Landesrecht gegen die königliche Willkür erhob. Der Charakter der englischen Presse erklärt sich nicht sowohl aus den Parteiverhältnissen der Insel, diese bestimmen den ursprünglichen Charakter der öffentlichen Blätter nur näher, er entspringt aus der Urgestalt englischen Lebens, das in der das Recht bewahrenden und fördernden Corporation zu suchen ist. Als die Corporation, mag sie nun Gemeinde oder Grafschaft oder Parlament genannt werden, durch das Aufhören der gleichmäßigen Betheiligung aller einzelnen in ihr Betheiligten zu kränkeln anfängt, beginnt die Buchdruckerpresse glücklicher Weise ein Gemeingut zu werden. Sie gestattet den Stimmen, welche in der Corporation an der Rechtswahrung und Rechtsfindung zu helfen verhindert sind, das Wort. Die Presse in England ist bisher eine Ergänzung der Corporation gewesen. Man muß einen englischen Preßproceß studiren, um das ganz zu verstehen. Wir haben eben die drei großen Processe, welche 1817 gegen Hone in London geführt sind, vor uns aufgeschlagen, und wir erstaunen vor der Kraft, welche der Angeklagte, ein alter schäbiger Antiquar, in der Vertheidigung entwickelt, und vor der Sicherheit der drei Freisprechungen und vor der sittlichen Geknicktheit, mit welcher der also besiegte Lord Oberrichter darauf von seinem Stuhl und seinem Amte geht. In Frankreich hätte solch ein Ausgang als eine schmachvolle Umgehung des Gesetzes, als eine schmachvollere Befriedigung irgend einer Coterie-Leidenschaft gelten müssen, in England stärkte er das öffentliche Bewußtsein. Und als der eiserne Herzog gegen das Jahr 1830 hin ähnliche Anklagen gegen die Presse richtete, verurtheilte man ihn von Rechts und Links und schuldigte ihn an, den Rathschlägen des Fürsten Polignac nachgegeben zu haben. Wie könnte seine Ehre und die seiner Collegen durch die „Morning Post“ verletzt sein? Stände er nicht in der Corporation, in der höchsten des Landes, und wäre sein Verweilen in ihr nicht die beste Garantie seiner Ehre? Die englischen Geschwornen sind aber trotz ihrer häufigen No guilty in diesem Punkte doch keine blinden Verehrer der Presse; sie haben den irischen Mordbrennerstyl eben so gut verurtheilt, als die Injurien gegen das schutzlose privatliche Individuum. . . . .

Wollen wir in Preußen auch von dieser Preßfreiheit, wenigstens einen Schatten von ihr? Ein herrlicher und edler Zustand der Dinge wäre gegründet, hätten wir diese Freiheit! Aber dazu gehören vor Allem ihre Grundlagen, jene großen Grundlagen eines innerlich geordneten Volkes, das in seinem Rechte lebt und in dem sein Recht lebt.

Wo aber in Preußen finden wir eine Verwaltung des Rechtes durch das Volk, wo eine Tradition des Rechtes im Volke?

Die Presse ist eine furchtbare Macht, sie ist a man-mountain, mag auch die Nat.-Zeitung diese Furchtbarkeit hinwegspotten, und ihr das mittelalterliche Ansehen der Hexen zur Seite stellen, wir wissen das besser. Allerdings, ein Blatt Papier, aus Lumpen gemacht, und etwas Ruß und Schwärze darauf, ist nicht gefährlich; und wenn ihr einem gegen seinen Emir wüthend grollenden Beduinenhaufen die Ansprachen Camille Desmoulins' oder die Menschenrechte zu lesen gebt, so ist auch das dem Emir nicht weiter gefährlich. Aber die Presse ist stets eine Macht, entweder eine Macht der Freiheit, wenn sie im Namen eines wirklichen, sichtbaren wohlgegründeten Rechtes gegen die Gewalt auftritt, sie gewinnt dann die Bedeutung der Fahne, der Schlachttrompete, des Alarm-Signals, ja oft des schlachtordnenden Gedankens, oder eine Macht despotischer Revolution, wenn sie haltlos mitten im Tumulte des großen Marktes steht und aufs Gerathewohl ihre Informationen schöpfen muß und für die Wahrheit ihrer Sache sich dann schließlich nur auf die — öffentliche Meinung berufen kann.

Die öffentliche Meinung! — wie manchen positiveren Geist hat sie schon verwirrt, gebeugt, zum Irrthum und in das Verderben gebracht. Beispiele dafür sind zu Tausenden an der Hand, Beispiele von Männern, die, ein erstes Mal von ihr verführt, dann mit dem ganzen Stolze, der seine Schande verdecken will, ein unglückliches Leben hindurch jenen ersten Verrath ihres besseren Wissens als eine unabänderliche Ueberzeugung vor sich hertrugen, auch wenn sie mit Verzweiflung bemerken mußten, daß diese öffentliche Meinung treulos wie eine Buhlerin nach kurzer Zeit von jener ihnen durch die vox populi aufgedrängten Ueberzeugung abläßt, ja sie mit Füßen tritt, — andere Beispiele von Menschen, welche, nachdem sie diesem Götzen der öffentlichen Meinung einmal zu Füßen gefallen, sich dergestalt in die weiten Falten seiner rauschenden und hin- und herwallenden Gewänder verwickelt hatten, daß sie widerstandslos nun von ihm von rechts nach links, von Lüge zu Lüge mit fortgerissen wurden.

Die Blätter in Preußen haben nicht alle dieser öffentlichen Meinung gedient; es gab und giebt deren, welche mitten in großen Rechtskreisen stehen, und die Kreuzzeitung ist das erste dieser Blätter. Aber übersehen wir es nicht, daß ein Blatt und einige Nebenblätter noch keine Presse ausmachen, daß diese Organe, welche wirklich ein altes Landesrecht gegen die Willkür vertreten, in Preußen durch die andere Art der Blätter, welche mehr oder weniger bloß die öffentliche Meinung, eine Meinung ohne nationale Färbung, ein Gemisch aus allen möglichen Meinungen der Erde, vertreten, zu exceptionellen Partei-Organen herabgedrückt werden. Die Augen der Menschen sind heut schon stumpfer, als sie es noch vor acht Jahren waren, die Gleichförmigkeit und das matte Grau in Grau unserer beruhigten Zustände läßt heute den Gegensatz zwischen

beiden Arten von Blättern übersehen, einen Gegensatz, der damals allerdings scharf hervortrat, wo offen behauptet und mit Recht behauptet werden konnte, die Kreuzzeitung vertheidige Christenthum und Thron, also die ältesten Bestandtheile des deutschen, unseres preußischen, im Volke lebenden Rechtes, gegen andere preußische Blätter! Welch ein Engländer ist im Stande, diesen Gegensatz zu verstehen? Keiner, und der Spott gegen die Kreuzzeitung, den wir einmal in einem englischen Blatte lasen, sie scheine das Christenthum gepachtet zu haben, enthält durchaus keine Frivolität, sondern ist nur aus der gänzlichen Unfähigkeit der Engländer, den besagten Gegensatz zu verstehen, hervorgegangen. Der Engländer kann sich nicht denken, daß irgend ein Blatt in einem christlichen evangelischen Lande bestehe, das die Grundlage allen Rechtes, den uralten Fruchtboden des gesammten Rechtes, irgendwie in Frage stellt, und darum ist er darüber verwundert, daß die Kreuzzeitung theoretische Erörterungen über die großen Allgemeinheiten anstellt und sich über dieselben in eine Polemik verwickelt. In der englischen Presse wird man solchen Erörterungen niemals begegnen, sie ist ganz Einzelnheit, ganz Farbe, ganz bestimmter Fall, und die unnachahmliche Frische der Leit-Artikel in englischen Blättern kommt nur daher, daß diese die große Summe des christlich-englischen Rechtes, wie es in den Corporationen bewahrt wird, bei allen Lesern und Gegnern vollständig voraussetzen.

Wird Preußen in seiner weiteren Entwickelung diesen furchtbaren Gegensatz überwinden? Wir hoffen es, und wir wollen einen der Gründe dafür, so neu und auffallend er Vielen klingen mag, hier offen aussprechen. Abgesehen von den „altbegründeten" Anzeigeblättern, über welche wir ohne Weiteres hinweggehen, entwickelte sich seit 1848 eine Presse, für die es schwer ist, einen Gattungsnamen schon heut zu finden, eine sehr gewandte, sehr entwickelungsfähige Presse, welche sich im Laufe der Zeit mehr und mehr auf die Stadtcorporation zu lehnen versuchte, welche geneigt ist, in dem ihr zunächst liegenden Kreise des Gemeindewesens ihre Arbeit zu suchen und sich, wie man deutlich sieht, nach einem concreten Untergrunde ihrer Stellung und nach einer concreten Thätigkeit an Stelle des phantastischen Herumschweifens in hochpolitischen Regionen und des irrenden Herumfühlens nach dem augenblicklichen Gelüste der öffentlichen Meinung sehnt. Diese Presse wird sich, wenn unsere Stadtcorporation wieder beginnt ihr Recht zu gestalten und zu verwalten, mit der Stadtcorporation zugleich sittlich befestigen, und wenn Kirche und Rechtsverwaltung in der neuen Stadtfreiheit wieder ihre feste Stellung erhalten, sich auch wieder mit festem und positiven Inhalte füllen.*) Sie würde dann sicherlich im Stande sein, die alten Anzeigeblätter zu

---

*) Die treffliche „Monatsschrift für deutsches Städte- und Gemeindewesen. Redigirt von B. Gräser. Frankfurt a. O. Trowitzsch" brachte vor einigen Monaten einen Artikel von A. Rutenberg über „Deutsche Städte und Zeitungen", der denselben Gedanken verfolgt.

tödten, und sich neben die Presse, die heut allein einen ordentlichen Boden hat und durch ihre Vertretung der Corporation die nöthige Garantie giebt, ebenbürtig und mit der Befähigung zu einer ersprießlichen, förderndenDiscussion stellen.

Aber — sagen wir es seufzend zum Schluß —, wie die Dinge heut liegen, sehen wir mit Trauer und Unlust den größeren Theil der preußischen Presse, ermattet von dem Treiben der Willkür, welche er im Gefolge der öffentlichen Meinung in den Jahren der Bewegung übte, vergeblich nach einer innern Stütze suchen, bemüht, durch Geist, Geschmack und Gelehrsamkeit — Vorzüge, welche die preußische Presse selbst vor der Englands oft auszeichnen — einen großen und fundamentalen Mangel zu ersetzen; und neben ihr, von einem absoluten Standpunkt aus unberechtigt, durch die traurige Regellosigkeit der betreffenden Zustände aber relativ legitimirt, eine allmächtige Verwaltungspolizei, welche nach den wandelndsten Motiven Beschlagnahmen und Confiscationen anordnet.

Das Böseste aber dabei ist, daß hier das Zarteste, Höchste, oft der edelste Gedanke, der stolzeste Mannesmuth, die leuchtendste Begeisterung, die reinste Liebe für große und ewige Ideen leicht in eine rohe Faust fallen und in eine fressende Verbitterung getaucht werden können. Und wer das Menschenherz kennt, weiß, wie leicht sich alsdann Liebe in Haß und Muth in hinterhaltige List und Begeisterung in Rache verwandelt.

Die Stadtjunker.

Socialer Roman.

Cap. IV. Im Königs-Hofe.

Am steilen Abhange des Lautenberges, in beträchtlicher Höhe thronend über dem Spiegel der Blau, die sich um den Lautenberg herumschlängelnd die Stadt durchfließt, bis sie sich mit der Donau vereinigt, erhebt sich der Königs-Hof, die alte Pfalz der deutschen Könige in Ulm. Der Königs-Hof mit seinen stattlichen Steingebäuden faßt vielleicht noch die letzten Reste jener „curtis“ der carolingischen Könige in sich, welcher er seinen Namen verdankt, er besteht aus verschiedenen Theilen zu verschiedenen Zeiten gebaut und hat gewiß noch Räume, in welchen die Königlichen Salier gehaust und die alten Schwabenherzöge als des Reichs Vögte im Lande, bis der große Welfenbrand die Hohenstaufenstadt verheerte. Der größte Theil des Königs-Hofs ist aber beim Wiederaufbau und der Errichtung der Stadt unter Kaiser Lothar auf den Trümmern der alten Stadtmauer fest und gewaltig hergerichtet worden aus mächtigen Werkstücken.

Der Königs-Hof enthält die Räume, aus denen oft die Machtbefehle der Hohenstaufen hervorgingen, welche für die ganze christlich-germanische Welt galten, in denen nach der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit“ jener große und glückliche Habsburger Rudolph zu Gericht saß, in dem der Adlerblick eines Hohenzollern den Wiederhersteller des Reichs erkannte, den vorzugsweise die mächtige Hand und der staatsweise Sinn des Hohenzollernschen Burggrafen von Nürnberg aus dem kleinen Grafenschloß in den helvetischen Bergen auf den Königsthron des heiligen römischen Reichs deutscher Nation führten.

In diesen Hallen und Höfen, die so belebt sind, wenn der deutsche König Hof hält in seiner Pfalz zu Ulm, wo es wimmelt von Fürsten des Reichs und mächtigen Prälaten, wo sich die Ritterschaft des Kaiserbanners auf den Treppen und an den Thoren drängt und die Menge der Edeln keinen Raum hat, herrscht für gewöhnlich eine tiefe Stille, denn die Ministerialen, die wirklich noch zur Pfalz gehören, sitzen zumeist auch auf dem Lande, oder es sind Städtjunker, welche auf ihren Geschlechterhöfen in der Stadt hausen. Für gewöhnlich zählt das wirre Conglomerat von Gebäuden der Bewohner nur wenige.

Von den hohen Würdenträgern, welche zu einem Sitze in der Pfalz des Königs berechtigt sind, wohnt zur Zeit, etwa drei Wochen nach dem Tage von Bermaringen, nur Einer im Königshof, freilich der Vornehmste von Allen, die noch Residenz zu nehmen pflegten in der Pfalz zu jenen Zeiten, wenn der Kaiser nicht zugegen war. Das war der Reichsschultheiß, der den Reichsvogt mit zu vertreten pflegte; denn die Reichsvogte, seit Abgang der schwäbischen Nationalherzöge und der Hohenstaufen waren es die Grafen von Dillingen und Württemberg, waren sehr selten noch zu Ulm und zogen nur die Einkünfte der Vogtei.

In einem schönen Gemach, das ganz mit dunklem Holz vertäfelt war bis an die zierlich geschnitzte Balkendecke hinauf, finden wir zwei alte Herren; sie sitzen auf hohen Lehnstühlen, deren steife gerade Rückenstücke und Armlehnen schon kunstreiche Arbeit zeigen, die aber auch zur Bequemlichkeit mit weichen Pelzen belegt sind. Vor den beiden Herren steht ein Tisch mit einer Tuchdecke behängt und mit vielen Pergamenten, an welchen Siegel hängen, bedeckt. Der Vorhang ist zurückgezogen von dem Fenster, der Blick hat weite Aussicht über die Blau hin und das Göglinger Thor in die sonnige, grüne, anmuthige Berglandschaft drüben.

Von den beiden alten Herren kennen wir den einen, den eisgrauen Junker Erwein Ehinger, den wir in seinem neuen schmucken Hause auf der Heerdbruckergasse sahen; der andere, vielleicht eben so alt, aber kräftiger noch, von stattlicherm Körperbau und einem schönen Antlitz voll freundlicher Milde, ist der Ritter Hans Roth, Reichsschultheiß von Ulm.

Dieser schöne alte Mann ist ungemein kostbar gekleidet, sein Ueberkleid ist von violettem Sammet mit gelber Seide ausgeschlagen; drei Mal schlingt sich eine schwere goldene Gnadenkette um seinen Hals und

fällt mit dem weißen Bart noch weit auf die Brust herab, die Aermel des Unterkleides sind von Scharlachtuch, die Beinkleider von dicht anliegendem Hirschleder. Der Reichsschultheiß trägt auf dem weißen Haupt ein Barett, eine Mütze, von flacher Form, aber auch von violettem Sammet, und einen kostbaren Dolch im Gürtel. Die rechte Hand des greisen Mannes liebkos't den mächtigen Kopf eines gewaltigen Hundes, der vor ihm steht, sich dicht an seine Knie schmiegt und mit klugen Augen zu ihm aufblickt.

„Ihr wollt es nicht Wort haben, Ehinger," sagte der Reichsschultheiß, das noch immer frische Greisenangesicht dem vom Alter fast gebrochenen Junker zuwendend, „aber Ihr thut nicht wohl daran, laßt Eure Klugheit denn doch mal aus, Ehinger, Niemand bezweifelt sie, und ich habe gar keine Ursache dazu, sagt mir's aufrichtig als alter Jugendgenosse, was Ihr von den Plänen meines kühnen Vetters, des Stadtschreibers, denkt!"

Der alte städtische Diplomat hüstelte verlegen; solche Fragen auf geradezu waren gar nicht nach seinem Geschmack und die Antworten darauf sein Abscheu; er sah den Reichsschultheißen dabei so bittend an, daß dieser Mitleid mit ihm fühlte und scherzend sagte: „Immer noch der Alte; Ehinger! Ehinger! ich glaube fast, daß Ihr Euch nun nicht mehr ändern werdet; beruhigt Euch, ich will Euch wahrhaftig nicht verstricken, ich liebe unser Ulm so herzlich, wie Einer von Euch, ich bin ein Ulmischer Junker geblieben auch als Reichsschultheiß und glaube Euch das bei mehr als einer Gelegenheit gezeigt zu haben!"

„Das habt Ihr, gestrenger Herr!" entgegnete der Ehinger.

„Nun denn bei Sanct Johanns hellem Feuer", fuhr der Reichsschultheiß lebhaft fort, „was redet Ihr nicht?"

„Weil ich Euch Dinge sagen müßte, Gestrenger," flüsterte der Ehinger jetzt, „die der Reichsschultheiß nicht hören darf!"

Der Greis lehnte sich zurück und musterte den Junker mit einem Blick, der deutlich zeigte, daß unter der milden und wohlwollenden Außenseite sich ein kühner und stolzer Sinn berge.

„Ihr habt mir genug gesagt, Ehinger," nahm der Stadtschultheiß nach einer Weile, während welcher er eine kurze Ueberlegung gehalten, das Wort, „ich danke Euch, es ist Euch schwer geworden das Wort, Ihr habt's gesprochen einem alten Freund zu lieb und es soll nicht verloren sein!"

Man hörte Schritte auf dem Estrich der Vorhalle, welche sich dem Gemach näherten.

„Meines Bruders Sohn, der Stadtschreiber," sagte der Ritter zu dem Ehinger, „ich habe ihn zu dieser Stunde beschieden, er wollte eine Unterredung mit mir, und ganz genehm sollte es mir sein, wenn Ihr zugegen bliebet."

Der Junker nickte zustimmend.

In demselben Augenblick öffnete ein Diener die Thür, und Herr Otto Roth, der Stadtschreiber, trat stattlich ein.

„Behaltet Sitz, Herr Ohm, behaltet Sitz, ich bitte Euch!“ rief der Stadtschreiber, als er sah, daß sich der alte Herr erheben wollte, und beeilte sich, ihm zuvorzukommen und ihm die Hand zu drücken. „Grüß Euch Gott, edler Ohm, und Euch auch, Junker Ehinger!“

„Setze Dich, Otto,“ nahm der Reichsschultheiß das Wort, „setze Dich und sei mir herzlich willkommen. Es ist lange, daß ich Dich nicht gesehen, mein lieber Sohn, aber der Stadtschreiber von Ulm hat nicht zu viele müßige Stunden. Du wolltest mit mir reden, Otto, ich weiß nicht, ob dieser alte Freund hier der Dritte dabei sein soll.“

Keine Bewegung in den Mienen des Stadtschreibers verrieth, ob ihm die Anwesenheit des Alten recht war oder nicht, er nahm in einem der hohen Sessel Platz und sagte sehr verbindlich: „Der kluge Junker Ehinger, dem ich in meinem Amt nur nachzueifern stets beflissen bin, kann niemals zu viel sein!“

Der Reichsschultheiß lächelte leise und blickte den Ehinger an, der dankend sein Haupt etwas neigte, ohne etwas zu erwiedern.

„Nun, wenn das ist,“ meinte der ältere Roth, „so sprich nur, mein lieber Sohn, Du wirst an uns zwei alten Gesellen gar aufmerksame Zuhörer haben.“

Jetzt lächelte der Stadtschreiber und sein Lächeln sagte: ich zweifle durchaus nicht daran!

Wenn man die beiden Rothen neben einander sah, so bemerkte man augenblicklich, daß sich Beide sehr ähnlich waren; es waren dieselben Gesichter, fast ganz dieselben Züge, aber es war ein gar verschiedener Geist, der sie belebte und sie so unähnlich erscheinen ließ, daß man die Aehnlichkeit gar nicht bemerkte, wenn man sie nicht neben einander schaute. Der ältere Roth war sein Leben lang ein feiner, kluger und edler Herr gewesen, der die höchsten Würden des Gemeinwesens und auch das Reichsschultheißen-Amt bekleidet hatte, zu jeder Zeit für die Erhaltung des Bestehenden wirkend, maßhaltend in alle Wege, geschickt mehr noch in dem Vermeiden und dem Ausweichen, als in der Abwehr dessen, was ihm unberechtigt schien, vermittelnd und versöhnend, durch Milde gewinnend und durch Freundlichkeit siegend. Der jüngere Roth dagegen, nicht weniger fein und klug, nicht weniger edel gesinnt, als sein Oheim, auf weiten Reisen gebildet, wollte nicht nur erhalten, er wollte vermehren, erobern, gewinnen, für seine Standesgenossen und für sich ein größeres Maß von Rechten, ein größeres Maß von Macht; das war es, danach rang seine ehrgeizige Seele, darum verstand er sich auf den Angriff eben so gut wie auf die Vertheidigung, auf den Hinterhalt so gut wie auf Ueberrumpelung.

„Zunächst, mein edler Ohm,“ nahm der Stadtschreiber das Wort, „möchte ich Euch geziemend ersuchen, daß Ihr Euch als der

Aelteste des Roth'schen Geschlechts einer Freiwerbung unterwinden wolltet für mich."

Die beiden Greise schauten auf, diese Bitte hatten sie offenbar nicht erwartet, und Junker Ehinger sah mächtig verdrießlich drein, wie immer, wenn etwas geschah, was er nicht vorher gesagt oder gewußt hatte, der Reichsschultheiß aber meinte freundlich: „Ei! ei! mein Sohn Otto, das ist ja eine Freude, die Du mir ganz unvermuthet machst. dachte ich doch nicht mehr daran, den Freiwerber für Dich zu machen, meinte, Du wollest ein ehelos Leben für immer christlichem Ehestand vorziehen; sprich, Otto, mein Sohn, welche Jungfrau Du Dir erkieset hast unter den Töchtern der edeln Geschlechter, ich denke, wo Hans Roth anklopft als Freiwerber, wird er kein Nein! hören, in welchem Hause es auch sei!"

„Ich denke auch nicht," versetzte der Stadtschreiber, den Kopf hochmüthig zurückwerfend, „habe Euch aber den Weg nicht zu weit machen wollen, mein edler Ohm, könnt im eigenen Hause bleiben, Euer Mündel, die schöne Jacobine Welserin, wäre mir gerade genehm zur Frau Stadtschreiberin, gerade die und keine Andere!"

Der Stadtschreiber lächelte den Alten an, dessen Augen vor Freuden strahlten, obwohl er sich mit vollkommener Selbstbeherrschung faßte und, sein Haupt neigend, entgegnete: „Meine Jacobine, hm! der Herr Stadtschreiber weiß doch, daß meine Base eine Jungfrau ist, welche um ihrer armen Mutter willen außer Erbe gesetzt worden, dergestalt, daß ich selbst nicht vermögend gewesen, ihr auch nur quartam puellarem, ihr Tochtertheil, zu erstreiten; Sohn Otto, meine Base Jacobine ist arm!"

„Ich weiß es," erwiederte der Stadtschreiber ruhig, „aber der Herr Ohm weiß auch, daß die Rothen niemals nach Geld und Gut gefreit haben!"

„Du hast Recht, Otto, sehr Recht," der Reichsschultheiß rieb sich freudig bewegt die Hände, „ich werde also mit meiner Jacobine, mit der Welserin, reden, ei! ei! wer hätte das gedacht! Wie meinst Du, wenn ich sie alsbald rufen ließe?"

„Ich bitte um Vergunst, edler Ohm," ließ sich Herr Otto Roth vernehmen, „laßt mich nicht dabei sein, Ihr werdet mir das Wort kräftiger reden, wenn ich nicht dabei bin —"

Der alte Herr lachte so laut und so herzlich, als es seine Würde zuließ.

„Jetzt," fuhr der Stadtschreiber fort, „habe ich Euch noch Einiges vorzutragen, ist das geschehen, dann möchte ich Euch bitten, mit der edeln Jungfrau Jacobine Welserin von meinetwegen zu reden und mir hier Bescheid zu sagen; in der bösen Zeit des Harrens auf Eure Rückkehr soll mir der Junker Ehinger seine Gesellschaft leisten. Jetzt aber komme ich von dem edeln Oheim zu dem gestrengen Ritter Herrn Hans Roth, des Reichs Schultheißen in der Pfalz des Königs zu Ulm!"

Es war bewundernswürdig, wie geschickt der Stadtschreiber den veränderten Ton zu treffen verstand, fast athemlos lauschte der alte kluge Ehinger. „Er führt Großes im Schilde,“ flüsterte der graue Politiker in sich hinein, „durch die Freiwerbung hat er den Alten bestochen, laßt sehen, wie er weiter geht; das ist ein kühner und feiner Mensch!“

Auch der Reichsschultheiß begriff ganz gut, daß die in diesem Augenblick angebrachte Freiwerbung um die Jacobine, von der Jedermann wußte, daß er sie wie seine eigene Tochter liebte, ein geschickt berechnetes Spiel sei, nichts desto weniger verspürte er für seinen klugen Brudersohn mehr Wohlwollen und mehr Freundschaft als je, und weiter hatte der Stadtschreiber auch gar nichts bezweckt.

„Die Stadt,“ erzählte Herr Otto Roth halb ehrfurchtsvoll, halb geschäftsmäßig, „hat mit einer Anzahl von Herren und edeln Mannen des Landes einen Frieden gemacht, dessen einzelne Punkte den Herren und edlen Mannen draußen beinahe vortheilhafter noch lauten, als der Stadt, die übrigens auch in der That vortheilhaft genug sind und darum eben die Wahrscheinlichkeit der Aufrechterhaltung haben, denn nur ein Frieden, von dem beide Theile Vortheil haben, hat Dauer. Nun ist unter diesen Punkten einer, der auf den ersten Anschein zwar, aber nicht in Wirklichkeit, mit der Freiheit, dem Königsbann, dieser Pfalz, in Widerspruch steht —“

Der Reichsschultheiß und der alte Junker sahen sich einander bedeutsam an, doch unterbrachen sie den Stadtschreiber nicht, welcher unbeirrt fortfuhr: „Wir haben den mit uns verbundenen edeln Mannen versprochen, die hörigen Knechte, welche sich in die Stadt flüchten, nicht länger als drei Tage zu hegen und dann auf Begehren auszuliefern.“

„Und des Königshofes Asylrecht?“ fragte der Reichsschultheiß ernst.

„Das muß gewahrt werden,“ entgegnete der Stadtschreiber, „die Stadt tastet die Freiheit des Königshofes nicht an; wer ein Jahr und einen Tag unter Königsbann gelebt hat, ist frei, und kein Herr hat Macht über ihn; die Stadt hat darüber kein Recht!“

Die beiden Rothe blickten sich an, sie hatten sich augenblicklich verstanden. Die ganze Asyl-Freiheit der Königs-Pfalz war nichtig geworden, weil die Pfalz mitten in der Stadt lag; bis jetzt hatte nämlich jeder flüchtige Knecht, der die Stadt erreichte, in derselben ein Asyl gefunden und galt für persönlich frei, wenn er ein Jahr und einen Tag in derselben gelebt, denn für die ganze Stadt galt des Königs Bannfreiheit; jetzt machte die Stadt plötzlich einen Unterschied, sie beschränkte die Freiheit des Königsbannes auf die Pfalz, auf der jene allerdings ruhete; der flüchtige Knecht konnte nun wohl die Pfalz erreichen, in der er sicher vor seinem „nachjagenden“ Herrn war, aber er vermochte nicht, sich in der Pfalz ein Jahr und einen Tag zu halten, denn er konnte dieselbe nicht verlassen wie sonst, um in der Stadt zu arbeiten und sein Leben zu erwerben; so wie er die Stadt betrat, konnte er, wenn sein Herr sich

zur Stadt gesetzt hatte, auf dessen Antrag ergriffen und ausgeliefert werden.

Schwer sinnend neigte der Reichsschultheiß sein edles Greisenhaupt, daß ihm der lange Silberbart wie ein Strom über die Arme floß, die er bekümmert verschränkte auf der Brust, denn war der alte Herr auch ein vornehmer Geschlechter von Ulm, war die Reichsschultheißenwürde auch längst mehr ein städtisches Richteramt, als ein kaiserliches, denn alljährlich auf Jacobitag wählten zweiundsechzig Stadtjunker von Ulm den Reichsschultheißen, der im Stadtgericht der Schöffenbank vorsaß, die wiederum nur mit Stadtjunkern besetzt war, und brauchten am Kaiserhof nicht ein Mal um Bestätigung nachzusuchen, so war doch mit dem Reichsschultheißen-Amte auch die Vertretung der kaiserlichen Vogtei, so wie der Vorsitz im Palatial- und Landgericht verbunden, und Ritter Hans Roth betrachtete sich mit Recht als letzten Inhaber aller obrigkeitlichen Gewalten, welche in der eben im Zerfallen begriffenen Palatial-Verfassung lagen. Auf der andern Seite freilich mußte er sich sagen, daß die einst so mächtige Reichsvogtei in Wirklichkeit nicht mehr bestehe, seit die Inhaber derselben, die Grafen von Dillingen und Württemberg, sie nach und nach stückweise mit allen Rechten, Zöllen, Zinsen und liegender Habe verkauft, verpfändet und verschleudert; er mußte sich sagen, daß er als Palatialrichter nichts mehr zu sagen habe, seit die Ministerialen der Pfalz allgemach verschwunden waren, und Alles, was ihnen von der Pfalz zukam, entweder an die Stadt oder an einzelne Stadtjunkergeschlechter verpfändet und verkauft hatten; selbst die Schaar der bis heran dinglich unfreien Königsleute stand zum Theil schon nicht mehr unter Hofrecht, sondern hatte sich, mit den Genossenschaften der Handwerker vereinigt, beinahe bis zur dinglichen Freiheit durchgearbeitet. Der kluge Reichsschultheiß hatte unter seinen Augen, denn die Geschlechter hatten ihn viele Jahre lang schon alljährlich wieder gewählt, die Palatial-Verfassung immer mehr zerbröckeln sehen; seit sich während des Interregnums die Stadt als solche ächtes Eigenthums erworben, war nichts zu halten mehr, und Ulm thatsächlich schon keine Königliche Pfalzstadt mehr, sondern eine freie Stadt an der Pfalz des Königs, als der erste Habsburger zum Regiment gelangte. Es war ein Verdienst der milden Weise und der gemäßigten Politik des Ritters Hans Roth, daß die Stadt trotzdem, daß sie fast allein Alles erwarb, was der Kaiser verlor, nicht in Zwiespalt mit dem Reichsoberhaupt gerathen war; deshalb vorzüglich mit mochte er immer wieder am Jacobitag zum Reichsschultheißen gewählt worden sein. Alles, was der alte Herr thatsächlich an Macht, Ehre und Vortheil hatte, kam ihm von seiner Stellung in der Stadt und zur Stadt. Im Ulmischen Stadtgericht war er Vorsitzender, und seine Schöffen waren adelige Stadtgeschlechter wie er; im Ulmischen Stadtrath, der aus drei Bänken bestand, der Schöffenbank, der Rathmannenbank und der Gemeindebank,

hatte er ebenfalls den Ehrenvorsitz, er war mit allen seinen Eiden und Pflichten, Vortheilen und Gefühlen an die Stadt gebunden, aber der alte Herr wich scheu zurück vor dem Gedanken, das Letzte aufzugeben, wirklich das Letzte, was von jener Palatial-Verfassung übrig geblieben war, unter der seine Väter so lange gelebt. Herr Hans Roth hatte es wohl bemerkt und bei zunehmendem Alter auch gern gesehen, daß man ihn auf sein Richteramt beschränkte, daß die Regierung der Stadt, das eigentliche Regiment, thatsächlich an die Rathmannenbank kam, welche, wie die richterliche Schöffenbank, aus zwölf Junkern bestand und den Bürgermeister zum Vorsteher hatte; daß die Gemeindebank, welche ebenfalls aus zwölf Junkern, welche aber die verschiedenen Handwerksgenossenschaften vertraten und den Capitaneus zum Vorsteher hatten, sich an der Spitze der städtischen Wehrverfassung der letzten Reste der Polizeigewalt, welche der kaiserlichen Vogtei zustanden, bemächtigte; kurz, der Reichsschultheiß wußte sehr gut, daß er in That und Wahrheit nichts war, als der höchste richterliche Beamte der Stadt, dennoch fiel ihm der Angriff der Stadt auf das Asylrecht der Pfalz ungemein hart, obwohl er einerseits nicht bestreiten konnte, daß die Aufhebung des Asylrechtes im Vortheil der Stadt sei, und er andererseits kein Mittel wußte, sie abzuwenden. In schmerzliches Sinnen versenkt, saß er lange da, bis ihm der Ehinger zu Hülfe kam.

„Ihr wollt also die Stadt reichsfrei machen, Herr Otto Roth?" fragte der Greis und richtete den starren Blick seiner fast verglasten Augen auf den Stadtschreiber.

„Ihr sagt es!" antwortete der einfach.

„Und die Handwerksgenossenschaften machen Euch keine Sorge dabei?" fragte der Ehinger wieder; noch gespannter als vorher schaute er auf den kühnen Mann, auch der Reichsschultheiß schien mit Begierde diese Antwort zu erwarten.

„Sorge genug," versetzte der Stadtschreiber bedächtig, „aber keine Furcht, Herr Ehinger; dem Namen nach sitzen die Handwerker wohl im Rath, aber glücklicherweise nicht in Wirklichkeit; man hat sie hoch kommen lassen, diese Leute, zu hoch; die Männer, deren Väter die Knechte unserer Väter waren, sind uns fast gleich geworden, es ist Zeit, daß wir sie hindern, über uns hinauszusteigen."

„Und das wollt Ihr auf diesem Wege, Herr Otto?" fragte der Ehinger erstaunt, „ich sollte meinen, Ihr solltet statt nach der Reichsfreiheit zu streben, Euch lieber einen Schirm suchen bei einem mächtigen Reichsfürsten, der Euch zur Hand wäre mit seinem zahlreichen Adel."

„Ei! ei! Herr Ehinger," lachte der Stadtschreiber spottend, „nun weiß ich's, wo der Junker Conzelmann seine Weisheit her hat, der mächtige Reichsfürst ist Herr Albrecht von Oestreich, nicht? und der Adel im Burgau ist zahlreich und zur Hand? Ja, Herr Ehinger, mit der

Freiheit der Handwerksgenossen hätte es wohl bald ein Ende, wenn der Fürst von Oestreich hier gebieten thäte, aber glaubt mir, mit der Herrlichkeit der Geschlechter von Ulm wär's auch vorbei für ewige Zeit. Nein, Herr, was die Stadtjunker verloren haben bei den Handwerksgenossen, das müssen sie wieder gewinnen bei den Fürsten und dem Adel. Es geht ein seltsamer zu Neuerungen geneigter Sinn durch die Genossenschaft der Handwerker, laßt Ulm eine Stadt des Reichs werden, und ich sage Euch, wir machen diesen Geist uns dienstbar, aber nur dann, sonst nicht."

„Hat der Stadtschreiber von Ulm dem Vertreter der Reichsvogtei weiter etwas mitzutheilen?" fragte der alte Ritter ernst.

Herr Otto verbeugte sich schweigend.

„Nun denn," nahm der Greis das Wort, indem sein Gesicht sich aufhellte und er sich würdevoll erhob, „laß mich jetzt gehen, Otto, ich werde sehen, ob ich Dir das Jawort der schönen Welserin bringen kann."

Der Greis lächelte heiter, als er fast jugendlich rasch durch das Gemach schritt und die Hülfe seines jüngeren Verwandten ablehnte. Dieser geleitete ihn bis zur Thür, dann kehrte er zu dem alten Ehinger zurück, der ihm die Hand entgegenstreckte und mit seiner tonlosen Stimme sagte: „Meine Augen werden es nicht mehr sehen, Herr Otto, aber Ihr geht einen dornigen Weg, hütet Euch vor den Handwerksgenossen!"

„Ich bin auf meiner Hut, Herr Ehinger!" versetzte der Stadtschreiber ernst.

„Noch eins," fuhr der greise Junker fort, „wie steht Ihr wohl mit den Krafften? Ritter Ulrich rechnete darauf, ich weiß es, daß Ihr sein Sohn solltet werden!"

„Ich habe ihm kein Recht dazu gegeben, glaubt mir das," erwiederte der Roth, „ist's ihm unlieb, daß ich die Welserin freie, so redet ihm gut zu, denn ich liebe den braven Ritter, und seid versichert, daß der Jungfrau Sophia Krafftin mehr an einem andern Freier gelegen ist, denn an mir!"

„Ich weiß, ich weiß," nickte der Ehinger, „Junker Röbel und die alte Delmensingerin sind bei mir gewesen; nun, ich denke, es wird sich die Sache machen lassen, obgleich ich nicht glaube, daß sich Ritter Ulrich zu seiner Einwilligung wird bereit finden lassen, wenn sich Junker Röbel nicht entschließt, den Kraffttischen Geschlechterhof am Frauenthor zu beziehen und ganz in der Stadt zu leben."

Beide Herren unterhielten sich nun eine ziemliche Weile über Aussöhnung des Junkers Röbel mit dem Ritter Ulrich, und der Stadtschreiber verrieth mit keiner Miene die Ungeduld, mit welcher er der Rückkehr seines Oheims entgegensah; mit großer Ruhe wendete er sich um, als er die Thür öffnen hörte, und schritt dann dem Reichsschultheißen entgegen, welcher ihm mit freudestrahlendem Antlitz die Welserin zuführte.

Jacobine ging mit niedergeschlagenen Augen neben dem Greise, den sie führte; sie verdiente in der That den Namen der schönen Welserin; ihr Wuchs, der in dem enganliegenden Kleide von starkem Scharlachtuch vollständig hervortrat, war von seltener Schlankheit und entbehrte doch der Fülle nicht; ein schwarzer Ledergürtel umschloß die reizende Gestalt unter der Brust, und von einem zierlich gefalteten Linnenkräglein eng umschlossen hob sich der weiße Hals wie ein Blumenstengel empor, so zart anzusehen, als müsse er sich neigen unter der leichten Bürde dieses Hauptes, an dem doch nichts schwer schien, als die dichten goldgelben, leicht in's Röthliche spielenden Haarflechten, die wie eine Krone über der weißen Stirn aufgenommen waren und so die ganze Form des Kopfes zeigten.

„Jungfrau Jacobine Welserin will Dein Gemahl werden, mein Sohn Otto!“ rief der greise Reichsschultheiß, und hatte große Mühe, den Jubel zu mäßigen, der ihn ergriffen.

Der Stadtschreiber war jetzt nahe getreten, sein durchdringendes Auge ruhte einen Augenblick auf dem weißen lieblich gerötheten Antlitz der schönen Braut, mit befriedigtem Stolz richtete er sich hoch auf, nahm die Hand Jacobinen's aus der des Oheims, drückte sie fest und sprach mit seiner tiefen wohllautenden Stimme: „Willst Du das Weib Otto Roth's werden, edle Jungfrau?“

Da erhob Jacobine ihr Haupt langsam, der milde Blick ihrer großen schwarzen Augen, die einen wunderbar ergreifenden Gegensatz zu dem blonden Haar und dem sonst durchaus blonden Typus ihrer Schönheit bildeten, leuchtete eine kleine Weile, wie die Verheißung eines großen Glückes, dem Junker entgegen, dann sanken die langen Wimpern, Schleiern ähnlich, wieder nieder über diese sonnigen Augen, aber mit klarer Stimme antwortete die Jungfrau: „Ich will es, Herr Otto, in Gottes Namen!“

Neuere Urtheile über England.

Geschichte und heutige Gestalt der Aemter in England mit Einschluß des Heeres, der Gerichte, der Kirche, des Hofstaates, von Dr. Rudolph Gneist. Berlin, 1857. Jul. Springer. (Erster Theil des Werkes: „Das heutige englische Verfassungs- und Verwaltungsrecht.“)

Englische Freiheit von Edgar Bauer. Leipzig. Otto Wigand. 1857.

(Der Parlamentarismus, wie er ist. Von L. Bucher. Berlin. Franz Duncker. 1855.)

Das Buch Lothar Bucher's, des preußischen Flüchtlings, über das englische Parlament und seine Stellung zur Freiheit des Volkes ist in mancher Hinsicht für die continentale Anschauung Englands allerdings epochemachend gewesen.

Nicht nur, weil es in einer Zeit politischer Abspannung uns unter den Trümmern mancher Ideale und in gefährlicher Nachbarschaft neu

gekräftigter Polizei und Bureaukratie überraschte, und in solcher Zeit unzweifelhaft erfrischend, anregend, stachelnd wirkte, sondern auch, weil es trotz seiner, wenn auch geistvollen Irrthümer doch in einem Hauptpunkte deutlich und scharf articulirt aussprach, daß der politische Idealismus, dem wir in Deutschland so lange gehuldigt hätten, ein Unding und ein Unglück, ja eine Dummheit sei. Vor neunzig und achtzig Jahren schwärmten die „Männer der Freiheit" für England, und Montesquieu, De Lolme rc. schrieben die Evangelien dieser Schwärmer, dann kam seit der Unabhängigkeitserklärung Amerikas und den Tribunen der großen französischen Revolution für Deutschland die Schwärmerei für die abstracten Verfassungen, besonders für Frankreich und seinen reinen Constitutionalismus an die Tagesordnung, und die Kenntniß Englands, welche seit den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in erfreulichstem Maße in Deutschland um sich gegriffen hatte, erlosch schnell wieder, während die deutschen Zeitungen, ebenfalls unbekümmert um die weitere Entwickelung auf der königlichen Insel, in ungeheurer Ausführlichkeit uns die Debatten der Chambre des Deputés und der Chambre des Pairs und die wechselnden Chancen einer jeden pariser Ministerkrise mittheilten. Das Jahr 1848 machte auch dieser jungdeutschen Schwärmerei ein Ende, aber es schien bald darauf, als wollte Deutschland in seiner alten Lust an fremdem Vorbilde von Neuem in der früheren romantischen Blasirtheit eine unklare Anbetung und Lobpreisung Englands beginnen.

Dem trat zuerst L. Bucher in seinem Buche über den englischen Parlamentarismus entgegen, aber indem er sich gegen diejenigen, welche ihre Ideale in unverwandtem Hinblick auf England bildeten, mit scharfer Rede wandte, machte er selbst sich der alten deutschen Erbsünde im höchsten Grade schuldig. Der Haß ist auch hier wieder nichts, als eine umgekehrte Liebe. Bucher kam nach England, um ein Ideal zu finden, die Wirklichkeit schmerzte in ihrer hellen und grellen Beleuchtung sein Auge zu stark, und er wandte sich gegen England.

Wir glauben, daß Bucher, dieser uns von vielen seiner früheren Gesinnungsgenossen durch seinen Wahrheitstrieb, seine sinnige Tiefe und reine Frische des Geistes werthe Mann, heut, nachdem er zwei weitere Jahre in England gelebt hat, von mancher seiner Behauptungen aus dem Jahre 1855 zurückgekommen ist; da uns aber dafür kein directer Beweis vorliegt, und sein Buch Anhänger genug in Deutschland gefunden hat (außerdem aber zweifelsohne viele Publicisten zu tieferen Studien Englands angeregt und sichtbare Einflüsse auf alle vaterländische Parteien ausgeübt hat), so dürfen wir dasselbe immer noch als ein thätiges Glied in der Entwicklung des deutschen politischen Gedankenlebens betrachten.

Bucher's Grundanschauung Englands hat das Motto des Tacitus: „Plurimae leges, corruptissima respublica" (je mehr Gesetze,

desto schlechter der Staat). Die Zeit war die glücklichste des Volkes, wo das Gesetz gleichsam nur in seiner Seele geschrieben war, das geschriebene Gesetz ist der Sündenfall des wirklichen Rechtes. (Glaubte Herr Bucher an die Sündigkeit der menschlichen Natur seit Adam, so wäre von diesem Punkte aus mit ihm zu einer vollständigen Einigkeit des politischen Gesammtsystems fortzufahren.) Was dem normännischen, kanonischen, römischen Recht — fährt er fort — nicht gelang, gelang dem statute law. (S. 71.) Die Geschichte des statute law ist die Geschichte des englischen Parlamentes. Das englische Parlament hat durch die Massenhaftigkeit seines Gesetzgebens die alte Freiheit der kleineren und kleinsten Volkskreise erschüttert und erdrückt (S. 110 ꝛc.); indem es die indirecte Steuer einführte, nahm es dem Volke die Möglichkeit der Controle, indem es die alte Macht des Königs, als eines Vorsitzenden und Mitrathers im Geheimen Rathe beseitigte und den aus der Partei hervorgegangenen Ministern Rath und Entschluß ausschließlich zuwies, nahm es dem König die Möglichkeit der Controle: kurz, es hat die alten Factoren der Verfassung verschlungen, es hat naturgemäß dann auch seine Unterlagen absorbirt und „nach heutiger neuerer Auffassung vertritt jeder englische Abgeordnete das ganze Volk" (S. 122), während früher nur eine bestimmte Freiheit, ein bestimmtes Recht, einen bestimmten Kreis.

So schließt denn das bedeutende Buch, in das oft die glänzendsten Edelsteine wahrer Rechtsanschauung eingesprengt sind *), mit trau-

---

*) So sagt der „radicale" Bucher Seite 52 seines Buches in Bezug auf die Urversammlungen des englischen Volks, seine „Hundertversammlungen", in denen bleibende Gesetze aufgestellt werden konnten, wenn sie nur nicht im Widerspruch mit dem Common law, dem ungeschriebenen, in der Gewohnheit gegründeten Gesetze, standen, oder auch Entscheidungen für den einzelnen concreten Fall gefaßt werden durften, Folgendes: „Die Rechtsquellen weisen darauf, daß Beschlüsse über den einzelnen Fall unendlich häufiger gewesen sind. Die Versammlung verständigte sich darüber, wie das gemeine Recht auf den Fall anzuwenden sei. Aus einer Reihe solcher Beschlüsse wurde allmählich eine Regel. Die Thätigkeit war richterlich und verwaltend, nach unserer Art zu reden und zu denken. Im deutschen Recht waren die beiden Thätigkeiten eins, Anwendung der Rechtsregel auf einen concreten Fall, in England wie im Stammlande. Und das ist auch die einzig richtige, einer Genossenschaft von freien Männern würdige Auffassung. Ja, man muß sich ganz entschieden dafür erklären, daß diese ganze Function in die Hände Eines Organs gehört, wenigstens für die kleineren Kreise und die unteren Instanzen. Nur muß das Organ darnach sein. In den Magistraten der deutschen Städte und in den Justizämtern hatte sich die Verbindung bis in sehr neue Zeit erhalten. In Hannover ist sie erst ganz kürzlich aufgehoben. Die Verwaltung soll auch „von Rechtswegen" sein, und es ist Caricatur des Rechtes, daß der Streit zweier Nachbarn um den Grenzrain oder die Injurien zweier Hökerweiber unter die schützenden Formen und die unbeugsame Regel des Rechtes gestellt werden, während für tausend Verhältnisse, die das Vermögen und das Wohlergehen weiter Kreise berühren, die Rechtlosigkeit, die Willkür förmlich proclamirt wird. Freilich, wenn die volksthümlichen Organe durch Agenten einer unverantwortlichen Gewalt verdrängt, und wenn die Agenten, welche Recht zu sprechen haben, ein wenig weniger abhängig sind als die verwaltenden, so ist die Scheidung beider Functionen relativ ein Fortschritt. Aber die Natur der Dinge sträubt sich gegen die Scheidung. Wo ist die Grenze zwischen Rechtspflege und Verwaltung? Die Reihe von Gegenständen, die in den festländischen Staaten „der richterlichen Cognition entzogen" sind, giebt darauf eine lehrreiche Antwort. Die von Napoleon erfundenen „Gerichtshöfe" zur Entscheidung von Competenz-Conflicten sind Anstalten

tigstem Zweifel an Englands Zukunft, vielleicht sogar an der Welt Freiheit. Wir lesen Seite 343 desselben:

„Die innere Rechtsgeschichte Englands erzählt den tausendjährigen Verfall eines einfach großen Gebäudes. Seine heutige Verfassung ist die epheubewachsene und geflickte Ruine. Einige Spatenstiche legen die Grundmauern bloß, aber an dem was steht, muß es dem flüchtigen Blick oft zweifelhaft bleiben, ob das Gemäuer die grüne Decke trägt, oder das Rankengeflecht den Stein an seiner Stelle hält. Seit zwanzig Jahren wird neu gebauet, mit Lärm genug, aber mit wenig Plan und noch weniger Originalität. Der Neubau ist symbolisirt in dem Palaste in Westminster, der Millionen verschlingt, nie fertig, nie bewohnbar wird, dem Plagiat aus allen Zeiten, allen Ländern. Den venetianischen Palästen ist die Wasserseite abgesehen, die nach der Themse blickt. Aber sobald das Fundament aus dem Fluß emporgestiegen, springt das Gebäude entsetzt zurück. Der Strom, als silberfluthend gepriesen, solange das gemeine Recht sorglich die Najaden schützte, ist die große Kloake geworden, während der Parlamentarismus sich abmüht zu ersetzen, was er zerstört. Gothisch soll das Bildwerk sein; aber statt der Mannigfaltigkeit der Formen, welche die Liebe und der Humor der alten Meister schuf, peinigt uns das Einerlei der Schnörkel, das Erzeugniß der Maschine, stereotyp wie die Bewohner des Babel, über dessen Rauchfänge die bedeutungslosen Thürme wegsehen.

Das Parlament war nie größer, als wenn es abschaffte, wenn es wegfegte, was sich auf das lebendige Recht gelagert hatte. Seit 1688 ist keine solche Reinigung vorgekommen. Seit 1832 wächst die Aufschüttung fabricirter Gesetze in einem Jahre höher, als sonst in Menschenaltern. Wird ein neues Element den mechanischen Wust klären? Wird sich eine neue Staatsform entwickeln, welche die Bequemlichkeit und die Selbstsucht nicht stört und doch die Freiheit und Selbstbestimmung nicht gefährdet? Die Vergangenheit und Natur des Menschen sprechen dagegen. Wird das Aufgeschüttete einmal weggespült, abgetragen werden? Dann wird keines Parlaments Athem ausreichen, wie in der Bill of Rights Punkt auf Punkt „das Gesetzwidrige“ aufzuzählen, dann werden die Engländer verstehen lernen, weshalb andere Völker aus positiv gefaßten Grundrechten, aus „Monologen“, ein neues Common Law zu bilden suchen.“

„Keines Parlaments Athem wird dazu ausreichen“ — murmelt der Pessimist, und was er damit andeuten will, finden wir an einer früheren Stelle des Buches. Er überblickt dort (S. 82) kurz den Kampf der Krone Englands für ihr verfassungsmäßiges Recht und ihre letzte Niederlage unter Georg III. und setzt dem hinzu, daß dieser unglückliche Emancipationsversuch Georgs „die verhängnißvolle Wahl der Krone vollendet habe, eine Wahl, vor der sie jetzt vielleicht schon nicht mehr steht, nach ihrem alten Recht und ihrer alten Pflicht als Wärterin der Rechte Aller zurückzugreifen oder sich im Stillen auf die Rettung der Gesellschaft zu rüsten.“

Um diesen bedenklichen Satz ganz zu verstehen, muß man auf die neuen theoretischen Fractionen Englands zurückblicken. Es giebt dort in der That „Radicale“, deren Radicalismus sich gegen den „parlamentarischen Absolutismus“ ausspricht und die in den beredtesten und witzigsten

---

zur Verhüllung der Willkür, ihre Mitglieder Polizeibeamte, die als Richter verkleidet dem Rechtsgebiet abpflügen. Noch im Jahre 1721, allerdings ehe Montesquieu die Lehre von der Gewaltentheilung wieder aufgewärmt, die Aristoteles in einer politisch verkommenen Zeit aufgestellt hatte, sprach die Minorität der Lords in einem Proteste aus: „Es ist das Geburtsrecht der Peers, wie bei dem Erlaß von Gesetzen mitzuwirken, so auch nachzuforschen, ob sie beobachtet werden.“ Jene Lehre von der Gewaltentheilung ist eins der metaphysischen Gespenster, die unter uns umgehen und erschlagen und wie ein Vampyr im Grabe gepfählt werden müssen, ehe wir uns wieder orientiren können. Functionen kann man theilen. Die Gewalt ist untheilbar, ruhe sie im Gesetz oder in der Willkür.“

Ausführungen begonnen haben, von der „Venetian constitution“ Englands und der Governing Class der Aristokratie an das Königthum zu appelliren. Der „Leader“, ein Londoner Wochenblatt, ist wohl das geistvollste Organ dieser Richtung, aus deren Mitte uns ein Pamphlet („The Governing Classes of Great Britain. By Edw. M. Whitty. 1854) zugegangen ist, das in einem Schluß-Artikel, der sich mit dem jungen Prinzen von Wales beschäftigt, folgendermaßen endet: „Der Prinz von Wales erfreut sich in jeder Beziehung einer wahrhaft königlichen Erziehung, aber sollte zeitgenössische Erfahrung nicht bemerken, welchen Vortheil es ihm und dem Volke, über das er zu herrschen berufen ist, bringen würde, wenn ihm eine ausreichende Erklärung der königlichen Rechte und Vorrechte gegeben würde? Bis jetzt scheint die populäre Ansicht die zu sein: daß, weil das Volk ohnmächtig ist, auch die Krone ohnmächtig sein soll. Glückliche Aristokratie, welche solch ein Reich dahin bringen kann, Gläubige an solch ein Königthum zu haben.“ . . .

Für uns haben Aeußerungen, wie die eben angeführten, immerhin eine Bedeutung, wenn wir ihre Tragweite auch nicht überschätzen. Sie kommen von der besitzlosen Intelligenz, aus einer heut auch in England erstarkten und zahlreichen Klasse, die sich im Allgemeinen als Wächter, Diener und Herr der Oeffentlichkeit gerirt, aber ganz anders, als auf dem Continente, im Fluß gehalten wird, da ihre Mitglieder, die Männer der Presse, zum Theil wieder im besitzenden Mittelstande untergehen, zum Theil sehr bald fest an eine der großen alten politischen Körperschaften geknüpft werden. Der dunkele Mißmuth, der sich in jenen königfreundlichen und antiaristokratischen Aeußerungen der „unabhängigen“ Presse ausspricht, ist darum weniger als ein revolutionäres Sympton, sondern vielmehr als eine jugendliche Aufwallung, dann aber auch als ein irregeleitetes und falsch ausgedrücktes Gefühl zu fassen. Das, was die unabhängige Intelligenz in England drückt, ist nicht sowohl die aristokratische Verfassung des Landes, — denn für die Tories z. B. tritt das oben angeführte Buch Whitty's mit Feuer und offener Sympathie auf —, als vielmehr das zunehmende Uebergewicht des durch Handel, Industrie, Speculation gewonnenen großen individuell-isolirten Besitzes, der oft die Anmaßlichkeit und Härte des Parvenu's zeigt und auf die ganze gesellschaftliche Seele Englands zurückwirkt. „Der große Mangel des heutigen Englands ist der Mangel an Mitgefühl,“ waren die Worte, mit denen ein feiner Beobachter, der Oberrichter Talfourd, vor Kurzem starb, auf seiner Richterbank vom Schlage getroffen.

Bei L. Bucher ist es indeß nicht allein die Abneigung gegen die Rohheit der reichen Matter-of-fact men, die ihn auf die Seite der englischen „königlichen Radicalen“ führt, er fühlt sich in seiner deutschen feinorganisirten, reichgemüthlichen Natur durch den monotonen kalten Ernst des Lebens in England, durch die Raschheit und Rücksichts-

losigkeit seiner Stöße und Rucke schmerzlich verletzt, er ist, wie die meisten deutschen Gemüther dieser schweren Zeit, nicht so innerlich ruhig und des Gleichmaßes und Glaubens so voll, um für eine der merkwürdigsten Umwandlungen in der innern Entwickelung Englands, die eben jetzt vor unsern Augen vor sich geht und welche die ganze europäische Gesellschaft in ähnliche Schwingungen und Vibrationen zu versetzen scheint — obgleich ein bloßer äußerer Anstoß dazu nicht genügen würde, sondern dazu das Vorhandensein ähnlicher Vorbedingungen, wie in England, nothwendig wird —, ein offenes und ungetrübtes Auge zu haben.

Die deutsche Beobachtung, welche Herrn Bucher allerdings viel verdankt, ist ihm gegenwärtig wieder vorangeeilt, und zwei oben genannte Bücher, das eine von einem der zerrüttetsten Geister, dem Gottesläugner Edgar Bauer, das andere von einem starkliberalen Berliner Professor der Rechte, der in den Jahren der Bewegung demokratischer Sympathieen angeschuldigt wurde, Dr. Rudolf Gneist, sind es merkwürdiger Weise, welche die Studien, die wir in den letzten Jahren in der englischen Tagespresse und in der englischen großen Literatur, wie in den Thaten des englischen Staates und der englischen Gesellschaft gemacht haben, bestätigen und ergänzen.

Freilich, wir haben gegen beide Bücher fast eben so viel einzuwenden, wie gegen die Personen ihrer Verfasser. Die Willkür, wie sie stets im Gefolge der Doctrin und der revolutionären Weltanschauung einhergeht, spielt beiden arge Streiche und entstellt weite Partien dieser gleichwohl höchst interessanten Arbeiten.

Wir werfen zuerst auf die leichtere derselben, welche einen pamphletartigen Charakter trägt, einen Blick. Sie ist von Edgar Bauer in einer Reihe nur lose zusammenhängender Abhandlungen geschrieben und knüpft an die letzten Phasen des orientalischen Krieges und an die kühnen Portefeuille-Manöver Lord Palmerstons an.

Lord Palmerston gilt bekanntlich auf dem Festlande vielfach als der Thürhüter, wenn nicht der Herold einer neuen Epoche Englands, der bureaukratischen, polizeilichen, absolutistischen. Die Briefe, welche L. Bucher für die Nationalzeitung schreibt und auch die Ausführungen mancher conservativen Blätter, welche der Abgeordnete v. Gerlach neulich in der Debatte über die Mathisschen Preßanträge mit Recht deswegen tadelte, wiederholen dies fast täglich. Dem Pessimismus, welcher an Stelle des verlorenen Glaubens der Aberglaube Edgar Bauers und seiner Genossen ist, entspräche nun nichts mehr, als eine einfache Annahme dieser Bucherschen und anderweitiger Behauptungen. Wenn aber dessenungeachtet ein Mann, der unter solch dunkle Mächte gethan ist, die Sachlage wesentlich anders darstellt, so liegt damit ein starker innerer Grund für die Richtigkeit seiner Darstellung vor.

Das Geheimniß der herrschenden Stellung, welche Palmerston augenblicklich einnimmt — so lautet der Hauptsatz der Bauerschen

Schrift —, ist sein richtiges Verständniß der Neigungen und Bedürfnisse des englischen Bürgerthums. Aberdeen drohte durch seine Unentschlossenheit mit dem orientalischen Krieg einen europäischen Brand, Restaurationsversuche der Nationalitäten und die zerrüttendsten politischen Erdbeben heraufzubeschwören, Palmerston schloß diese gefährliche, dem englischen Wohlstande wie der englischen Freiheit gleich gefährliche Perspective mit kräftiger Hand. Edgar Bauer schreibt:

„Als Aberdeen den Krieg auf seine Schultern nahm, bot er das Bild jenes Heiligen dar, der sich vermaß ein Kind über den Fluß zu tragen. Das kleine Bürschchen, brummte der Alte, wirst du schon an's jenseitige Ufer bringen. Je länger jedoch Aberdeen watete, desto schwerer wurde die Last, das Kindlein wuchs zum Heiland der Civilisation und Freiheit heran, es klammerte sich ihm an Arme und Beine, es hielt ihm die Augen zu, es zerrte ihn nach rechts und links. Aberdeen verlor den Weg. Das sich aufregende Gewässer weissagte einen ernsten Sturm. Doch waren es nur die tastenden Füße des alten Heiligen, welche den Schein der Aufregung hervorbrachten.

Diese Noth mußte beendet werden. Aberdeen erlag, Palmerston hob den Heiland der Civilisation auf seinen Rücken. Alsbald änderte sich die Gestalt der Dinge. Die Gewässer wurden wieder glatt, der Weg leichter. Das kam daher, weil der schlaue Staatsmann allmählich die Ringe durchschnitt, womit der Krieg ihn umschlingen wollte. Es dauert nicht mehr lange, so wirft Palmerston den lästigen Gast ins Wasser.“ .....

Und an einem andern Orte des E. Bauer'schen Buches lesen wir:

„Der russische Einmarsch in die Donaufürstenthümer war keine Aggression, es war eine Anfrage an die Geschichte, ob die Elemente einer That in der Gegenwart vorhanden seien, eine Anfrage an Europa, ob es gesonnen sei, die Experimente Rußlands zu erlauben und an dem Genuß ihrer etwaigen Früchte theilzunehmen.

Europa beantwortete die Frage mit nein, und aus Furcht, daß trotzdem im Osten etwas geschehen möge, was den Ehrennamen eines Ereignisses verdiene, schob es sich zwischen Rußland und die Türkei“ .....

„..England übte das Sprecheramt für diese Befürchtungen. Es mahnte den Czaren, keinen Anstoß zu geben. Europa, sagte es, will von nichts Neuem hören. Die Reste seiner Cultur befriedigen es in seinen alten Tagen vollkommen; die bestehende Macht- und Gebietsvertheilung, so sehr der Vorwitz an ihr rüttelt, ist ihm genehm; ich werde das Bestehende, in welchem ich den Inbegriff der Civilisation erblicke, gegen Dich, der Du eine neue Aera einzuleiten meinst, vertheidigen“ ...

„Die englische Einmischung brachte die fahle Farbe über alle Begebenheiten des orientalischen Krieges, welche jenen mörderischen Schlachten, jenem dröhnenden Donner der Geschütze, jenen hastigen Massenbewegungen das Interesse raubte. England setzte die kämpfenden Armeen unter die Luftpumpe, entzog ihnen die historische Atmosphäre, nahm dem Blitze das zündende Feuer und den Wolken die schwängernde Kraft. Im Kampfe selber erdrosselte es die Gefahr des Kampfes. In sofern England sich der Aufgabe widmete, die Fruchtbarkeit der Geschichte zu leugnen, in sofern es sich berufen fühlte, das Gesetz der Unfruchtbarkeit auszurufen, hoffend, daß es auf dem öden gebieterlosen Felde, welches es im Osten schuf, die Herrschaft an sich reißen werde, in sofern handelte es aggressiv.“

Wir können nicht umhin, anzuerkennen, daß mit diesen Worten der Charakter der auswärtigen Politik Englands ziemlich treffend gezeichnet ist. Die auswärtige Politik Englands hat wohl schon seit den Tagen von Richard Löwenherz aufgehört, eine ritterliche oder, wie man in Deutschland gern sagt, eine principielle zu sein, und selbst der gewaltige und wunderbar zähe Widerstand, den es dem ersten Napoleon leistete, hat zu seiner ersten Grundlage, wenn auch nicht zu seinem ausschließlichen Inhalte, ein materielleres Interesse, welches erst im orientalischen Kriege ganz deutlich zum Ausdruck kam.

Um die Eigenthümlichkeit der britischen auswärtigen Politik zu verstehen, müssen wir unser Auge auf die bestimmenden Factoren dieser

Politik richten. In allmählichster, geschichtlichster und imposantester Entwickelung hat sich in England aus Ständen und Parteien mehr und mehr eine große „Nationalpartei" — allerdings ein zusammengesetztes, schlechtes Wort, dessen beide Theile einander widersprechen — gebildet und vollzieht eine Art des Abschlusses eben jetzt vor unsern Augen, welche die Einen so, die Andern so nennen; Edgar Bauer nennt sie das Bürgerthum, dabei übersehend, daß auch die großen alten aristokratischen Parteien des Landes in ihr einen offenen Platz finden; Rud. Gneist will sie auf die Gentry, auf das politische Honoratiorenthum und seine Verzweigungen, zurückführen und aus ihr hervorgehen lassen; wir beschränken uns, wie wir glauben in richtiger Bescheidenheit gegenüber einer großen geschichtlichen und volklichen Neubildung, die noch immer im vollen Zuge des Werdens und Gestaltens begriffen ist, darauf, den Inhalt der Sache zu zeichnen und ihre Formen und ihren Namen bei Seite zu lassen.

Diese neue innere Verbindung der politischen Elemente der Nation, so sehr sie auch mit allen möglichen Gegensätzen erfüllt ist, so sehr sie in allen einzelnen inneren Fragen in scharfe Parteien zerfällt, beruht auf der und besteht in der innigen Verknüpfung aller großen Rechte und Interessen im Lande.

Die englische Gesellschaft gewährt gegenwärtig ein in der That wundersames Bild unauflöslicher Verschlungenheit der Stände, Berufe, Geschäfte, Handthierungen; Ackerbau und Industrie, Gewerbe und Handel, Handwerk und Fabrication, Export und Import, Capital und Intelligenz finden sich auf dieser königlichen Insel in merkwürdiger Nähe und Freundschaft, und es ist wohl der Mühe werth, den Grund dieser Harmonie zu suchen, aus der von allen ihren Punkten aus die actuelle auswärtige Politik Englands entspringt, eine Politik im Nothfalle der außerordentlichsten Machtentfaltung, wenn es gilt, die bestehenden Gebietsverhältnisse in Europa aufrechtzuerhalten und mit ihnen die englische Freizügigkeit über alle Märkte und Straßen, Schatzverließe und Beutestätten der Erde.

Diese Harmonie der Theile des englischen Volksthums ist, wie gesagt, im Laufe einer langen, langen Geschichte erwachsen. Sie zeigt sich gegenwärtig zunächst als eine doppelte Negation, als ein Mangel des Gegensatzes der Stände und als ein Mangel des Gegensatzes der materiellen Interessen.

Eine Ausgleichung der ständischen Gegensätze begann in England sehr früh.

Der letzte Grund alles inneren Zwiespaltes im Volksthum ist das einseitige Hervortreten des Individualismus, die krankhafte, sündliche Selbstüberhebung des Individuums. Diese Ueberhebung ruinirte das ständische Leben und Regiment in Deutschland, sie machte die deutsche Städtefreiheit dem Boden gleich, als der Land-Adel, aus der Cor-

poration austretend, sich in die Burgen einsperrte, sein Schwert zum Handwerkszeug machte, an die Fürstenhöfe dienen ging, als das Patriciat, losgelöst vom Adel, in der Ueppigkeit seines Reichthums sich erst unter sich, dann mit seiner Clientel und den Zünften entzweite.

In England dagegen ward von Anfang an dem schrankenlosen Zuge des Individuums ein starker Damm entgegengestellt. Der moralische Grund des politischen Englands ist stets die Corporation gewesen. In ihr ist seit den grauesten Zeiten das Recht (auch alles Recht des Individuums), sie findet, sie weiß und weiset das Recht, sie ist das Recht.

„Wir haben" — sagt Gneist S. 653 seines Buches — „aus dem römischen Rechte eine Lehre der Corporationen überkommen, welche aus einer Zeit datirt, wo im römischen Kaiserreiche die Verfassung zu einer bloßen Ordnung des Privatrechtes herabgesetzt war. Diese Lehre schmiegte sich den Zuständen des Continentes an, seitdem die politischen Verbände aus innern Gründen verfielen, unsere Gerichte zu bloßen Staats-Anstalten für Privat- und Strafrecht wurden, alles öffentliche Recht dagegen in Gestalt einer Administrativ-Justiz auf die sogenannten Verwaltungsbehörden überging. In England sind die Corporationen in historischer Continuität die Bildungsformen des öffentlichen Rechtes, in welchen zuerst der Adel die Reichsstandschaft, dann die Gentry die parlamentarische Verfassung, dann auch die neuen Mittelstände ihren Antheil am Staat gewinnen. Sie sind die Formen, in welchen der berechtigte Einfluß der höheren Stände im Staate erworben wird, also allerdings das conservative Element im Staatsleben. Die ganze englische Verfassung ist wesentlich ein Aggregat von Corporationen: obenan König und Parlament als body corporate, die Corporation der Corporationen; in nächstfolgender Stufe die Grafschafts-Communen, innerhalb dieser die Gemeinde-Corporationen. Nur auf diese beschränkt sich aber die Theilnahme an der Repräsentativ-Verfassung, denn sie allein repräsentiren die vereinigten Besitzes-Klassen."

Schon in der Gemeinde und in der Grafschaft stellen sich seit alter Zeit Ritter und kleine Grundbesitzer als Freeholder in gleicher Berechtigung und gleichen Verpflichtungen neben einander. Das Wesen der Corporation, der Rechtspenderin und der Regierenden, ergiebt den vielfach mißverstandenen Begriff des Selfgovernment. Die großen Institutionen Englands entstanden, wie Gneist in dieser Beziehung (S. 647) sagt, „nicht dadurch, daß man den Wählern anheimstellte, aus dem Gemeindesäckel so viel besoldete Beamte anzustellen, wie ihnen gut schienen, sondern dadurch, daß man die befähigten Personen zwang, die Aemter selbst zu verwalten, die sie verwalten können. Die niederen Klassen des Volkes fordern so von den oberen, mit denen sie sich corporativ verschwägert wissen, die Uebernahme der Aemter, eine

Thatsache, welche selbst der radicale Edgar Bauer anerkennt und in der die stärkste Apologie der inneren Einigkeit, Ganzheit und Gesundheit des englischen Volksthums enthalten ist. Edgar Bauer sagt (S. 13) mit Bezug auf die neuesten Zustände Englands:

> Das Bürgerthum schien in England, nachdem die Peel'sche Gesetzgebung von 1846 (Aufhebung der Korngesetze) die Reform von 1832 ergänzt hatte, zur Herrschaft berufen zu sein. Das Privilegium der Bodenaristokratie, die Nation zu nähren, war vernichtet, Duke und Earl waren fast Schimpfworte geworden, da der Titel von seiner Wurzel losgelöst war; es fehlte nur, daß der Bürger in das Amt eintrete, um das Mittelalter ganz hinauszukehren und die Administration geschäftsmäßig einzurichten.
>
> Das ist nicht geschehen. Die bürgerliche Partei, deren Sprecher Cobden ist, hat dem Anschein nach seit dem Jahre 1846 an Einfluß verloren, während sich die Aristokratie, die selbst den Stoß von 1854 verwand, behaglicher als je in den obersten Stellen eingenistet hat. Aber wir haben es hier nur mit dem äußeren Anschein zu thun. In Wahrheit herrscht der Bürger, in Wahrheit hat er seine Natur auf das Staatsgeschäft übertragen. England wird zu Gunsten des bürgerlichen Interesses regiert, die Russell's, Derby's und Palmerston's sind die Brut welche die Reformbill ausgeheckt hat — mit dem bunten Federschmucke der Aristokratie, aber mit dem Instinct des Bürgers.
>
> Der Bürger kann nicht ohne Mittelspersonen herrschen. Er muß den Grundsatz der Arbeitstheilung vor Allem auf das Regierungswerk anwenden.

Das „In Wahrheit herrscht freilich der Bürger" ist der durch die französische Schablone der vier Klassen verwirrten Auffassung des Revolutionärs zu Gute zu halten, der eigentliche Inhalt seiner Sätze dagegen ist vollständig begründet. Die oberen Klassen genügen auf das Liberalste diesen Anforderungen der unteren. Die Schilderung, welche Gneist (S. 644) davon entwirft, ist trefflich und beherzigungswerth. Es geht daraus hervor, daß der materiell unabhängige Grundbesitzer sich aus freien Stücken zum Beamten bildet, um sich dann der Corporation zur Verfügung zu stellen und in ihr und aus ihr das Recht zu schöpfen. In der Commune, als Friedensrichter der Grafschaft studirt er nun das wirkliche Recht Englands, und wird er dann ins Parlament gewählt — und seine bisherigen Stellungen waren eben die conditio sine qua non seiner Wahl —, so tritt er dort im Namen einer Corporation, im Namen des Selfgovernments und des Princips des Selfgovernments ein. Von diesem Punkte aus widerlegen sich nun die übertriebenen Befürchtungen Lothar Buchers, daß in dem Parlamentarismus eine erste, vorläufige Dictatur über England gegeben sei, aus der heraus wenigstens sobald als möglich in eine wohlwollende, unabhängigere zu flüchten sei. Das Parlament ist oder war wenigstens bisher der wirkliche Ausdruck des englischen Rechtes, in ihm saß leibhaftig das Selfgovernment von Stadt und Grafschaft, es ist die Vertretung aller Decentralisation im Lande, und wenn es angeschuldigt wird, in der Fabrikation von Gesetzen in letzter Zeit zu fleißig gewesen zu sein, so ist dabei unerwähnt gelassen, daß die meisten dieser Gesetze sich auf Dinge bezogen, welche aus den allgemeinen Bedürfnissen dieser Zeit, aus Dingen, welche das Ganze betreffen, ohne das Einzelne zu benachtheiligen (Eisenbahnen, Banken rc.), hervorgingen.

Bedroht ist diese tief begründete Verfassung allerdings — und es gilt ja von ihr, was von jedem Irdischen, daß sie in Gottes Hand steht, und es ist ja wohl nicht zu vergessen, daß alle Menschen und alle Einrichtungen stets Keime des Todes und plötzlichen Todes in sich tragen —, bedroht wird diese Verfassung allerdings, wie auch Gneist mehrfach andeutet, wo die Besitz- und Erwerbverhältnisse sich plötzlich ändern, dort, wo Schlagworte wie Shopocracy (Krämeradel) und Aristocracy feindliche Gegensätze enthüllen; bedroht durch die neue französirende Municipalverfassung; bedroht durch das wachsende Beamtenthum der Centralstellen, obgleich hierbei ein sehr wichtiger Umstand nicht übersehen werden darf, der, daß das Parlament, bestehend aus lauter verwaltenden und zugleich richterlichen Gewalten, eine besondere Patronage über das gesammte Beamtenthum ausübt, und „daß die Pairie der Schlußstein des Systemes ist, welche das ganze berufsmäßige Beamtenthum einer regierenden Klasse unterordnet“ (Gneist, S. 677); bedroht ist diese Verfassung ferner freilich durch das vielfach beginnende Hervortreten des gaunernden, speculirenden, mit Reichthum überfüllten Individuums, bedroht endlich durch die Massenhaftigkeit der Arbeiterklasse, die vielfach außerhalb der Corporationen steht. Aber welche Kräfte wenden auch die herrschenden Klassen in England auf gegen diese Feinde? Wer zählt die milden Stiftungen, die Arbeiter-Vereine, die Lese-Institute, die Gesellschaften zur Ansäßigmachung der Arbeiter rc., welche — alle von Lords und Dukes präsidirt — im Lande tagen? Wer zählt die Masse der reich und angesehen gewordenen Männer der unteren Klassen, welche auf der Wende oder am Abend ihres Lebens sich noch in das Amt begeben, Friedensrichter werden oder darauf noch Parlamentsmitglied, und so eine neue Erfrischung der Regierung zuführen, zugleich aber auch der Verbindung zwischen Oben und Unten eine neue Klammer?

Es ist und bleibt dem unbefangenen Beobachter Thatsache, daß die innere Harmonie im englischen Volke wesentlich auf dem Mangel an Gegensätzen der Stände und eben so auf dem Vorhandensein zahlreicher Mittel, solche etwa doch entstehenden Gegensätze auszugleichen, beruht.

Eben so zeigen die materiellen Interessen diesen Mangel der Gegensätze. Sie sind ja hier, wie stets, von Tieferem abhängig und schon darum wäre, wo sie wirklich vorhanden, in England auf eine baldige Ausgleichung zu hoffen. Nachdem aber die Korngesetze beseitigt und dennoch die Grundaristokratie — und das Wort „Aristokratie“ bezeichnet vom englischen Standpunkte ein Amt — nicht beschädigt, sondern seitdem sogar materiell gehoben ward, hat sich zwischen dem Ackerbau und der Industrie ein immer engerer Bund geschlossen, hat der Arbeiter gewonnen und die Arbeit zugenommen.*) Freilich auch aus dieser Ge-

*) Edgar Bauer scheint dasselbe zu meinen, wenn er (S. 38) sagt: „Es giebt in England nur noch Eine Form des Eigenthums: Thron, Bischofsmütze, Adelswappen, alle haben sich in die Festung begeben, auf deren Zinnen der Bürger Wache hält.“

stalt der Volksharmonie in England tauchen Drohungen und Gefahren auf; das aus dem Grund und Boden gewonnene massenhafte Capital befruchtet die Industrie und dies bis zur over-production derselben, und England muß darum stets in seine äußere Politik die Rücksicht auf das Exportbedürfniß seiner Fabriken und Manufacturen aufnehmen Aber es ist ein täglich mehr und fester begründeter Glauben der Staatswirthschaft, daß die over-production, die Zuvielerzeugung von Gütern, meist ein Gespenst, stets ein kurzlebiges Wesen sein muß, und daß sich nach Gesetzen, welche die Sicherheit der Naturgesetze in sich tragen, immer wieder von Neuem ein Niveau aus Höhe und Tiefe, aus dem Zuviel und dem Zuwenig, über die Welt hin verbreitet.

Läugnen wir es nicht, es geht eine gewaltige bildende und zusammenfügende Kraft durch das englische Volksthum, eine Kraft, welche durch ihre Thätigkeit stets neue Stoffe weiterer Thätigkeit schafft. Indem sie die großartige Gemeinsamkeit der Stände hervorbrachte, gab sie der Massen-Industrie den Anstoß, erzeugte sie die ewiger Neuorganisation bedürftige Arbeitermasse. Aber sie kann sich im Rückblick auf die Vergangenheit schon der schweren Siege über solche Hindernisse genug rühmen, und die Art und Weise, in welcher die englische Kirche in die Verfassung aufgenommen ist, zeigt den Gang und die Vollendung eines solchen Sieges. Gneist schreibt darüber:

„Seit Heinrich VIII. hatte die Geistlichkeit, wohl fühlend, daß das geistige Leben der Gestaltung zu geschlossenen politischen Corporationen ebenso widerstrebt, wie der Unterordnung unter solche, systematisch zur Umbildung Englands in einen Beamtenstaat gedrängt. Durch hundertjährigen Kampf belehrt, mußten die regierenden Klassen endlich jene Transaction eingehen, welche unter dem Namen der Staatskirche im 18. Jahrhundert dasteht. Die Kirche behält dem Namen nach ihr eigenes Parlament (die Convocation), ihre Gerichtsgewalt insbesondere über Ehe und Testamente, die Unscheidbarkeit der Ehen (selbst gegen das Dogma), die Strafbestimmungen gegen Katholiken und Nicht-Kirchenbesucher, die Dishabilitäten der Dissenters. Das Parlament unterwirft sich der Staatskirche in so weit, daß Niemand Eintritt findet in das Unterhaus ohne Eide, welche nur staatskirchliche Mitglieder direct, Dissenters auf Umwegen, Andersglaubende gar nicht zulassen. Die Geistlichkeit behält ihren mittelalterlichen Stand: die Prälaten unter dem hohen Adel, die Reverends unter der Gentry; sie behält ihre großartigen Einkünfte in England und Irland; sie bleibt Herrin der geistigen Bildung, der Universitäten, der Colleges und der staatlich anerkannten Volksschulen. Damit ist die einst tödtliche Feindschaft überwunden, und die regierende geistliche und weltliche Klasse verkettet sich nun in folgende Glieder. Die Erzbischöfe behalten ihren Platz im Oberhaus über den Herzögen, die Bischöfe über den Lords. Dafür ordnen sich alle Pfarren dem Patronat der regierenden Klassen unter, d. h. zum Theil dem Cabinet (Premierminister und Lord Kanzler), zum Theil den Bischöfen und Capiteln, zum Haupttheil den Lords und den Rittergutsbesitzern. Dafür überläßt die Landed Gentry wieder dem Ortsgeistlichen die Leitung der Ortsgemeinde-Versammlung, Parish Vestry. Endlich bleiben die alten Gymnasien und Universitäten ihrer Anlage nach die Institute zur gemeinsamen Erziehung der geistlichen und weltlichen Gentry; und diese Art der Vorbildung wiederum das vornehmste Vorstadium der parlamentarischen Aemter.

Gegen diese Concessionen vergaß die staatskirchliche Geistlichkeit im Laufe von Menschenaltern die alte Lehre vom „absoluten, unabänderlichen Gehorsam“.

So ist durch diese innere Kraft des englischen Volkes, welche immer von Neuem auf die Herstellung einer Harmonie hinwirkt, auch der große geistige Factor der Volks-Regierung in die Verfassung des Landes gerückt. Freilich auch hier läßt sich einwenden, daß mit der

Kirche doch keineswegs die gesammte religiöse Bewegung des englischen Gemüthes in eine innere und ewige Freundschaft zum bestehenden Rechte und seiner Gestalt gebracht ist. Es schlummern im Innern dieses klugen, kalten, praktischen Volkes dunkele und schwärmerische Regungen, und es ist nur die frivole Anspielung auf eine in gewöhnlichen Zeiten allerdings vorherrschende Geistesrichtung der Engländer, wenn Edgar Bauer (S. 144) schreibt:

„Der Engländer ist nie ein Theolog gewesen. Seine Reformation, sowie der Kampf zwischen den Dissentern und der Staatskirche drehte sich um das Erdigste, was es giebt, um den Grund und Boden. Die Dissenter hätten immer ihre Privatmeinung haben können, wenn sie sich nur nicht gesträubt hätten, den Zehnten zu bezahlen. Doch ist das Dogma dem Engländer nie tief unter die Haut gedrungen. Der Widerstand der Secten heftete sich an das Aeußerliche, an die Kleidung der Priester, den Schnitt ihrer Aermel, die Function der Kerzen, die Stellung des Altars, höchstens an die Kirchenverfassung. Die englischen Dissenter waren ärgere Sclaven des Buchstabens, als die Kirchlichen; sie wollten sich nur nicht die Disciplin, die sie dem Worte schuldeten, nach bischöflichem Schnitt zumessen lassen.

Diese untheologische Richtung, diese stete Sorgfalt für die äußere Form hat dem englischen Christenthum seine Beständigkeit, dem Volke seinen Charakter bewahrt. Hier ist es der Theologie nicht gelungen, die praktische Kraft zu unterwühlen, die Hand zu entmuskeln und den Geist zu lehren, daß er über die Erfordernisse des irdischen Lebens wie über die Zufälligkeiten eines Jammerdaseins hinwegblicken müsse. Secte und Staatskirche haben sich gegenseitig gestützt. Drohte die Kirche zu verknöchern, so fanden die mäßigen Anforderungen des Herzens in der Secte Befriedigung; war die Secte starr und intolerant, so gab die Kirche, die mit einer geringeren Hingebung und der bloßen Beobachtung von Formen sich begnügte, dem Geiste freiere Bewegung zurück. Dissenterthum und Kirchenthum waren gleichsam zwei Röcke, die der Engländer mit einander vertauschte, wenn ihm der eine unbequem geworden. In Folge dieser weisen und ökonomischen Einrichtung ist es gekommen, daß die religiöse Bekleidung des englischen Volkes nicht abgerissen ist.

Vielmehr ist uns nicht bloß aus der Zeit der Rundköpfe und des Parlamentes der Geistes-Ergießungen bekannt, daß unter der glatten und grauen Decke größter geistiger Regelmäßigkeit in Großbritannien vielfach die Keime glühendster Schwärmerei, wildesten Fanatismus, geheimnißvollster innerer Schauungskraft ruhen, und wir sind ebenso davon überzeugt, daß Bewegungen gegen das Bestehende in England, wenn sie mit religiösem Inhalte gesättigt sind, niemals das elende und lautlose Ende des Chartismus nehmen werden. Aber auch diese Gewalten sind nicht zu überschätzen, und es ist wohl zu bemerken, daß diejenige Möglichkeit, unter der sie am ehesten zu einer politischen Figur heranwachsen könnten, nämlich durch ihre Verbindung mit hungrigen, verhältnißmäßig gebildeten Arbeitermassen, in einem Lande, wo Aller Augen über und für das Gesetz wachen, wo die Corporationen das Recht sind, wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Und so wiederholen wir noch einmal und mit Berechtigung, daß die Harmonie der Glieder des englischen Volksthums unter einander eine Thatsache ist, eine Thatsache, welche in dieser Größe und Bedeutung einzig in der Welt dasteht, in Frankreich unerreichbar erscheint, und bei uns in Preußen erst nach manchem Tage harter Anstrengung erreicht werden wird.

Diese innere Ganzheit des Volkes macht einen Dictator in des

Wortes continentaler Bedeutung unmöglich. Mag man daher heut und seit 1855 immerhin Palmerston den „Dictator Englands“ nennen — Edgar Bauer thut es —, so muß man dann doch sogleich — und wir finden dies auch ausdrücklich bei demselben Schriftsteller ausgeführt —, die Beschränkung hinzufügen, er sei ein Dictator unter Aufsicht, ein commissarischer Dictator, auf Widerruf.

Seine Stellung ist allerdings eine außerordentliche, und sie entspringt aus der Lage des gegenwärtigen Europas. Die Fortdauer der Harmonie der Englischen Gesellschaft ist wesentlich bedingt durch die Fortdauer der gegenwärtigen großen europäischen Verhältnisse, eine Erschütterung Europas würde aus vielen Gründen auch eine Erschütterung des Innern von England herbeiführen, ein europäischer Krieg würde nicht nur seinen Handel lähmen und seine Industrie ins Stocken bringen — das sind wichtige, aber nicht die höchsten Dinge, wie England das practisch in seinen Kriegen mit Napoleon erwiesen hat —, er würde auch leichter denn je zu Liguen und Suprematien führen, welche England mit Gewalt aus seinen unzähligen idealen und materiellen Beziehungen zum continentalen Europa, zu Amerika, zum Oriente herausreißen könnten. Palmerston hat solchen Chancen gegenüber die Aufgabe übernommen, mit der Macht und im Namen Englands darüber zu wachen, daß der gegenwärtige Besitzstand in Europa nicht gefährdet werde. Er thut dies mit der ganzen Kraft, Energie, ja Rohheit und der allgemeinen Erwägungen abgeneigten Natur des Engländers. Er beaufsichtigte Frankreich, dann Rußland, jetzt vor Allem wieder Frankreich, er tritt in jede Combination Napoleons, scheinbar hülfreich, in der That durch seine Theilnahme die begonnenen Pläne hemmend. Wir wollen darum seinen alten Titel „Feuerbrand“ um nichts verkürzen, denn dieser Titel bezieht sich mehr auf die Mittel, mit welchen Palmerston die Politik Englands verfolgt, als auf die Zwecke dieser Politik, und dies wird uns wohl von allen denen zugestanden werden, welche nicht abergläubisch genug sind, den Satz einer bekannten, während des orientalischen Krieges zu Brüssel geschriebenen Broschüre für wahr zu halten, den Satz: „England werde den Continent niemals zur Ruhe kommen lassen, sondern bald hier bald da Revolutionen erregen, damit nur nicht irgendwo in Europa in Frieden und Ruhe eine Industrie wurzele und gedeihe, die endlich der seinigen Concurrenz machen könne.“ Das ist nicht blos eine Unwahrheit, sondern auch eine Albernheit. Palmerston hat eben so wenig den Straßenaufstand von Elberfeld Anno 1849 gemacht, als er sich der Ueberzeugung verschlossen hat, daß mit der Verbreitung der Industrie auch im größesten Verhältnisse die Bedürfnisse der Menschen steigen.

Palmerston ist seit Pitt der populärste Staatsmann Englands, eine Wirklichkeit, die uns im höchsten Grade mißfällt, denn er ist ein ränkesüchtiger, frivoler, ungläubiger Mann; aber wir müssen die Dinge

nehmen, wie sie sind. Palmerston vertheidigt die Harmonie und den gegenwärtigen Bestand des englischen Volksthums gegen die Störungen, welche durch Verwirrungen der äußern Lage Europa's in England hervorgerufen werden müßten. Er ist dazu mit der Fülle der Macht, über die je ein englischer Minister verfügte, bekleidet, aber nicht als Vorläufer eines Staatsstreiches — „der Staatsstreich ist kein Spiel, das sich nach Belieben von einem Staate in das Nachbarland verpflanzen läßt", sagt Edg. Bauer (S. 115), — sondern als ein Beauftragter des Parlaments und des Volkes, das in der Vielheit seiner Corporationen, in der ganzen Reihe seiner Selfgovernments in diesem Parlamente sitzt.

Sächsische Briefe.

V.

Mehrere Dörfer oder Bauerschaften bilden eine Gemeinde oder ein Kirchspiel, „Kaspel" in niedersächsischer Mundart genannt. Ein solches Kirchspiel ist sowohl dem Umfange wie den Bestandtheilen nach in den verschiedenen Gegenden Niedersachsens verschieden: bald ist die Zahl der eingepfarrten Einwohner und Dörfer gering, bald groß; hier sind die Dörfer einem Kirchdorfe eingepfarrt, dort einem Flecken, an noch anderen Orten einer Stadt; hier kommen zu den gewöhnlichen Bestandtheilen noch Höfe, die von einem besonderen Nimbus in der Anschauung des Volkes umgeben sind, dort einige Edelhöfe, an noch anderen Orten städtische Elemente: Verschiedenheiten, die in örtlichen und geschichtlichen Verhältnissen beruhen. Ich wähle zum Vorwurf für meinen heutigen Brief ein Kirchspiel, dessen Dörfer einem Flecken eingepfarrt sind, nämlich das Kirchspiel Bünde im Regierungs-Bezirk Minden in Westphalen.

Der Bünder Kirche sind neun Dörfer eingepfarrt mit sieben Schulen; Bünde selbst ist ein Flecken von mittlerer Größe, ungefähr in der Mitte der eingepfarrten Dörfer gelegen. Ich habe bereits früher darauf hingewiesen, daß jeder Hof eine eigenthümliche Individualität sei. Dasselbe gilt nun auch von den Dörfern, gilt von ihnen in Bezug auf Größe, Rang, Sprache, Tracht, Bauart der Häuser, ja mitunter sogar in Bezug auf den moralischen Charakter der Einwohner. Wenn in der Kirche zu Bünde deshalb Confirmanden-Unterricht ertheilt wird, so sitzen auf der ersten Bank die Confirmanden von Bünde, auf der zweiten die Confirmanden von Dünne, auf der dritten die Confirmanden von Spradow, auf der vierten die von Südlengern, auf der fünften die von Ennigloh u. s. f. Auf der Bünder Bank herrscht städtische Aussprache des Hochdeutschen, auf der Spradower Bank wird das R

stark und auffallend gutturirt, auf der Enniglоher Bank J als Zischlaut gesprochen, so daß „ja" wie „sa" lautet. Bünde dünkt sich himmelhoch erhaben über Dünne, Dünne und Spradow über Lengern, Lengern wiederum über Ennigloh. In einem Dorfe gelten die Leute für besonders klug, in einem anderen für dumm. Letzteres ist z. B. der Fall in Bezug auf das Dorf Altenhüffen, dessen Bewohner nach der Sage früher nur ein Messer hatten. Dasselbe stak an einem Stamm in der Mitte des Dorfes; wer es gebrauchen wollte, holte es sich dorther und brachte es nach dem Gebrauche wieder an seinen Ort. Einst wuschen die Altenhüffer ihre Füße in einem Teiche. Als sie das gethan hatten, freuten sie sich, der Reihe nach am Ufer sitzend, der schönen blanken Füße, die sie auf der Oberfläche des Wassers hielten. Da wurden sie uneinig, wem die einzelnen Füße angehören möchten und es erhub sich ein gewaltiger Streit. Aber ein Mann mit der Peitsche kam des Weges dahergegangen, und als sie den um seinen Rath angingen, zog er einen gewaltigen Peitschenhieb über die Füße, und alsbald brachte Jeder dieselben in Sicherheit.

Im Fürstenthum Lippe-Detmold liegt das Dorf Mossenberg. Die Mossenberger wollten einst die Krähen von ihren Aeckern vertreiben. Da holten sie Einen, der das Schießen verstand, und um nicht das Korn zertreten zu lassen, trugen vier Mossenberger den Jäger über die Kornfelder. Nun denke man sich das Staunen der Mossenberger, als sie sahen, daß trotz dieser Vorsicht die Kornfelder zertreten waren! Ich weiß nicht, ob die Geschichte wahr ist, aber Wehmeier's Herrmann hat gelegentlich die Bauern im Kruge zu Mossenberg darum gefragt und eine Tracht Prügel für diese Frage eingeerntet. Aehnliche Dinge erzählt man von den Jaglern, Hostrupern, Gablern, Romöern, Bishorstern, Fockbeckern u. s. w. Ein Fockbecker hatte sich einst in der Stadt einen gesalzenen Hering gekauft und seine Nachbarn darauf zu Gaste geladen. Das Essen mundete und sie wünschten viele solcher Fische zu haben. Der Klügste unter ihnen gab endlich den Rath, einen ganzen Korb voll aus der Stadt zu holen und sie in den Teich des Dorfes zu setzen; da würden sie sich vermehren und sie alle davon reichlich haben. Gesagt, gethan. Ging nun während des Jahres ein Fockbecker am Teiche vorbei und es regte sich etwas im Wasser, lief er zu den Andern und erzählte es ihnen, und Alle waren des künftigen Gewinnes froh. Im nächsten Herbst ward ein großes Netz angeschafft. Aber der Klügste fand es am gerathensten, den ganzen Teich ablaufen zu lassen. Alle stunden herum und sahen nach den Heringen; aber auch nicht ein einziger war zu sehen, als alles Wasser schon fort war. Nur ein ziemlicher Aal wälzte sich im Schlamm. Er wurde erhascht und darüber waren alle einig, daß er nur ihnen die Heringe würde aufgefressen haben; dafür müsse er nun gehörig bestraft werden. „Lat us em schlachten un upäten," sagte Einer. „Dat wör üm just recht," meinte ein

Anderer, und weil er sich einmal gebrannt hatte, schlug er vor, ihn in's Feuer zu werfen. „Brennen is slimm," sagte ein Dritter, der einmal in's Wasser gefallen war und bald ertrunken wäre, „lat us em in de Au smyten un em versupen, dat is myne Meenung." Alle stimmten ihm bei, daß Ertrinken der schrecklichste Tod sein müsse, und man ward einig, den Aal in die Aue zu werfen. Der Bauervogt nahm ihn in einen Korb, ging voran und alle folgten ihm; und wie er ihn nun in's Wasser warf und der Aal sich krümmte und fröhlich rechts und links machte, rief Jener aus, der den Rath gegeben hatte: „Seet, wat he sick quält!" Da gingen alle Fockbecker ganz glücklich über die ausgeführte Rache nach Hause.

Aehnliche Dinge erzählt Riehl in der „Naturgeschichte des Volks" aus Pommern und bemerkt dazu, daß darum „Plump aus Pommerland" dennoch fester zusammenhalte, als die mitteldeutschen Leute, die größtentheils gar nicht mehr den Humor hätten, sich gegenseitig zu bespotten. Ein Volk, das sich noch über sich selbst lustig machen könne, müsse noch ein kräftiges Volk sein.

Die Gemeinde ist also kein Brei, bestehend aus so und so viel Dörfern, sondern eine lebensvolle, ich möchte sagen eine organische Einheit, die eben deshalb eine organische ist, weil sie sich über die Verschiedenheiten erhebt. Die Dörfer machen sich lustig über einander, die jungen Burschen prügeln sich gelegentlich gegenseitig, aber im Grunde halten sie auch wieder fest zusammen. Und da ist es vor Allem die gemeinschaftliche Kirche, die die Bewohner des einen Dorfes an die des andern knüpft. Sie sind ja Alle in der gemeinschaftlichen Kirche getauft, in derselben Kirche confirmirt und werden schließlich auf demselben Kirchhofe ihre letzte Ruhestätte finden. Mit wem er confirmirt ist, das merkt sich jeder genau, und wenn er einen ehemaligen Mitconfirmanden antrifft, so begrüßt er ihn ohne Weiteres als Freund; wird er alt, so rechnet er nach, wer von seinen Mitconfirmanden bereits gestorben ist, wer noch lebt, und mißt darnach die Zeit, die ihm noch zu leben vergönnt ist. Noch drei leben im „Kaspel", mit welchen ich confirmirt bin, äußert ein altes Mütterchen, und da muß die Reihe wohl nächstens auch an mich kommen. Der Platz, wo die Ereignisse und Neuigkeiten der Woche ausgetauscht werden, ist der Kirchhof, der leider jetzt in der Regel nicht mehr Gottesacker ist, es aber auf dem Lande noch sein sollte. Rationalistische Gedankenlosigkeit hat ihn von der Kirche entfernt und damit eine der Banden zerrissen, die die Gegenwart an die Vergangenheit fesselten. Auf diesem Kirchhofe nun versammeln sich die Leute schon vor Beginn des Gottesdienstes, auf ihm lungern sie noch lange nach dem Gottesdienste umher. An denselben stößt das Haus des Cantors, der etwa ein Viertelstündchen nach beendigtem Gottesdienste die Publicanda den Bauern verlies't, indem er dabei im Fenster seines Wohnzimmers liegt. Man wird gewahr, was für Verkäufe und Auctionen

die Woche über stattfinden, nimmt die erforderlichen Bedürfnisse für die Woche beim Kaufmann und wandert wieder dem heimischen Dorfe zu. Vielleicht ist die Kirche der benachbarten Gemeinde nur eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt, während die Kirche des Dorfes mehr wie eine Stunde entfernt ist, aber man scheut selbst bei schlechtem Wetter nicht den längeren Weg; man geht hin, wohin man gehört.

Kleinere Gemeinden haben einen Pfarrer, größere mehrere. Die materielle Stellung der Geistlichen ist unendlich verschieden in den verschiedenen Gemeinden. Das alte gute Pfarrhaus, das analog dem Bauernhause gebaut ist, muß leider vielfach der städtischen Bauart weichen, und zwar zum Nachtheil für Pfarrer und Bauern. Es geht so zu sagen ein Stück Vertrauen verloren, sobald der Landmann in ein städtisches Haus tritt, wie andererseits der Geistliche Art und Weise des Landmannes nicht mehr in dem Grade zu würdigen versteht, seit er nicht mehr ein ländliches Haus bewohnt. Es schwebt ein eigenthümlicher Nimbus um die alte Pfarre, in der schon so viele Seelsorger gelebt, gewirkt haben und gestorben sind. Das wußten in den vierziger Jahren die sächsischen Lichtfreunde vortrefflich zu würdigen, als sie vorschlugen, das dunkle Pfarrhaus zu beseitigen und dafür den Geistlichen mit Geld zu entschädigen. Er könne dann eine regelmäßige, lichtvolle Wohnung miethen, d. h. mit andern Worten, eine Wohnung, in der man nicht fort und fort gestört wird durch die Erinnerung an die Vergangenheit, eine Wohnung, in die sich die Bauern zu ihrem Pfarrer nicht wie zu ihrem Seelsorger, sondern wie zu einem Geschäftsmanne begeben. Die Lichtfreunde haben ihre Absicht nicht durchgesetzt, aber das hat die moderne Zeit fertig gebracht, daß das Pfarrhaus allmählich städtischen Zuschnitt erhält. — Die Einnahmen des Pfarrers werden so ziemlich dieselben sein bei Ihnen in den östlichen Provinzen Preußens, wie bei uns, und wie bei uns, so wird bei Ihnen die moderne Zeit auf Beseitigung der Natural-Lieferungen gedrungen haben. Was von diesem Streben zu halten ist, darüber, glaube ich, sind wir vollständig einverstanden.

In dem Kirchdorfe wohnt ferner der Cantor, außerdem, wie z. B. in dem erwähnten Bünde, auch der Küster der Gemeinde. Der Cantor schreibt am Sonntag Morgen die Gesänge an, die vor und nach der Predigt in der Kirche gesungen werden, stimmt den Gesang an, „hält aus“ und verliest nach dem Gottesdienste, wie bereits erwähnt, die Publicanda. Für Letzteres erhält er von den Interessenten eine bestimmte Summe Geldes. Dasselbe findet statt bei Leichen, die er mit der Schule an der Grenze der eingepfarrten Dörfer und des Kirchdorfes erwartet und unter Gesang zum Grabe begleitet, während bis an jene Grenze die Schule des Dorfes gesungen hat; für das Aushalten aber hat er das Recht, zu sammeln, ähnlich, wie ich das bereits bei dem Schullehrer und dem Feldhüter bemerkt habe. Hier und da hat er auch

wohl das Recht, nicht bloß Korn, sondern auch Eier zu sammeln, wie das z. B. früher in der Gemeinde Hiddenhausen der Fall war. Sie sehen, Verehrtester, wie so der Bauernhof an allen Ecken und Enden in Anspruch genommen wird. Ist der Hof auch noch so groß, wenn das Jahr um ist, so halten sich Einnahme und Ausgabe so ziemlich die Wage, und wenn das der Fall ist, so kann man dem Bauern keinen gegründeten Vorwurf machen. Er würde größere Capitalien, ja häufig große Capitalien anhäufen können, wenn er den Hof vermiethete oder parcellirte und verkaufte und das Geld auf Zinsen ausgäbe, aber dann würden auch viele Menschen bedeutende Ausfälle an ihren Einnahmen erhalten, die Familienglieder aber den Heerd verlieren, an dem sie bei Unglücksfällen schließlich stets gastliche Aufnahme finden. Der Bauer verwaltet seinen Hof zum Nutzen der Familie und der Gemeinde, seine persönlichen Interessen kommen verzweifelt wenig in Betracht.

Die Gruppirung der Dörfer nach Gemeinden hat hier nicht nur in der Anschauungsweise des Volkes, sondern auch in der Wirklichkeit festen Boden, und ist, wie nachgewiesen, durch das Band der Religion geweiht. Anders steht es mit den willkürlich nach der Schablone angefertigten Eintheilungen der Justizverwaltung und der Administration, Eintheilungen, die obendrein alle Augenblicke wechseln und es dadurch unmöglich machen, daß das Volk sich nur einigermaßen in sie hineinlebt. Von den größeren Staaten hat am meisten der preußische experimentirt; seit 1848 hat auch Hannover den von Preußen eingeschlagenen Weg betreten; wird das noch eine Zeitlang so dauern, dann ist das französische Ideal erreicht. Ein wunderliches Ineinandergreifen: die Verfassungsfabrikanten von Anno 1848 haben ihre Arbeiten eingestellt, die Regierungen nehmen sie wieder auf, unbekümmert um die Wirklichkeit, unbekümmert um den Unterschied von Stadt und Land. Im vorigen Jahrhundert schaltete und waltete, um ein Beispiel zu gebrauchen, auf Hiddenhausen der Amtmann Consbruch, ein anderer auf dem Stifte Quernheim, ein dritter auf dem Reineberge u. s. f.: Amtleute, die noch bis auf den heutigen Tag im Munde des Volkes leben, weil sie einst wirklich mit dem Volke verwachsen waren. Die kleinen Gerichte wurden aufgehoben und es entstand das „Land- und Stadtgericht zu Bünde“, aus etwa sieben Assessoren und einem Director bestehend. Man gewöhnte sich allmählich an dasselbe: die Personen wechselten zwar im Allgemeinen, aber es blieb der Director, es blieben einige Räthe, die allmählich mit des Volkes Art und Weise vertraut wurden und dadurch auch das Zutrauen des Volkes erwarben. Abermals ein Wechsel: es entstand aus dem Zusammenwerfen von mehreren Land- und Stadt-Gerichten das große Kreisgericht zu Herford, zu dem nun die Bauern aus meilenweiter Entfernung laufen müssen, wo ihnen Personen und Verhältnisse vollständig unbekannt sind, wo sie mit einem Worte an allen Ecken und Enden rathlos dastehen, wenn sie sich nicht durch einen Rechts-

anwalt vertreten lassen wollen. Das geschieht denn auch häufiger, wie früher. Die Rechts-Anwalte sprechen für und wider Richter, die in der Regel das Volk nicht kennen, bestimmen das Erkenntniß, und der Bauer steht vollständig passiv außerhalb der ganzen Maschinerie, activ nur insofern, als er beim Verluste des Prozesses die Kosten zu bezahlen hat.

Ich habe absichtlich diese drei verschiedenen Eintheilungen der Justiz-Verwaltung erwähnt, weil sie alle drei von alten Leuten jener Gegend erlebt sind und man jeden Augenblick das Urtheil dieser Leute über dieselben hören kann. Fragen Sie ganz alte Leute in Hiddenhausen oder Eilshausen oder Lippinghausen, so werden sie die Zeiten als die besten preisen, in welchen der „alte" Consbruch das Recht in Hiddenhausen handhabte, und die Gründe dafür laufen alle darauf hinaus, daß der „alte" Consbruch in der Wirklichkeit sich bewegte, ein Mann des Volkes war und des Volkes Natur und Lebensverhältnisse eben so gut kannte wie der Bauer. Der alte Consbruch jagte die Quärulanten vom Hofe, dem alten Consbruch lag nichts am Prozessiren, sondern er suchte es unter den Streitenden zum Vergleich zu bringen: diese und andere Redensarten werden zum Lobe der alten Zeit vorgebracht. Leute, die mit dem Land- und Stadtgerichte zu Bünde aufgewachsen sind, loben dasselbe in Hinblick auf das Kreisgericht zu Herford, ja — und das ist sehr bezeichnend! — sie gehen zu einem Rath, der früher in Bünde war, um sich Raths zu erholen, weil dieser Rath besser die bäuerlichen Verhältnisse kenne. Was für eine Thatsache liegt hier nun vor: lobt jeder die Zeit, in der er aufgewachsen ist, bloß weil er sich in die neue nicht gefunden hat, oder ist es wirklich schlechter geworden? Der Unbefangene wird um die Antwort nicht verlegen sein.

Weniger ist mit den Eintheilungen der Administration gewechselt worden: es sind die alten Regierungsbezirke, die alten landräthlichen Aemter heute noch dieselben, wie sie vor vier Decennien waren. Aber Eins hat sich auch hier geändert: daß nämlich früher wenig, jetzt entsetzlich viel geschrieben wird von den Amtmännern, die nicht üble Lust zeigen, die Ortsvorsteher ebenfalls in das Getriebe der Beamtenhierarchie hineinzuziehen. Gelingt das vollständig, dann werden wir in Zukunft in jedem Dorfe eine Registratur finden, vielleicht sogar einen Registrator und mehrere Schreiber. Es ist eine wunderliche Krankheit, diese Sucht zum Schreiben. Seit Decennien hat sie mehr und mehr um sich gegriffen, und wenn sie in dem Verhältnisse noch ferner um sich greift, dann weiß ich in der That nicht, was daraus werden soll. Selbst im Jahre 1848, wo so manches drunter und drüber ging, wurden doch die Bureaustunden pünktlich inne gehalten. Mag regieren, wer da will, aber die Maschine der Schreiberei darf nicht unterbrochen werden. Eine rührende Anhänglichkeit, würdig einer besseren Sache!

Ich habe im Bisherigen in allgemeinen Zügen die Elemente des Bauernhofes, des Dorfes und der Gemeinde angegeben, wie sie in der

Regel sich vorfinden; es giebt aber in den verschiedenen Gegenden auch außergewöhnliche Elemente, und hierüber gestatten Sie mir nächstens einige Zeilen zu schreiben. Denn auch sie sind zu beachten, wenn man einen Totaleindruck niedersächsischen Lebens erhalten will.

Landtagsbilder.

Die Abgeordneten der Grafschaft Mark. — Wentzel. — Lette. — v. Patow. — Graf Schwerin. — v. Auerswald. — Kühne.

Wir wenden uns zur Linken des hohen Hauses. Die Minister könnten ihr im Nothfall die Rechte reichen, des Orts Gelegenheit erlaubt es. Von dem Abgeordneten, der durch seine Reden stets einigen, durch seine Abstimmungen eben so oft den größesten Eindruck macht, denn sein Ja oder Nein klingt wie die Stimme des alten Maulwurfes im Hamlet, vom grauhäuptigen Harkort sprachen wir bereits. Eine Art von Nachklang von ihm, der Abgeordnete Berger, auch ein grauer Mann, sitzt ihm nicht fern. Er kommt ebenfalls aus der Grafschaft Mark, aus dem Lande des Eisens, aus einem Lande treuer Raisonneurs, speculirender Landleute, städtischer Bauern, liberaler Hyperaristokraten, aus einem Lande, das seine Sonderbarkeiten und Gegensätze am naivsten und besten entschuldigen würde, wenn es sich auf sein altes westphälisches Privilegium beriefe. Denn, wie nach dem Ausspruche eines großen Redners der Rechten ein jeder geistreicher Deutsche das Recht hat, „einen Stich zu haben", so darf ein jeder Westphale auf Grund seines Geburtscheines etwas unerklärbar Eigenes darstellen. Die rheinische Art, die nach Westphalen paßt, wie die Faust auf's Auge, hat freilich auf Männer, wie den Abg. Berger, schon Eindrücke ausgeübt, welche der Art der Heimath ganz fremd und unvermittelt bleiben müssen, aber wir wollen hoffen, daß das nur façons de parler sind, angeweheter Staub, der auch wieder verweht. Die Opposition ist unter Umständen eine gute Schule, aber gefährlich bleibt sie immer, wir glauben, auch Harkort weiß davon zu zeugen.

Die eigentlichen Führer der Linken sitzen vorn auf den Bänken, welche den freien Raum vor dem Präsidentenstuhle und der Rednertribüne begrenzen. Auf dem linken Flügel der Linken voran Herr Wentzel, uns schon bekannt, ein allezeit gewappneter Streiter, niemals verlegen, gewohnt, mit den Sätzen und Gegensätzen zu spielen, Liebhaber gewisser kleinen, billigen Formeln, die glatt sind, wie die Murmelsteine, mit denen die Kinder handthieren. Von den sittlichen Entrüstungen des Herrn sprachen wir schon, aber sie gehören so wenig zu der eigentlichen breit gemüthlichen, selbstzufriedenen, unbetrübten Natur des Ab-

pellationsgerichtspräsidenten von Ratibor, daß wir besser thaten, dieser Schattirung seiner parlamentarischen Thätigkeit beiseit zu gedenken. Wie paßt auch hochfliegende Erregung zu diesem kurzen, wohlbeleibten Manne, der seinen dicken Rumpf und auf ihm einen kugelrunden mit buschigem grauen Haar noch wohl versehenen Kopf so behäbig und wohlig auf breiten Schultern trägt, die sich wiederum auf zwei kräftige, meist in die Hosentaschen gesenkte Hände stützen? Hier ist ein Mann, der sich von jedem Vorurtheil frei fühlt, der genau weiß, daß er dies Ding, von dem eben die Rede ist, eben besser weiß, wie alle übrigen, und der sich anerkennungswerther Weise denn auch wirklich die Mühe giebt, die Frage, um die es sich handelt, den Uebrigen zu erklären. Wahrhaftig, nicht seine Schuld, wenn die Trotzköpfe da drüben dann doch anders stimmen, als es sein sollte und sein müßte. Wentzel hat den Scharfsinn des besten Advocaten und die Ruhe eines bureaukratischen Richters, er muß auf seinen Posten in Ratibor ausgezeichnet passen; in Frankreich würde man ihn für einen Pedanten halten, in England wäre solch ein Mann unmöglich, schon seiner Vorurtheilslosigkeit halber.

Nicht fern von ihm Herr Lette, ein Mann, der jeden Tag über zehn Stunden am Pulte sitzen muß, der kein Stäubchen auf seinem Rocke und kein Oehrchen in seinen Schreibbogen dulden kann, ein correcter Mann, fleißig, genau, und die Kenntniß und Befolgung des Einmaleins hält er für eine Tugend, für eine Grundlage der Moralität. Wir kannten rationalistische Landpfarrer, die Herrn Lette ganz frappant ähnlich sahen, eben so redliche, ehrliche, mit der Uhr und dem Winkelmaß lebende Leute, wie er, Männer, die genau wußten, daß sie nicht zu bescheiden und auch nicht zu überhoben waren, da sie vorher das Weltall ausgemessen und darnach ihre Stellung in Zeit und Raum genau bestimmt hatten. Herr Lette könnte über Alles sprechen, aber da die wahre Weisheit die Schranke liebt und er seit langen Jahren die agrarischen Reformen für Preußen betreibt, so liebt er es vorzüglich, seine etwas magere, aber deutliche Stimme dann hören zu lassen, wenn es sich darum handelt, die Grundlagen des preußischen Ackerbaues und der preußischen Viehzucht, zugleich die Ecksteine preußischer Landordnung, anzugreifen. Man hat Herrn Lette vorgeworfen, er huldige einer einseitigen Vorliebe für den Bauernstand, aber nichts ist falscher als das. Sein Geist läßt sich durch Persönlichkeiten, frische, farbige Verhältnisse, markige Realitäten und dergleichen undefinirbare Zufälligkeiten nicht bestechen, er gehorcht nur eigenen Autoritäten, und nur das wird ihn leiten, was er selbst aus den einfachen Kreuz- und Querlinien seines wohlgeplanten selbstersonnenen Systemes abgeleitet hat. Von ihm kann man wie selten von Jemand sagen: „Ein Mann, wie er im Buche steht.“ Seiner äußeren Gestalt nach ist er nur klein und schmal, verräth auch durch seinen ganzen Habitus keineswegs, daß er geneigt sei, dem persönlichen Verkehr sich viel auszusetzen.

Herr v. Patow zieht jetzt unsere Aufmerksamkeit auf sich. Ein breitschulteriger, breitstirniger Mann mit spärlichem Haar. Ein scharfes, gewöhnlich etwas bedecktes Auge. Die Physiognomie und die Haltung spricht Entschlossenheit aus, und aus der Stimme glauben wir abnehmen zu können, daß hier noch mehr Wollen als Vollbringen vorhanden ist. Ein Mann in unerquicklicher Lage. Hoher Beamter vor dem März, in der Tumult-Epoche und auch noch späterhin, ist er jetzt darauf gewiesen, seinen Kohl zu bauen. Der Typus des preußischen Regierungs-Chefs ist ihm in Gesicht und Art dabei tief eingegraben. Sein Geist fliegt nicht, sondern überwindet die Hindernisse schrittweise, vielleicht nicht ohne Mühe und Schweiß, vielleicht auch nicht ohne zu einem gewissen Dilettantismus seine Zuflucht zu nehmen, dem wir allerdings bei vielen anderen Rednern der Kammer viel häufiger, als bei Herrn von Patow begegnet sind. Als parlamentarischer Redner zeichnet sich Herr von Patow keineswegs aus, aber man fühlt, daß er einer Pflicht zu genügen glaubt, wenn er auf die Tribüne zugeht, um in klarer und nüchterner Form die Sache darzulegen und in Lauten und Schattirungen, die wohl öfters Gereiztheit andeuten, den Personen zu zeigen, daß er gewisse Dinge noch nicht vergessen hat. Man rechnet Herrn von Patow unter die Entschieden-Liberalen, aber man sollte doch auch niemals vergessen, daß eine flache Tagesmeinung und ein Mann bis zur Identität niemals zusammenfallen, zusammenfallen können!

Unter den Führern der Linken muß auch Graf Schwerin genannt werden. Er spricht mehr als die übrigen Parteiherzoge im Namen der ganzen Partei, die er dann recht cordial und hübsch seine „Freunde" nennt. Wir möchten als alter Habitué einer gewissen, über dem Wasser gelegenen, nichtsdestoweniger aber durchaus civilisirt europäischen Parlamentsversammlung aber doch dem Herrn Grafen und seinen „Freunden" bemerken, daß dieser Ausdruck für die Herren des Hauses auf dem Hofe eines Hauses am Dönhofsplatze zu Berlin und für ihre gegenseitigen Verhältnisse nicht recht paßt. Wenn die Esquires und Lords zu St. Stephen's sich „Freunde" nennen, wenn sie gar von „Freunden auf der entgegengesetzten Seite des Hauses" sprechen, so hat das einen guten Sinn, einen so tiefen Sinn, daß man bei längerem Hineinschauen die ganze politische und sociale Art Old-Englands darin wieder erblicken kann. Solche „Freunde" im englischen Unter- oder Oberhause, die mit einander stimmen oder auf das Wüthendste einander in die Parade fahren, haben zusammen auf der Schulbank zu Eton gesessen, haben durch entfernte aristokratische Verwandtschaften gemeinsame Anrechte auf gewisse Titel und Erbschaften, haben sich über gewisse Friedensrichteramtscandidaten und tausend niederere Dinge daheim zu vereinigen, sind dicht nebeneinander aus demselben Stamme merkwürdigster britischer Amtsaristokratie emporgesprossen, kurz sind Aequalen, sind: Freunde, weil es dafür kein anderes Wort giebt, mag auch der eine

Tory, der andere Whig oder noch weniger sein. Aber wenn Graf Schwerin von seinen Freunden spricht und dabei den Versuch macht, Herrn Lette oder Herrn Wentzel zärtlich anzusehen, da muß der unparteiische Zuschauer doch wirklich in ein gelindes Nachdenken über den Ursprung dieser Freundschaft verfallen, und wenn ihm dann endlich nichts Besseres einfällt, als eine Situation, in deren Vordergrunde sich ein Berliner Hotelzimmer mit Champagner- und Ungarflaschen befindet, so ist es wahrhaftig nicht seine Schuld. Um wie viel humoriger betreibt da die Rechte ihre Nachahmung englischer Parlamentssitte! und wie fröhlich und heiter lächelt der Mund eines wackern, edlen Herrn auf ihren äußersten Bänken, wenn er in deutscher Uebersetzung sein Hear! Hear! und sein Very good! laut und vernehmlich in die rasche und geistvolle Rede seines Freundes, des jüngeren Abgeordneten für Schievelbein, hintönen läßt.

Den Grafen Schwerin dürfen wir solch einer heiteren Beflissenheit, mit Englands parlamentarischem Costüme Maskerade zu treiben, nicht fähig halten, er ist ein wohlhäbiger, ernster, gesetzter Mann, und auch seine „Freunde" hat er sicher so nur auf das Dictat irgend eines parlamentarischen Lehrbuchs angeredet. Er scherzt nicht, aber ein gutmüthiges Lächeln, ein gutmüthiger Händedruck, eine halbe, wenn auch nicht leichte, freundliche Verbeugung ersetzen bei ihm, und gewiß nicht zu seinem Nachtheile, alle die Courtoisie, welche selbst der beste Witz nur zu ermöglichen vermag. Armes courtoises sind außerdem stets stumpfe Waffen; er dagegen ist trotz seiner Gutmüthigkeit von so ehrlicher Schärfe, daß er schon manchen politischen Widersacher gerade dadurch für sich eingenommen hat. Graf Schwerin, der Enkel des Feldmarschalls, dessen Herzblut die Fahne vor Prag trank, ist ein echter Sohn seiner vorpommerschen Heimath, breit, festgebaut, auf kurzem, breitem Nacken den starken, etwas breiten Kopf, ein gesundes, volles Gesicht, das noch unzweifelhaft wendischen Typus trägt und die uralte vorchristliche Geschlechtstafel des edlen Hauses ergänzt, die Beine raschen Ganges ungewohnt, Beine eines großen Grundbesitzers, der, wo er nicht reitet, langsam durch seine Felder schlendert, hier stehen bleibt, um Saaten zu bewundern und faule Tagelöhner anzudonnern, dort wieder, um einen jungen Baum von Neuem an seinen Pfahl zu binden, oder, mit dem Stocke spielend, einer auf dem Feldwege stehenden Wasserpfütze einen Abzug zum Seitengraben zu bahnen. Die Kunst der Rede kennt Graf Schwerin nicht, er spricht, um ein gutes deutsches Wort anzuwenden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, etwas rauh und derb und scheinbar scharf, so daß Fremde meinen möchten, er könne hier und da ernstlich böse und bissig werden; wer aber dann, wenn der Graf zu Ende gesprochen hat und ein recht heißes Wort gegen den ihm nahe sitzenden Abgeordneten von Gerlach gesagt zu haben scheint, diesen freundlich an seiner Seite mit ihm verkehren sieht und auf beiden Gesichtern das reinste, ungetrüb-

teste Lächeln erblickt, ahnt bald, daß es nur galt, gewisse „Pflichten des Amtes zu üben", und daß dies von hüben und drüben gleicher Weise anerkannt wird. Graf Schwerin war bekanntlich lange Zeit Präsident des Hauses, und ein geschickter Präsident. Er benutzt noch heut seine große und im kleinsten Detail bewanderte Geschäftskenntniß, um seinerseits den Gang der Debatte zu ebnen; wer ihn aber bei dieser Hülfsleistung beobachtet, sollte wirklich meinen, er beneide den gegenwärtigen Präsidenten ein wenig um sein schwieriges Amt, und doch ist es nur der Eifer um die Sache, der dann in ihn fährt und ihn, der überhaupt nicht fein und bemessen zu reden weiß, zu den kurz abgebrochenen, stoßartig versandten Bemerkungen treibt, in denen er die Erinnerungen und Resultate seines parlamentarischen Regimes zum Besten giebt. Seine Stellung als Abgeordneter darf nicht zu hoch angeschlagen werden, doch müssen wir, um nicht parteilich zu sein, bemerken, daß seine franke, kurz angebundene Art, auch nach dem Ministertische hin zu sagen, was er für die Wahrheit hält, ihm im großen Publikum viele Freunde gemacht hat.

Wir haben alle Führer und hervorragende Politiker der Linken genannt, kurze Erwähnung verdienen nur noch Herr v. Auerswald, der Vorgänger des Oberpräsidenten v. Kleist-Retzow in Koblenz und der alte Herr Kühne, der kluge Finanzmann, der alle Positionen unserer Tarife und alle Erträge unserer Steuern seit Jahrzehnten, Zahl für Zahl neben einander geordnet, im Kopfe hat. Herr v. Auerswald hält vom Sprechen nicht viel, er schweigt, sinnt und stimmt gegen das Ministerium, und wir glauben, daß diese feine, receptive Natur, die zum Parlamentarier gar nicht paßt, das Höchste, dessen sie unter diesen Verhältnissen fähig ist, gethan hat, Herr Kühne dagegen, ein fester alter Herr mit kantiger und knorriger Stimme ohne Redner-Talent, aber mit einem derben und durchaus gerechtfertigten Bewußtsein seiner Bedeutung, seines Wissens, seiner großen Erfahrungen ausgestattet, ist dem Hause von großem Nutzen. Er pflegt nur in Finanzfragen zu sprechen, meist nicht zur Erbauung des Ministeriums, stets zur Belehrung des Hauses. Schade, daß er ein politischer Doctrinär ist.

Das nächste Mal die katholische Fraction.

Unus e multis.

[Das Erblühen Westphalens.] Wie die königliche Regierung zu Arnsberg so eben anzeigt, betrug die Summe der Gesammteinlagen in die achtunddreißig Sparkassen ihres Bezirkes am Schlusse des Jahres 1855: 4,162,223 Thaler, und am Schlusse des Jahres 1856 schon 4,932,800 Thaler, also am Schlusse des letzten Jahres mehr: 770,577 Thaler. Das ist doch wohl ein deutliches Zeichen von dem

Aufschwunge jener Gegenden, in denen Kohle und Eisen zu Tage gefördert werden, um eine jährlich fruchtbarere Verbindung einzugehen. Hoch oben in der Reihe der Sparkassen steht die des uralten, einst reichsfreien Dortmund, dessen alte Vehmlinde mit dem Reichsadler auf dem steinernen, unter ihr stehenden Gerichtstisch noch von der Größe und Hoheit der Stadt zeugt. Dortmund ist jetzt als Sitz mehrerer Bergwerks- und anderer Actiengesellschaften auf dem besten Wege, wieder zu alter Bedeutung zu gelangen. Seine Sparkasse hatte Ende 1855: 711,653 Thaler Einlage, Ende 1856 832,103 Thaler, also über hunderttausend Thaler mehr. Darauf folgt Soest, mitten in der fetten Börde gelegen, welche die Scheuren und Beutel des Landmannes in den letzten Jahren so reich gefüllt hat, es hatte in seiner Sparkasse Ende 1855: 653,932 Thaler, Ende 1856: 711,208 Thaler. Auch Lippstadt (328,362 Thaler), Hamm (317,300 Thaler), Arnsberg (274,013 Thaler), Unna (261,000 Thaler), Werl (259,000 Thaler) zeigen ansehnliche Summen. Am meisten haben die Sparkassen in den Bergwerksgegenden zugenommen, die in Witten in einem Jahre fast um das Vierfache (12,000—44,000), die in Bochum um das Doppelte (65,000—131,000). Diese Zahlen bestätigen von Neuem, daß die Provinz Westphalen in einem Aufschwunge und in einer Entwickelung ihres Reichthums begriffen ist, welcher in der Geschichte des civilisirten Europas kaum eine Parallele finden wird.

[Pariser Armenstatistik.] Die natürliche Bewegung der französischen Geldwirthschaft mußte und muß dahin führen, daß die Stufenfolge des Wohlstandes und mit ihr der goldne Mittelstand, der eigentliche Humus der Volkswirthschaft, verschwindet und an ihre Stelle ein Gegensatz der bittersten und unversöhnlichsten Natur — ganz Reiche und eine ungeheure Masse ganz Armer — tritt. So zeigte sich schon seit Jahrzehnten die Gesellschaft vor Allem in Paris, ähnlich im übrigen Frankreich. Der kaiserliche Socialismus erschrak vor diesem Zerrbilde, aus dessen Rahmen die ewige Revolution die geballte Hand hervorstreckte. Er begann deshalb, auf künstlichem Wege die ganz Armen so weit als möglich zu bereichern. Die Bäckereikassen, die kostspieligen Neubauten und Einreißungen alter Straßen in Paris waren erste Mittel zu diesem Ziele, und diese Mittel haben — es ist überraschend — doch wenigstens für den Augenblick einen Erfolg gehabt, wie die Pariser Armen-Statistik, welche sich im „Moniteur" vom 2. April befindet, zeigt.

Die mitgetheilten officiellen Zahlen zeigen, daß die Zahl der in den Wohlthätigkeits-Bureaux eingeschriebenen Armen in Paris (6 pCt. der Bevölkerung) während der letzten sechs Jahre nicht unwesentlich abgenommen; man zählte nämlich im Jahre 1850 auf 1,034,196 Einwohner 63,133 Arme oder 1 zu $16,_{3}$, während man 1856 auf 1,151,879 Einwohner nur 69,424 Arme oder 1 zu $16,_{59}$ fand. Diese Zahlen bestätigen übrigens nur eine schon von vorn herein bekannt gewesene Thatsache. Wer sich ein wenig in Paris umgesehen, weiß hinlänglich, daß das eigentliche Proletariat sich vermindert, da gerade für die untersten Klassen durch die zahlreichen, fortwährend Arbeit sichernden Neubauten, durch die vom Kaiser und von der Stadt subventionirten ökonomischen Speise-Anstalten u. s. w. vielfach gesorgt wird. Diese Besserung ist gewiß sehr erfreulich; nur zeugt sie so wenig, als die rasche Bereicherung mehrerer unserer modernen Finanzgrößen, von einer allgemeinen Zunahme des Wohl-

standes unter dem Kaiserreiche. An den beiden äußersten Endpunkten mag es besser geworden sein, aber die große Masse des Mittelstandes leidet fühlbar unter der anhaltenden Geschäftsstockung und der ihr zur Seite gehenden Vertheuerung aller Lebensbedürfnisse. Wie bedeutend diese letztere namentlich für den Wohnungsbedarf ist, davon giebt übrigens auch die Moniteur-Statistik einen schlagenden Beleg. Vor 20 Jahren, d. h. im Jahre 1835, lebten 4163 der Armen-Familien in Wohnungen von 50 Frs., während heute auf 29,630 unterstützte Haushaltungen nur 2054 mit 50 Frs. Jahresmiethe ausreichen; die übrigen mußten diese Summe übersteigen und zwar sind darunter über 15,000 Familien, welche zwischen 100 und 400 Frs. Miethe zahlten. Um diese Zahlen richtig zu würdigen, darf nicht übersehen werden, daß im Durchschnitt die unterstützten Familien nicht gerade mit Kindern sehr überladen und dadurch zur Aufnahme größerer Wohnungen genöthigt sind. Es ist vielmehr überraschend, daß unter den 29,630 unterstützten Haushaltungen weit über zwei Drittel gar keine kleinen Kinder, und nur 6000 Haushaltungen mehr als zwei Kinder haben. Bemerkenswerth ist auch, daß von den 29,630 unterstützten Familien nur ein Viertel aus gebornen Parisern besteht, der Rest dem übrigen Frankreich und (1729) dem Auslande angehört.

Aus diesen Daten geht hervor, daß in Paris gegenwärtig allerdings viel für die Armen, sowohl zu ihrer Unterstützung als zu ihrer augenblicklichen Erhebung geschieht, aber eben so auch zeigt schon die Steigerung der Miethen, die bei dem Verschwinden des mittleren Bürgerstandes und seiner Hausbesitzungen dort immer mehr als Zins des großen Capitales und des großen u. A. auch auf Häuser speculirenden Capitalisten betrachtet werden müssen, daß der Arbeiter, dessen Lohn doch keinenfalls seit zwanzig Jahren im Verhältniß mit den Miethen gestiegen ist, seinen Verdienst wiederum in die großen Börsen abfließen lassen muß, daß also auch die künstlichen Mittel des kaiserlichen Socialismus am Ende wenig helfen werden. Zu bemerken ist schließlich, daß die oben mitgetheilten officiellen Zahlen auf Genauigkeit keinen Anspruch machen können, schon weil sie nur die bei den Wohlthätigkeits-Bureaux eingeschriebenen Armen, — und unter ihnen befinden sich wohl nicht die Aermsten, — berücksichtigen.

[Eine hebräische Zeitung in Preußen.] Der Rabbiner L. Silbermann zu Lyck in Ostpreußen giebt seit dem Anfang dieses Jahres eine politische Zeitung in hebräischer Sprache heraus. Sie wird zu Johannisburg in Ostpreußen bei A. Gonscharowski gedruckt. Dies seltsame Unternehmen — es führt den Titel המגיד (der Verkündiger) und als Motto den Vers Sacharjä: "Und sie lieben die Wahrheit und den Frieden" — hofft seinen Leserkreis in dem Gebiete des alten Polens, in welchem die Juden im Gegensatz gegen das übrige Europa merkwürdig gediehen sind, zu finden. (Von den 853,000 Juden Oesterreichs leben in Galizien und Ungarn gegen 680,000 Juden; von den 227,000 Juden Preußens in Ost- und Westpreußen und Posen gegen 100,000; von den fast anderthalb Millionen Juden Rußlands wohl jedenfalls auch mehr als die Hälfte in dem russischen Polen, so daß sich um das Wassersystem der Weichsel gegen anderthalb Millionen des Volkes der Zerstreuung zusammendrängen.) In diesen Gegenden hat bekanntlich das Hebräische, allerdings mannichfach verstümmelt und verschlechtert, noch gewissermaßen den Charakter einer lebenden

Sprache bewahrt, wird im kaufmännischen Verkehr, auf Wechseln, Frachtbriefen, in Kauf-Urkunden ꝛc. noch gebraucht und zwischen Juden fast ausschließlich gesprochen. Die neue Zeitung räumt Rußland den ersten Platz ein und huldigt der Milde Kaiser Alexander's II., der die Beschränkung der hebräischen Druckereien in Rußland und das Verbot, hebräische Bücher in Rußland einzuführen, aufgehoben hat. Außer den politischen Nachrichten aus Rußland, Preußen und Frankreich befinden sich in der Zeitung auch naturwissenschaftliche Berichte, in denen für Ausdrücke, wie „Sauerstoff, Kohlenstoff" ꝛc. wohl mit Mühe die entsprechenden Ausdrücke gefunden sind. Natürlich fehlt auch nicht ein ganz hebräisch abgefaßter Bericht über den Stand der Wechsel-, Fonds- und Geld-Course; aber wenn auch die ganzen Zahlen im Hebräischen durch die Buchstaben des Alphabets ausgedrückt werden, so sind wir doch neugierig, zu erfahren, wie die Brüche dargestellt werden sollen.

Aus der Hauptstadt.

— Das Werden der Weltstadt. — Scandal und Mord. — Die Göttin „Geld". — Oasen in Berlin. — Ph. Wackernagel. — Riehl. —

Berlin, 23. April. Die große Zeit der Theater und aller winterlichen Kunst ist vorüber, die Sitzung des Landtags geht ihrem Ende entgegen, bald wird die Gesellschaft Berlins einen anderen Charakter annehmen müssen, einen stillen, bescheidenen Charakter, Angesichts dessen man versucht sein wird, zu vergessen, wie sehr der verflossene Winter den weltstädtischen Typus unserer schönen Hauptstadt gestärkt hat. Berlin zeigte sich in der letzten Saison mehr denn je als das Centrum der Monarchie, vom Rhein und aus Westphalen und aus Posen und Schlesien kamen hier zahlreiche Familien der ersten Stände an, um für einige Zeit in der Nähe des Hofes, in der Mitte eines großartigen Verkehrs, im Glanze der Stadt der Eleganz zu residiren. Die Prachtbauten, welche in Berlin im vorigen Jahre vollendet waren, entsprachen den gesteigerten Bedürfnissen, die großen Ausstellungen des Luxus in den prächtigen Marmor-, Bronze-, Juwelier- ꝛc. Läden fanden nicht bloß Bewunderer, sondern auch Käufer, und wir wünschten wohl im Stande zu sein, den Lesern eine „Phantasie" vorzuführen, in welcher ein Berliner von vor fünfzig Jahren durch das moderne Berlin wandelt und das Alte mit dem Neuen vergleicht, um die gewaltige Umwälzung der socialen Verhältnisse dieser Stadt recht anschaulich machen zu können.

Auf die hohe politische Bedeutung, welche diese Veränderung hat, erst hinzuweisen, ist nicht nöthig. Je mehr eine Stadt des Landes alles Beste, Schönste, Erlesenste in sich vereinigt, ein desto sicherer Auszug und Spiegel des ganzen Landes wird sie, desto mehr aber kommt sie auch dahin, das Land auszusaugen, desto leichter geschieht es auch, daß ihre complicirten Verhältnisse stillschweigend als ein Abbild derer des ganzen Landes betrachtet werden und darnach die Ansicht der Regierung vom Lande sich gestaltet, und daß andererseits der Wille und der Einfluß solch einer Stadt schnell den einer ganzen Provinz aus der Wagschaale wirft . . .

Die Chronik Berlins liefert uns, trotz der Beendigung der Saison, einen reichen Stoff. Wir schweigen von scandalösen Prozessen, in denen

ein „Adonis" eine eigenthümliche Rolle spielt, wir lassen auch das sumpfige Terrain der Börse, auf welche sich heut so viele Verwünschungen richten, liegen, wir gehen an einem erschütternden Selbstmorde vorüber, den ein hiesiger angesehener Beamter an sich verübte, weil er pensionirt werden sollte und von der Summe seiner Pension nicht glaubte leben zu können; wir erfahren Details eines Mordanfalles, am hellen Mittag in einer Parterrestube unter den Linden Angesichts einer dichten Menge froher Spaziergänger auf einen jüdischen Geldwechsler gemacht, und von einem Manne, der in Actienspeculationen sein ganzes Vermögen verloren hatte. Und überall und überall aus den Betrugsprozessen, aus den Scandalen der Salons, aus den Selbstmorden und Mordanfällen tritt uns eine und dieselbe Gestalt entgegen, ein freches, hochaufgeputztes Weib, die Göttin der Meisten, der Abscheu Weniger, das Geld. Wer findet es befremdend, wenn man versucht wird, Jugurtha's Wort gegen Rom von dieser Stadt zu wiederholen. . . .

Aber mitten in dieser Welt des industriellen und commerciellen Troubles haben sich doch noch liebliche Oasen erhalten, stille Sitze der Andacht, der Kunst und der reinen Freude im Geiste, duftige Gärten mit sauberen Wegen und heiteren Ruheplätzen, und wer sie nur mag, der findet sie schon.

Wir hatten in dieser Woche zwei Gäste, welche uns zu solchen Oasen führten, es war Philipp Wackernagel, der hochpoetische Mann des Volkes, der Volkssprache und der Volkslieder, der Natur und der Geschichte und der Kunst. Er kam aus dem grauen, einförmigen Elberfeld wieder einmal hierher in seine Heimathstadt, wo er mit seinem Bruder Wilhelm die tiefen Studien begonnen hat, aus denen heraus der Eine eine neue Behandlung der deutschen Literaturgeschichte, der andere eine Rettung des Reichthums unserer Kirche an Lied und Sang und daneben für sich die schöne und volle Gestalt eines harmonisch in sich geschlossenen Menschenlebens gewonnen hat. Wackernagel arbeitete hier auf der königlichen Bibliothek, und manch vergilbtes Gesangbuch ging durch seine Hand, das er um den correcten Text eines alten mächtigen Liedes fragte, um davon für sein großes epochemachendes Buch über das deutsche Kirchenlied, dessen erster dicker Band uns schon vorliegt, Nutzen zu ziehen. Wackernagel zeigt Spuren des Alterns, sein Haar wird dünn, aber noch immer bleibt ihm der schöne, zartgestaltete Kopf mit dem leuchtenden Auge, der einst in den Kreisen, wo die Chamisso und die Achim Arnim weilten, glänzte.

Mit Wackernagel kam Riehl, der Geschichtsschreiber des Volkes, aus München zu uns. Er ist von Wiesbaden her ein alter Bekannter des erstern, er redigirte dort eine Zeitung, während Wackernagel der dortigen Realschule vorstand. Die Persönlichkeit Riehls bot uns eine schöne Erläuterung zu seinen Schriften. In der Art, wie er dort fein und sauber Bemerkung an Bemerkung fügt und dann, gleichsam mit lächelndem Blick ein zierliches Mosaik überschauend, doch endlich einen verbindenden Gesammtzug durch die Einzelnheiten hin erspäht und diesen mit gewandtem Pinsel hervorhebt, wirkt er auch in seiner körperlichen Erscheinung und in der Weise seines Gespräches. Ein Kopf voll schöner Linien, die Stirn in ihrem oberen Theile emporgewölbt, lichteres Haar, als wir sonst beim Süddeutschen finden, feste, aber gewandte Haltung des mittelgroßen Körpers, leicht und zierlich an Hand und Fuß, so fanden wir den gemüthvollen Mann. Seine Stimme ist fest und geht in die Tiefe, an seiner

ganzen Art merkt man, daß er gewohnt ist, den Menschen und Dingen ins Auge zu sehen. Das macht, daß er ein geborner Wandersmann ist und den Fußpfad über die steile Alp und hinab in das schmalste und schroffste Felsthal kennt. Er macht seine Studienreisen stets zu Fuß und so kommt er dem Volke nahe, wie selten ein Forscher. Er hat jetzt drei Sommer hindurch die Pfalz durchstreift und wird uns die Resultate seiner dortigen Beobachtungen demnächst in einem größeren Buche vorlegen. Die Berliner Revue wird ebenfalls in nächster Zeit einige seiner interessanten Arbeiten veröffentlichen.

Riehl ist in Bieberich bei Wiesbaden geboren, und er schreibt dem Umstand, daß er von kindauf täglich den Marsch von Bieberich nach Wiesbaden zur Schule machen mußte, seine Wanderlust und Wanderkraft zu. Er ist stolz darauf, nicht dem fränkischen Stamm, unter dem er geboren, anzugehören, sondern ein Allemanne zu sein, der Ursprung seiner Familie ist Straßburg. Sein Großvater, der wie sein Vater an einem der kleinfürstlichen Höfe des vorigen Jahrhunderts lebte, kam von daher über den Rhein. Riehl fand hier in Berlin viel Freunde, und er hat noch mehr mit sich genommen.

Wappen-Sagen.

Leipziger.

Bei Dommitsch*) auf der Haide,
Da flog manch Banner gut,
Da focht im Eisenkleide
Manch junges Edelblut.

Herr Friedrich war's von Meißen,
Der sich des Kampf's befliß,
Der thät wohl anders beißen,
Als ihn die Mutter biß.

Ihm kämpfte gegenüber
Von Anhalt Eberhard,
Manch helles Auge trüber
An jenem Tage ward.

Der Meißner stürmt die Schanze,
Drin hart der Eber lag,
Da klang im blut'gen Tanze
So laut der Schwerter Schlag!

Wie kühn der Meißner stürmet,
Der Anhalt hält ihn an,
Und Leichenhügel thürmet
Der speergewalt'ge Mann.

Der Sturm ist abgeschlagen,
Der Markgraf zieht zurück,
Umsonst sein kühnes Wagen,
Heut lächelt ihm kein Glück!

*) Friedrich mit der gebissenen Wange, bekanntlich biß ihn seine Mutter im Trennungsschmerz in die Wange, schlug 1294 auf der Ebene von Dommitsch, nördlich von Torgau, den Grafen Eberhard von Anhalt.

Er mochte nicht mehr fechten,
Viel Leute er verlor,
Da sprengt mit hundert Knechten
Der Stern von Leipzig *) vor.

Da riefen laut die Hörner
Auf blut'ger Siegesbahn;
Kühn jagt der stolze Sterner
Auf hohem Roß voran;

Er bricht des Feindes Reihen
Mit seinem guten Schwert,
Dem Tode thut er weihen
So manchen Kämpen werth.

Wie sie zum Kampfe sprangen!
Sie stritten Mann an Mann,
Graf Anhalt ward gefangen,
Der Sterner hielt ihn an. —

Bei Dommitsch auf der Haide
Des Meißner's Banner fliegt,
Da hat ein neu Geschmeide
Der Sterner sich ersiegt.

Der Markgraf schlug zum Ritter
Den kühnen Edelmann,
Der in dem Kampfgewitter
Den höchsten Preis gewann;

Den Fuchs im Wappenschilde,
Der sich zum Sprunge reckt,
Hat er zum Ehrenbilde
Mit Federn ihm besteckt;

Mit Federn von dem Hahne,
Denn trutzig wie der Hahn
Der Sterner mit der Fahne
Zum Siege flog heran.

Die von dem Sterner stammen,
Ein hochgemuth Geschlecht,
So kühn in Kriegesflammen,
Im Frieden mild und recht,

Von Dommitsch auf der Haide
Bis auf den heut'gen Tag
In Freuden wie im Leide
Das rechter Ehren pflag.

---

*) Henricus Stella, Heinrich von Leipzig, genannt der Sterner; warum er so heißt, sagen die Chronisten nicht. „Leipziger" ist nur ein anderer Ausdruck für: „Der von Leipzig", der später stereotyp geworden ist. Heinrich von Leipzig, genannt der Sterner, war Einer der Feldhauptleute des Markgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange.

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Der Staatshaushalt und die innere Politik.

Der Landtag hat den Gesetzes-Vorlagen wegen Einführung einer allgemeinen Gebäudesteuer und wegen Erhöhung der Salzsteuer die verfassungsmäßige Zustimmung versagt.

Niemand wird sich der Bedeutung dieses Ereignisses verschließen können, sowie der Ueberzeugung, daß Preußen wiederum an einen Wendepunkt in seinem Verfassungsleben gelangt sei. Die Fragen drängen naturgemäß sich auf: Wie ist das Votum unseres Landtags zu verstehen? Kann die Regierung bei ihrem bisherigen System der innern Politik beharren? Welche neue zukunftreiche Bahnen der Entwickelung bieten sich uns dar, und welche Schritte sind bei Betretung derselben zunächst zu thun? Die Beantwortung dieser hochwichtigen Fragen ist nur unter Berücksichtigung der großen Reformen möglich, denen Preußen seit einem halben Jahrhundert unterlegen hat, sowie des Einflusses, den dieselben auf Verwaltung und Staatshaushalt üben mußten.

Als die Hohenzollern die Macht des Adels gebrochen, das absolute Regiment eingeführt, dadurch die Staatsgewalt concentrirt und Preußen als Großmacht begründet hatten, hüteten sie sich gleichwohl, die feudalen Grundlagen zu zerstören, auf denen das wirthschaftliche, das sociale und das localpolitische Leben der Nation beruhete. Denn vermöge dieser Grundlagen ward den engeren Staatskreisen: den Corporationen, Gemeinden, Dominien, Kreisen und Provinzen diejenige wirthschaftliche und politische Selbstständigkeit gewahrt, die mit der einheitlichen Macht des Centralstaats vereinbar ist, die Selbstverwaltung blieb diesen engeren Staatskreisen erhalten. Der Regierung erwuchs daraus der große Nutzen, daß die Local- und Provinzial-Verwaltung ihr keine Ausgaben verursachte, daß der Staatshaushalt nur die Kosten für Unterhaltung der Armee und der Centralbehörden, sowie für Erhebung der Zölle und indirecten Gefälle zu tragen hatte. Die Kriegs- und Domainen-Kammern waren im Wesentlichen Organe der Militair-, der Steuer- und der gutsherrlichen Polizei-Verwaltung. Diese überaus wohlfeile Administration macht es erklärlich, daß der große Friedrich bald nach Beendigung des siebenjährigen Krieges Millionen zu Prachtbauten und zu großartigen Landesmeliorationen verwenden konnte, daß

er einen gefüllten Staatsschatz und das Land in der blühendsten Lage hinterließ.

Mit den durch das Edict vom 9. October 1807 angebahnten Reformen wurden die Grundlagen der mittelalterlichen Wirthschafts- und Social-Verfassung und damit zugleich die corporativen, localen und provinziellen Verwaltungs-Organe zerstört. Da inzwischen das Administrations-Bedürfniß befriedigt werden mußte, wenn die öffentliche Ordnung erhalten werden, die Gesellschaft fortbestehen sollte, so mußte der Staat die Verwaltung durch seine besoldeten Beamten und auf seine Kosten besorgen lassen. An die Stelle der corporativen, der ehrenamtlichen, der auf Realverpflichtung beruhenden Verwaltung trat überall das bureaukratische Regiment. Damit wurden die Bedürfnisse des Staatshaushalts in eminenter Weise gesteigert — um so mehr, als die besoldeten Beamten durch ein wohlorganisirtes Controlsystem zur Pflichterfüllung angehalten und darin überwacht werden mußten, was nicht nothwendig war, so lange die Verwaltung in den Händen derjenigen lag, die — zum Schutz ihres Eigenthums — bei Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung wesentlich betheiligt waren.

Ein neuer und sehr erheblicher Zuwachs an Staatsarbeit entstand gleichzeitig dadurch, daß das seit 1807 in Preußen durchgeführte Reformwerk — auf den Socialprincipien von 1789 beruhend — die bisher bestandene gesellschaftliche Gliederung aufhob, daß die organisirte Gesellschaft durch die atomisirte ersetzt wurde. Das allgemeine gleiche Staatsbürgerthum, das unbeschränkte freie Grundeigenthum, die absolut freie Ausübung der Facultäten des Individuums (vergl. Bd. 1 S. 2 der „Berliner Revue") wurden die Grundlagen der modernen Gesellschaft, und in Folge dessen die freie Concurrenz, der Kampf Aller gegen Alle, das ungezügelte Walten oft übermächtiger Privatkräfte. Die Gesellschaft konnte unter solchen Umständen nur noch durch eine starke Staatsgewalt äußerlich zusammen gehalten werden, was wiederum eine erhebliche Mehrung der besoldeten Beamtenschaft und eine entsprechende Belastung des Staatshaushalts zur Folge haben mußte.

Eine weitere Steigerung dieser Belastung trat endlich auch dadurch ein, daß in Folge seiner ruhmreichen Geschichte und der allgemeinen Begeisterung für die großen Zwecke des Staatslebens dem letzteren ein sehr erhabenes — ein ideales Ziel gestellt ward. Jedermann und insbesondere der hochgebildete Beamtenstand war von dem Bewußtsein durchdrungen: Preußen müsse nach allen Richtungen hin ein Musterstaat sein, wenn es seine Stellung als Großmacht behaupten, seine weltgeschichtliche Mission erfüllen solle. Das Streben nach dem erreichbaren Besseren erschien demnach ungenügend, überall sollte das absolut Beste erreicht, Opfer und Kosten dabei nicht berücksichtigt werden. Auch wurden Gegenstände in den Kreis der staatlichen Fürsorge

hineingezogen, welche andere Regierungen den Privaten und Gemeinden glaubten anheim geben zu dürfen. So entstand z. B. mit immensem Aufwand ein vom Staate decretirtes und geleitetes Volksschulwesen, dessen Erfolge diesem Aufwande vielfach um deshalb nicht entsprechen, weil das System der Handwerks- und Wanderlehrer auch in den dünnbevölkerten, ärmeren Landestheilen ungenügend erachtet wurde, überall sorgfältig herangebildete Seminaristen für größere Schulbezirke bestellt wurden — während rauhes Klima, ungenügende Bekleidung, schlechte Verbindungswege den Schulbesuch im Winter hinderten, im Sommer aber die Schuljugend beim Viehhüten rc. nicht entbehrt werden konnte, nachdem die Gemeinweiden aufgehoben worden. (Vergl. den Artikel: Die Doctrin und die Verwaltung, Bd. 1. der „Berl. Revue".)

So ward die absolute Trennung der Justiz und der Administration durchgeführt, für den kleinsten Ort mußte ein abgesonderter Gerichts- und ein entsprechender Verwaltungsapparat hergestellt werden, oder man vereinigte mehrere Ortschaften zu gemeinsamer Gerichts- und Verwaltungspflege, d. h. die ortsobrigkeitliche Gewalt ward aufgehoben. Die Folgen der auf die Spitze getriebenen Arbeitstheilung traten auch bei der Staatsarbeit ein, die dabei beschäftigten Beamten verloren mehr und mehr die Uebersicht der Gesammtverhältnisse, sie konnten auch durch gelehrte Bildung nicht vor der Einseitigkeit bewahrt werden, welche bei den Fabrikarbeitern als Folge der Arbeitstheilung überall hervortritt. Indem die nach idealem Streben außerordentlich erweiterten und zugleich vielfach getheilten Staatsressorts fast ausschließlich der besoldeten Beamtenschaft anheimfielen, lag es in der Natur der Dinge, daß die so massenhaft erschaffene Staatsarbeit nur durch eine äußerst zahlreiche Beamtenschaft bewältigt werden konnte, daß dadurch der Staatshaushalt in beispielloser Weise belastet werden mußte.

Dazu kommt, daß der von philanthropischen Gefühlen und philosophischen Ideen beherrschte Zeitgeist sich auch im Uebrigen auf die Gesetzgebung Einfluß zu schaffen wußte. Die Menschenwürde sollte überall geachtet bleiben, selbst bei Personen, die sich durch Betrug, Diebstahl oder Raub derselben entkleidet haben — es durften nur Freiheitsstrafen, wenn auch oft von übermäßiger Dauer, Anwendung finden, was massenhafte Gefängnißbauten und entsprechende Belastung des Staatshaushalts für Unterhaltung der Strafgefangenen nothwendig machte — so wie sehr ansehnliche Etatsüberschreitungen in Theuerungsjahren. Die Philanthropie erzwang überdies eine auskömmliche Armenpflege, selbst an erwerbsfähige Personen, sobald diese dem Nothstande verfallen, während sie gleichzeitig verhinderte, daß der absolut freien Ausübung der Facultät des Individuums in Beziehung auf Familienbildung rc. irgend Schranken entgegengestellt oder sie auch nur der gesetzlichen Regelung unterworfen wurde. Die hierdurch dem erwerbenden und producirenden Theil der Bevölkerung zufallende Belastung mußte dessen Steuerkraft in

hohem Maße lähmen. (Vergl. den Artikel: Die Doctrin und die Bevölkerung, Bd. 1. S. 314 der „Berl. Revue".)

Fassen wir hiernach zusammen, daß die Auflösung der feudalen Agrar-, Gewerbs- und Socialverfassung die Vernichtung der damit verbundenen Verwaltungs-Organe zur Folge hatte, daß in der der organischen Gliederung entbehrenden Gesellschaft das Administrationsbedürfniß progressiv anwachsen mußte, daß bei Befriedigung desselben im bureaukratischen Wege ideale Zwecke verfolgt, die Grenzen der Staatsthätigkeit weit in das Gebiet des Privat-, resp. des Gemeindelebens verlegt wurden, so ist es vollkommen erklärlich, daß die Zahl der besoldeten Beamten sich in dreißig Jahren verdoppelt hat, daß wir heute fast so viel Justizbeamten haben, als noch im Jahre 1819 überhaupt Beamten existirten, daß die Civilbeamtenschaft nicht weniger kostet als — mit Ausnahme des Materials — die gesammte Armee. Unter Berücksichtigung der übermäßigen Belastung des Staatshaushalts durch das einseitige Strafverfahren kann es hiernach nicht überraschen, daß ein Budget von 120 Millionen Thalern sich unzureichend erweis't, daß die Regierung sich in die Nothwendigkeit versetzt sieht, die Anforderungen an die Steuerkraft fort und fort zu steigern.

Liegen aber die Ursachen unserer finanziellen Bedrängniß klar vor Augen, so kann auch über die Bedeutung kein Zweifel obwalten, welche dem ablehnenden Votum des Landtages beizulegen ist. Dasselbe hat einfach aussprechen wollen, daß das bureaukratische Administrations-System in seiner bisherigen Ausdehnung nicht haltbar, für die Dauer nicht durchführbar, daß eine gründliche Reform desselben unabweisbar geboten sei. Und diese Ueberzeugung haben auch wir, seit Begründung dieses Blattes, mit Entschiedenheit vertreten. Es folgt daraus zugleich, daß von Ersparnissen innerhalb des bestehenden Systems nur ein geringer Erfolg zu verhoffen ist, daß davon nur momentane Abhülfe erwartet werden darf. Auch hat in der That die peinlichste Revision des Ausgabe-Budget keine nennenswerthen Erfolge gehabt, sie hat im Gegentheil bewiesen, daß die preußische Finanzverwaltung den altbegründeten Ruhm der Sparsamkeit zu wahren gewußt hat.

Fragen wir dagegen, in welchem Sinne und nach welchen Richtungen hin das unzweifelhaft nothwendige Reformwerk durchzuführen sei, so geben die bisherigen Erfahrungen auch darüber einen ganz unzweideutigen Aufschluß. Diese Erfahrungen haben gelehrt, daß die Administration zu einer krankhaften Entwickelung gelangen, daß sie ihre Zwecke verfehlen müsse, sobald sie außerhalb der Gesellschaft stehend und ohne Rücksicht auf die Zustände und Bedürfnisse derselben ihre Bahnen verfolgen will. Die Administration ist vielmehr überall ein Product der Gesellschaft, — ist diese krank, so muß auch sie kranken. Sie kann ihre großen Aufgaben nur innerhalb der gesunden Gesellschaft erfüllen, nur in dieser wird sie sich auf ein Minimum von Kräften reduciren, mit dem

geringsten Kostenaufwand bestreiten lassen. **Die Reform der Administration muß sich überall als zwecklos erweisen, sofern sie nicht in der entsprechenden Reform der Gesellschaft ihre Grundlage findet.**

Wir haben aber gesehen, daß in Folge der Zerstörung der gesellschaftlichen Gliederung, des gesellschaftlichen Organismus, in Folge der Auflösung der Gesellschaft in Atome, die nur durch äußere staatliche Zwangsgewalt zusammengehalten werden können, das Administrations-Bedürfniß so riesige, den Staatshaushalt untergrabende Dimensionen angenommen hat. Man wird daher vor Allem auf Herstellung einer anderweiten gesellschaftlichen Organisation — den Bedürfnissen der Zeit und den großen Zwecken des Staatslebens entsprechend — Bedacht zu nehmen haben. Und dahin wird man nur gelangen können: durch definitiven Bruch mit den Social-Principien von 1789, mit den liberalen Doctrinen, durch strenges Festhalten an den Grundgesetzen der conservativen Politik. Daher vor Allem: gesetzliche Regelung der Familienbildung, Herstellung befestigten Grundbesitzes, des corporativen Lebens. Indem solcher Art die Grundlagen für ein fruchtbringendes Gemeindeleben, für Selbstverwaltung gewonnen worden, wird der Staat in der Lage sein, den Corporationen, Gemeinden, Dominien, Kreisen und Provinzen wiederum eine Fülle administrativer und richterlicher Functionen zu ehrenamtlicher Erledigung anheimgeben zu können, was um so mehr eine entsprechende Entlastung des Staatshaushalts zur Folge haben muß, als eben vermöge der gesellschaftlichen Gliederung das Administrations-Bedürfniß an und für sich die erheblichste Ermäßigung erfährt.

Da in den Ost-Provinzen die Dismembrationen nur wenig vorgeschritten sind, hier das System der geschlossenen Höfe und Güter noch allgemein vorwaltet, so treten der Lösung dieser Aufgabe nur unerhebliche Schwierigkeiten entgegen. Die Befestigung des Grundbesitzes in den Familien ist durch Herstellung einer privilegirten Erbfolge, so wie durch Errichtung landwirthschaftlicher Hypotheken-, Spar- und Leihbanken zu erreichen, daher durch Hinderung gesetzlich erzwungener Bodenzersplitterung, so wie durch Befreiung des Grundvermögens von kündbaren Hypotheken. Die in ihrer Existenz gesicherten und daher von drückenden Sorgen befreiten Grundbesitzer werden bereitwillig die staatlichen Functionen übernehmen, bei deren ordnungsmäßiger Erledigung sie zum Schutz ihres Eigenthums zunächst betheiligt sind. Sie werden ihre Thätigkeit auch auf weitere Kreise ausdehnen, wegen der öffentlichen Achtung, welche mit ehrenamtlicher Verwaltung überall verbunden ist, — um dadurch die Anwartschaft für weitere Wirkungskreise, für Gemeinde- und Kreisvertretung, zu den Landrathsstellen, zum Abgeordnetenhause rc. zu erlangen. Das Beispiel Englands lehrt, daß diese Motive vollkommen ausreichen, um überall die Bereitwilligkeit zur Uebernahme von Ehrenämtern hervorzurufen. (Vergl. Bd. IX. S. 134 der „Berliner Revue".)

Wenn für Preußen dieserhalb Zweifel aus der neuesten Erfahrung hergeleitet werden, so ist dabei zu berücksichtigen, daß hier die Grundbesitzer zur Zeit noch mit erdrückenden Sorgen zu kämpfen haben, und daß von denselben weniger ein selbstständiges Handeln, als die Vollziehung amtlicher Requisitionen gefordert worden — vielfach unter Verletzung der conventionellen Formen. Wo ausnahmsweise das Interesse an dem Gemeinwohl bereits so erloschen sein sollte, daß die erforderlichen Administrationskräfte sich nicht freiwillig finden, da wird auch die gesetzliche Nöthigung nicht ausgeschlossen sein, welche zur Uebernahme von Vormundschaften und Gemeindeämtern verpflichtet — der Staat ist berechtigt, von seinen Bürgern nicht bloß Steuern, sondern auch persönliche Dienstleistungen zu fordern, selbst den Tod für das Vaterland.

Wird nun erwogen, welche großartige Administrationskraft in den **11,000** Rittergutsbesitzern und in den Hunderttausenden von anderen Grundbesitzern der Monarchie sich vorfindet, so wird hiernach die Bedeutung zu ermessen sein, welche deren Gewinnung für den öffentlichen Dienst haben muß. Freilich sind dies nicht bureaukratisch geschulte Kräfte, doch dürfte dieser Mangel — wenn es ein solcher ist — durch die genaue Personal- und Localkenntniß derselben, durch das Ansehen, welches ihnen Besitzstand und ehrenamtliche Stellung verleihen, mehr als aufgewogen werden. Am allerwenigsten wird ein Zweifel darüber gerechtfertigt sein, ob die Emancipation von der Herrschaft der besoldeten Polizeibeamten und der gelehrten Richter — denen die Entscheidungen in oberer Instanz immer vorbehalten bleiben würden — den Wünschen der Eingesessenen entsprechend wäre. Möglich, auch selbst wahrscheinlich, daß deren Anordnungen und Entscheidungen öfters abweichend von gelehrten Rechtsdoctrinen ausfallen werden, jedenfalls aber mehr in Uebereinstimmung mit den Rechtsanschauungen des Volkes und mit den Bedürfnissen der Gesellschaft. Es mag hier daran erinnert werden, daß eine der Veranlassung des Bauernkrieges von **1525** in der Ausbreitung des römischen Rechts und der richterlichen Bureaukratie bestand, und daß die insurgirten Bauern die Forderung stellten: „Das Gericht sollte mit verständigen Männern vom Adel und von den Städten, aber nicht mehr mit den Doctoren besetzt werden, als die das Recht zerrütteten und vertheuerten." Und wenn der Vorwurf der Rechtszerrüttung heut nicht mehr gerechtfertigt erscheint, so tritt das Bedürfniß landwirthschaftlicher Gerichte — nach Analogie der Handelsgerichte — doch immer dringender hervor, seitdem durch Trennung der Justiz und der Administration, so wie durch Aufhebung der Patrimonialgerichte der gelehrte Richterstand den Verhältnissen des Landbaues so fern gerückt ist, daß ihm das Verständniß desselben mehr und mehr verloren gehen mußte.

In welchem Sinne und nach welcher Richtung hin hiernach eine Reform der Gesellschaft anzustreben sei, um dadurch die Grundlagen für

eine wohlfeile Administration zu erlangen, darüber wird ein Zweifel nicht obwalten können, nachdem die Erfahrung gelehrt hat: daß wohlfeile Administration, geordnete Finanzen, Schonung der Steuerkraft ꝛc. nur vermöge des Bruchs mit der Revolution, d. h. mit den Socialprincipien von 1789, und vermöge der Reorganisation der Gesellschaft auf befestigten Grundlagen, d. h. im Wege der Socialpolitik, zu erlangen sind, daß Selfgovernment nur innerhalb der gesunden, nicht aber innerhalb der revolutionirten Gesellschaft möglich ist. Man darf nicht glauben, die Administrationskosten wesentlich und dauernd ermäßigen zu können — ohne gleichzeitige Herstellung gesunder, der conservativen Politik entsprechender Socialzustände, wie sie in dem Programm der Rechten sich in allgemeinen Umrissen vorgezeichnet finden.

Aber — so hören wir sagen — es ist ein weitaussehender Weg, der uns hier in Aussicht gestellt wird, wir haben es dagegen mit Staatsbedürfnissen zu thun, welche augenblickliche Befriedigung erheischen: die dreijährige Präsenzzeit bei den Fahnen, die Erhöhung der Beamtengehalte, die Mehrung der Gefängnißlocalien, die reichere Dotirung der Marine, des Patronatsbaufonds ꝛc. sind von absoluter Dringlichkeit, man wird augenblicklich für erhöhete Steuer-Einnahmen zu sorgen haben. Darauf ist zu entgegnen, daß, wenn auch die Dringlichkeit dieser und auch noch anderer Bedürfnisse im Wesentlichen anzuerkennen wäre, doch der vorangedeutete Weg keinesweges so weit aussehend ist, als es den Anschein hat.

Die Errichtung der landwirthschaftlichen Hypotheken-, Spar- und Leihbanken wird die Existenz der Grundbesitzer sofort befestigen, und diese zur Uebernahme von Administrativfunctionen befähigen. Nicht allein wird dadurch der Mehrung der Beamtenstellen Einhalt gethan, man wird die Beamtenschaft auch ohne Weiteres von zahllosen Bagatellsachen befreien und auf die allmähliche Minderung derselben Bedacht nehmen können. Bei der übermäßigen, mit den Vergehen und Verbrechen außer Verhältniß stehenden Dauer der Gefängnißstrafen, sowie bei den stetig anwachsenden Kosten der Justizpflege wird zugleich auf Veränderung des Gerichtsverfahrens und des Strafgesetzbuches Bedacht zu nehmen sein. Im Uebrigen wird die practische Durchführung des Reformwerks allerdings der gründlichsten Erwägungen bedürfen. Dasselbe muß nach allen Richtungen hin klar festgestellt werden, sowohl in seinem endlichen Ziele, wie in den Modalitäten der Uebergangsperiode. Auch für diese werden die Bedürfnisse des Staatshaushalts festzustellen und auskömmlich zu bemessen sein. Findet sich, daß die dermaligen Einnahmequellen zur Befriedigung derselben unzureichend sind, selbst unter Veränderung des Staatsschuldentilgungsplanes, der Verwendung der Eisenbahnsteuer zu den allgemeinen Staatszwecken ꝛc., so werden die Häuser des Landtages sicher keinen Anstand nehmen, für die Uebergangsperiode Steuer-

zuschläge zu bewilligen, sofern die Einführung der Tabacksregie nicht eine neue, reiche Einnahmequelle bieten sollte. Späterhin wird diese durch anderweite Normirung des Zolltarifs ohnedies in Aussicht gestellt.

Ein ausgedehntes und überaus folgenreiches Feld der Erwägungen bietet sich hiernach unseren Staatsmännern dar. Durch das Verhalten des Landtages sind diese in die Lage versetzt worden, diese Erwägungen und das daran sich knüpfende thatkräftige Handeln nicht länger zurückweisen zu können, — und ist nach unserer Ueberzeugung dem ablehnenden Votum desselben nur die Bedeutung beizulegen, daß die Regierung in diesem Handeln gekräftigt, derselben dazu eine äußere Anregung geboten werden solle. In der That ist seit Menschengedenken kein Zeitpunkt der conservativen Politik günstiger gewesen, als der gegenwärtige. Die Erfahrungen der letzten zehn Jahre haben die gänzliche Unfruchtbarkeit, die Bodenlosigkeit der liberalen Doctrinen zum allgemeinen Bewußtsein gebracht, und nur etwa die Zeitungspresse hält im Allgemeinen noch daran fest — weil sie eben nur darin geschult ist. Heut treten die politischen Fragen dem Lande in einer Gestalt entgegen, die bisher nicht in Betracht gezogen worden; es handelt sich überall darum: ob Salz-, ob Gebäudesteuer 2c. oder conservative Reformen und vermöge derselben Minderung des Administrations-Bedürfnisses und Selbstverwaltung. Nur unheilbare Doctrinäre können unter solchen Umständen über die Antwort noch zweifelhaft sein.

Möge die Staatsregierung das Votum des Landtages in dem hier bezeichneten und allein richtigen Sinne auffassen und demselben bereitwilligst entgegenkommen. Das scheinbar gestörte Einverständniß wird alsbald einem einmüthigen und werkthätigen Zusammenwirken Raum geben — einem Zusammenwirken, welches dem Preußengeiste ein geschichtlich begründetes, ein absolutes Bedürfniß ist. Preußen aber wird dann das erste Beispiel eines zum Heil Aller durchgeführten Ueberganges aus der revolutionären Gesetzgebung zur conservativen Politik darstellen — seine Mission als Musterstaat wird sich in diesem Wege von Neuem ruhmreich erfüllen.

Die Stadtjunker.

Socialer Roman.

Cap. V: Unter Handwerksgenossen.

Wer an jenem hellen Herbstmorgen die gute Stadt Ulm betrat, der mußte bald inne werden, daß er sich auf einem Hauptstapelplatze des Welthandels von damals befinde; zu allen Thoren herein und heraus zogen lange Züge schwer bepackter Rosse und Saumthiere, von Bewaffneten zu Fuß und zu Pferd geleitet. An der Donau herauf kam nach Ulm die Waare, die man damals „ungarische" nannte: Schlachtvieh, Häute, Pelze, Wachs, Wolle, Wein, Hopfen, Getreide, Kupfer und Zinn. Auf der neuen Handelsstraße von Fuessen her sendete der Venediger Macht über die Alpen die kostbare „indische Waare", als Pfeffer, Galgantwurzel, Ingber, Gewürznägelein, Muskatnuß und Reisblume. Dazu kam die fast noch werthvollere „griechische Waare", als: Seidenzeuge, Purpurstoffe, Zindel, Priestergewänder, Lorbeerblätter und Safran. Auf der Donau abwärts gingen von Ulm aus die Erzeugnisse deutschen und niederländischen Fleißes, als: Tuch, Leinwand, Leder, Waffen, Geschirr, Glas, Mühlsteine, Meth und Bier. An einem solchen Knotenpunkt des Welthandels gelegen, strömten Reisende und Waaren in Ulm zusammen, und der Verkehr war so gewaltig, daß das „Ulmer Geld" sprüchwörtlich in der ganzen Handelswelt wurde.

In einer Stadt aber, in der ein so reger und immer wachsender Handelsverkehr herrschte, mußten auch die Handwerke bald zu einem hohen Aufschwunge gelangen, und in der That sehen wir die Handwerker Ulms, die in frühern Zeiten in Genossenschaften vereinigt waren, die man „hofrechtliche" nannte, weil sie unter Hofrecht standen und keineswegs auf der Gleichheit des Handwerks, welches die damals hörigen Leute betrieben, sondern auf der Gleichheit der von demselben zu leistenden Pflichten beruhten, die persönliche Freiheit erlangen und sich in Genossenschaften zusammenthun, die sich auf die Gleichheit des Handwerks der Genossen gründeten. Diese eigentlichen Handwerksgenossenschaften erlangten auch bald das Hauptkennzeichen germanischer Freiheit, die Waffen- und Wehrhaftigkeit. Denn als im zwölften Jahrhundert die Ursachen aufhörten, welche zweihundert Jahre früher die Masse der altfreien Männer in die Städte getrieben, und der Ministerial-Adel, theils gelockt durch die Fürsten, welche der aufblühenden Macht der Städte einen Damm entgegensetzen wollten, theils von der noch tief in dem Herzen des deutschen Volks sitzenden Abneigung gegen das Zusammenwohnen in engen Mauern und dem Trieb nach Eigenherrlichkeit geleitet, aus den Städten wieder aufs Land zogen, um dort auf ihren Schlössern und Burgen im eigenen Recht zu sitzen, da mußten bei den

mannichfachen Streitigkeiten und Fehden die Städte beherrschenden Adelsgeschlechter, die Stadtjunker, bald genug die Handwerker bewaffnen zur Vertheidigung der Stadt. Der deutsche Mann aber, der das Recht hatte, Waffen zu führen, der war frei an sich. Das ist so sicher, wie das, daß bis an das dreizehnte Jahrhundert heran mehr auf die Waffenführung als Recht und Amt, als auf die Abkunft gesehen wurde. Mit der Wehrverfassung der Städte entwickelten sich die bürgerlichen Verhältnisse der Handwerker, sie wurden freie Leute, weil sie das Schwert führten, darum war auch der Vorsteher der Gemeindebank im Stadtrath, auf der die Junker saßen, welche die Handwerksgenossenschaften, theils schon als gewählte, theils noch als vom Rath ernannte Meister vertraten, der Capitaneus, der Stadthauptmann, der Anführer der Stadt im Kriege. Freilich waren im ganzen dreizehnten Jahrhundert die anerkannten politischen Rechte der Handwerksgenossenschaften noch sehr gering, und wenn man zugeben muß, daß zuweilen die Handwerker durch ihre Genossenschaften und deren Vertreter oft mehr Einfluß und Macht übten, als ihnen damals rechtlich zukam, so darf auf der andern Seite noch weniger aus den Augen gelassen werden, daß sie in ihren persönlichen Verhältnissen noch lange viel abhängiger von den Junkern blieben, als sie nöthig hatten. Uralte Gewohnheiten lösen sich nicht so leicht ab von den Menschen, die Kluft zwischen den altfreien Geschlechtern und den Handwerkern war rechtlich noch groß, sie war aber gesellschaftlich noch weit größer, die Erinnerung an die frühere Hörigkeit war noch lange auf beiden Seiten sehr mächtig.

Zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts gab sich, wie in andern Städten, auch zu Ulm die genossenschaftliche Verbindung der Handwerker äußerlich kund durch das Zusammenwohnen der Genossen eines Handwerkes in einer Gasse oder an einem bestimmten Platz. Bei einigen Handwerken war das Nothwendigkeit, so finden wir ganz natürlich, daß die Fischer an dem Wasser zusammenwohnten, daß die Gerber ebenfalls des Wassers und auch wohl der Gerüche wegen, die von ihrer Handthierung unzertrennlich waren, in entlegenen Stadttheilen eine Gerbergasse bilden. Bei andern Handwerken aber war es der Verkehr selbst, der das Zusammenwohnen erwirkte; der Käufer konnte die neben einander aufgestellten Erzeugnisse aller Genossen eines Handwerks leichter prüfen, vergleichen und dann seine Wahl treffen. Daher die Schustergassen, die Webergassen, die Kürschnergassen u. s. w. der alten Städte.

In der Kürschnergasse war's an jenem Herbstmorgen, in einem der Häuser, die da dichter neben einander standen, als in jener Zeit eigentlich Sitte war; das Haus zeigte schon Spuren einer gewissen Wohlhabenheit, obwohl man durchaus noch nicht an die Stattlichkeit der Bürgerhäuser einer spätern Zeit denken darf. Das Kürschnerhandwerk war ein sehr einträgliches damals, denn der Adel in Stadt und Land sowohl, als die hohe Geistlichkeit trug Oberkleider und Mäntel

mit Pelzwerk verbrämt, die Unterkleider, die Leibröcke dagegen mit Pelz gefüttert. Das Füttern dieser Leibröcke mit Pelzwerk war die Hauptarbeit der Kürssener oder Kürschner, und von ihr hatten sie den Namen, denn jene Leibröcke nannte man Corsetten, Corssen und Kurssen. In dem großen Gemach, in das man, durch die Hausthür eintretend, gelangte, zeigte sich im Hintergrund der Heerd des Hauses, wo die Hausfrau ihr Wesen trieb; vorn aber unter dem Klappdach lag auf dem Klapptisch allerlei Pelzwerk zur Auswahl der Käufer, und dahinter saß auf einer alten Truhe Gerloff der Kurssener, beschäftigt, allerlei Grau- und Buntwerk zum großen Verkauf in Decher und Zimmer abzuzählen. Zehn Stück bildeten ein Decher (von decem), vierzig Stück ein Zimmer (von timbria). Grauwerk und Buntwerk, Pelz von der Katze und dem Eichhorn, war das gangbarste, aber Gerloff, der Kurssener, hatte in den Kästen und Truhen, die hinter ihm an der Wand standen über und neben einander, auch kostbares Schönwerk in Vorrath, das heißt Pelze vom Biber und Marder, ja sogar vom Zobel und Hermelin.

Der Kurssener ist ein wohlhabender Mann, sein kurzes Kuttlein, Küttel, später Kittel, von Kutte, ist zwar auch nur von derbem einfarbigen Wollenstoff, aber ganz schmal hat er's doch schon, vielleicht nur seinem Handwerk zu Ehren, um den Hals herum mit Buntgrau besetzt, das heißt abwechselnd mit Hauskatzen- und Eichhornfell; Buntgrau war sehr beliebt damals. Das Gesicht des Mannes hat auch schon nicht ganz mehr jenen Ausdruck von Stumpfheit, der den Gesichtern seiner Genossen noch gemeinsam war, es ist etwas Listiges darin, das nicht mehr weit vom Verständigen ist. Während er seine Decher und Zimmer zählt, wendet er zuweilen den Kopf nach dem Heerd und spricht mit der Frau, die dort das Mehlmuß zum Morgenimbiß bereitet.

„Acht, neun, zehn!“ zählt Gerloff der Kurssener, „bist bald zu End, Isentrud?“

„All sogleich, Mann!“ antwortet die Frau, ohne sich umzusehen.

„Ein Schnittlein Speck wär mir grad recht zum Muß, eins, zwei, drei, vier!“ zählt der Hausherr weiter.

„Mag wohl sein,“ entgegnet die Hausfrau, „bist immer so ein Schlecker gewesen, Gerloff!“

„Die Kurssener trinken lieber Bier als Gruit!“ bemerkt der Mann, indem er die Truhe schließt, in welche er seine Decher hineingezählt.

„Die Junker trinken lieber Wein als Bier!“ versetzt die Frau mit derbem Spott und lacht laut dazu, der Mann lacht mit, denn im selben Augenblick wendet sich Isentrud um nach ihm und befiehlt: „Setz' Dich her, Mann, iß Dein Muß und bereu' Deine vielen Worte, denn die Speckschnitte war schon da und ein Trunk Bier dazu, noch ehe Du den Mund aufthatest. Der Gruit in der Kanne ist für den Hoyer und den Lüder.“

Die Isentrud war ein stattlich Weib von etwa vierzig Jahren, kräftig und fleischig, von lichterer Hautfarbe als ihr Mann, auch blond und blauäugig; sie stammte, was sie auch wohl wußte, nicht von Hörigen, sondern von Königsleuten, wenn auch armen und geringen, die sich ihre persönliche Freiheit wenigstens gewahrt hatten und mit den ehemals Hörigen erst verschmolzen, als diese ebenfalls die persönliche Freiheit erlangt hatten. Die freie Herkunft gab der Frau des Kurssseners im Hause eine weit bessere Stellung, als sonst die Frauen der Handwerker damals hatten. Gerloff war sehr stolz auf seine Frau, und als er an ihr vorüberging, um sich an den Heerd zu seinem Frühmahl zu setzen, liebkoste er ihre volle Wange mit einem ziemlich derben Schlag und sprach freundlich: „Sag' mir Deinen Spruch zum Essen, Isentrud, weißt, das schmeckt mir dann besser danach!"

Lächelnd that die Frau, wie ihr geheißen, nach dem Gebet aber fuhr der Kurssener mit dem hölzernen Löffel in den Hafen und sagte lange kein Wort mehr. Die Frau sah ihm befriedigt zu, es war nicht Sitte damals, daß die Frauen mit ihren Männern aßen. Erst nach einer ziemlichen Weile nahm sie den Zinnbecher, füllte ihn aus einem Kruge und kredenzte ihn dem Manne, indem sie einen guten Zug daraus that.

Gruit, Bier ohne Hopfen, schien die Frau eben so wenig zu lieben, wie ihr Mann.

Der Kurssener war noch nicht fertig mit seinem Morgenessen, als sich plötzlich der Raum verdunkelte, es trat eine Gestalt in die offene Thür, durch welche das düstere Gemach einen großen Theil seiner Beleuchtung empfing.

„Gott zum Gruß, Isentrud," sagte die eintretende Frau, „gesegne Dir Gott Dein Essen, Gerloff, und bescheere Dir immer volle Hafen und Krüge."

„Schön Dank, Walburg," rief die Hausfrau erstaunt, „ei! was führt Dich denn an diesem gesegneten Morgen von der Heerdbruckergasse herein?"

„Was wird sie herführen? Weib!" rief der Kürschner hastig, „der gestrenge Junker Herr Erwein wird ein Decher Grauwerk brauchen zu einer Corssen, nicht?"

„Dieses Mal bist Du nicht der Klügste, Gerloff!" entgegnete Walburg, indem sie auf dem Deckel einer Lade Platz nahm, zu welchem Sitz sie die Hausfrau geführt, die vor ihr stehen blieb und sich durchaus keine Mühe gab, die Neugierde zu verbergen, die sie ergriffen. Ein Besuch war damals ein gar selten Ding, zumal bei Handwerksleuten am Arbeitstag; die Isentrud war daher mächtig erstaunt, als ihr die Walburg sagte, sie sei gerade nur gekommen, um ihr eine Neuigkeit zu erzählen. Mit offenem Mund stand Isentrud, und selbst der Kürschner ließ den Löffel stecken in dem steifen Muß, das mußte ja eine ganz besondere

Neuigkeit sein. Walburg hatte offenbar einen wahren Genuß an der Neugierde und dem Erstaunen der guten Leute, ihre Augen funkelten, sie sah aus wie die Katze, wenn sie mit der Maus spielt. Nach einer ganzen Weile erst sagte sie in ihrer schmeichelnden Weise: „Ich denk' doch, Isentrud, daß Du mir glaubst, wie ich immer besorgt gewesen bin für Dich; was Dich angeht, das geht auch mich an, so ist's immer gewesen und so wird's auch bleiben; hör', ich weiß etwas von einer alten Geschichte, ist jetzt vergessen schier und Gras ist drüber grün geworden mehr als ein Mal, aber ich denke, Du weißt die Geschichte noch besser als ich und wirst nichts vergessen haben. Hör' Du, am gestrigen Tage spät noch hat der alte Herr Hans, der Reichsschultheiß, ein Verlöbniß zu Stande gebracht zwischen seines Bruders Sohn, dem Junker Roth, und der Jungfrau Jacobine, welche sie die Welserin heißen, he! was meinst Du, Isentrud?"

Die Wirkung, die sich die alte Katze von ihrer Mittheilung versprochen, schien doch nicht ganz einzutreten, denn der Walburg Angesicht wurde dunkelroth vor Zorn, als die wohlbeleibte, aber sehr lebhafte Kürschnerfrau einen lauten Schrei ausstieß, sich auf einem Fuß herumschwenkte und ihre großen fleischigen Hände klatschend zusammenschlug über dem Kopf.

„Jacobine, mein Goldkind, wird eine Rothin!" jubelte die Frau, in der sich die Freude laut und natürlich ausschrie, „das Kind wird eine Rothin, das ich an dieser Brust gesäugt, als es seine eigene Mutter auf so jammervolle Weise verlieren mußte, das ich auf diesen Armen getragen habe, Jacobine, mein Goldkind, mein herziges Schwarzauge!"

Mit einer seltsamen Art von Vergnügen blickte der Kürschner auf seine Frau, er mochte sie gern so, so gerade sah sie ganz anders aus wie die meisten Frauen seines Standes damals, die immer etwas Scheues und Gedrücktes hatten, wenn in ihnen nicht gerade die grobsinnlichsten Leidenschaften durch Zorn, Trunk oder Begierde entflammt waren.

„Bist Du rasend, Isentrud?" schnurrte endlich Walburg verdrießlich dazwischen, „was Du denkst, Weib! Hast Du Alles vergessen? Gedenkst nicht der seligen Frau Welserin?"

Walburg sagte das Alles sehr ernst und legte seltsamen Nachdruck in den Ton ihrer Stimme, aber sie vermochte damit durchaus nicht, die Freude der guten Frau zu stören, die fortfuhr zu jubeln, obgleich sie dazwischen ganz ernsthaft versicherte, sie habe nichts vergessen aus jener Zeit, gar nichts. Nach und nach wurde durch Isentrud's Benehmen die alte Katze so ärgerlich gemacht, daß sie endlich selbst ihrer stehenden Freundlichkeit vergaß und, ganz zornig auffahrend, schrie: „Der Teufel hat Dich geblendet, Weib, siehst Du denn nicht, daß nichts werden kann aus der Heirath? Du willst der Jacobine, Deinem Goldkinde, den reichen Freier gönnen, aber Du sollst nicht, Du darfst nicht, Du mußt reden, denn wenn Du auch Dein Seelenheil nichts achtest, so sollst Du

doch nicht leiden, daß auch das unschuldige Kind die ewige Verdammniß eintauscht für eine Spanne Erdenglück. Ich will Dich schon zwingen, zu reden, dummes Weib, Du!"

Noch einen bitterbösen Blick auf die Kürschnerfrau schleudernd, fuhr die Walburg zur Thür hinaus und ließ hinter sich das Ehepaar zurück, das ihr sprachlos vor Erstaunen eine Weile nachsah.

„Was ist das, Isentrud?" fragte der Kürschner endlich, der zuerst wieder Worte fand.

„Lieb wär' mir's, wenn Du mir's sagen thätest!" entgegnete die gute Frau hoch aufathmend, denn ich versteh' auch kein Wort davon; kommt das Weib erst herein, meldet ganz verständig, daß mein Goldkind einen Roth nimmt, und wird wie eine Tolle, als ich mich darüber freue. Was sie nur denkt? Sie sprach von der armen Mutter, von der seligen Frau Welserin, sie erinnerte an die alten traurigen Geschichten, aber darum darf ich mich doch freuen, daß mein Goldkind eine Rothin werden soll!"

„Was sprach sie da von Seelenheil?" forschte der Mann, offenbar etwas ängstlich. „Nimm Dich in Acht, Isentrud, denn mit den Pfaffen ist schlecht handeln."

„Ich versteh's nicht," meinte Isentrud und schüttelte den Kopf; „Seelenheil! Gerloff, Du mußt mich zur Complete auf den Königshof gehen lassen, ich will mit meinem Goldkind reden, und wenn der gestrenge Herr Ritter bei Wege ist, dann sage ich ihm das von der Walburg, das ist klug, nicht?"

„Das ist klug," gab der Kürschner zu, „aber sag' mir doch, was ist's denn mit der seligen Frau Welserin?"

Isentrud wollte eben antworten, da wälzte sich ein dichter Haufe Volks in die Kürschnergasse herein, der vom Frauenthor herkommen mochte.

„Löwen! Löwen!" schrie's hier, „Ströhline! Ströhline!" antwortete es dort. „Krafften! Krafften!" tönte hier der Ruf, „Rothen! Rothen!" dort.

Stattlich in Kleidung, Waffen und Haltung, schritten einzelne Stadtjunker durch die Gasse, jeder von zahlreicher Mundschaft seines Hauses gefolgt und von ihr mit lautem Geschrei begleitet. Fast alle Leute traten auf die Straße, oder auf die Schwellen ihrer Thüren, um zu sehen, worum es sich handle; fremdes Volk, das der Verkehr in die Stadt geführt, mischte sich darein, starrte die Junker an, ließ sich ihre Namen nennen und schrie mit, wo irgend geschrieen wurde. Es gab hier und da auch Händel zwischen Leuten aus verschiedenen Mundschaften, die augenblicklich in Thätlichkeiten übergingen, aber auch sofort durch die Junker selbst geschlichtet wurden, welche ziemlich derb mit Wort und Faust dazwischen fuhren und keinen Streit gestatteten. Man konnte leicht bemerken, daß die besseren Handwerker nicht mehr in dem Gefolge der Junker erschienen, sie standen durch ihre Vertreter im Rath, die ja

auch Junker waren, schon in einem anderen Verhältniß zu dem regierenden Stadtadel.

Als es draußen rief: „Ein Ströhlin! ein Ströhlin!“ hatte der Kürschner seinen schweren, eisenbeschlagenen Jungeichenstock ergriffen, der an der Auslage lehnte, und war im Begriff gewesen, der alten Gewohnheit folgend, sich auf die Straße zu begeben und sich dem Gefolge des Junkers Ströhlin anzuschließen, denn er gehörte zur Mundschaft der Ströhline; sein Weib aber faßte ihn fest bei'm Arm und sagte entschieden: „Nicht von der Stelle geh'st Du, Gerloff, das thu'st mir nicht zu Leid mehr! Bist ja ein freier Mann, Gerloff, ein ehrsamer Handwerker, brauchst nicht mit all' dem losen Volk hinter dem Junker Ströhlin her zu laufen. Wird Dich schon fordern, der Junker, wenn er Dich braucht!“

„Hast Recht, Isentrud, hast Recht,“ entgegnete der Mann, indem er seinen Stock an den alten Platz stellte, „ist so eine alte Gewohnheit, kann noch nicht sitzen bleiben, wenn ich „Ströhlin“ rufen höre, aber bist ein kluges Weib, gieb mir den Becher her, will mir die Neugierde vertrinken, denn für mein Leben gern möchte ich doch wissen, was es draußen giebt. Kleines ist's nicht, hörst Du? Da rufen sie die Ehinger, die Conzelmänner auch; die Junker müssen alle zusammen gewesen sein irgendwo!“

„Nun, wirst's gleich wissen,“ antwortete die Frau, „da ist der Rulekin, der weiß Alles, grüß' Dich Gott, Rulekin!“

Der Schuhmacher von der Heerdbruckergasse trat schnaufend ein und reichte dem Kürschner die Hand.

„Was giebt es?“ fragte der dringend.

„Danke für guten Gruß und gute Meinung, Isentrud,“ entgegnete der Schuhmacher, dessen verdrossenes trotziges Gesicht unter Bart und Haar grimmig ausschaute, der aber doch etwas freundlicher wie sonst blickte, als er in das immer heitere Antlitz der dicken Frau sah.

„Es giebt genug heute in Ulm,“ fuhr er dann fort: „die Herren sind zu früher Stunde schon zusammen gewesen im Krafftenhof am Frauenthor, der ganze Rath war versammelt!“

„Das hat was zu bedeuten!“ meinte der Kürschner.

„Wohl, aber eben nichts Gutes,“ entgegnete der Schuhmacher, „sollst's gleich hören; der gestrenge Ritter Hans hat sich des Reichsschultheißen-Amtes begeben wegen hohen Alters und großer Leibesschwäche!“

„Ei! seht doch, der alte Herr Hans Roth, segne ihn Gott!“ rief die Frau herzlich.

„Ja, segne ihn Gott, es ist ein guter Herr!“ rief der Schuhmacher, „hatte immer ein Herz auch für geringe Leute und litt nimmer, daß ihnen zu viel geschah, konnte die Welt nicht ändern, hat aber manchen hungrigen Magen gefüllt, manche Thräne armer Leute abgetrocknet und viel Böses gehindert, Gott segne ihn!“

„Und wer wird nun Schultheiß?“ fragte der Kürschner.

„Wen die Junker wählen,“ entgegnete der Schuhmacher, „kann ich nicht wissen, sie sind noch nicht einig darüber, sie haben den alten Herrn Hans gebeten, noch bis Jacobi im Amt zu bleiben, auf daß Alles in der alten Ordnung könne gemacht werden, hat aber nicht gewollt, hat sich mit seinem hohen Alter entschuldigt. Es soll was anders dahinter stecken, kann aber nicht sagen was. Wollte Dir nur melden, Gerloff, daß der Junker, Du weißt schon wen ich meine?“ —

Der Kürschner nickte.

„Nun der Junker,“ fuhr der Schuhmacher fort, „will mit uns reden morgen Abend am Stein beim Lamparterhof, sobald die Complete geläutet ist, hat mich gebeten, auch den Gerber zu bestellen.“

„Höre Rulekin, ich will mit der Sache nichts zu thun haben!“ erklärte Gerloff plötzlich sehr bestimmt.

„Nun ich auch nicht, aber hören kann man doch,“ meinte der Schuster, „und es ist schon recht, daß die Junker anfangen mit uns zu verkehren auch in Regimentssachen.“

„Bin dabei, Rulekin, wenn der Handel am Tage geht und nach Brauch und Recht, aber hinter dem Rücken der Andern, heimlich nach der Complete; ich komme morgen nicht nach dem Lamparterhof, hörst Du? Mir gefällt der Junker nicht!“

Der Kürschner erklärte das so bestimmt, daß Rulekin ihn etwas betroffen ansah: „Du bist mein alter Genoß, Gerloff,“ fragte er nach einer Weile, „willst Du mich dieses Mal allein gehen lassen?“

„Nach dem Lamparterhof gehe ich nicht mit Dir!“ lautete die etwas verlegene, aber trotzdem sehr bestimmte Antwort.

„Nun denn,“ meinte Rulekin, „so muß ich allein gehen, vielleicht hast Du Recht, aber ich kann mal nicht anders, Gott behüt' Dich, Gerloff, und Dich auch, Isentrud!“

Der Schuhmacher ging.

„Was hat der Rulekin vor, welchen Junker meint er?“ fragte die Hausfrau.

„Gutes ist's nicht, sonst wär's nicht so im Hinterhalt,“ entgegnete der Kürschner, „es ist der Junker Conzelmann, mit dem er handelt, ich weiß nicht, was sie zusammenflicken und kümmere mich nichts drum, ist meines Amtes nicht, aber der Rulekin hat von je immer so geheime Geschichten gern mitgemacht.“

„Kann aber nicht sehen, daß er's drum weiter gebracht hätte!“ meinte Isentrud lächelnd.

„Muß wohl noch nachkommen,“ scherzte der Kürschner, „bis zur Stunde ist er ein gar armes Kerlchen!“

„Was nach der Complete geschafft wird, bringt selten Segen!“ schloß Isentrud die Unterhaltung und begann wieder in ihrer Wirthschaft zu hanthieren, während sich Gerloff aufs Neue an seine Pelze machte.

Rom und der Weltpriester Günther.

Das neuerlich von Rom ausgehende Verbot der philosophisch-theologischen Schriften des Weltpriesters Anton Günther hat vielfaches Aufsehen erregt, auch über das katholische Bekenntniß hinaus, innerhalb desselben aber, und gerade in den gebildetsten Kreisen, ist es mit einer unverkennbaren Bestürzung vernommen worden. Schien doch seit einem Menschenalter diese Philosophie besonders gefördert und begünstigt zu werden, war sie doch eingebürgert auf den katholischen Hochschulen Deutschlands! In der That war Günther ein besonderer Stolz der katholischen Deutschen, man glaubte in ihm nicht nur ein Bollwerk gegen die Einflüsse der neueren speculativen Systeme zu besitzen, sondern auch einen originalen Philosophen, einen Mann, der auf der Höhe deutscher Speculation stände und dabei vollkommen orthodox wäre. Dieser Stolz ist plötzlich gedemüthigt worden; die sämmtlichen Schriften Anton Günther's, reich an Zahl und ihrer Form nach sehr verschieden, sind von der Congregation auf den Index librorum prohibitorum gesetzt worden, der heilige Stuhl hat bestätigt, Günther selbst sich unterworfen. Da, wo man noch vor Kurzem mehr und Besseres zu haben glaubte, als das evangelische Bekenntniß aufweisen könne, ist nun plötzlich für Lehrende und Lernende eine empfindliche und vielleicht auch bedenkliche Lücke entstanden. Was im Jahr 1835 gegen Hermes und die Hermesianer geschah, hat sich nur noch in größerem Maßstabe wiederholt und deutet auf neue Kraftentwickelung.

Nachdem man sich von dem ersten Staunen erholt hat, fängt man an, sich über die Gründe und Verhältnisse zu befragen, ein Punkt, in welchem wir uns insofern begünstigt sehen, als für uns der Index keine bindende Kraft hat und wir nach wie vor kein Bedenken tragen, Günther's Schriften nachzulesen, ihren Inhalt mit dem Inhalt des Breve, das ihr Todesurtheil verhängt, zu vergleichen. Wenn nun überdies unser Standpunkt auch unparteiischer ist, so wünschen wir davon möglichst Vortheil zu ziehen, indem wir in dieser schwierigen Sache eine orientirende Darstellung versuchen.

W. Anton Günther ist im Jahre 1783 geboren zu Lindenau in Böhmen, also gegenwärtig 74 Jahr alt; er lebte die letzte Zeit zu Wien; auf den Titeln seiner Schriften nennt er sich Weltpriester; ein öffentliches Lehramt hat er selbst nie bekleidet, aber während er durch Schriften wirkte, fanden seine Schüler Zugang zu einflußreichsten Lehrstellen in Oesterreich und im übrigen Deutschland. Sein schriftstellerisches Auftreten beginnt im Jahre 1827, mit einer Schöpfungslehre, abgedruckt in einer katholisch-theologischen Zeitschrift, dann folgte ein Jahr darauf, anonym, wiewohl Günther sich später dazu bekannte: „Vorschule zur speculativen Theologie des positiven Christenthums. In Briefen." Es

ist dies die eigentliche Grundlegung des Systems, das er in spätern Schriften mehr vertheidigt als ausgebildet hat. Günther wurde bald in Polemik verwickelt, allein diese war es eben, welche seinem Geist ganz besonders zuzusagen schien, welche ihn jedenfalls erst in seiner Stärke zeigte. Er wurde davon immer weiter fortgerissen und ging aus der Vertheidigung bald in Angriff über, was denn die Zahl seiner Schriften und ihre Form erklärt. Unter diesen Schriften machte besonders Aufsehen: „Peregrin's Gastmahl. Eine Idylle in eilf Octaven aus dem deutschen wissenschaftlichen Volksleben, mit Beiträgen zur Charakteristik europäischer Philosophie in älterer und neuerer Zeit.“ Wien 1830. Die barocke Form des Titels setzt sich durch das ganze Buch fort, das in krauser und nicht immer geschmackvoller Art jeanpaulisirt, sowohl in der Anlage als im Ausdruck, und in all seiner Verschlungenheit, namentlich bei der dialogischen Form nicht eben leicht zu enträthseln ist. In derselben Art sind die „Süd- und Nordlichter am Horizonte speculativer Theologie, Fragment eines evangelischen Briefwechsels, Wien 1832.“ Völlig abgelegt hat Günther diesen gesuchten, bilderreichen und geistreich sein sollenden Stil niemals, doch tritt er in spätern Werken je mehr und mehr zurück, und zwar in dem Maß, als sich Klarheit des Denkens und gediegenes Wissen steigert. Wir nennen von seinen nachfolgenden Schriften nur noch die in Gemeinschaft mit (dem Wiener Arzt) J. H. Pabst herausgegebenen „Janusköpfe für Philosophie und Theologie, Wien 1833;“ dann: „Der letzte Symboliker. Eine durch die symbolischen Werke J. A. Möhlers und F. C. Baur's veranlaßte Schrift, in Briefen, Wien 1834;“ ferner: „Thomas a Scrupulis. Zur Transfiguration der Persönlichkeits-Pantheismen neuester Zeit. Wien 1835“; ferner: „Die Juste-Milieus in der deutschen Philosophie gegenwärtiger Zeit. Wien 1838;“ endlich „Euristheues und Herakles. Metalogische Kritiken und Meditationen. Wien 1843.“ Dazu kommt noch in drei Jahrgängen die mit J. E. Veith herausgegebene Zeitschrift: „Lydia, philosophisches Taschenbuch, 1849 bis 53.“ Es ist noch zu bemerken, daß die meisten der genannten Werke wiederholt mit neuen Titeln von späterer Jahreszahl ausgegeben worden sind, wodurch hinsichtlich ihrer Reihenfolge und auch Verbreitung leicht falsche Auffassungen entstehen können.

In Günthers Productionen läßt sich zweierlei unterscheiden, das polemische Element und das eigene System. Jenes scheint dem Wesen des Autors am meisten zu entsprechen, wie es denn eben auch seine Schriften so zahl- und umfangreich macht; dies geht im Grunde aus jenem hervor, und eben daher ist sein Ausbau bedingt. Wir thun deshalb gut, mit Günthers Polemik zu beginnen.

Offenbar wurde der strebsame Mann angeregt durch die speculativen Systeme der neueren deutschen Philosophie, die ihm keineswegs zusagen wollten, in denen er eine Quelle wachsender Gefahr für die Theo-

logie erblickte, wenn sie auch noch so sehr versicherten, christlich zu sein und sich friedlich gegen das Dogma zu verhalten. Auf dieser Seite kommt Günther nur überein mit einzelnen Denkern von evangelischem Bekenntniß, und wir unsererseits können nicht verhehlen, daß er hier von jeher unsere Sympathieen besessen hat. Die verschiedenen Formen des Pantheismus namentlich sind es, wodurch ihm sehr mit Recht die Persönlichkeit Gottes und seine wahre Substantialität bedroht erscheint, dann weiter jene ungebührliche Uebermacht der menschlichen Vernunft und der logischen Kategorieen, denen eine weltschöpferische Macht beigelegt wird. Günther predigt nun mit Kraft gegen den Götzendienst der neueren Philosophie, zunächst gegen den Abgott der damaligen Zeit, Hegel, aber er beginnt auch tapfer den Kampf mit denen, welche, schon eine weniger anstößige Einlenkung versuchend, Systeme aufbauen wollen, welche sich leidlicher zur Theologie verhalten, so namentlich streitet er gegen des jüngeren Fichte speculative Theologie, gegen Weiße u. A. Er verschmäht aber den Kampf auch mit Ruge und Consorten nicht; in der Lydia. Mit Schelling ist Günther weniger oder gar nicht in Conflict gekommen, hauptsächlich wohl, weil die Periode seiner Thätigkeit gerade zusammenfällt mit der des Schellingschen Schweigens, dann aber auch, weil er vielleicht Kunde hatte, daß Schelling selbst der Anstößigkeit seines frühern Systems zu entrinnen und in hartem Widerspruch mit dem, was Andere daraus entwickelt, ein Gebäude aufzustellen bemüht sei, mit dem die christliche Lehre bestehen könne. Das Gleiche nun eben suchte Günther für den Standpunkt seines Bekenntnisses, und der Umstand, daß Schellings neuestes System unzugänglich blieb, scheint ihm in seiner selbstständigen Entwickelung bedeutend zu statten gekommen zu sein.

In diesem Kampf mit der neueren deutschen Philosophie und Dialectik sehen wir von Werk zu Werk Günther's Kräfte wachsen, namentlich entwickelt er ein dialectisches Talent, das in vieler Rücksicht Beachtung verdient, das an Gewandtheit und Schärfe seinen Gegnern oft und an Wahrheitsliebe und Fernhaltung des Sophistischen meistens überlegen ist. Wir finden bei ihm einen eigenthümlichen Verein der neuesten Dialectik mit dem, was die Philosophen des Mittelalters hier geleistet; aus beiden Zeughäusern holt er seine Waffen, in beiden Schulen hat er sich gebildet. Allein im Besitz dieser Virtuosität geht er nun auch über seine nächsten Gegner hinaus und sucht zu ernsterem Kampf sich weiter aufwärts noch andere. Er vertheidigt ferner nicht nur sein System, sondern er sucht auch zu zeigen, daß es das unerläßlich Geforderte in viel höherem Grade leiste, als andere, denen die Kirche Beifall zugewinkt. Ganz unverfänglich und ungestraft greift er das System seines Zeitgenossen Lamennais an, das der Index verworfen, wie sehr sein Urheber auch um jeden Preis darnach gestrebt hatte, vor Allem orthodox zu sein — er greift es an, nicht ahnend, daß ihn selbst ein

ähnliches Schicksal treffen solle. Dann aber richtet Günther seinen Angriff auch schon auf Cartesius; er, der Ausgang der neueren Speculation, habe in der Selbstständigkeit des denkenden Ich den Grund gelegt zu allen nachfolgenden verderblichen Irrthümern. Ja, er thut in seinem Buch Euristhenes und Herakles noch einen verwegenen Schritt weiter, hier nämlich in einer in vieler Rücksicht trefflichen Abhandlung über den heiligen Augustinus werden die kritischen Maßstäbe auch an diesen gelegt, und so sehr der Verfasser ihn auch für die Grundlage aller christlichen Philosophie hält, läßt er doch nicht unberührt, daß auch hier schon Keime des Pantheismus verborgen lägen, sofern der große Kirchenlehrer sich den Neuplatonikern anschließe. Abgesehen davon, daß hier die Schärfe neuerer Unterscheidungen wohl nicht anwendbar ist, und daß unbestimmte Aeußerungen nicht in ihren letzten Consequenzen zu nehmen sind, lag wohl von kirchlichem Standpunkte aus hier etwas Bedenkliches: die profane Kritik wandte sich gegen Altgeheiligtes, die Waffe, welche trefflich im Kampf gegen äußere Feinde gedient, drohte sich nach innen kehren zu wollen, wenn einstweilen das Auftreten auch noch so vorsichtig war. Vielleicht und wahrscheinlich liegt schon hier ein nicht unbedeutender Theil des Anstoßes, den Günther's Schriften bei den Wächtern der Kirche erregt, so daß es bei dem Fortschreiten seiner kritischen Zerlegungen nöthig erscheinen konnte, auf einem bestimmten Punkt Halt zu gebieten.

Wenden wir nun den Blick auf das System selbst, das in seinen Grundzügen besonders in der Vorschule der speculativen Theologie niedergelegt ist, dann aber auch in späteren Schriften hier und da in kurzem Umriß und in skizzirter Darstellung uns entgegentritt, so dankt dasselbe offenbar seine Entstehung dem Bestreben, vor Allem den Anstößigkeiten der herrschenden, insbesondere neudeutschen, Systeme zu entgehen und etwas hinzustellen, das in gleichem Maß den strengsten Ansprüchen der Kirche genüge und ganz im Niveau der neueren Philosophie stehe, das also gleichzeitig orthodox und speculativ sei. Die erstere Forderung sucht Günther vor allen Dingen dadurch zu erfüllen, daß er den vielfach angefochtenen Sinnspruch seines Vorgängers Hermes: Intelligo, ut credam (ich erkenne, um zu glauben) zurückführt auf den umgekehrten: Credo, ut intelligam (ich glaube, um zu erkennen), womit er dann den positivsten unter den Scholastikern sich gleichzustellen und den Sinn der christlichen Philosophie des heil. Augustinus ihrem besseren Theil nach zu vollenden schien: Grund genug, daß die Rechtgläubigen sich dieser Lehre glaubten hingeben zu können. Anders auf der philosophischen Seite. Hier ist es oft vorgekommen, daß neue philosophische Systeme entstehen, indem man aus allen Kräften zuvörderst darauf ausgeht, die Gefahren zu vermeiden, denen die nächsten Vorgänger verfielen, meistens so, daß man sich gerade für die entgegengesetzten Annahmen entscheidet, ein Verfahren, das freilich nicht davor sichert, in anderen Theilen eben

so anstößig zu werden, oder von dem abhängig zu sein, was man bekämpft. Beides, so scheint es, ist mit Günther's System der Fall. Um nur ganz sicher dem Pantheismus zu entgehen, lehrte er einen möglichst starken Dualismus in allen Theilen, den Gegensatz von Gott und Welt, Gott und Creatur, Geist und Natur. Um aber wiederum neben der absoluten Substanz Gottes auch sogleich seiner Persönlichkeit versichert zu sein, hob er besonders das Ich Gottes hervor; dies beides und jenes credo, ut intelligam sind anzusehen, nicht als die Grundpfeiler, sondern als die Aufgabe des Systems, dessen innere Ausführung, d. h. philosophische Lösung nicht leicht sein mochte und trotz aller Dialectik auch wohl nicht mit Sicherheit erfolgt ist. Die Dreieinigkeit erscheint bald als mysterium magnum, bald soll sie logisch construirt werden; das Ich Gottes setzt zufolge einer inneren speculativen Nothwendigkeit sein Nicht-ich, die denkende Creatur; ihr Erkennen fällt auf Gott zurück, und soll doch wieder die erforderliche Selbstständigkeit behalten. Die Theologie, heißt es, ist selbst schon Philosophie, und beide können deshalb weder mit einander streiten, noch kann die eine von der anderen abhängig werden — die That lehrt freilich das Gegentheil!

Wir sind nicht vollständig unterrichtet, ob der Anstoß irgendwo im Einzelnen oder im Ganzen gefunden worden; das Verbot aller Schriften deutet freilich mehr auf das letztere. Es scheint überdies nicht bloß den Inhalt, sondern auch die Form und Methode zu treffen. Die früheren Schriften haben in ihrer Behandlungsweise öfters etwas sehr Profanes, das wenig zu dem Ernst der Sache paßt; die späteren sind gehaltener und methodischer. Es ist nicht zu läugnen, daß, wenn Günther sich auch nicht eben speciell der Methode eines der neueren deutschen Systeme anschließt, er doch mancherlei von ihrer Dialektik und selbst von ihrer Terminologie angenommen hat, wie das in dem Kampf und Verkehr und bei der Entstehungsart seines Systems nicht hat ausbleiben können. Sein Ich und Nicht-ich Gottes ist ganz unverkennbar eine Uebertragung Fichte'scher Philosopheme in eine andere Sphäre, denn Fichte, zufolge seines subjectiven Idealismus, hatte nur das menschliche Ich, im Grunde nur sein eigenes Ich, im Sinne. Aber auch an Schelling und Hegel werden wir mehrfach erinnert, und so eifrig Günther kämpft gegen die Construction aus logischen Begriffen, so übt er sie doch selbst, trotz jenen! So begreift sich denn wohl, daß eben das, was in Deutschland ihm Relief gab und Anhänger verschaffte, nämlich der Anschein einer gewissen Ebenbürtigkeit mit den Vertretern deutscher Philosophie, daß dies, und überhaupt die Gemeinschaft mit denselben *), zu Rom in ganz anderem Lichte gesehen wurde und den in

*) Besonders bemerkenswerth scheint noch das Benehmen der Bundesgenossen und Schüler Günther's, von denen einige bei Weitem dreister und rücksichtsloser auftreten. Dies gilt vornehmlich von Pabst, dem die erste Hälfte der Janusköpfe gehört. Er adoptirt Günther's Creations-Theorie und seine philosophische Zurechtlegung der Dreieinigkeits-Lehre, allein die speculative Dialektik bewegt sich hier ganz

vieler Beziehung treuen Sohn der Kirche doch als gefährlich erscheinen ließ. In dem Verdammungs-Urtheil wird besonders auch „die Neuheit des Ausdrucks und die Abweichung vom Herkömmlichen" hervorgehoben; es sei nur eben nicht der trames orthodoxae veritatis. Dieser trames ist nun aber auf philosophischem Gebiete völlig untrennbar vom Inhalte, und mit ihm allein schon die gesammte Günther'sche Philosophie verworfen, so daß der Trost derjenigen Anhänger (vergl. Vossische Zeitung vom 17. Februar 1857. Aus Schlesien), welche glauben, es sei nur die Form verdammt, nicht aber über den Inhalt die Häresis ausgesprochen, doch ein ganz leerer ist; einer anderen Form ist diese Lehre nicht fähig, und ihre Fortdauer auf irgend einer Schule hat ein Ende.

Auch ist der Conflict nicht so plötzlich eingetreten, als es den Anschein hat; gleich beim ersten Erscheinen hat die Lehre auch von katholischer Seite Anfechtungen erlitten, über welche Günther sich besonders durch sein tapferes Kämpfen nach außen scheint hinweg gehoben zu haben. Der aufmerksame Leser seiner Schriften wird aber überall sehen, daß er beständig genöthigt war, sich selbst zu vertheidigen, ja, seine Angriffe auf ältere christliche Philosophen sollen eben zeigen, daß auch diese dem Tadel unterliegen und mehr als seine eigene Lehre. Das aber verbesserte seine Stellung nicht und man schien nur auf die geeignete Zeit zu warten. Der Jesuiten-Orden übernahm die Anklage.

Es ist bekannt, wie schonungsvoll die Curie mit der Person Günther's verfahren ist, zumal, da man seiner Unterwerfung versichert war. Wenn man schon die Lehre des Prof. Hermes bei ihrer ausgesprochenen Verurtheilung als haeresis sapiens bezeichnet hatte, so wurde bei Günther das Wort ganz vermieden und nur ganz allgemein von „kaum möglichem Nutzen" und „unausbleiblicher Schädlichkeit" gesprochen — eine Milde des Ausdrucks, welche man bei der lange geübten Duldung und bei der Strenge in der Sache schon sich selbst schuldig war.

Günther's Streben war dahin gegangen, die durch das frühere Verbot der Hermes'schen Lehre entstandene Lücke in rechtgläubigster Art auszufüllen, es war ihm gelungen, an dessen Stelle einzurücken; aber auch er verfiel dem gleichen Schicksal. Unausweichlich nahe tritt uns jetzt die Frage: „Wird er überhaupt noch einen Nachfolger finden können? Wird, wenn er ihn findet, nicht derselbe Conflict sich erneuern? Sind überhaupt die Ansprüche der Kirche und der speculativen Philosophie zu vereinigen? Hat jene Ursache, eine solche Vereinigung zu su-

---

in der Weise eines Hegelianers, denn außer dem Ich und Nicht-ich Gottes spielt hier auch die Selbst-Affirmation und Selbst-Negation Gottes eine Hauptrolle. Andererseits fallen unter seinen derberen Händen manche Hüllen des Günther'schen Philosophirens, und das innerlich Gewaltsame und Unorganische tritt hervor — gewiß also eine Genossenschaft, welche für Günther gefährlich war Joh. Heinrich Pabst ist geboren zu Linda auf dem Eichsfelde 1785, lebte als Arzt zu Wien und starb daselbst 1838.

chen und zu wünschen?" Mancherlei Thatsachen sprechen dagegen. Schon der heil. Ambrosius rief über seinen eigenen Schüler, den heil. Augustinus, aus: „A logica Augustini libera nos, Domine!" (Von der Logik des Augustinus befreie uns, o Herr!) Der heil. Bernhard sah in den Bestrebungen seiner berühmten speculativen Zeitgenossen, welche das Dogma philosophisch zu begründen unternahmen, nur eine drohende Gefahr, und das treffliche Buch des Jesuiten Launoy (De varia Aristotelis fortuna in Academia Parisiensi) stellt einen achtfachen Glückswechsel der aristotelischen Philosophie an der Pariser Hochschule der Theologie dar, indem die allgewaltige philosophische Autorität von der Kirche eben so oft zu Hülfe gerufen, als wiederum verdammt wurde. Gewiß sind dies Dinge, welche zu ernstem Nachdenken auffordern; wir wollen demselben durchaus nicht vorgreifen, aber die Thatsachen scheinen hier im Grunde doch für diejenigen zu sprechen, welche die strenge Trennung der Philosophie vom kirchlichen Dogma im Interesse der Kirche selbst für rathsam halten, wie denn auf philosophischer Seite eine solche Scheidung sich mit jedem Tage als nothwendiger darstellt. Und warum? Sehr einfach darum, weil dem menschlichen Geiste, zufolge seiner natürlichen Schranken, durchaus versagt ist, in selbstständigem, d. h. philosophischem, Denken sich bis zur Höhe der Gottheit zu erheben, deren Tiefen zu ermessen und von dort aus auf logischem Wege die Welt zu construiren. Dies thun aber Günther und Lamennais eben so gut, als Hegel, der auch christlich sein wollte und es durchaus nicht war. Merkwürdig genug, daß die Index-Congregation — die aber doch vielleicht noch ihre eigenen Gründe und Gedanken hat — früher als andere mit dem überein trifft, wohin auch die besonnene Philosophie unseres Zeitalters deutet.

Landtagsbilder.

Die katholische Fraction. — Die Gebrüder Reichensperger. — Die schweigsamen Priester. — Herr v. Mallinckrodt. — Rohden.

Mehr im Hintergrunde der Linken sitzt die katholische Fraction, eine der seltsamsten Parteibildungen des hohen Hauses. Conservative und Liberale reichen sich in ihr die Hand, Conservative stimmen hier für liberale Vorschläge, und Liberale zeigen hier zu Zeiten eine gewisse Geringschätzung der alleinseligmachenden Doctrin. Die Frage der Confession steht hier über allen anderen, und eine directere oder indirectere Abhängigkeit von Rom kann nicht geläugnet werden. In den letzten Momenten der Ehescheidungsdebatte hieß es sogar, daß ein Führer dieser Fraction eine telegraphische Depesche nach dem Vatican abgesandt und um Verhaltungsmaßregeln bei der Abstimmung dort angefragt habe.

Zu bedauern ist die Existenz dieser Fraction jedenfalls, denn sie ist aus dem Mißtrauen geboren, aus dem Mißtrauen gegen die Gerechtigkeit der evangelischen Staatsregierung. Wir glauben, daß diese Sonderstellung der Katholiken im Hause der Abgeordneten nicht Dauer haben, sondern daß die weitere Entwickelung unserer innern Politik auch diese Fraction in ihre verschiedenen politischen Bestandtheile auflösen wird.

Führer und Hauptsprecher der Partei ist gegenwärtig August Reichensperger, ein rheinischer Appellationsgerichtsrath. Er ist zu Coblenz geboren, und, heut im kräftigsten Mannesalter stehend, repräsentirt er ganz gut den ruhelos durch die verschiedensten politischen Phasen seit vierzig Jahren hindurchgetriebenen Rheinländer. In die Erinnerungen seiner ersten Jugend spielen noch die Erzählungen von der altfränkischen, patriarchalischen Vielstaaterei am Rhein und vom weltlichen Regiment des Krummstabes, er hat die napoleonische Herrschaft erlebt und den Uebergang der Rheinlande an Preußen, er hat an den verschiedenen Actionen und Reactionen des rheinländischen Geistes der preußischen Herrschaft gegenüber Theil genommen, er ist preußischer Beamter, und zwar ein richterlicher, er stellt, wie gesagt, ganz gut die Uebergangs-Epoche des Rheinlandes dar. Seine äußere und seine geistige Physiognomie sind im strengsten rheinischen Style gehalten. Die Linien des Gesichtes, die dunkle Farbe des schon spärlichen Haares und des Auges verrathen eine südlichere Abstammung, der Bau des Körpers hat nichts von der Kraft und Stärke, der wir noch in der Gegend von Köln begegnen, der Ton der Stimme läßt in seinem singenden Schleppen die ganze breitgemüthliche, hier und da auch durch kurzen Witz überraschende Weise des Mannes am Mittelrhein durchklingen. Reichensperger hat eine höhere und allgemeinere Bildung sich zu eigen gemacht. Er, wie sein Bruder Peter Reichensperger, der früher ebenfalls im Hause der Abgeordneten saß, haben über den Bereich ihres Berufes und Fachstudiums hinaus für Alles Interesse gezeigt, was befähigt schien, die katholische Kirche zu heben und zu fördern. So kamen beide Brüder zu der intimen Bekanntschaft mit der bildenden Kunst, deren großartige Entfaltung im Mittelalter sie für das Höchste und für das Vorbild aller weiteren Kunst erklären. Verwundert vergleichen wir diese Romantik der Kunstfreunde mit der platten Verständigkeit der Politiker Reichensperger. Dort schwärmen sie für das geheimnißvolle Dunkel der gothischen Wölbungen, für die Farbenpracht hochaufsteigender undurchsichtiger Scheiben, für alle Mysterien der Sinne, hier im staatlichen Gebiete bekennen sie sich als Freunde der nüchternsten Formen, des magersten Baustyles, der prosaischen Regelmäßigkeit. Ist nun ihre Kunstromantik aus einer Berechnung des Verstandes geboren oder ihr politischer Liberalismus eine von Außen kommende Vergewaltigung ihres Gemüthes und ihrer innersten Neigungen?

Tüchtig geschulte Geister sind beide Reichensperger, ihre Art zu

denken und das Gedachte darzulegen ist von einer Regelmäßigkeit, welche augenblicklich verräth, daß sie unter einer schärferen Disciplin, als unsere gewöhnlichen gelehrten Schulen sie heut noch geben, erzogen sind. Inspirationen, plötzliche Ergüsse des Geistes wird man bei ihnen nicht bemerken, eine gewisse langsame Regelmäßigkeit herrscht in allen ihren Reden, Beweisen, Angriffen ꝛc. vor, aber sie sind nichts desto weniger erfolgreich, weil sie beharrlich und zähe sind, zäher, als viele ihrer Gegner.

Neben ihnen und hinter ihnen erblicken wir eine Anzahl wohlhäbiger, glänzender Gesichter mit Doppelkinn und kleinen Augen. Sie sitzen auf fettem Rumpfe, und ihre Inhaber zeigen in ihren würdigen Mienen und in ihren langen schwarzen Röcken, daß sie katholische Priester sind. Mit Reden lassen diese Herren sich nicht ein, aber sie stimmen recht fleißig und erfüllen ihre Aufgabe so ganz gut. Den meisten von ihnen ward es an ihrer Wiege im ärmlichen Bauernhäuschen in Westphalen nicht gesungen, daß sie noch einmal politische Männer und Volksrepräsentanten werden würden.

Ebenbürtig neben Reichensperger steht der Herr von Mallinckrodt, eine derbe, kräftige Mannesgestalt, breitbrüstig, breitnackig, breitstirnig, ein Mann, dem man es ansieht, daß er von Compromissen und Concessionen nichts hält, der seinen eignen wohlerwogenen, aber darum auch festen Willen hat und denselben nach Rechts und Links, gegen Freund und Feind nachdrücklich vertheidigt. Hervorgegangen aus einer alten Ritterfamilie Westphalens — seine Stammburg, Haus Mallinckrodt, liegt unfern Wetter an der Ruhr —, zeigt er in seiner ganzen Art den im eigentlichen Volksthume festgewurzelten Mann. Die Vergangenheit seiner Familie, seine Geburt und sein Eigenthum verknüpfen ihn auf das Innigste mit westphälischem Boden und westphälischem Volke, das alte deutsche Gesetz, das die heimischen Verhältnisse bestimmt hat, das alte Recht des Landes und der Leute in Niedersachsen sind ihm wie eingeboren und er kämpft dafür wie für Heiligthümer. Es mag wenige Mitglieder des Hauses der Abgeordneten geben, welche einen so tiefen und bewußten Widerwillen gegen die Doctrin, die politischen Systeme und die beglückenden Theorieen haben, als Herr von Mallinckrodt. Er wagte es sogar in der vorigen Session, zum Entsetzen aller Liberalen zu fordern, daß die Regierung statt der Dreiklassen-Eintheilung, wie sie auf Grund des Census vor sich geht, wenigstens in Westphalen die alte sociale Rangordnung im Dorfe — Vollbauer, Halbbauer ꝛc. — benutzte. Welch eine Beschränktheit, welch ein Mangel an allgemeinen Gesichtspunkten! Herr von Mallinckrodt ist, seinem Aeußern nach zu urtheilen, schon über die Mittagshöhe des Lebens hinaus, aber er ist noch immer Regierungs-Assessor und soll als solcher schon den größten Theil der preußischen Monarchie kennen gelernt haben. Er spricht selten, er hält sich kaum für berufen, andern Leuten seine Meinung aufzudrängen, er verlangt aber von den Uebrigen dasselbe. Ein Redner gefährlicher Art ist da-

gegen Herr Rohden, ein Mann des Gesetzes und der Gründlichkeit, ein älterer Mann, der es versteht, durch seine Ansprachen den Weiser der Uhr festzuhalten und, wie man sich schließlich doch überzeugen muß, Stunden lang sprechen kann. Er weiß den Schluß von Debatten zu vertagen, indem er sich gegen Ende der Sitzung erhebt und in einem Augenblicke, wo schon Alles an die Abstimmung denkt, noch einmal das Wort nimmt. Er ist ein Feind des Witzes, er lacht nie und erlaubt auch Niemand, zu lachen.

Einer der bedeutendsten Köpfe der katholischen Fraction, der Regierungsrath außer Diensten Otto, starb bekanntlich, vom Schlage getroffen, auf dem Rednerstuhle des Hauses in dieser Sitzungsperiode.

Die Berliner Juden. *)

Die Juden in den Städten. — Der polnische Jude. — Der Amsterdamer Jude. — Der Berliner geistreiche Jude. — Die Berliner Kritik und die Juden. — Das Buch H. Wagener's für die altgläubigen Juden. — Nachchristliche Entwickelung des Judenthums. — Radical-Reformer in Berlin. — Halb-Reformer in Berlin. — Orthodoxe in Frankfurt. — Orthodoxe in Berlin. — Herr Dr. Pinner und sein Stil. — Zerfall.

Die Berliner Juden zeigen seit langem einen eigenthümlichen Typus. Wie überhaupt der Jude das flache Land flieht und den Wohnsitz in der Stadt vorzieht, so hat er von Alters her ganz besonders die großen Mittelpunkte gedrängten Zusammenlebens, in denen Commerz aller Art residirt, gesucht, und so zäh er gewisse wesentliche Seiten seines nationalen Charakters zu bewahren wußte, so gefügig zeigte sich seine Natur, dennoch andere ihm ursprünglich fremdartige locale Züge in sich aufzunehmen. Der Jude der Stadt Rom, der Jude Amsterdams, der Jude Frankfurts, der Jude Hamburgs — jeder von ihnen hat eine besondere interessante Färbung durch die verschiedene Umgebung, in der er handelt, schachert, arbeitet und denkt, erhalten, und wie z. B. die sorglose, der Verschwendung und herrischem Wesen gleich ergebene polnische Art auf den Juden dahin gewirkt hat, daß er den Kaftan möglichst zerlumpt, Nacken und Rücken möglichst gekrümmt und sein Vermögen möglichst versteckt trägt, so hat die Kaufmanns-Republik am Zuydersee mit ihrem übertriebenen Respect vor der Bedeutung von Handel und Verkehr und ihrer zunehmenden Gleichgültigkeit gegen religiöse und nationale Vorzüge dem Juden den Raum für eine recht plastische Entwickelung gewährt, und es sind dort neben kühnen Philosophen des hebräischen Stammes königliche Kaufleute desselben Stammes und endlich auch jüdisch-aristokratische Familien zu Tage getreten, welche alle Grazie und allen sinnigen Schmuck der heimathlich-orientalischen Art von Neuem aus sich erzeugten.

*) Denkschrift für die Juden Preußens, nebst Anhang: Die jüdische Religion, ihr Verfall und ihre Verbesserung (Berlin 1856) von Dr. M. Pinner.

Geschichte der neuesten Reformen der jüdischen Gemeinde Berlins und deren Bekämpfung, von Dr. M. Pinner.

Das Judenthum und der Staat. Eine historisch-politische Skizze zur Orientirung über die Judenfrage. Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Hermann Wagener, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. Berlin 1857.

Die Berliner Juden blieben gleichfalls nicht unberührt von der interessanten und reichgestalteten Umgebung der preußischen Hauptstadt. Die „Juden Friedrich des Großen" haben einen historischen Namen, und vielleicht sicherer und gewandter, als irgendwo anders auf der Welt, traten sie hier in unserer Stadt in die christlichen Kreise ein, um sich an ihren Neigungen und Thätigkeiten zu betheiligen, ja dieselben sich zum Theil abhängig zu machen. Man kann sagen, daß in jener Zeit — wir meinen die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts — die Juden gradezu Mode waren in Berlin. Der Nathan der Weise Lessings ist zweifelsohne aus Berlinischen Anregungen hervorgegangen, und sein erster Entwurf ist vielleicht wenige Häuser von dem Hause Moses Mendelssohns, des platonisirenden Rationalisten, niedergeschrieben. Die Kreise der Rahel Lewin, der schönen „tragischen Muse", der Hofräthin Herz, welche die Freundin Schleiermachers war und mit Baruch Börne Erziehungsversuche machte, bewahren in der literarischen Stadtchronik von Berlin einen ausgezeichneten Platz. Ernstere Zeiten haben diese Ueppigkeit jüdischen Einflusses beschnitten, aber, wenn es auch heut nicht mehr vorkommt, daß ein Prinz unseres Königlichen Hauses in der Mohrenstraße einer jüdischen theatralischen Soiree beiwohnt, wie es im Anfang dieses Jahrhunderts geschahe, so haben doch unsere hiesigen Juden nichts von der Gewandtheit und witzigen Schärfe des Geistes verloren, welche von jeher in Berlin das Bürgerrecht frei in Anspruch nahm und welche gleichsam nun zur Berlinischen Politur des jüdischen Esprit wurde. Die Berliner Juden überbieten noch heut durch ihre Börsenmanöver und Börsenerfolge trotz der Ungünstigkeit unseres Platzes leicht die anderer deutschen Hauptstädte, sie zeigen noch immer eine hervorragende Neigung für geistige Genüsse, Musik und Theater finden bei ihnen reiche Pflege, und die Villen, welche sich gegenwärtig schon tief in unsern Thiergarten erstrecken und vom Volksmund mit Lächeln die „neue Jüdenstraße" genannt werden, zeigen in ihrem schmuckreichen und künstlerisch edlen Aeußern, daß Reichthum und Geschmack hier in jüdischer Hand von Neuem einen Bund geschlossen haben.

Die Berliner Juden haben bei diesen vortheilhaften Seiten aber von jeher auch an allen den Schwächen und fehlerhaften Neigungen des Berlinischen Charakters Theil genommen. Mehr als alle ihre anderen Stammesgenossen waren sie der Gefahr ausgesetzt, sich in einem negativen, kritisch-nihilistischen Geiste zu verlieren, der alle Gegebenheiten auflöst und in die planlose Anarchie herüberführt, und wenn auch, wie das dritte der oben angeführten Bücher, in tiefer und gründlicher Darstellung der nachchristlichen Entwickelung des Judenthums nachweis't, ihnen allen insgesammt eine Unselbstständigkeit des Geistes anheften mußte und muß, welche sie bald dahin, bald dorthin einem fremdartigen Entwickelungsstrom überliefert, so tritt doch gerade bei der Berliner Judenschaft seit längerer Zeit ein ganz besonders scharfer und eben aus Berliner Einflüssen genauer zu erklärender Kriticismus und Negativismus hervor.

Wie ein tief eingehender längerer Aufsatz in dem vorigen Vierteljahrgang dieses Blattes mittheilte, war die Berliner Judenschaft schon am Ende des vorigen Jahrhunderts zu dem Schritte entschlossen, an der Gründung der damals als unzweifelhaft nahe bevorstehend betrachteten neuen Weltreligion des bekenntnißlosen Humanismus theilzunehmen, und wenn auch dieser Versuch durch die großen Thaten Gottes unterbrochen wurde, so fand doch das Hegelthum und seine Nach- und Auswüchse

in Berlin sogleich an den hiesigen Juden eine mächtige und begeisterte Stütze. Ohne die Berliner Juden wäre aus Hegel nicht das geworden, was er ward. Gans, der Jude, war sein erfolgreichster Schüler.

Dieselbe Neigung, welche die Juden zu den Berliner deistischen Consistorialräthen vom Ende des vorigen Jahrhunderts geführt hatte, führte sie auch zu Hegel, es trat hierbei ihr Sinn und ihr Talent für die lose und verwegene Kritik hervor und die zum Theil aus dieser hervorgehende Mißachtung einer durch ihr graues Alter, ihre knorrigen und seltsamen Formen auffallenden Religion. Auch heut arbeitet in unserem Judenthum in alter Kraft noch dieser Geist, der stets im Auge behalten sein will, dann aber besonders gefährlich wird, wenn er in erregten politischen Zeiten zu den staatlichen Parteien in Beziehung tritt.

Die „altgläubigen" Juden kämpfen mit großer Energie gegen diese bastardähnlichen Gebilde, die aus dem „Zeitgeiste", der doch wenigstens die Caricatur einer christlichen Weltanschauung ist, und aus dem alten Judenthume geboren ward, und sie haben für die religiöse Innigkeit, mit der sie ihre Orthodoxie festhalten, auch in unserm Lager Freunde und Schutzredner gefunden. Der Abgeordnete Wagener hat so eben eine Vertheidigungsschrift dieser Altgläubigen herausgegeben und sich dabei in der Vorrede bezeichnet als „keineswegs ein Feind, sondern ein eifriger, aufrichtiger Freund des historischen rechtgläubigen Judenthums, und je länger, desto mehr von der Ueberzeugung durchdrungen, daß für Christen und Juden die Zukunft des Messias — für jene die zweite, für diese die erste — die einzige hellleuchtende Gewißheit in den Finsternissen und Irrgängen der Gegenwart geblieben" ..

Hat der hochverehrte Mann damit auch die düstere Hartnäckigkeit gegen die geoffenbarte Wahrheit, welche der Grundzug des merkwürdigen Volkes der Zerstreuung seit der ersten Weihnacht geworden ist, keineswegs in den Schatten rücken wollen, und müssen wir unsere Stellung zum Judenthum auch stets in erster Linie nach ihrer Stellung zum Weltheilande bemessen, so dürfen wir doch im Vergleich zu den modernen Reformjudenparteien, welche in Berlin eine so wohnliche Stätte gefunden haben, unsere Sympathieen ohne Weiteres auf die Seite der altgläubigen Israeliten stellen.

Wir sprechen von mehreren Reformparteien, und wir können die Art derselben erst ganz verstehen, wenn wir einen Blick auf die nachchristliche Entwickelung des Judenthums geworfen haben.

„Mit dem Christenthume war dem Judenthume seine Seele abhanden gekommen. Nachdem es sich gegen seine rechtmäßigste Fortentwickelung verschlossen hatte, bot es alle übrigen Kräfte auf, um sich in dem unnatürlichen Stillstand, den es im entscheidenden Augenblicke vorgezogen hatte, für immer zu befestigen und zu genügen. Aber es gelangte doch zu keiner Befriedigung in sich selbst. Es mußte sich immer wieder aufmachen, um irgendwie den mangelnden Geist zu finden.*)

„Wie tief war doch bei dem nachchristlichen Judenthum der altisraelitische Geistesschatz zusammengeschwunden! Das gemeinmenschliche Moralgesetz war zu einem eng jüdischen zusammengeschrumpft: Gott nicht mehr sowohl aller Menschen Gott, aber Israel sein besonderes Eigenthum, als vielmehr: Gott nur der Juden Gott und aller Gojim (Völker, Heiden, Nichtjuden) Feind. Dazu war durch den Wegfall des Opfercultus auch

*) Wagener „Judenthum und Staat" S. 21 rc.

dem Moralgesetze seine beste Kraft, die eigentlich ethische Wirkung entzogen. Der Sinn des Opfers war doch der, daß durch stellvertretende Sühne das verschuldete eigene Haupt Verzeihung vor Gott und Lebenserneuerung zu einem besseren Gesetzesgehorsam empfinge. Der nun opferlose Jude wurde geneigt, seine pure Natürlichkeit für hinlänglich fähig zur Gesetzes-Erfüllung zu halten, was wiederum nicht anging, ohne das Gesetz selbst in den Bereich der äußerlichsten Pflichtübung herabzuziehen. Die unbegriffene Satzung lag centnerschwer auf dem Judenthum, wie eine riesige Waffenrüstung auf dem Leibe eines Zwerges, und müßte es erdrückt haben ohne die fortdauernde messianische Hoffnung.

„Inzwischen blieb auch dem messiashoffenden Juden der Widerspruch zwischen der Masse der unbegriffenen Satzung und den dürftigen religiösen Gedanken, die er in seinem Systeme begreifen konnte, grell und störend genug. Strebsamere Geister begannen nach der constitutiven Periode mit allem Eifer nach einem substantiellen Inhalt für das Judenthum zu suchen.

„Die Abhängigkeit des Judenthums von den Bewegungen im Christenthum trat hier sogleich in überraschendster Form hervor.

„Das im 11. und 12. Säculum neu erwachende Leben in der Christenheit hatte gleichzeitige Regungen im Judenthum, die christliche Mystik eine jüdische, die christliche Scholastik eine jüdische Religions-Philosophie zur Seite. Vom 16. Jahrhundert an geräth auch das jüdische Religionswesen unter die Inspection der Staaten, wie niemals zuvor, und die „Jüden-Ordnungen" halten gleichen Schritt mit den Kirchen-Ordnungen der Fürsten. Als im Laufe des 18. Jahrhunderts der alte Glaube in der Christenheit wankend wurde, geschah dasselbe im Judenthum.

„Die aufgedrungene fremde Bildung hat den zu Ende des 18. Jahrhunderts noch so festgeschlossenen Volkskörper binnen fünfzig Jahren völlig zerfressen. Die Jeschiboth oder thalmudischen Hochschulen, die Bewahrungsstätten des Heiligthums, die Organe übereinstimmender Lehr-Tradition, waren zu Grunde gegangen, Gesetzes-Gelehrsamkeit verächtlich geworden und in dem Maße der Vorzeit kaum noch irgendwo vorhanden. Die jüdischen Studirten großentheils ohne sittlichen, weil ohne religiösen Halt, rastlos umhergetrieben von jedem Winde der modernen Doctrinen und mit ihrer literarischen und journalistischen Beflissenheit auf den Ruin des Bestehenden gerichtet, gleichsam im geistigen Rachekriege gegen die Institutionen der Völker, durch die ihnen ihre eigene Grundlage genommen und doch kein genügender Raum für ihre Strebsamkeit gestattet worden war. Die Masse des Volkes, nachdem die zähe Energie ihres Naturells von der Religion abgewendet war, nur noch auf Erwerb und Genuß versessen. Ihre Großen unersättlich in Reichthum, Schwelgerei, Sucht nach Ehre und Einfluß; das Volk, das durch Jahrtausende das Gebot: „Nach ihrer — der Völker — Weise sollt ihr euch nicht halten" zu seinem Lebensinhalt gemacht hatte, lieferte nun die gelungensten Exemplare von übertriebenem Modendienst und gedankenloser Affectation fremder Sitte, so daß z. B. die jüdischen Christtags-Bescheerungen Alles übertreffen sollen, was in christlichen Häusern gesehen werden kann. Ihre eigene heilige Sitte, selbst bis auf die Beschneidung, die Sabbath- und Festfeier dem willkürlichen Eklekticismus der Bequemlichkeit und des Vortheils unterworfen. Ihr Cultus in den neuen „Tempeln" und reformirten Synagogen mit ihren Orgeln, Chören, Chorälen, sentimentalen Confirmations- und Trauungs-Ritualen in liturgische Musterkarten, in oratorische und musikalische Schaustellungen der jüdischen Selbstgefälligkeit verwandelt."

Diesen im Materialismus vergrabenen Haufen sucht nun besonders die rationalistisch-reformatorische Partei an das Licht ihrer Principien heranzuziehen. Doch müssen innerhalb dieser Partei selbst die eigentlich sogenannten Reformer, die äußerste Linke und consequenteste Fraction, noch von den Gemäßigteren unterschieden werden.

Die Lehre der Ultra-Reformer ist, nach ihrem Dogmatiker zu urtheilen (S. Stern, „die Religion des Judenthums in acht Vorlesungen"), ein judaistischer Absud des Junghegelianismus. Die Offenbarung ist nur das religiöse Selbstbewußtsein, das sich nur auf seinen niederen Stufen vorübergehend in einem Buche, Bibel oder Thalmud, wiederfinden kann. Die Bestimmung des Judenvolkes ist die fortwährende Erhebung der Menschheit zu solchem Selbstbewußtsein von der Gottgleichheit und Göttlichkeit des Menschen. Zur Erfüllung derselben hat das Judenthum zwei große Missionen an die Völker des Westens und des Ostens ausgesendet — das Christenthum und den Muhamedanismus. Beide haben ihre Sendung durch Accommodation an die alteuropäischen und orientalischen Heidenthümer auszurichten gesucht, dadurch aber die volle Reinheit und Kraft der Idee nicht wieder gewinnen können, welche das beiseite stehende Judenthum der Welt reservirte. Insbesondere hat das Christenthum weder den Dualismus (Gott und Teufel!), noch die Vorstellung von der Mehrheit und sinnlichen Erscheinung des göttlichen Wesens (Trinität und Menschwerdung!) zu überwinden gewußt, wenn auch — in Kraft seiner jüdischen Mitgift — eine reiche weltumfassende Civilisation zu Stande gebracht. Es ist nun Zeit, daß das Judenthum daran denke, als der rechtmäßige Herr dieser Ernte seiner Saat hervorzutreten, die Errungenschaften des Christenthums und Islams sich anzueignen und in sich zu vollenden zu dem reinen Menschenthum einer neuen Weltgestaltung 2c.

Also die neuspeculative Gottes- oder auch Menschheits-Idee ist der Inhalt und das Ziel des Judenthums!

Zu einer abgesonderten Constituirung ist diese extreme Partei nur an wenigen Orten, wie namentlich in Berlin, geschritten.

Die Halb-Reformer oder Halb-Orthodoxen, wie man will, suchen die rechte Mitte zwischen den Radical-Reformern und den Altgläubigen zu halten, indem sie das, was sie „historisches Judenthum" nennen, zur Geltung bringen. Das Judenthum habe im Laufe seiner Geschichte sehr verschiedenartige Entwickelungsstufen durchgemacht. Dieselbe Aufgabe habe denn auch die Gegenwart auf ihre besondere Weise zu lösen und ein Judenthum herzustellen, welches, ohne mit dem alten schroff zu brechen, doch nur das des 19. Jahrhunderts sei.

Die Lehre von der geschichtlichen Fortentwickelung eines doch immer identischen Geistes, mit der diese Gemäßigten das Judenthum zurecht bringen wollen, ist wiederum außerjüdisch, der Philosophie abgeborgt und findet, richtig verstanden, unter den Religionen nur bei dem Christenthum Anwendung, weil nur dieses einen lebendigen, immer identischen Geist in sich hat.

Das Haupt-Organ dieser Halb-Reformer in Deutschland, das jetzt seinen 21. Jahrgang beginnt und einer großen Verbreitung genießt, ist die „Allgemeine Zeitung des Judenthums" vom Rabbiner Philippsohn in Magdeburg.

Dem hohen Tone jener Wortführer des modernen Judenthums gegenüber haben sich die alten echten Juden, wie im Gefühl einer erlittenen Niederlage, lange sehr kleinlaut verhalten.

Denn erstlich von Solchen, die das alte bis zu Mendelssohns Zeiten allein herrschende Judenthum ungeschmälert und ohne weitere Erklärung und Zurichtung beibehalten haben, giebt es im westlichen Deutschland und Europa nur noch Wenige, meist der früheren Generation Angehörige. Einer der bekanntesten dieser Klasse war der unlängst verstorbene „Baron" Amschel (nach moderner Lesart Anselm) Rothschild, der Chef des Hauses, dem das für diesen Standpunkt bezeichnende Wort nachgesagt wird: „Was, Emancipation? Wir Jüden müssen im Goluß (nach der deutsch-polnischen Aussprache, statt Galuth, Gefangenschaft) sein." Selbst aus der Türkei und dem Orient werden Anzeichen von der beginnenden Auflösung dieses alten Judenthums berichtet. Die eigentliche Galuth-Religion hat sich nur hinter oder dicht an den Russischen Grenz-Cordons und in Nord-Afrika erhalten. In der gebildeten Welt hat sie keine vernehmbaren Organe mehr.

Dagegen hat sich, nicht ohne Einfluß der religiösen Erweckung, welche seit den dreißiger Jahren durch die christliche Kirche geht, auch im Judenthum eine mächtige Bewegung erhoben, die sogenannte Neu-Orthodoxie, welche, aus der Tiefe des religiösen Bedürfnisses entsprungen, von einem Verständniß der echt jüdischen Ideen getragen und mit Geist und überlegener Gelehrsamkeit gehandhabt, sich anschickt, dem weiteren Ausgreifen der rationalistischen Reformation Halt zu gebieten und die zerstreuten Kräfte des gläubigen Judenthums zu sammeln. Das hervorragende Organ dieser Richtung ist das „Jeschurun" des Rabbiners Samson Hirsch von der „Israelitischen Religionsgesellschaft" in Frankfurt a. M., die sich unter den Auspicien der Rothschilde von der ganz modernisirten Hauptgemeinde getrennt hat. Hier, wie in den sonstigen Schriften Hirsch's und seiner Gesinnungsgenossen, finden wir mehr lebendige Begeisterung statt der alten rabbinischen Trockenheit, und wirklich religiöse Substanz statt der hohlen Phrasen der Reform-Parteien.

Alle in das Judenthum von Außen her durch die Philosophie hineingetragene Anschauungen sollen da beseitigt werden. Die Satzung könne nur dem verächtlich oder in ihrer Ganzheit unhaltbar erscheinen, der sich nicht die Mühe nehme, ihren Sinn zu erforschen. Die begriffene, geistig belebte Satzung werde sich auf's Neue als Israels Lebenskraft bewähren und ihm erst die Erfüllung seines Weltberufes ermöglichen, nämlich das heilige Priestervolk der Menschheit zu sein, sich selbst in allen Lebensverhältnissen, im Gebrauch aller äußern Dinge ausschließlich dem Dienste Gottes zu widmen. Das Christenthum, der einseitig spiritualistische Sprößling des Judenthums, kenne diesen Beruf nicht; es lehre wohl Erkenntniß Gottes und Lossagung von der Welt, aber nicht das Ergreifen derselben als Mittel zum Dienste des Alleinen. Der Messias werde kommen, sobald Israel, wenn auch nur in einem treuen Ueberreste, seine Aufgabe völlig begreifen und üben gelernt."

Aber wie viel auch diese neuorthodoxe Partei durch ihre Bekämpfung des jüdischen Rationalismus zu einer neuen Vertiefung des jüdischen Geistes beitragen mag, stets wird sie doch zwei auch ihr selbst gefährlichen Abwegen nahe bleiben; der eine führt zu einer knöchernen Erstarrung im Buchstaben, auf welche dann naturgemäß eine libertinistische Reaction des Schwarmgeistes folgen wird, der andere führt zu einem sich selbst bewundernden Gnosticismus, der über den alten Buchstabensatzungen brütet und alle Geheimnisse des Diesseits und Jenseits — und damit schließlich auch dem Judenthum fremde Momente in sie hineinlegt.

Figuren, wie der Frankfurter Rothschild, bleiben uns darum doch achtungswerth und interessant, denn ihre Unerschütterlichkeit im Gesetze beruht auf einem rührenden Glauben an den Gott ihrer Väter. Neben den Rothschilds aber erblicken wir auch andere, uns minder gefallende Personen. Unter diese müssen wir leider gewisse Berlinische Juden rechnen. Das Buch des altgläubigen Juden Dr. Pinner hierselbst führt uns solche Erscheinungen vor, und wenn wir es uns auch versagen, den niedrigen Ton desselben hier ausführlicher zu charakterisiren, so müssen wir doch hervorheben, daß aus der darin gegen die Halbreformer Dr. Sachs und Genossen geführten Art der Polemik nur zu sichtbar wird, wie die Berliner Juden-Gemeinde unheilbar zerrüttet ist. Sachs, der gefeierte Prediger der gemäßigten Reformjuden, mag allerdings durch seine Antastung und Verwerfung altheiliger Gebete, durch seine Veränderung des Sitzes des Rabbiners in der Synagoge und ähnliche Neuerungen auf das Rücksichtsloseste das alte Gesetz verletzt haben, aber das Alles ist, wie eben angedeutet, aus tieferen Zeitbewegungen zu erklären und rechtfertigt noch nicht eine Sprache der Gasse — die möglicher Weise von beiden Seiten geführt wird —, von welcher in dem Buche Pinner's wirkliche Muster vorliegen. Seine Gegner sind „Groschenmacher", denen er ihr Gehalt und ihre Geldneigung unaufhörlich vorwirft. Die Minister, an welche sich die altgläubigen Juden gewandt haben, werden wiederholt mit dem dicksten und demüthigsten Lobqualm beräuchert, er selbst, der Herausgeber, druckt zum Beweis für seine Bedeutung Atteste von christlichen Gelehrten ab, die sein Wissen rühmen, — kurz wir haben das ganze wohlbekannte Bild des kriechenden und doch bissigen alten Juden vor uns. Ueber eine zweimal vorkommende, halb höhnische Bezeichnung: „Bruder in Christo" wollen wir schweigen.

So edel und frei das vom Abg. Wagener herausgegebene Buch dem altgläubigen Judenthum seinen Standpunkt wahrt, so ungeschlacht und roh verfährt Dr. Pinner mit den Ansprüchen desselben auf unsere Sympathieen. Es wird ihm sicherlich nicht gelingen, auf diesem Wege die mächtige Mehrheit der hiesigen Judenschaft, welche die Reformer hier und anderwärts für sich haben, zu erschüttern, und gerade dem Berliner Judenthum gegenüber, auf dessen geistig kräftige und gewandte Natur wir im Eingange flüchtig hinwiesen, müssen Angriffe, wie diese, einen neuen Anstoß zur Fortführung der Reform, d. h. zum weiteren Verfall des gefallenen Volkes, geben.

Zur Heraldik.

Heraldisches ABC-Buch. Das ist: Wesen und Begriff der wissenschaftlichen Heraldik, ihre Geschichte, Literatur, Theorie und Praxis von Carl, Ritter von Mayer, Dr. phil. 523 Seiten in groß Octav mit 66 zumeist in Farbendruck ausgeführten Tafeln und 100 in den Text gedruckten Holzschnitten. München 1857. Druck der Buchdruckerei und lith. Kunstanstalt von Dr. C. Wolf u. Sohn.

Wir besorgen keinen Widerspruch, wenn wir von vornherein erklären, daß in der ganzen neuern Zeit kein Buch von dieser gewaltigen Bedeutung für die gesammte Heraldik erschienen ist, es beginnt mit diesem

Buche jedenfalls eine ganz neue Aera für die Heroldswissenschaft und Kunst, oder — es ist überhaupt Alles verloren, was in den letzten Jahren redlicher Fleiß und ernstes Mühen Einzelner auf diesem Gebiete Bedeutendes, Ersprießliches und Nützliches errungen. Der edle Ritter aus Bayerland mit den Eisenhütlein im Wappen hat keck genug dem, was er nicht mit Unrecht „Zopfheraldik" nennt, den Handschuh hingeworfen; aber sein Buch, mag er's denn ABC-Buch nennen, uns gefällt diese etwas prätentiöse Benennung nicht, giebt kund, daß er der Mann ist, jeglichen Strauß ritterlich auszufechten auf diesem Gebiete. Herr von Mayer will nichts Geringeres als, 1) eine neue originale Anschauungsweise der gesammten Wappenwissenschaft veranlassen, 2) in Folge dessen deren wissenschaftlichen Werth bedeutend erhöhen, ja für alle Zukunft sichern, 3) ein rein sachgemäßes System und rechtes Verständniß der Wappenkunde neu begründen und folgerecht 4) auch die Vorliebe zum Studium dieser Wissenschaft, so wie zur eifrigen Forschung auf dem Gebiete der Heraldik allseitig wieder beleben, und endlich 5) durch die nach seinen Ansichten aufgefaßte und betriebene Heroldskunst die christlich-mittelalterliche Cultur- und Kunstgeschichte um einen bedeutungsvollen Zweig bereichern.

Das ist gewiß viel gewollt, aber das „in magnis et voluisse sat est" dürfte in der Praxis doch nicht ausreichen; darum haben wir den gewaltigen Band mit der prachtvollen Ausstattung und seinen mehr als tausend Figuren der gründlichsten Durchforschung unterzogen; und danach nehmen wir den Hut ab nicht nur vor dem, was Herr von Mayer „gewollt", sondern erst recht auch vor dem, was er wirklich schon „geleistet" hat. Freilich haben wir bei unendlich vielen Sätzen das Buch betroffen und auch getroffen aus der Hand gelegt, aber nur wenige derselben haben wir kopfschüttelnd bei Seite gelegt, bei vielen haben wir die allgemeine Berechtigung und Richtigkeit wohl anerkannt, aber doch im Besondern unsere entgegengesetzte Meinung aufrecht gehalten, bei noch mehreren aber haben wir nach längerm Nachdenken mit dem Herrn aus Bayerland übereinstimmen müssen. Wir bekennen es offen, daß es uns oft schwer geworden ist, Ansichten zu entsagen, deren Irrthümlichkeit uns dieses wuchtige ABC-Buch bewiesen, denn alten Irrthümern läßt sich schwerer entsagen, als man glaubt. Aber wir schämen uns dieses Bekenntnisses nicht, und wem's redlicher Ernst ist mit der Wissenschaft, der kann uns dieses Bekenntniß unmöglich als Schwäche anrechnen.

Wir können hier auf das bedeutende Buch nur im Allgemeinen aufmerksam machen und es Allen, die sich mit Heraldik mehr oder minder ernst beschäftigen, dringend an's Herz legen, dieses ABC-Buch zum Gegenstand eifriger Studien zu machen; Niemand wird es bereuen, obschon es bei Keinem ohne bittere Enttäuschungen abgehen wird. Im Allgemeinen wollen wir nur bemerken, daß der Verfasser, überall von dem Studium der Originale ausgehend, die aus der Blüthezeit der Heraldik noch vorhandenen Siegel, Schilde, Waffen, Leichensteine u. s. w. als die Hauptquellen der Wissenschaft betrachtet und die Diplome nur in zweiter Linie als solche gelten läßt. Darin liegt die eigentliche Bedeutung seines Buches, denn damit stellt es sich in den schroffsten Gegensatz zu der bisher geltenden Anschauung, welche bekanntlich die Diplome als Quellen ersten Ranges, die Siegel, Leichensteine u. s. w. nur als Hülfsquellen angesehen wissen wollte. Es ist das eine völlige Umkehr der Wissenschaft und — eine durchaus nothwendige, richtige. Freilich haben schon Männer wie der Freiherr von Stillfried, der Freiherr von Ledebur, Dr. Märker

und Andere dieser Ansicht gehuldigt. Dieselbe ist aber in dem vorliegenden Werke zum ersten Male systematisch vorgetragen und siegreich entwickelt. Diese neue und unbezweifelt richtige Theorie verfolgt der Verfasser nun durch die Perioden der Heraldik des Schildes allein (bis zum XIII. Jahrhundert), der Heraldik von Schild und Kleinod (Blüthezeit bis zum Ende des XV. Jahrhunderts), der Heraldik des Luxus, der unwesentlichen Anhängsel u. s. w. (vom XVI. bis zu diesem Jahrhundert). Dann folgen gründliche Abhandlungen über die einzelnen Stücke: Schild, Helm und Kleinod, Helmdecke, Schildhalter, Wappenmäntel, Zelte, weiter über Tincturen und Wappenfiguren, bei denen die christliche Kunst des Mittelalters als die eigentliche Grundlage der Heraldik mit siegenden Gründen nachgewiesen wird; endlich über Blasonirung und Behandlung der Beizeichen. Den Schluß bilden scharfe Charakteristiken und Vorschläge zur Verbesserung der heraldischen Zustände.

Einen ganz besonderen Werth hat das Mayersche ABC-Buch auch durch den fortwährend nicht nur mit besonderem Nachdruck betonten, sondern auch ad oculos gegebenen Hinweis auf den innigen Zusammenhang der Heraldik mit der christlichen Kunst des Mittelalters. Die Holzschnitte sowohl wie die farbenprächtigen Druckbilder sind alle mit einem nicht genug anzuerkennenden Fleiß im besten Geschmack der heraldischen Blüthezeit (natürlich mit Ausnahme derer, durch die eben das Gegentheil bewiesen werden sollte) ausgeführt und in einer Fülle gegeben, wie bisher noch nie. Wir wollen nur ein Beispiel geben, um unsere Leser von fern wenigstens auf die Art und Weise aufmerksam zu machen, mit welcher Gründlichkeit Herr von Mayer verfährt. Er erläutert seine Abhandlung über die Schildhalter durch eine Reihe von Abbildungen nach Monumenten, plastischen Darstellungen und Bildern der verschiedenen Zeiten. Neben diesen Abbildungen befindet sich der Leichenstein der Frau Magdalena von Eberstetten aus dem Kloster Gars mit der Jahrzahl 1488 und der rührenden Ueberschrift im Bande: „mich schwecht meyden.“ Sie starb aus Gram, weil ihr Herr nicht zurückkehrte aus dem gelobten Lande. Wir haben uns gedrungen gefühlt, die rührend einfache Geschichte, die dieser Leichenstein erzählt, in folgenden Versen wiederzugeben:

Ernst steht zu Gars im Kloster
Ein grauer Leichenstein,
Drei Rosen blühn, drei Rosen
Im Wappenschilde fein.
Den Helm, Frau Magdalene,
Sie hält ihn lieb umfaßt,
Mit Kleinod und mit Krone
Stützt sie die theure Last.
Sie trägt Barett und Federn
Wohl auf dem müden Haupt,
Des Herrn, des Heißgeliebten
Ist sie so lang beraubt;
Und nieder von der Schulter
Wallt ihr das Prunkgewand,
Was weilt ihr Herr so lange,
So lang' im fernen Land?
Auf ihrem Herzen leuchtet
Der Buchstab „A“ von Gold,
Daß Adolph in dem Herzen,
Das Zeichen künden sollt.
Der Hund zu ihren Füßen —
Der Treue altes Bild —

So steht am Leichensteine
Die edle Fraue mild.
Und über ihr im Bande,
Da steht geschrieben klar,
Warum so jung zu sterben
Ihr schon beschieden war;
Da steht es in drei Worten,
Da steht's in Zeichen licht,
Sie selbst spricht: Mich schwecht meyden!
Die Trennung trug sie nicht.
Sie hält das Rosenwappen,
Der Eberstetter Schild,
Der Hund zu ihren Füßen,
Der Treue altes Bild.
Den Helm, Frau Magdalene,
Sie hält ihn lieb umfaßt,
Mit Kleinod und mit Krone
Hält sie die theure Last.
Tief senkt sie ihre Stirne,
Und ihre Lippe spricht:
Ich sterbe, mich schwächt Meiden,
Die Trennung trag' ich nicht!

Wir schließen unser Referat mit den Worten, die eine unserer ersten Autoritäten auf dem Gebiet der historischen Forschung jüngst an uns schrieb: „Ich kann nicht läugnen, daß das Buch auf mich durch seine künstlerische Auffassung und Ausstattung, durch das Eingehen auf eine Reihe interessanter Heroldsfiguren einen sehr erfreulichen Eindruck gemacht hat, schon bei der ersten flüchtigen Durchsicht. Man freut sich schon, des Schönen und Herrlichen, was die Archive und kirchlichen Monumente in Bezug auf Siegel- und Wappenkunde bergen, so viel an das Tageslicht gebracht zu sehen — geeignet, immer mehr Augen und Kräfte auf dasjenige zu richten, was so lange Zeit verkannt, ja verachtet war. Was schadet es, wenn man auch nicht Allem beizupflichten vermag, was die Besprechung einer heraldischen Einzelnheit dabei zu Tage gefördert hat!" G. H.

[Der Rheinische Antiquarius] des Herrn von Stramberg vollendet in seinem neuesten Heft (II. Abth. 6. Bd. 3. Lief. Verlag von Hergt in Koblenz) seine Mittheilungen über das Pfälzisch-Simmern'sche Haus, die ungemein reich ausgefallen sind, weil die Briefe der Herzogin von Orleans, jener originellen, aber doch, wie uns bedünkt, sehr überschätzten Schwägerin Ludwigs des Vierzehnten und Mutter des Herzogs-Regenten, so wie die Memoiren von Saint-Simon und andere interessante Quellen reichen Stoff boten. Bei der Geschichte der Kaiserin Amalia, Gemahlin Josephs I., welche durch ihre Mutter ein Sproß des Pfälzisch-Simmern'schen Hauses war, bespricht der Antiquarius nur die Angriffe auf die österreichische Hausmacht in den ersten Regierungsjahren Maria Theresia's, und hier frappirt uns von dem sonst bekanntlich scharf katholischen Autor folgende Bemerkung: „Wie man auch das Bestreben, die anerkannte Erbin (Maria Theresia) der väterlichen Erbschaft zu entsetzen, die österreichische Monarchie zu zertrümmern, Vorbild der Theilung von Polen, jedoch bei weitem nicht so streng verdammt, beurtheilen mag, so wird man doch eine eigenthümliche Fügung darin erkennen, daß die große Spoliation ausgehen sollte von den Tochtermännern einer Urenkelin Friedrich's V. von der Pfalz." Für andere Leser werden die weiter folgenden Mittheilungen über die Regimenter der alten französischen Armee und dann über den Marschall Maison von Interesse sein. Marschall Maison hatte nämlich eine Demoiselle Weygold, eine der schönen „Müllerinnen" von Simmern geheirathet. Sonderbar ist es, daß der Antiquarius nicht schärfer auf die seltsame Rolle eingeht, die Marschall Maison in den Niederlanden 1814 spielte. Die neuesten Forschungen lassen ja kaum noch einen Zweifel darüber, daß Bernadotte damals damit umging, König von Frankreich zu werden, und daß Marschall Maison sein Hauptorgan war. Die empörend schändliche Rolle, die Maison 1830 zu Rambouillet spielte, hat der Antiquarius charakterisirt. Maison war der eigentliche Judas der legitimen Monarchie. Carl X. glaubte dem Wort des Soldaten und Marschall Maison belog ihn. Den Schluß bildet die noch nicht ganz beendete Geschichte des in seiner Art auch weit berühmten Räubers „Schinderhannes", die einen tiefen, aber keineswegs erfreulichen Blick in die Verwahrlosung der Rheinlande unter der französischen Herrschaft thun läßt.

Aus der Hauptstadt.

Aus dem Herrenhause. — Die Salzsteuerdebatte. — Berliner Wasserleitungen. — Brunnenhäuser. — Panis et circenses. — Theater.

Das Ereigniß dieser Woche war jedenfalls die Debatte des Herrenhauses über die Salzsteuer und die Verwerfung dieser Steuer durch die hochansehnliche Versammlung. Man war auf diese Verwerfung in der Stadt allgemein vorbereitet, schon in den letzten Tagen vorher circulirten, seien es wahre, seien es erfundene Aussprüche einzelner hervorragender Mitglieder des Hauses, unter anderen der folgende: „Wenn man uns sorgsam mustert, so wird man höchstens einen oder zwei finden können, welche im Fall einer Ministerkrisis auf ein Portefeuille Anspruch machen könnten. Unsere Opposition wird darum schwerlich so betrachtet werden, als wollten wir dadurch das Ministerium stürzen."

Die Zuschauertribunen des Herrenhauses waren an jenem Tage der Steuerdebatte und Steuerverwerfung natürlich überfüllt, Militair-Uniformen, hübsche Vormittagstoiletten politischer und unpolitischer Damen, Mitglieder des Hauses der Abgeordneten, Diplomaten, neugierige Flaneurs und federspitzende Literaten sahen auf das Haus erwartungsvoll herab. Unten auf dem weichen Teppich bewegte man sich inzwischen mit aller Ungezwungenheit der vornehmsten Gesellschaft, ohne alle die steifleinene Etiquette des Parlamentarismus. Nicht einmal von Parteien und local gesonderten Gruppen ist im Herrenhause die Rede, und höchstens einige der Bürgermeister der großen Städte sondern sich von den Uebrigen etwas sichtbarer aus. Der Liberalismus selbst schleicht wie ein Bild aus der Laterna magica durch den hohen Saal, in welchem das lebendige aristokratische Gesetz unserer Verfassung bewahrt wird, in dem ein Familien- und ein Erbrecht, wenn auch noch nicht äußerlich anerkannt, lebt, in dem die Parteiungen des Tages bei der gemeinsamen Grundlage eben so unmöglich sind, wie im englischen Oberhause. Die Redner halten es nicht immer für nothwendig, den Rednerstuhl zu besteigen, vor dem die weiße Marmorbüste des verewigten Fürsten von Pleß, des ersten Präsidenten dieses Hauses, aufgestellt ist, sie sprechen oft mitten aus der Versammlung heraus, und die dabei interessirten Mitglieder nähern sich dem Redner alsdann, und eine halb conversationelle Form der Debatte ist damit gegeben. Die Sache wird dadurch ungemein gefördert, man kommt schnell über Hindernisse und Mißverständnisse.

Man verbraucht die edle Zeit nicht mit hochtönenden Einleitungen und großen Phrasen, man verkehrt und debattirt, wie in einem öffentlichen Staatsrathe. Nur, wenn die Debatte sich hauptsächlich an die Minister, welche rechts vom Rednerstuhle in einer Ecke des Hauses ihren Tisch haben, wendet, pflegen die Redner den erhöhten Platz unter dem Präsidenten-Bureau einzunehmen. Mit Ausnahme des Generals Grafen v. d. Gröben, der, in voller mit Orden bedeckter Uniform, auf seinen Degen gelehnt, mit kräftigster Stimme und erhobener Rechten für die Salzsteuer sprach, verließen in der berühmten Sonnabend-Debatte alle bedeutenderen Theilnehmer der Debatte ihren gewöhnlichen Platz im Hause, um ein dem Ministerium entgegenstehendes Votum diesem ins Angesicht zu begründen.

Nach fast sechsstündiger Debatte fiel mit einer sehr bedeutenden Majorität bekanntlich die Steuervorlage. Die Minorität von ein und

zwanzig Herren ist in dieser Woche vielfach betrachtet und kritisirt worden, aber vergeblich sucht man in ihnen einen Partei-Organismus oder auch nur den Ansatz zu einem solchen. Mag auch bei dem einen oder dem andern von ihnen eine gewisse Abneigung gegen die aristokratischen Tendenzen des Selfgovernments, aus denen sicherlich zum Theil die Abwerfung der Steuer zu erklären ist, vorhanden sein, so fehlte dieses Motiv bei anderen, die aus ihrer besonderen persönlichen Stellung heraus sich jeder Opposition gegen Sr. Majestät Regierung enthalten zu müssen glaubten, doch wieder ganz, kurz auch diese Minorität war nur eine zufällige.

Der Beschluß des Herrenhauses flog auf den telegraphischen Drähten sogleich durch das Land, am Abend desselben Tages kannte man ihn schon am Rhein und in den bedrohten Grenzdistricten Westphalens, er ist überall mit Freude und Dank gegen das hohe Haus aufgenommen worden.

Während so eines der ersten Bedürfnisse des Lebens dem ganzen Volke unvertheuert bleibt, wird zunächst der Hauptstadt ein anderes Bedürfniß, das fließende Wasser, immer bequemer und reichlicher geboten. Die englische Wasserleitungs-Anstalt führt in ihren eisernen unterirdischen Schläuchen, welche unter der Spree und ihren Canälen sich fortschieben und kreuzen, von weither ein sorgfältig gereinigtes klares kühles Wasser in Haus und Hof. Auf öffentlichen Plätzen wird die neue „Wasserkunst" Gratisvorstellungen geben, und es ist nur zu bedauern, daß die äußere Ausstattung der Brunnenbecken und Wassermünder so derb national-englisch, so deutsch unschön ist. Auf dem Dönhofsplatze sieht man unterhalb des bekannten Centralmeilensteines, von dem aus die Entfernungen auf den preußischen Chausseen gemessen werden, ein blechernes Unthier den Schwanz erheben, das nur durch die Gutmüthigkeit des Volkes den Namen einer „Wasserleitungskatze" erhalten haben kann, denn es ist trotz seiner Löwenmähne und seinem peitschenden Schwanze nur eine Mißgeburt, deren die Natur auch in ihrem Grimme nicht fähig ist.

Aber wo wären malerische Motive schöner zu verwenden, als an Brunnenbecken, Springbrunnen und Quellöffnungen? Wie viele Muster liefern dazu die mittelalterlichen Marktplätze, die traulichen Brunnen der Reichsstädte? Berlin ist zur Zeit noch ganz arm an solchen poetisch schönen Punkten, und wenn die ehrenwerthen Herren Engländer, welche die Wasserleitung betreiben, für so etwas keinen Sinn haben, so kann man ihnen diesen durch verschiedene Hülfsmittel leicht beibringen.

Salz und Wasser — das ist panis. Zu ihm gehören aber auch die circenses, und Berlin hat daran vollsten Ueberfluß — die Theater machten zu keiner Zeit glänzendere Geschäfte, man erzählte, daß die königliche Bühne in einem Monate 7000 Thaler Gewinn gehabt habe. Daneben sind die kleineren Privattheater alle Abende vollständig besetzt. Für den Kunstsinn und den guten Geschmack der Berliner spricht dieser Zudrang zu den weltbedeutenden Brettern, welche, im Vertrauen gesagt, hier gar nichts mehr bedeuten, keineswegs, denn wenn auch auf der königlichen Bühne Birchpfeiffersche Schauspiele ruhigen und gleichmäßigen Gemüthern immerhin eine nette und anständige Unterhaltung besserer Art schaffen, so ist doch das tolle Gemisch von Plattheit, Frivolität und vollständigem Unsinn, welches in den kleineren Theatern unter dem Titel von „Possen" und „Lustspielen" das Volk ergötzt, nur im Stande, Furcht und Mitleid zu erregen, bekanntlich zwei Affecte, die zu bewirken nur die Aufgabe der guten Tragödie sind. Wir unterlassen es, den Lesern die wunderlichen

Namen aller dieser dramatischen Mißgeburten der kleinen Theater vorzuführen, diese Namen tauchen auf und verschwinden hier mit derselben Schnelligkeit, sie sind auf ein blasirtes Publicum berechnet und verbergen meistens nur elende Nachahmungen eines elenden französischen Textes.

Der Berlinischen Schaubühne, wenigstens der mittleren und niederen, thut ein kritischer Tyrann noth, sie ist durch das Publicum eben so sehr wie durch ihre Schauspieler verdorben.

Aus Frankreich.

Paris, 28. April.

Times gegen Frankreich. — Geheimbünde. — Unkirchlichkeit. — Verschwinden des Mittelstandes. — Börsenspiel. — Die Speculationspresse.

Was sich liebt, das neckt sich — vielleicht erklärt es sich hieraus, daß die englischen Blätter von Zeit zu Zeit der französischen Regierung und dem französischen Volke einen Spiegel vorhalten, welcher ihnen zeigen soll, wie sie sind, und welcher ihnen begreiflich machen soll, daß die große Nation auf dem besten Wege sei, eine kleine Nation zu werden. Man will bemerkt haben, daß die Times sich solche Neckereien immer und nur dann erlauben, sobald sich in Paris Etwas zuträgt, das ihnen wie eine Annäherung an Rußland, also wie ein Act der Untreue gegen das englische Einverständniß vorkommt — so bei Gelegenheit der Bolgrader Frage und jetzt bei Gelegenheit des bevorstehenden Besuchs des Großfürsten Constantin am Hofe der Tuilerieen. Man scheint in der That jenseits des Kanals sehr verstimmt darüber zu sein, daß der russische Prinz nicht begierig ist, Altengland aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und noch mehr darüber, daß ihm in Paris ein außerordentlich glänzender Empfang bereitet wird, und man spricht hier von einer Reihe von Artikeln, welche die Times in Reserve halten, um sie während des Aufenthaltes des Großfürsten in der Hauptstadt loszulassen; die bisherigen Glossen der Times, heißt es, seien nur Plänkler gewesen, das schwere Geschütz und die schwere Reiterei würden sie erst späterhin in Bewegung setzen. Ist das wahr, dann müssen wir uns darauf gefaßt machen, seltsame Dinge zu lesen, denn die bisherigen Dissertationen des englischen Blattes über den moralischen und physischen Zustand der französischen Nation enthielten des Bittern schon übergenug, und daß sie wunde Stellen berührten, beweist der Schrei, den der Patient, ich meine die officielle Welt, ausgestoßen hat, denn das ist eben der Erfolg der Times, daß ihnen sonst überall mit so viel Aufrichtigkeit beigepflichtet wird, als es die hiesigen Verhältnisse nur immer erlauben. Das Cityblatt hatte damit begonnen, sehr interessante Enthüllungen über die Geheimbünde in Frankreich zu machen, und was es enthüllte, war im Wesentlichen genau, obgleich von einer leicht zu errathenden Seite her dem Auslande versichert worden war, daß es der Ausdauer und der Geschicklichkeit der französischen Polizei gelungen sei, die Geheimbünde immer weiter von der Hauptstadt zurückzudrängen, so daß dieselben heute auf die südlichen Gegenden beschränkt seien. Was es für ein Bewenden hiermit hat, das zeigen uns schon die zahlreichen Verhaftungen wegen Geheimbündelei in der letzten Zeit in Paris. Nein, die

Geheimbünde sind nicht mit Erfolg bekämpft worden, aber sie haben nicht mehr dieselbe Organisation und nicht mehr dieselben Tendenzen wie die geheimen Gesellschaften unter der Restauration und unter der Juli-Dynastie. Damals hatten sie einen bestimmten politischen Zweck und sie erhielten das Losungswort von angesehenen Chefs der Opposition; heute sind sie wesentlich communistischer Natur, und es ist nicht sowohl ihre Absicht, zu einer bestimmten Stunde Etwas gegen das bestehende Gouvernement zu unternehmen, als ein Netz über die ganze besitzende Klasse auszudehnen, das in dem Momente eines entscheidenden Vorganges in Paris über ihr zugezogen werden soll. Es ist nicht eine Conspiration gegen das Gouvernement, es ist eine Conspiration gegen die Gesellschaft, und zugleich eine wohl durchdachte Vorsichtsmaßregel gegen die Republikaner in Glacé-Handschuhen, welche, wie im Jahre 1848, Lust haben könnten, dem „Volke" die Früchte des Umschlages wegzuescamotiren. Das Stillschweigen, das der Tagespresse in Bezug auf die inneren Angelegenheiten auferlegt ist, die Abwesenheit des politischen Lebens, in sofern dasselbe seinen Ausdruck in der Tagespresse und auf der Rednerbühne findet, begünstigen das Fortwuchern der Geheimbündelei mehr, als man bei oberflächlicher Beobachtung der Dinge glauben sollte, weil dadurch der Anstoß zu voreiligen Bewegungen und zu unklugem Aufbrausen wegfällt. Ueberdem hat ein hohes Beispiel gelehrt, daß Dem der Erfolg gesichert, der die Kunst des Wartens versteht.

Daß die Bereicherungssucht und der Luxus in den großen Städten den Communismus mächtig fördert, ist eine alte Wahrheit. Die Demokratie ist der Neid, und der Anblick dieses Haschens nach dem Golde, das eben so rasch wieder vergeudet wird, ist ganz geeignet dazu, die Gemüther mit bösen Leidenschaften zu erfüllen. Aber in den nächsten Umgegenden der Städte ist es noch viel schlimmer, als in den Städten selber. Es giebt eine Thatsache, die wenig bekannt, aber sehr bezeichnend ist. Im Klerus des Sprengels von Versailles giebt es keinen Geistlichen, der aus dem Sprengel selber gebürtig ist; in der Regel ergänzt sich der niedere Klerus aus den Söhnen der Landbevölkerung; in dem Sprengel von Versailles ist dies nicht der Fall, nirgendwo ist der Mangel an religiösem Sinne so groß und allgemein, als gerade hier, woher es denn, beiläufig bemerkt, auch kommt, daß dieser Sprengel der Sammelplatz aller Priester ist, die aus irgend einem Grunde aus anderen Diöcesen entfernt wurden. Will man Sonntags leere Kirchen sehen, so besuche man die Ortschaften in der Nähe von Paris. Dasselbe gilt, wenn auch in einem geringeren Grade, von den Umgegenden aller französischen Städte. Desto eifriger bekümmern sich die Bevölkerungen um die Hausse und die Baisse. Eine andere, ebenfalls noch nicht hervorgehobene Thatsache ist, daß die Zahl der kleinen Rentiers in den letzten Jahren immer weniger zunimmt. Der „petit rentier" ist ein specifisches Pariser Product; der Pariser Bürger arbeitet wie ein Neger zwanzig Jahre lang, um so bald als möglich auf einer Rente auszuruhen. Diese immer mehr um sich greifende Leidenschaft des Börsenspiels hat bereits eine merkliche Veränderung in dieser Beziehung hervorgebracht. Man arbeitet und spart nicht mehr, um sich „zurückzuziehen", sondern man arbeitet und spart, um ein Capital zu Börsenoperationen zu haben. Die Folgen sind leicht zu ermessen. Einer bereichert sich, Zehn ruiniren sich, und jene ehrbare Klasse von Leuten, welche von dem bescheidenen Ertrage ihres im Schweiße ihres Angesichtes erworbenen Vermögens leben, verschwindet nach und nach. Dies gilt nicht

bloß vom Handelsstande, es gilt auch von den sogenannten liberalen Professionen. Wer lange Zeit in Paris gelebt und beobachtet hat, dem wird es nicht entgangen sein, daß viele ihm bekannte Personen, Advocaten, Aerzte u. s. w., die er gewöhnt war, ihren Geschäften obliegen zu sehen, nach und nach eine ganz andere Lebensweise angenommen haben. Sie besuchen noch nicht die Börse, sie sagen es auch nicht einem Jeden, daß sie spielen, aber sie schießen nicht mehr wie früher in geschäftiger Eile an ihren Bekannten vorüber, sie haben Zeit zum Plaudern, und man merkt auf der Stelle, daß sie erfahren möchten, was man von der „Lage des Platzes" denke, ob man glaube, daß die Course steigen oder daß sie fallen werden, stundenlang sitzen sie in den Lesecabineten, um die Börsenbulletins der Journale zu studiren, und sie gerathen sichtlich in Verlegenheit, wenn man sie fragt, ob es viele Kranke, viele Prozesse gebe. Ich nenne das die Klasse der verschämten Spieler, und es ist fast komisch, zu sehen, wie Einer nach dem Andern den Rubicon überschreitet, ich meine, mit dem Geständniß herausrückt, er habe seinen Patienten oder Clienten Valet gesagt — moi aussi je veux gagner de l'argent, fügt er mit einem gewissen Trotz hinzu, als wollte er sagen: ich verbitte mir jede Bemerkung.

Ich sprach eben von den Börsen-Bulletins der Journale. Der Kaiser, heißt es, führe einen Staatsstreich gegen sie im Schilde, er wolle ihnen das Räsonniren verbieten und sie zwingen, die Course „sans phrases" mitzutheilen. Alle diese Maßregeln, welche man gegen das Börsenspiel versucht, sind zum Lachen; eher würde man einen alten Krebsschaden durch ein leichtes Zugpflaster heilen. Jene Börsen-Bulletins der großen Journale sind übrigens gar nichts neben der Legion von industriellen Blättern, welche erscheinen. Die sogenannte Singerei (chantage) ist viel älter als das Kaiserreich, aber erst jetzt ist sie eine wirkliche Institution geworden. Sie tritt ganz unverhüllt auf, sie verschmäht die Maske der mehr oder weniger geistreichen Reclame. Jede „Unternehmung" hat ihr Blatt, worin sie sich selber auf Kosten der andern herausstreicht. Die Matadore der Speculation begnügen sich nicht mit Einem, die Regierung theilt bekanntlich mit Herrn Mirès die Herrschaft im „Constitutionnel" und im „Journal de l'Empire", und nicht selten ereignet es sich, daß die ausländische Tagespresse einen Artikel dieser Blätter wie den Ausdruck einer Meinung der Regierung ganz ernsthaft bespricht, während er in der That von Herrn Mirès im Interesse irgend einer Speculation inspirirt wurde. Der Scandal des Tages ist eine solche Tripotage des Herrn Mirès, der sich nicht gescheut hatte, ein Decret der römischen Regierung auf das Frechste zu entstellen und auszubeuten, und mit Hülfe dieser und anderer Tripotagen eine künstliche Hausse der römischen Actien hervorzurufen. Gegen Scandale solcher Art hat die Regierung, wie es scheint, nichts einzuwenden, aber deshalb werden ihr auch die Opfer derselben die moralische Mitschuld aufbürden.

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Die letzten Abstimmungen im Hause der Abgeordneten.

Wenn seiner Zeit ein auswärtiges Witzblatt das besondere Glück eines deutschen Finanzministers darin finden durfte, „stets zu borgen und nie zu sitzen“, und wenn es anderswo als providentielle Aufgabe der neueren Finanz-Kunst bezeichnet werden konnte, „sein Vaterland durch schlechte Steuergesetze vor neuen Auflagen zu bewahren“, so sind das Anschauungen, welche wahrlich aus den Zuständen in manchen Staaten mit Nothwendigkeit hervorgehen mußten, von denen aber wir sowohl uns fern halten, als wir wünschen, daß sie auch stets von der öffentlichen Meinung in Preußen fern gehalten werden möchten. Nicht daß wir unsererseits die letzten Steuer-Vorlagen des preußischen Gouvernements besonders empfehlenswerth befunden hätten, indeß sind die beiden letzten nun einmal in dem Hause der Abgeordneten mit einer „imposanten Majorität“ zur Annahme gelangt, und glauben wir daher, dieselben nur noch mit Rücksicht auf diese Annahme behandeln zu dürfen.

„Erst angenommen, dann abgelehnt,“ dies darf uns nicht mehr überraschen in einer Zeit, wo die Charakterstärke epidemisch geworden zu sein scheint; indeß hat es Manchen doch zu einem tieferen Nachdenken über die Frage veranlaßt, ob nicht eine Verbesserung der Geschäfts-Ordnung des Abgeordnetenhauses in der Richtung wünschenswerth sein dürfte, daß in Zukunft über Vorlagen, deren Annahme als besonders dringend erscheint, sofort, ohne Discussion, namentlich abgestimmt wird. Es würde dies dem Lande viele Kosten, dem Hause viele Mühe und Zeit und doch auch so Manchem gewisse unbequeme Gemüthsbewegungen ersparen.

In der Sache selbst wird es nach Außen weniger überraschen, daß von den vorgelegten vier Steuer-Gesetzen die Häuser-Steuer mit großer Mehrheit abgelehnt, die Salz-Steuer mit sehr kleiner, die Gewerbe- und Actien-Steuer dagegen mit sehr großer Majorität angenommen worden sind. Man wird daraus voraussichtlich den Schluß ziehen, einmal, daß der Gewerbestand und seine Interessen auf der Rechten des Abgeordneten-Hauses nur wenig Vertretung und Verständniß fanden, und sodann, daß bei einem Theile der Rechten die Principien-Frage

allein nicht mehr geeignet ist, den Ausschlag zu geben, vielmehr eines gewissen Zusatzes von Interesse bedarf, um practisch wirksam zu werden.

Gern schweigen wir dabei von der Einsicht Derer, welche für ihre Abstimmung keine anderen Motive beizubringen wissen, als ihre Abneigung gegen die Industrie und das große Capital. Es ist nicht geistreicher, das große Capital, als den großen Grundbesitz zu hassen, und es ist schwer verständlich, wenn gerade Die, welche die Früchte der Industrie mit so großer Vorliebe genießen, ihre Aufgabe darin suchen, dem Baume die Wurzel und die Nahrung abzugraben. Ist der Industrialismus die eine, so ist der Socialismus und dessen blinder Haß die andere Versuchung der Zeit, und nur der darf den Ruhm eines einsichtigen Politikers in Anspruch nehmen, welcher die beiden Klippen gleichmäßig zu vermeiden weiß.

Ueberdies ist es bereits bis zur Evidenz dargethan, daß die Actien-Steuer in ihrer jetzigen Veranlagung unzweifelhaft als Capital-Steuer wirkt und daher principiell, der Grundsteuer gleich, zu verwerfen ist, so wie daß damit nicht das große, sondern fast ausschließlich das mittlere und kleine Capital getroffen wird. Das große Capital, so weit davon überhaupt in einem verwerflichen Sinne die Rede sein kann, das Capital, welches — wie ein geistreicher Engländer sagt, — die Concurrenz nach Art eines Indianerkrieges treibt und nichts Anderes im Auge hat, als Zehn-Pfundnoten-Scalpe, pflegt sich damit zu begnügen, den Rahm des Börsen-Agio's oben abzuschöpfen und das Weitere der Leichtgläubigkeit und Kurzsichtigkeit des größern Publicums zu überlassen.

Freilich können sich die Vertheidiger des Gesetzes dabei nicht ganz der Thatsache verschließen, daß schließlich die Association die einzige Form sein wird, in welcher das mittlere und kleine Capital noch mit dem großen zu concurriren vermag, und daß daher die Form der Association besteuern nichts Anderes heißt, als diesen an sich schon ungleichen Kampf noch mehr erschweren oder gar unmöglich machen; indeß wissen sich manche auch über dieses Bedenken durch die Erwägung hinwegzuhelfen, daß es doch unter den Actien-Besitzern auch schlechte Menschen gebe, und daß es die Stellung des Gouvernements zu sehr erschüttern dürfte, wenn keines der von ihm vorgelegten Steuer-Gesetze angenommen würde.

Es bedarf keiner Versicherung, daß wir uns unserer Seits bei derartigen Gründen nicht zu betheiligen wünschen. Nicht die Ab- und Zustimmung irgend einer Majorität, sondern nur die Güte ihrer Vorlagen vermag die Stellung einer Regierung nachhaltig zu befestigen.

Immerhin mag daher für dies Gewerbe- und Actien-Steuer-Gesetz seine Stimme abgeben, wer dasselbe an sich für ein gutes Gesetz hält; wer aber mit uns die Ueberzeugung theilt, daß jene beiden Gesetze keineswegs genügend klar gelegt sind, um ihre Wirkungen und Folgen im

Voraus übersehen und bemessen zu können, wer es mit uns für die Aufgabe einer soliden Steuer-Gesetzgebung erachtet, nicht bloß die allgemeinen Umrisse zu liefern und die Ausfüllung dem Gutbefinden der Administration zu überlassen, der wird wohl thun, sich durch keine Zweckmäßigkeits-Rücksichten abhalten zu lassen, die Gesetze nach ihrem eigenen inneren Werthe zu beurtheilen.

Selbstredend würde es uns zu weit führen, wollten wir durch eine detaillirte Kritik der Gesetze unsere Ansicht hier noch näher begründen. Nur auf zwei Erscheinungen erlauben wir uns noch hinzuweisen, die uns der Beachtung besonders werth erscheinen, und die nicht mit Unrecht als Symptom und Vorboten unserer weiteren Entwickelung bezeichnet worden sind. Es ist dies in dem Abgeordnetenhause die überraschende und schwer verständliche Allianz eines Theiles der Aristokratie mit dem selbstbewußtesten Theile der Bureaukratie gegen die Bestrebungen der eigenen Standesgenossen im Herrenhause. Es ist dies die von uns schon vor langer Zeit prognosticirte und als besonders wünschenswerth bezeichnete Thatsache, daß der Schwerpunkt unserer Entwickelung einstweilen in das Herrenhaus verlegt und damit die Möglichkeit gewonnen ist, den Ausbau unserer Verfassung mit den dort vorhandenen Elementen in Verbindung zu bringen.

Selbstredend wünschen wir vor Allem, daß das Herrenhaus seine neue Stellung je länger desto mehr würdigen und befestigen und sich durch keinerlei Art von Nerven-Schwäche zu Compromissen und rückgängigen Bewegungen verleiten lassen möge. Schon heute einflußreich und bedeutend durch einsichtige Selbstständigkeit, ist es dem Herrenhause in die Hand gegeben, wie das Haus der Lords in Alt-England, so auch das Haus der Herren in Preußen als den Eckstein conservativer Politik und den Grundpfeiler wahrer persönlicher Selbstständigkeit und Freiheit zu stabiliren.

Um so bedauerlicher ist natürlich dieser Thatsache gegenüber eine Spaltung in dem Schooße der ländlichen Aristokratie, eine Spaltung, die keineswegs aus einem nicht vorhandenen Gegensatze des höheren und niederen Adels, auch nicht aus einer besonderen Sympathie des „Junkers“ mit dem Staats-Anwalt und Kreis-Gerichts-Rath, sondern lediglich daraus zu erklären ist, daß Beide sich um dasselbe Centrum ihrer Interessen und Endzwecke bewegen, und daß daneben die Sehnsucht des Ritter-Standes nach Selbst-Regierung bis dahin eine sehr bedingte und verschämte ist. Man möchte wohl, aber man kann sich demnächst, wenn es Ernst wird, doch nicht immer entschließen, die süße, freundliche Gewohnheit des beschränkten Unterthanen-Verstandes abzulegen.

Was alle deutschen Stände von Anbeginn gehabt und ohne Bedenken geübt; was man gerade in neuerer Zeit mit besonderem Accent

gegen das constitutionelle Unwesen als den Kern aller ständischen Gerechtsame hingestellt und gepriesen, das Recht, je nach Bedürfniß und nach bestem Wissen und Gewissen neue Steuern zu bewilligen oder nicht zu bewilligen, gerade die Ausübung dieses Rechtes will man heute der preußischen Volksvertretung zum besonderen Vergehen machen. Und aus welchem Grunde? Weil die heutigen Volksvertretungen keine Stände seien und also nicht wüßten, wer nach ihnen kommen würde; und weil die Verweigerung einer neuen Steuer das Gouvernement jedesmal besonders unangenehm berühre.

Glauben wir nun auch das Letztere unbedingt, wie denn auch das preußische Gouvernement weniger diejenigen, welche das Ehescheidungs-Gesetz verworfen, als die, welche gegen das Salz-Gesetz stimmten, als seine Opposition betrachtete, so ist doch kaum zu bezweifeln, daß auch in früheren Zeiten ständische Steuer-Verweigerungen Seitens der Regierungen nicht gerade als besonders erfreuliche Ereignisse aufgefaßt worden sind.

Daß aber die heutigen Volksvertretungen keine Stände in dem Sinne des Mittelalters sind, wird sie nicht abhalten dürfen, ihre Pflichten eben so gewissenhaft als jene zu erfüllen. Ein Gesetz, zu welchem man nicht rathen kann, darf man noch weniger beschließen, und eine ständische Organisation werden wir nicht durch Majoritäts-Beschlüsse, sondern lediglich dadurch wieder gewinnen, daß wir den Geist der alten Stände wieder erwecken.

Die Stadtjunker.

Socialer Roman.

Cap. VI.: Der letzte Münzer-Hausgenosse.

In der Mittagszeit jenes Herbsttages, an welchem es in Ulm bekannt wurde, daß der gestrenge Ritter Herr Hans Roth sich seines Reichsschultheißen-Amtes begeben, trug es sich zu, daß in dem kleinen Fenster über der Schwibbogenthür des grauen Gebäudes, zunächst dem Frauenthor-Thurme, ein boshaftes altes Gesicht sich zeigte, welches aus einer rothen, gelb ausgefütterten Kogel herniedergrins'te auf die Vorüberziehenden. Viele dieser Vorübergehenden, ja fast Alle, grüßten das boshafte alte Gesicht mit einer Ehrerbietung, welche einen starken Beisatz von Aengstlichkeit hatte, das Gesicht aber erwiederte keinen Gruß durch mehr als ein verstärktes Hohnlächeln, das um den breiten, fast zahnlosen, mit einem dürftigen grauen Barthaar umgebenen Mund hin und her zuckte, wie Irrwische um eine faule Lache. Es war ein verwünschtes Gesicht, das da über der Thür, mit den stechenden schwarzen Augen ganz anzusehen wie die stehenden Fratzen, in denen sich so oft in der

gleich darauf folgenden Zeit die beißende Opposition der Bauleute gegen die Geistlichkeit an den Kirchenbauten verewigte. Lange genug hatte das boshafte alte Gesicht in dem Fensterlein über der Thür gegrins't und die meisten der Vorüberziehenden offenbar gestört; es konnte auffallen, daß in dem Augenblick fast, in welchem das Gesicht oben verschwand und eine braune, fast fleischlose Hand den Holzladen, mit dem das Fenster geblendet wurde, heraufzog, daß in demselben Augenblicke fast ein langer, etwas magerer, aber doch sehr hochmüthig aussehender und mächtig geputzter Junker quer über die Straße hin mit weiten Schritten auf das graue Gebäude zustürmte und in demselben verschwand, als ihm auf sein hastiges Klopfen die Thür von Innen geöffnet wurde.

Der Junker mußte genau Bescheid wissen in dem alten Gebäude, denn trotz der dichten Finsterniß, welche in der Flurhalle herrschte, fand er doch den engen Eingang zu der steilen Treppe, welche in das erste Gestock führte, und immer mehrere Stufen auf einmal nehmend, befand er sich bald oben in einem leeren, wüsten Vorgemach, das sein Licht durch eine sehr hoch angebrachte Luke von der der Straße entgegengesetzten Seite des Hauses empfing. Mit einem hastigen Ruck schob der Junker Schwert und Dolch zurecht, schlug dann ziemlich derb an eine Thür und öffnete sie, ohne auf diese kräftige Anmeldung eine weitere Einladung zum Eintreten abzuwarten. Er trat in ein kleines, winkeliges und verbautes Gemach, vollgepfropft mit Truhen und Laden, Hausrath und großen, seltsam geformten Steinen; vor ihm an einem schweren Tisch saß das boshafte alte Gesicht, das kurz zuvor aus dem Fenster über der Thür gegrins't; jetzt blickte es über den Tisch hin den Junker höhnisch an, ohne ihn eines Wortes zu würdigen.

„Gott grüß' Euch, Ohm!“ sagte der Junker, indem er sich bemühte, den harten, hochmüthigen Ausdruck seines von Leidenschaften zerarbeiteten Gesichts etwas freundlicher zu gestalten, mit lauter, aber schnarrender Stimme.

„Ich habe Dir schon mehrmals verboten,“ entgegnete der kleine Alte mit dem boshaften Gesicht und den stechenden Augen darin, seine heisere Stimme erhebend, „mich Deinen Oheim zu nennen, Ulrich Conzelmann!“

Die Art, in welcher der Alte das sagte, that weh, und der Junker versuchte es vergeblich, seinen Aerger durch ein rohes Gelächter zu verstecken.

„Nun, bei Sanct Jürgen und seinem langen Spieß,“ rief er, „wie soll ich Euch denn nennen? War doch meine Mutter Eure leibliche Schwester, und alle Eure Brüder haben's angenommen, wenn ich sie meine Ohme nannte.“

„Ulrich Conzelmann, Du bist ein Narr,“ nahm der Alte ganz rücksichtslos und ohne sich zu rühren das Wort, „nicht mit meinem Willen ist meine Schwester Deine Mutter geworden, und was sich meine

Brüder gefallen lassen, steht mir nicht an, verstehst Du? auch sollst Du mich nicht „Ihr“ nennen, das kommt nur Rittern zu, sage „Du“, wie sichs ziemt, und nun mache keine Worte, sondern laß hören, was Du willst, denn bringen wirst Du mir schwerlich was!“

„Aber wie soll man denn sagen zu Dir?“ fragte der Junker halb nachgiebig und doch ganz verdrießlich.

„Für Dich, Ulrich Conzelmann,“ erwiederte der Alte mit einem Ausdruck, in dem der Teufel nicht errathen haben würde, ob der Redende spotte, oder es ernsthaft meine, „für Dich bin ich der Meister Werner Racgillin, verstehst Du nun?“

Es flog eine gewisse Befriedigung über die harten Züge des Junkers Conzelmann, er glaubte sich rächen zu können, und indem er sich auf den Rand einer Lade setzte, denn bis jetzt hatte er gestanden, höhnte er: „Nun, Werner Racgillin kann ich Dich allenfalls nennen, wenn Du mein Ohm durchaus nicht sein willst, aber Meister? das geht nicht, Du bist ja schon lange nicht Münzmeister mehr, die Stadt hat ja die Münze an sich genommen und Deine Hausgenossenschaft ist gesprengt!“

Offenbar hatte der Junker gedacht, den Alten bis ins Herz zu treffen, er wußte, daß das die Stelle war, wo der alte Racgillin verwundbar, aber er hatte sich getäuscht, denn höhnisch versetzte der Münzmeister: „Die Stadt hätte uns die Münze genommen, sagst Du, Ulrich Conzelmann? Du irrst Dich, Knabe, Ulm, das wir begründet haben, Ulm nimmt uns nichts, die Rothe und die Kraffte haben uns die Münze genommen, denn sie waren die Stärkern, und die alte Hausgenossenschaft der Münzer wurde von den andern Junkern, die sich ihrer hätten annehmen müssen, feige und schmachvoll verlassen. Darum eben, Du Narr, sollst Du mich nicht Ohm nennen, denn die Conzelmänner haben damals kein Wort und kein Schwert gehabt für die alte Hausgenossenschaft. Hör mal zu, Knabe, lerne ein Mal etwas, was Du zu jung bist zu wissen. Als der große Salier Conrad unserer Sippe die Königliche Münzstätte zu Ulm übergab mit allen Rechten und wir sie übernahmen mit allen Pflichten, da schwur die Münzer-Hausgenossenschaft, als sie sich ihren Meister gewählt hatte, dem Könige, daß sie die Münze treu verwalten wolle, üben und hegen nach Brauch und Recht und sie zu des Königs Händen zurückgeben seiner Zeit, und zu keines Andern Händen. Wir haben unsern Eid gehalten, wir haben das Münzrecht geübt und gehegt viele Menschenalter hindurch, und über die Münze der Ulmer Hausgenossenschaft ist nimmer Klage geführt worden in der langen Zeit. Als aber die Hausgenossen der Ulmischen Münzer, vor nunmehr dreißig und mehr Jahren, mich erwählt hatten zu ihrem Meister und ich den Stab des Münzamtes in meine Hände nahm, da machten die Rothe mit den Krafften einen Bund und zwangen uns endlich nach langem Streit, sie trieben die Hausgenossen aus, sie nahmen uns die Münze, und wenn die Münze jetzt auch bei der Stadt ist,

die Stadt hat sie uns nicht genommen, sondern die Rothe und die Kraffte, und Ihr andern Junker, Ihr habt es gelitten und habt freundlich dazu gesehen. Das ist Euer Theil, tragt's so leicht oder schwer Ihr könnt, aber vergeßt nicht, daß durch solches Werk ihr die ganze Hausgenossenschaft der Münzer gekränkt habt, nicht an ihrem Gut allein, möchte es darum sein! sondern auch an ihrer Ehre, denn wenn nun einst ein deutscher König einreitet hinwiederum in Ulm, und sich auf den Königsstuhl setzt zur Pfalz am Lautenberg und durch seines Heroldes Stimme die Hausgenossenschaft der Ulmischen Münzer heischt, daß sie Rechenschaft ablege und die Münze zurückgebe zu Königs Händen, wie sie's geschworen noch dem gewaltigen Rothbart und Friedrich dem Andern, wer wird da sein, der die Ehre der Hausgenossenschaft schirmt mit seinem Wort? Es wird Niemand da sein, denn kein König wird in Ulm noch Glieder der Hausgenossenschaft der Münzer finden, die Namen aller Zweige der großen Sippe, welche die Hausgenossenschaft ausmachten, werden verklungen sein in dieser Stadt, die sie gründeten; es wird in Ulm keine Vogilline, Nagilline, Sittoweline, Coppiline, Lugilline, Bogilline und Racgilline geben hinfort. Das ist wohl was Kleines für Dich, Du übermüthiger Ulrich Conzelmann, daß eine so große alte Sippe gezwungen ist, die Stadt zu verlassen, die sie begründet, aber Deine Zeit wird auch kommen! Wahrlich ich sage Dir, so gern hätte auch ich den Staub von meinen Füßen geschüttelt und wäre mit den Meinen fortgezogen, aber der Eid, den ich geschworen habe, hält mich hier; da mich die Hausgenossen zu ihrem Münzmeister wählten, da habe ich geschworen, die Münzstätte beim Leben nicht zu verlassen, der Eid verdammt mich unter Euch, die Ihr meine bittersten Feinde seid, zu leben; bin ich todt, so werden die wenigen Racgilline und die andern Vettern, die noch hier verweilen um meinetwillen, meine Leiche aus dieser Stadt führen und sie begraben in fremder Erde. Das ist bitter, Ulrich Conzelmann, aber, ich sehe, wie Ihr's treibt, an Euch wird die Reihe auch kommen!"

Der Junker hatte dem alten Erbmünzmeister sehr aufmerksam zugehört, durchaus nicht aus Theilnahme für das tragische Geschick einer Corporation, die erlegen war dem Streben der Stadt, sich auch des Münzregals, dieses hochwichtigen Rechts der Königlichen Pfalz, zu bemächtigen, sondern weil ihm diese Erzählung von Umständen, die ihm nicht genau bekannt gewesen sein mochten, in seine Plane zu passen schien.

„Meister Werner Racgillin," nahm Ulrich Conzelmann das Wort, „wenn Du denn auch unsere Freundschaft nicht gelten lassen willst, so wirst Du doch zugeben, daß wir gemeinsame Feinde haben; Du hast Unrecht und Gewalt leiden müssen von den Rothen und den Kraffften und ihrem Anhang, ich auch; ich will's aber nicht machen wie Ihr und aus der Stadt gehen, sondern ich will mich rächen, ich will darin blei-

den und die Rothe und die Kraffte hinaus bringen in's Elend, das gefällt Dir?"

„Armer Knabe," grinste der Münzmeister, „Dir können jene Sippen gar kein Unrecht gethan haben, was Du nicht verdientest! Du willst Dich rächen an den Rothen und Krafften, oh! sie werden Dich bedienen, verlaß Dich darauf; geht Ihr mit solchen Plänen um, ei! da werdet Ihr Euch nach den Hausgenossen der Münzer umsehen, freilich wenn die noch in ihrem Recht säßen! Darum also bist Du hier? Du kommst mehr als zwanzig Jahre zu spät, Ulrich Conzelmann, Ulm ist Krafftisch und Rothisch, gieb Dich zufrieden und lerne denen gehorchen."

Der hochmüthige Junker bäumte sich gegen den Spott des Münzmeisters, aber er bezwang sich wieder und sprach: „Werner Racgillin, vielleicht freut es Dich, zu hören, daß der Stadtschreiber Otto Roth jüngst sagte, die Stadt brauche das alte Gebäude am Frauenthor, und der graue Münzmeister könne endlich doch auch über dieselbe Brücke zur Stadt hinaus ziehen, über die so viele seiner Sippe schon gegangen."

Dieser Pfeil des Junkers hatte getroffen, es zitterte eine seltsame Bewegung über das für gewöhnlich so boshafte alte Gesicht des letzten Münzerhausgenossen von Ulm, er senkte die Stirn und sprach mit dem dumpfen Grimm eines verwundeten Bären: „Fluch über ihn für dieses Wort, denn ich hielt ihn für besser; dieser Roth war der Einzige, von dem ich nicht ganz schlecht dachte, ich wünschte ihm Gutes, denn sein Vater war ein edler Mann; der liebte einst das Weib, dessen ich begehrte, ihm sagte der Vater das Mädchen zu, und edelmüthig trat er zurück, als ich ihm bekannte, daß ich nicht leben könne ohne Jutta; der Roth war der Schöpfer der wenigen glücklichen Jahre, die mein Leben zählt, denn ohne seine Großmuth wäre Jutta nicht mein Weib geworden. Otto Roth, hüte Dich, auch für Dein Geschlecht wird der Tag kommen, wo es auszieht aus den Thoren der Stadt, um nimmer wiederzukehren, wie jetzt schon das meine!"

Der Münzmeister hob sein Haupt wieder, sein Gesicht zeigte das alte boshafte Grinsen, und in alter Weise sagte er: „Du hast mich belogen, Ulrich Conzelmann, Du willst mich reizen gegen die Rothe, als ob das nöthig wäre! Der Stadtschreiber Roth ist viel zu klug, um solche Worte so zu sprechen, daß Du sie hören könntest!"

Der Junker biß sich auf die Lippen und der Münzmeister sah es mit Vergnügen, denn obwohl er dem Junker glaubte und tiefen Schmerz empfand, so wollte er doch nicht, daß der es bemerke und sich so eines Sieges über ihn freue.

Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen, der Conzelmann wußte nicht gleich, wie er wieder anknüpfen sollte, der Münzer aber war weit davon entfernt, ihm zu Hülfe zu kommen.

„Bei Sanct Jürgen und seinem langen Speer," fuhr der Junker endlich ungeduldig auf, „mit Euch, wollte sagen mit Dir, Meister Wer-

ner Racgillin, kommt man nimmer ans Rechte, sagt mir, oder sage mir kurz und gut, willst Du mir helfen, mich zu rächen an den Rothen und Krafften?"

„Warum soll ich Dir helfen, Narr," hohnlachte der Münzmeister, „was giltst Du mir? Ich hasse Euch Alle, Alle, hörst Du? Und am Ende sind mir die Rothe und Kraffte doch noch lieber als Du; Dein Vater hat gegen meinen Willen meine Schwester zum Weibe genommen, hat dadurch Zwiespalt in das Haus der Münzgenossen gebracht; Du bist, so zu sagen, der Denkstein dieses Aergernisses, geh! diene den Sippen, die stärker sind als Du!"

„Ich werde sie unter meine Füße treten!" schrie Ulrich Conzelmann wüthend.

Der Münzer lachte höhnisch.

„Der Fürst von Oesterreich und seine Ritter," fuhr Conzelmann heraus, „werden diesen Stadttyrannen zeigen, daß noch ein Herr über ihnen ist."

„Daher kommt also der Wind?" spottete der Münzer, „hätte das denken können, die alten Conzelmänner sind Königsleute gewesen, haben nie recht gestimmt zu den altfreien Edeln dieser Stadt; geh zu Deinem Fürsten von Oesterreich, Knabe, wärest Du ein ächter Stadtjunker, so zögest Du lieber, wenn Du Unrecht und Gewalt erlitten, hinaus, wie meine Sippe gethan, Du vermöchtest es nicht, Deine Stadt zu gefährden und sie unter Botmäßigkeit zu bringen; so aber, ja, Deine Väter vermochten ihre Freiheit nicht zu behaupten und wurden Königsleute, Du vermagst's auch nicht, Dich dürstet nach Fürstenhuld und Knechtschaft, geh!"

Ulrich Conzelmann antwortete nichts mehr, er biß sich die Lippen blutig, er sah, daß nichts zu gewinnen für ihn bei einem solchen Manne, er gab sich die möglichste Mühe, ruhig und gefaßt zu erscheinen; er trennte sich schwer von der Stätte, wo er manche Hoffnung begraben mußte, denn für seine hochfliegenden Plane hatte er in dem Hasse des alten Münzers gegen die Rothe und die Kraffte und in dem Geldkasten des ungemein reichen Meisters Unterstützung mancher Art zu finden gehofft. Endlich erhob er sich und ging. Seinen Gruß erwiederte der Münzer nicht, er sah ihm nur höhnisch lächelnd nach.

Als sich die Thür hinter dem Junker geschlossen und der alte Münzer allein war, schwand langsam der höhnisch boshafte Ausdruck aus dem alten Gesicht, und mit dem Tone tiefsten Kummers flüsterte er: „Ulm, meine theure, liebe Stadt Ulm, da drohen Dir auf's Neue große Gefahren; wäre wohl meine Pflicht eigentlich, den Stadtschreiber zu warnen vor den Plänen dieses tollkühnen Narren! Aber nein, der Roth wird schon allein wissen, wessen er sich zu versehen hat von den Conzelmännern, muß es wissen, denn dieser Narr redet viel zu viel!"

Da klopfte es leise an die Thür; der Münzer hielt inne in seinem Selbstgespräch und lauschte; es klopfte wieder.

„Es ist ein Weib, was klopft," flüsterte er in sich hinein, „wer kann das sein? Kommt selten noch ein Weib in das alte Haus der Genossenschaft der Münzer; herein, in Gottes Namen!"

Auf diese Einladung öffnete sich die Thür und eine Frau trat ein, die offenbar ängstlich war, obwohl ihre scharf geschnittenen Züge und die großen glänzenden blaugrauen Augen auf eine Energie und ein bewußtes Wollen deuteten, die in jener Zeit selten zu finden waren bei Frauen. Die Kleidung dieser Frau war sehr reich nach damaligen Ansichten, denn über dem langen linnenen Unterkleide trug sie einen Ueberrock, der nicht nur mit buntgrauem Pelzwerk verbrämt, sondern auch durch und durch mit Grauwerk gefüttert war. Die Mütze der Frau war kleiner, als es die Sitte heischte, offenbar dem schönen schwarzen Haar zu Gefallen, das die schon Alternde sehr zierlich geordnet sehen ließ.

Ohne sich zu rühren stierte der Münzer auf die Eintretende und erwartete deren Anrede, indem er durch keine Miene verrieth, ob er sie kenne, oder nicht. Verlegen stand die Frau an dem Tische; endlich reichte sie zögernd dem Münzer ihre Hand hin und sprach mit sichtlicher Befangenheit: „Du hast mir erlaubt, Meister Werner, hierher zu kommen, Walburg hat es mir vermeldet!"

„Du bist also die Dellmensingerin?" fragte der Münzer mißtrauisch, wie's schien.

„Die bin ich, Meister Werner, versetzte die Frau, „und es thut mir weh, daß Du mich nicht mehr kennst, obwohl ich der seligen Frau Jutta Pathenkind!"

„Um der seligen Frau Jutta willen," entgegnete der Münzer, „reiche ich Dir meine Hand und heiße Dich willkommen in dem verödeten Hause der Genossenschaft der Münzer von Ulm, obwohl Du jetzt den Namen einer Sippe trägst, welche ein Werkzeug war bei der Verödung dieses Hauses. Setze Dich, Frau Clara, es ist lange, daß ich Dich nicht gesehen, und meine Augen sind nicht mehr wacker. Nein, nicht da, setze Dich auf diese Truhe hier; darin ist das Gewand der seligen Frau Jutta, Deiner Pathin, der ich nach nicht langer Frist endlich wieder zu begegnen hoffe in der himmlischen Seligkeit durch die Gnade unseres Gottes."

Die Frau Clara Krafftin von Dellmensingen setzte sich.

Wer das Gesicht des alten Münzers jetzt sah, der hätte keinen Zug von der höhnisch grinsenden Bosheit wahrgenommen darin, die es sonst so bemerkbar machte; erst als die Frau saß, schienen die alten bösen Mächte wieder Besitz zu nehmen von diesen Zügen, doch vermochten sie, so lange er mit der Pathin seiner seligen Frau Jutta sprach, nicht, das Gesicht zu jener hohnlachenden Fratze zu verzerren, die wir zuerst in dem Fenster über der Thür sahen.

„Die Walburg hat mir gesagt, Frau," nahm der Münzer das Wort, „daß Du große Verluste erlitten hast an Deinem Gut und Deiner Habe,

weil die Kraffte nicht mehr für Dich sorgen, seit Dein Mann seliger verzogen ist aus der Stadt und sich auf sein Haus zu Dellmensingen gesetzt hat. War ein großer Fehler von ihm; sei still, Frau, ich weiß, daß Du nichts dabei machen konntest, und glaube auch recht gern, daß Du vielfach Schaden gelitten hast, weil Du das Deine fremden Händen zum Verkauf anvertrauen mußtest. Höre da seit längerer Zeit gar seltsame Geschichten von denen Junkern, die zu Land sitzen, daß sie denen in der Stadt einen Vorwurf machen wegen der Handelschaft. Was wollen denn die stolzen Mannen? Wer Land und Leute besitzt, der muß doch auch wollen, daß das, was er gewinnt auf Grund und Boden und was er erwirbt durch den Fleiß seiner Leute, daß das verwerthet wird, daß er das verkaufen kann? Er kann doch nicht Alles selbst essen und trinken und braucht eine Menge Dinge darüber von anderen Orten her, die er eben nur bekommt, wenn er seinen Ueberfluß verkauft und sich von dem Erträgniß die Nothdurft verschafft, die er nicht selbst erzeugt."

Der alte Münzer sah die Frau einen Augenblick an, er erwartete ihre Rede; er hatte sehr richtig herausgefunden, daß die unbedingte Herrschaft des Grundbesitzes, wie sie zu damaligen Zeiten bestand, die Ausfuhr von Natural-Erzeugnissen geradezu nothwendig und den Verkauf derselben zu einem wirklichen Bedürfniß machte; eben dieser Handel aber konnte von den frühesten Tagen an bis zu dieser Zeit nur von freien wehrhaften Männern betrieben werden, denn die Freizügigkeit, die durchaus nur freie Männer hatten, war die erste Bedingung. Dagegen konnte der Kleinhandel, der Kauf und Verkauf im Kleinen, die Krämerei, auch von Hörigen und Freigelassenen besorgt werden; mit diesem Kleinhandel aber befaßten sich die Stadtjunker auch nie, und später durften sie es gesetzlich gar nicht. Die Abneigung, welche sich damals gegen den Handelsbetrieb durch die Stadtjunker allerdings schon leise zu regen begann, beruhte zum großen Theil auf einer zur Kränkung derselben geflissentlich hervorgesuchten Verwechselung des Großhandels mit dem Kramhandel, und war ohne alle Berechtigung. Erst als der Handel seine Basis nicht mehr im Grundbesitz, sondern im beweglichen Eigenthum, im Capital, fand, wurde die Mißstimmung des Landadels gegen die Handelsherren berechtigt, weil das Capital auf die aus dem Grund und Boden gezogene Naturalrente zu drücken begann. Die auf Gewinn gerichtete Seite des Adels ist naturgemäß auf den Erwerb von Grundbesitz gerichtet, und so sehen wir denn auch, nicht nur den Land-Adel, sondern auch die Stadtjunker, den größeren Theil ihres Gewinnes aus dem Handel immer wieder in Grundbesitz anlegen. Ein Brauch, dem die Stadtjunker, die Großhandel trieben, bis zuletzt treu blieben; im Anfang freilich und lange Zeitperioden hindurch hatten sie auch keine Wahl, da ihnen die Gebote der Kirche gar nicht gestatteten, Zinsen zu nehmen. Im dreizehnten Jahrhundert und auch noch viel später

dachte übrigens der Adel im Ernst keinesweges daran, den Großhandel als eine nichtadelige Beschäftigung zu betrachten, das Beispiel der Fugger, Welser und vieler Anderer sprachen zu laut dagegen, allerdings aber fing man ziemlich zeitig an, den Betrieb des Handels als Neckerei zu gebrauchen. Solche Vorkommnisse mochten dem alten Münzer vorschweben, als er mit der Frau Clara Krafftin von Dellmensingen sprach. Die aber hatte wenig verstanden von der weisen Rede des alten Mannes, sondern begnügte sich, zu klagen, daß sie nicht wisse, wer ihr die Wolle zu gerechtem Preise abkaufen solle, die sie von ihren Schafen hätte, daß sie Honig und Wachs in Menge liegen habe, daß ihre Mägde Linnen genug gewebt, und daß sie heuer recht in Verlegenheit sei wegen ihres Salzfisches. Damals wurden nämlich nicht nur Häringe an den vielen gebotenen Festtagen gespeist, sondern, in Süddeutschland namentlich, auch Alsen massenweise eingesalzen zu demselben Zweck.

Ruhig hörte der alte Münzer alle diese Klagen an, dann wies er die Frau mit ihrem Gut an die wenigen Racgilline und Vogilline, die Junker von seiner Sippe, die damals noch, wie wir wissen seinetwegen, ihren Wohnsitz in Ulm behalten hatten; mit einem Artikel an diesen, mit dem andern an jenen Vetter, bis er sie alle untergebracht. Und als er damit zu Ende war, sprach er mit einer Milde und Freundlichkeit, die bei ihm gerade sehr überraschen mußten: „Dellmensingerin, sag mir's grad heraus, Du brauchst gleich jetzt einige Pfund Heller, oder einige blanke Schildlinge, ich weiß das, Dein Sohn ist ein schmucker Junker und bedarf der Dinge mancherlei. Ich will Dir ein Geld herübersenden gegen Abend in den Krafftenhof durch die Walburg; wenn Du Abrechnung hast mit meinen Gevettern, soll's Dir an Deinem Gut verkürzt werden, aber kein Heller zu viel. Sei still, Frau, sprich kein Wort, ich thu's nicht um Deinetwillen, sondern nur wegen der lieben Frau Jutta, die Dich aus der Taufe gehoben, und wenn Du meinst, daß Du dankbar sein mußt für mein Werk, so sprich ein Gebetlein für die Frau Jutta und ihrer Seelen Seligkeit, was in keinem Fall etwas schaden kann, obwohl ich stets der Meinung gewesen, daß meine Frau Jutta längst eingegangen ist, wie sie's auf Erden durch ihren Wandel im Glauben und Liebe verdient, zur Seligkeit unseres Gottes. Geh, Dellmensingerin, und Gott behüte Dich, geh! geh!"

Die Krafftin von Dellmensingen hatte dem wunderlichen Alten wohl danken wollen für seine nützliche Hülfe und Rath und That, der aber hatte sie mit seinem wieder höhnisch grinsenden Angesicht so erschreckt und endlich aus der Thür getrieben, ehe sie im Stande gewesen auch nur ein Wort des Dankes hervorzubringen.

Zum andern Male befand sich der letzte Meister der Ulmischen Münzer-Hausgenossenschaft allein; lange lauschte er vorsichtig, erst als er die Thür unten zuschlagen hörte, öffnete er eine Truhe, die hinter ihm stand, und sagte leise: „Ich bin ihr gut, denn die selige Frau

Jutta hatte sie sehr lieb, ich will ihr voll wiegen ihr Geld, laß sehen, ich will ihr lauter Geld zuwiegen, was wir gemünzt haben in dem Jahre ihrer Geburt, Anno 64, ei! ei! das wird sie freuen und verrechnen werde ich ihr keinen Heller lassen, sie solls haben und behalten, denn sie ist Jutta's Pathenkind!"

Der letzte Münzer-Hausgenosse von Ulm warf klirrend die silbernen Pfennige auf die große Geldwage. Pfennige, pfündig, nannte man damals alles Silbergeld, das, weil es rein ohne Zusatz ausgeprägt wurde, gewogen werden und pfundweise gezahlt werden mußte, damit man gegen den Verlust an Gehalt, den die einzelnen Stücke durch Beschneidung oder Abführung im Gebrauch etwa erlitten haben mochten, sicher gestellt war.

Verfall des Volkes in Frankreich.

I.

Der „Moniteur", das officielle Blatt des Kaiserreichs, erweist sich gegenwärtig als das der französischen Regierung gefährlichste. Es ist ihr gelungen, die sogenannte Preßfreiheit, welche bis dahin jenseit des Rheines herrschte, zu beseitigen, und auf den großen Druckbogen der Pariser wie der Departementalblätter finden wir heut nur das Lob, ja die Verherrlichung der gegenwärtigen Machthaber, und höchstens hat in ihnen noch der große, der Regierung befreundete Speculant, ein Mires oder ein Milhaud, sich etwas Freiheit zu Gunsten seiner Interessen bewahrt. Aber der „Moniteur", dies Blatt der Ordensverleihungen und Concessionen zum Schuldenmachen für die Departements und Gemeinden — diese beiden Artikel füllen täglich einen hervorragenden Theil des Staatsanzeigers von Frankreich aus — veröffentlicht von Zeit zu Zeit statistische Data, und diese sind die Steine, welche heut an der Seine zu reden beginnen.

Es erschien in ihm kürzlich ein Tableau de la Population de l'Empire Français par Departements (Année 1856), das am letzten Tage des verflossenen Jahres aufgenommen und im Anfang dieses zusammengestellt wurde. Den englischen Blättern gab dasselbe Stoff zu Ausrufen der Verwunderung, zu Untersuchungen und Urtheilen, welche die Franzosen stark in Verlegenheit setzen mußten, und welche dann in den Pariser Zeitungen Entgegnungen fanden, die, wenn auch nach hohem Dictate verfaßt, durchaus nicht im Stande waren, die strengen und düsteren Urtheile Englands zu entkräften. Zum Ueberfluß endeten diese Zeitungserörterungen mit einem zwar vorsichtigen, aber doch entscheidenden Artikel des bekannten französischen Staatsraths Le Play, über dessen treffliches Werk „Les ouvriers Européens" wir unsern Lesern seiner Zeit

ausführlichere Mittheilungen machten. Le Play gestand zu, daß die Verminderung der Bevölkerung Frankreichs — um diese handelt es sich bei der ganzen Sache im Grunde — ein äußerst bedenkliches Anzeichen der Zustände des Volkes sei, und er stand eben so wenig an, andeutungsweise den Gründen Recht zu geben, welche hierfür, besonders von conservativer Seite, in England angeführt waren. Als ersten und hauptsächlichsten dieser Gründe führte auch er die übermäßige Zersplitterung des Grundeigenthums in Frankreich an.

Die Zahlen, durch deren Veröffentlichung im „Moniteur" die Aufmerksamkeit der englischen Presse auf die Gefährlichkeit der Lage des Volkes in Frankreich gerichtet wurde, reden eine laute und unzweideutige Sprache.

Es geht aus der Volkszählung von 1856, verglichen mit der von 1851, hervor, daß die ganze Bevölkerung Frankreichs während der fünf letzten Jahre um höchstens 256,000 Seelen gewachsen ist. Die Abnahme in Vergleich zu dem früheren Grade der Zunahme ist bemerkenswerth. Von 1841 bis 1846 stieg die Bevölkerung um 1,200,000, von 1846 bis 1851 stieg sie freilich nur noch um 380,000.

Dieser sehr auffallenden Thatsache muß eine Bemerkung von nicht geringerem Gewichte hinzugefügt werden. Die Bevölkerung, obgleich stillstehend der Zahl nach, stand in ihren Wohnorten keineswegs still, im Gegentheil, eine großartige inländische Wanderung, vom flachen Lande in die Städte, ereignete sich während dieser Zeit. Das Departement der Seine, welches ungefähr so viel bedeutet, wie Paris, gewann in dem Zeitraume von fünf Jahren nicht weniger als 300,000 Seelen, und es zählte Ende 1856 1,727,419 Einwohner, mit anderen Worten, die Hauptstadt des Landes gewann in diesem Zeitraume 50,000 Seelen mehr als das ganze Land. Eine ähnliche Erscheinung wird in verschiedenen der bevölkertsten Departements, welche die Sitze des Handels und der Manufactur, also auch größerer Städte sind, bemerkt. Es ist dies in folgenden der Fall:

	1851	1856	Zunahme
Bouches du Rhône (Marseille)	428,989	473,365	44,376
Gard (Nimes)	408,163	419,697	11,534
Gironde (Bordeaux)	614,387	640,757	26,370
Loire (St. Etienne)	472,588	505,260	32,672
Rhône (Lyon)	574,745	625,991	51,246
Nord (Lille)	1,158,285	1,212,353	54,068
Loire Inférieure (Nantes) . .	535,664	555,996	22,332

Da solchergestalt eine Vermehrung der Bevölkerung in allen großen Städten Frankreichs — Paris, Lyon, Bordeaux, Marseille, Lille, Nimes, St. Etienne — stattgefunden, die allgemeine Volkszahl aber während der letzten zehn Jahre stillgestanden hat, so ist es einleuchtend, daß der Zuwachs der Stadtbevölkerung aus dem flachen Lande gekommen ist und also einer Verminderung der ländlichen Bevölkerung entspricht.

Auch statistische Angaben überzeugen uns davon sogleich. In nicht weniger als vier und funfzig Departements, in zwei Dritteln des Gebietes von Frankreich, weist die neueste Zählung eine bemerkenswerthe Abnahme der Bevölkerung nach. Wir heben nur einige heraus:

	1851	1856	Abnahme
Isère	603,497	576,637	27,860
Haute=Saône	347,469	312,397	35,072
Meurthe	450,423	424,373	26,050

Ganz ähnlich Bas-Rhin, Ariège, Jura, Vosges, Côte d'Or, Haute-Saône, und wir bemerken dabei, daß sich besonders viele der östlichen uns zugewandten Departements entleert haben. Mehrere dieser Departements sind wichtige Ackerbaukreise, und an verschiedenen Orten zeigt sich bereits, wie „Edinburgh Review" versichert, ein großer Mangel an Arbeitskräften „und die Ackerbauarbeiten sind dadurch ernsthaft gefährdet."

Dieselbe Bewegung findet weiter auch in jedem Departement statt, auch innerhalb derer mit abnehmender Bevölkerung, wo ebenfalls die Bewohner der Weiler und Flecken in die Städte ziehen. *)

Ferner ist zu beachten, daß aus Gründen, auf welche wir noch zurückkommen werden, es besonders die kräftigen Männer, nicht sowohl hauptsächlich Weiber und Kinder und alte Personen sind, welche das flache Land verlassen und in die Städte und nach Paris gehen. So ist, wie ein englischer National-Oekonom sehr richtig bemerkt, der wirkliche Verlust an Arbeitskraft, der dem flachen Lande und seinem Ackerbau entzogen wird, um Vieles größer, als ihn das Zahlenverhältniß der Bevölkerungs-Abnahme auf dem Lande angiebt.

Nun ist aber die französische Landbevölkerung nach Aller Zeugnisse durchaus von keiner besonderen Beweglichkeit, sie ist vielleicht sogar zu träge und zu wenig geneigt, den Dingen die richtige Seite schnell abzugewinnen und diese zu benutzen, es mußte also ein sehr mächtiger Beweggrund sein, der einen großen Theil derselben antreibt, seine Sitze, das heimische Dorf, die frische freie Natur aufzugeben und in die Stadt zu wandern.

Wir fassen diese Beweggründe in zwei zusammen, der erste ist die unerträgliche Lage des französischen Ackerbaues, wie sie sich aus der Centralisation der Regierung und aus der unbegrenzten Zersplitterung des Bodens ergiebt, der andere ist der Vortheil, welchen die Städte und der Aufenthalt in ihnen vermöge gewisser Maßregeln der Regierung und vermöge eines ganz zerrütteten Zustandes des Capitales, eines Zustandes, der auch erst aus der Zerrüttung der Landwirthschaft erzeugt wurde, ihren Einwohnern gewähren.

Der Boden Frankreichs darf im Allgemeinen als ganz vortrefflich

*) „Edinburgh Review." April 1857. p. 344.

geeignet erscheinen, um einen auffallend blühenden Ackerbau zu erzeugen, und diejenigen Franzosen, welche in den Grundsätzen der französischen Revolution befangen sind, können darum nicht genugsam ihre Verwunderung darüber ausdrücken, daß dieses schöne Frankreich mit seiner viel größeren Ackerbaufläche so weit hinter Englands Ackerbau zurückgeblieben sei.

Arthur Young erkannte die höhere Fähigkeit des französischen Bodens vor nun mehr als sechszig Jahren an. Er schrieb über dies Land in seiner „Agronomischen Reise in Frankreich": „Ich habe von 1787 bis 1790 alle Provinzen Frankreichs in's Auge gefaßt, und ich halte dies Land für bevorzugter in Hinsicht auf den Boden, als England. Das Verhältniß des schlechten Landes in England im Verhältniß zum ganzen Landesacker ist viel größer, als das entsprechende in Frankreich." Er hebt im weiteren Verlaufe einzelne Landstriche zum Beweise der Richtigkeit seines Vergleiches hervor.

In England werden gegenwärtig neunzehn Millionen Hektaren bebaut, in Frankreich vier und dreißig Millionen, in England beträgt die Gesammtbevölkerung 16 Millionen und die Ackerbaubevölkerung 4 Millionen, in Frankreich die Gesammtbevölkerung 35 Millionen und die Ackerbaubevölkerung 20 Millionen, in England bringt die Hektare dem Bebauer 32 Francs, in Frankreich 10 Francs ein, in England giebt der Grund und Boden 375 Millionen, in Frankreich 250 Millionen Francs Abgaben. *)

Aus dem Unterschiede zwischen französischem und englischem Landbau ergiebt sich am besten die Eigenthümlichkeit des französischen.

Freilich besitzt auch England eine Menge kleinerer Grundstücke, sie nehmen zwei Drittel seines Bodens ein, wie der liberale Nationalökonom Leonce de Lavergne behauptet, die ihnen ähnlichen sollen ein Drittel des französischen Bodens — derselben nicht ganz lauteren Quelle zufolge —, ausmachen, so daß also diese, die der Größe nach mittlere Art der Güter in beiden Ländern (bei ihrer verschiedenen Größe) gleiche Strecken bedeckt. Aber der Unterschied beider Länder findet sich in den übrigen Gütern, in England findet man oberhalb dieser Mittelgüter vorzüglich die großen Besitzungen der englischen Aristokratie, in Frankreich unterhalb derselben vorzüglich das kleine und kleinste Eigenthum in unzähligen Parcellen. Dem jedenfalls entsprechend sind in England fünfzehn Millionen Hektaren der Viehnahrung und nur vier der menschlichen zugewiesen, in Frankreich kaum neun der ersteren und fünf und zwanzig dem Getreide- ꝛc. Bau, denn Wiese, Weide, Wald-

*) Essai sur l'économie rurale de l'Angleterre etc. par Leonce de Lavergne, Membre de l'Institut. Gegen die Methode, aus welcher die obigen Ziffern hervorgegangen sind, und gegen die ganze Art der Statistik, welche Lavergne benutzt, ist mit Recht Wesentliches einzuwenden, und was „Le Play" in seinem bedeutenden Buche über alle die Mittel- und Durchschnittszahlen gesagt hat, verdient die ernsthafteste Berücksichtigung unserer Statistiker.

rain und Trift werden sich selten bei kleineren Gütern, niemals bei Parcellen finden. Und England zieht mehr aus seinem Boden als Frankreich.

Wir begnügen uns mit diesen großen und allgemeinen Zahlen, sie reichen aus.

Die Gründe des Zurückstehens und Zurückbleibens Frankreichs trotz seiner größeren Fähigkeit hinter England liegen sehr tief und sehr weit zurück. Wir sehen von ursprünglichen Stammes-Eigenthümlichkeiten, so wenig wir sie gering zu achten wagen, ab —, das Sachsenthum hat in England die normännische Art zu durchwachsen und so an den theuren Boden zu fesseln und mit der Landessitte vertraut zu machen verstanden, in Frankreich erhielt die Scholle in den Augen eines beweglichen, kriegerischen, am möglichsten Zusammenleben sich erfreuenden Volkes niemals die heilige Weihe, welche ihr beim Sachsen ward —; wir beobachten hier nur die Eigenthümlichkeiten, welche sich im Laufe der Geschichte aus solchem Naturgrunde des Stammes entwickelt haben, und wir finden in England von vorn herein das Land als Unterlage der Persönlichkeit und der Corporation, also mit einem sittlichen und politischen Charakter behaftet, in Frankreich nur als einen Rohstoff ohne tiefere Bedeutung.

In England standen die Barone mit den Communen in den Communen, sie hielten ihr Recht, das Recht ihrer Freiheit und der Freiheit ihres Gutes zugleich mit der ihrer Hintersassen und der freien Bauern aufrecht, sie lebten, verknüpft durch das gemeinsame Interesse am Acker, in enger Gemeinschaft mit der übrigen Bevölkerung; in Frankreich, wo noch in der Zeit Heinrich's IV. ein scheinbar*) dem englischen ganz gleicher Zustand herrscht, kann es gleichwohl doch bald darauf dem Cardinal Richelieu gelingen, die Grundlagen der nachherigen Omnipotenz Ludwig's XIV. zu legen. Die Barone Frankreichs hatten niemals das Recht, wie es im kleinen Kreise, im „houndred", also in engster Verknüpfung mit der Gemeinde und den ländlichen Verhältnissen, gefunden und gesprochen wurde, gekannt, geübt, sie glaubten für sich eine Nation bilden zu können, es war ihnen vielleicht auch unmöglich, mit den elenden Resten römischer, gallischer, celtischer Nationalität eine Nation zu bilden. Die Könige in Frankreich aber warfen die isolirten Barone mit Hülfe dieser elenden Reste nieder, und es war dann leicht, diesen Adel, der im Lande keine Wurzel, im Rechte des ganzen Landes keine Stellung gehabt hatte und hatte, dahin zu ziehen, wohin es den Königen gefiel. Er ward Hofcharge.

Königin Elisabeth, the good Queen Bess, sagte eines Tages

*) Sully klagt freilich schon in seiner ehrenfesten altmodischen Sprache darüber, daß bei den Großen an die Stelle der choses vertueuses et occupations sérieuses getreten seien les cajoleries, fainéantises et baguenauderies de la cour."

zu ihren Hofherren: „Seht die Schiffe dort im Hafen von London, sie sind ohne Majestät, ohne Nutzen, die Segel hangen herab, der Bord ist leer, aber nehmt an, daß sie ihre Segel heben und in das Meer hinauseilen, dann wird jedes derselben mächtig, frei und unabhängig sein.“ Ludwig XIV. dagegen war, wie der Herzog St. Simon in seinen Memoiren uns erzählt, „sehr empfindlich für die beständige Gegenwart alles dessen an seinem Hofe zu Versailles, was er an Distinguirtem hatte.“ Er machte, wie derselbe Herzog erzählt, Unterschiede zwischen denen, die stets in seiner Nähe waren und denen, welche öfters oder seltener kamen, und handelte darnach zu ihren Gunsten oder Ungunsten.

Die großen französischen Familien und in ihrem Gefolge Alles, was auf Stellung und Auszeichnung Anspruch machte, glaubte auf dem Lande keinen passenden Wohnsitz mehr finden zu können, und mit ihrem Abzuge vom Lande vollendete sich die Demoralisirung des Landes; in England suchte alles den Landlords und dem Style ihrer Residenz nachzueifern. —

Es ist ein enger Zusammenhang zwischen Familie und Besitz; auf festem Grundbesitz wird die heilige Institution der Familie sich am höchsten, am kräftigsten entfalten, und wie gänzlicher Mangel an festerem Besitz sie überhaupt verbietet, so wird der leichtere, beweglichere Besitz diese Existenz unsicher machen. Der Adel in Frankreich — und mit ihm die ihm darin schnell folgenden übrigen besitzenden Stände — lernte aber, auch wo er doch noch angesessen blieb, seinen Besitz nur von einer leichteren Seite kennen, der Begriff des Gutes der Väter ging ihm in dem der Grundrente auf, er lebte in der Stadt, am Hofe; Sittenlosigkeit, die aus dem zusammengedrängten Leben und seinen Folgen in Bezug auf Luxus hervorging, ergänzte den factischen Zustand seiner Rechtslosigkeit, die aus seiner ursprünglichen Unverbundenheit mit der Gemeinde und dem Acker hervorgegangen war. Der Acker, auf den der Finger Gottes im Paradiese, segnend im Fluche, gewiesen hatte, war erniedrigt, die Familie zerbröckelte, endlich zerbröckelte nun auch der Acker. Er war überhaupt in Frankreich seit Langem in den traurigsten Händen. In dem Streben Aller nach dem Hofe, nach der Stadt, in dem Klimmen Aller nach der königlichen Gunst entstand ein allgemeines Herabsehen, ein Uebermuth der Verachtung eines Standes gegen den andern ohne Gleichen. Der Adel verachtete die Magistratur, diese den dritten Stand, diese auf das Tiefste den Bauern *). Der Ackerbauer war der Paria der französischen Gesellschaft schon lange vor der französischen Revolution, seine Lage war im achtzehnten Jahrhundert noch schlimmer, als im dreizehnten, und als er wirklich dahin kam, Theile des zer-

*) Wir entnehmen diese Sätze den Ausführungen Tocqueville's in seinem hervorragenden Buche „L'ancien régime et la révolution 1856.“ S. p. 185, 35 etc

stückelten Grundeigenthums erwerben zu können, welche moralische Gestalt brachte er da mit?

Wir wissen wohl, daß die gleiche Theilung des Grund und Bodens alte, sehr alte Sitte bei gewissen Stämmen diesseit und jenseit des Rheines ist, und dies entspricht ursprünglichen Anlagen, auf die wir oben hindeuteten, aber stets hatte auch bei diesen Stämmen, so lange die Familie in ihnen noch eine Macht war, von Zeit zu Zeit ein Aufraffen des Familienbewußtseins, eine Wiedervereinigung des Getrennten stattgefunden, und erst mit der Auflösung der Familie lös'te der Acker sich auf. Er hat dann nur noch so viel Werth für die Familie, als die Livres, die er beim Verkauf einträgt.

Die Theilung des Grund und Bodens ohne die rechten Rücksichten auf die inneren Mittelpunkte des Ackers ergab sich, wie gesagt, aus der politischen Bedeutungslosigkeit des Gutes, aus der Verachtung des Ackers Seitens eines in leerer Eitelkeit verkommenden unfreien und rechtlosen Volkes, aus der Auflösung der Familie.

Die Familie lös'te sich in den Egoismus, der sich auch hier wieder mit Sentimentalität aller Art bekleidete, d. h. in die Einzelnen auf, der Acker der Familie folgte in gleichen Theilen den Einzelnen, und die gleiche Theilung (le partage égal), deren stete Fortsetzung keiner Schranke unterliegt, ist endlich la chair et le sang de la France geworden. Es giebt kein Recht des Aelteren, keine Majorate, keine Substitutionen in Frankreich mehr, aber wohl giebt es einen Artikel 826 des „Code", der jedem Erben erlaubt, sein Erbtheil in natura zu verlangen.*)

Die Zerstückelung des Grundeigenthums hat in Folge dieser Vererbung eine ungeheure Zahl von Ackerparcellen erzeugt.**) Vergeblich, daß die Anhänger der Grundsätze der französischen Revolution behaupten, daß, wo die Theilung zu weit gehe, die Gewalt und die Noth der

*) Das nach englischen und unseren Begriffen wirksamste Instrument, die Familie gänzlich zu vernichten, ist damit gefunden. Als England den Katholicismus ausrotten wollte, gab es (1703. Queen Anne) ein Gesetz, nach welchem jedes Eigenthum, das ein Papist besäße, „zu gleichen Theilen an seine Kinder vertheilt werden und nicht an den ältesten seiner Söhne kommen sollte. Aber wenn der Sohn dieses Papisten Protestant ist, dann soll ihm das Eigenthum gemäß dem gemeinen Rechte des Königthums übertragen werden."

Durch diese Bestimmungen, sagte Burke, empört von dieser Gewaltthätigkeit, in seinen Tracts on the popery law, wollte man Folgendes erreichen: „Durch Abschaffung des Rechtes der Erstgeburt sollten die Familien der Papisten, vielleicht schon im ersten Gliede, sicherlich aber im zweiten, gänzlich zerstört und in das Dunkel und in das Elend geführt werden, ohne irgend ein Mittel, sich durch Fleiß und Geist wieder aufzuhelfen."

**) Der steuerbare Grund und Boden ist in Frankreich in 126,210,194 Parcellen getheilt und in 11,053,702 Steuerrollen eingetragen, darunter befinden sich 5,440,580 Steuerrollen unter 5 Francs, 1,818,474 Steuerrollen von 5—10 Francs und 1,614,897 von 10—20 Francs. In England haben die meisten unter den kleineren Gütern einen Umfang von 75—150 Morgen Ackerland. In Preußen — man übersehe das nicht, und wir werden darauf zurückkommen müssen, herrschen Verhältnisse, wenigstens im Westen vor, welche sich den französischen durchaus nähern.

Dinge eine Berichtigung und Verbesserung der Dinge herbeiführen werde; sie ignoriren dabei erstens, daß auch wenn nach zu ausgedehnter und zu weit fortgesetzter Theilung die Möglichkeit des Bebauens und Früchteerzeugens auf den kleinsten Theilen aufhört und in Folge dessen der Verkauf oder vielmehr die Verschleuderung, wenn nicht gar das Verlassen und das Aufgeben dieser Minima eintritt, doch stets damit der Familienrest, der sich auf diesen Parcellen hielt, ganz hinweggeschwemmt und damit wiederum ein, wenn auch kleines, Bruchtheilchen des Heimathsgefühles, der Angesessenheit, eines sich selbst verständlichen Patriotismus beseitigt ist; und sie ignoriren dabei zweitens die statistische Thatsache, daß allerdings das große Eigenthum, wo es getheilt war, noch immer in manchen Fällen die Mittel und den Erfolg einer Wiedervereinigung hat, daß dies bei kleineren Grundstücken aber viel, viel seltener gelingt und gelungen ist. (Die Nachweise finde ich im „Correspondant". Lieferung vom 25. Juli 1856.)

Das kleine und kleinste Eigenthum also zeigt eine viel größere Hartnäckigkeit, seine bodenlose, ruinirte Existenz zu bewahren, als das größere getheilte.

Das ist eine höchst interessante Thatsache, welche in den ganzen Zustand des kleinen Mannes in Frankreich einen tiefen Blick thun läßt. Dieser kleine Mann auf dem flachen Lande ist eine der tragischsten Figuren unseres Jahrhunderts. Wir vergleichen ihn mit der Spinne, welche hundertmal trotz aller Anstrengung ihres Fadenspinnens doch wieder von dem Balken, an den sie sich heranspinnen wollte, zurückfällt und zum hundert und ersten Male dann aus ihrem Mark und Saft den Faden, der ihre Existenz sichern soll, zu spinnen beginnt. Aber die Fäden, welche der kleine Mann zu seiner Rettung und Sicherung spinnt, verarbeiten außerdem noch stets Andere zu einem sehr edlen capitalististischen Gewebe.

Die Genügsamkeit des kleines Landmannes in Frankreich ist sprüchwörtlich; er steht der Natur in Kleidung und häuslichen Einrichtungen fast eben noch so nahe, wie seine heidnischen Vorfahren. Man erblickt in dieser Beziehung in Frankreich Dinge, welche in Deutschland nirgend vorhanden, in Galizien höchstens noch möglich sind.

Aber mitten in dieser Welt der Entbehrungen treibt ihn ein Zug, eine Sehnsucht, die nach einem Stückchen Landes, das er sein eigen nennen kann; er, der Verachtete, von Polizei, Feldhüter, Lehrer 2c. Schlechtbehandelte, er will eine Ruhe, eine Freude haben. Und nun gelingt es ihm, von einem der bekannten Parcellenschneider und Bauernschinder einen Fleck Ackers zu erstehen, und nun gräbt und pflanzt und säet und begießt er ihn mit seinem Weibe im Schweiße seines Angesichts. Aber die Steuern sind hoch, er oder sein Weib wird krank, ein Hagelschlag, ein Mißwachs, oder seine Kuh fällt, und er muß hinweg von dem jungen Eigenthum und in ein neues Elend hinaus. Oder er

weiß in seltenem günstigen Falle wirklich sein Leben hindurch sein Gütchen zu bewahren, sein Weib aber ist mit Kindern gesegnet, seien es auch nur zwei oder drei, so ist alsdann der dies fatalis des Besitzes herangekommen; kaum für den Erwerber ausreichend, ist der zweite oder dritte Theil desselben alsdann gewiß nicht mehr fähig, einer Familie Unterhalt zu gewähren, und der Ruin aller Kinder der eben durch den Vater begründeten Familie ist da.

Bei mittelgroßen Gütern pflegt dieser Zufall erst bei der zweiten Generation einzutreten, und wir setzen hier die farbige Schilderung her, welche ein französischer ehrenwerther Publicist, Augustin Cochin, kürzlich davon entwarf:

„Was thut Jeder der Theilerben solch eines Gutes? Entweder er wird sogleich entmuthigt, arbeitet nicht und hinterläßt gar nichts zu theilen. Das ist die Lage einer großen Zahl derselben. Oder auch, er verkauft und seine Kinder gehen in die Stadt, und das große Grundeigenthum arrondirt sich weiter. Oder er opfert unausgesetzt seinen Schweiß der Erde, aber nach ihm hat doch nichts ferneren Bestand, und auf dem Fetzen seines kleinen Eigenthums sucht die Familie dann vergeblich Unterhalt, der Ackerbau vergeblich Fruchtbarkeit und Dung, das Vaterland vergeblich einen kräftigen Mann für seine Armeen und ein Pferd für seine Remonten; das ist der Zustand des kleinen Eigenthums in einigen Theilen Frankreichs. Oder der Vater, oder doch die Erben machen Schulden, der Wucher und die Justizkosten fallen auf das Strohdach nieder, dann haben wir den besitzenden Bettler oder den bettelnden Besitzer. Oder der kleine Besitzer kommt in die Höhe, er verdient das Ideal der Oekonomisten zu sein, er arrondirt sich, er cultivirt gut, züchtet gut, stimmt oft auch gut; aber er hat durch einen gehässigen Calcül seine Familie nach den Forderungen seines Eigenthumes beschränkt; dieser gute bäuerliche Rechtsgelehrte kennt das Gesetz, er hat nur e i n Kind; er moquirt sich über die gleiche Erbtheilung, wie über die Moral, er hat die Zahl der Erbtheile vermindert, indem er die Zahl der Erben verminderte."

Dies liest man auf der 548. Seite des vorigen Jahrganges des „Correspondant", einer sehr ehrenwerthen katholischen Revue, welche in Paris erscheint und so eben vom kaiserlichen Gouvernement eine Verwarnung erhalten hat.

Also eins von beiden beim kleinen und mittleren Grundbesitzer — der Ruin seiner Familie durch die Erbtheilung selbst, oder — Ruin seiner Familie aus vorgängiger Rücksicht auf die Erbtheilung.

Bei einem so gestalteten Zustand der Dinge wird der Acker ruinirt und die Bevölkerung doppelt ruinirt. Ersteres müssen wir hier bei Seite lassen, aber Landwirthe verstehen das auch zu würdigen ohne weitere Ausführung, letzteres aber ist darum der Fall, weil eine unnatürliche Decimirung der m ö g l i c h e n Bevölkerung bewirkt wird, außer-

dem aber eine wirkliche Beschränkung und Verkümmerung der Bevölkerung, zunächst der Zahl derselben, angebahnt wird, und weil die Entfremdung eines immer größeren Theiles der Nation vom Ackerbau, damit aber ihre zunehmende Entkräftung und Erschlaffung eintritt. Schon die Alten sagten es, und neuere Aerzte haben es bestätigt, daß ein Geschlecht versiegt, welches durch drei Generationen hindurch dem flachen Lande fern blieb. Die Entkräftung der einen Generation ist außerdem die Ursache der Verminderung der folgenden.

So wirken also gleicher Weise die auf dem Lande sich haltenden kleinen Besitzer, als die auf ihm ruinirten, welche sich in die Stadt ziehen, zu demselben auffallenden Umstand einer relativen Verminderung der Bevölkerung oder eines absoluten Stillstandes ihrer Zahl hin, und wir sehen jetzt am Ende des ersten Theiles unserer Untersuchung, daß, wie die Centripetalkraft, welche die Stadt in Frankreich auf das flache Land ausübt, aus der Centralisation der Regierung und der verworfenen Lage des Ackerbaues, der unausgesetzten Gleichtheilung des Bodens unter alle Erben, erzeugt wird, so auch dieselben beiden Umstände Hauptgründe der Abnahme der Bevölkerung sind.

(Der Schluß, der sich über die Begünstigung der Städte durch die Regierung und über die willkürliche Wirthschaft des Capitales verbreitet, folgt in der nächsten Nummer.)

Sächsische Briefe.

VI.

Adel. Meierhöfe. Sattelmeier. Hagenfreie Bauern. Sagen von Wittekind. Vergleich desselben mit Radbod.

Meine bisherigen Briefe haben so zu sagen das Gerippe für den Bau des socialen Lebens in Sachsen gegeben; ich füge in meinem heutigen Briefe den angegebenen Bestandtheilen außergewöhnliche hinzu, die sich nicht überall und nicht überall in gleicher Weise finden. Dazu gehört in erster Linie der Adel. Das Münsterland und das Paderbornsche haben einen mächtigen Adel. Das Fürstenthum Minden und die Grafschaft Ravensberg, so wie das Bisthum Osnabrück verhältnißmäßig nur wenige Edelhöfe, in vielen Theilen Hannovers und Oldenburgs ist der Bauernstand durchweg herrschend, in Holstein tritt zum Bauernstande wieder ein mächtiger Ritterstand; anders ist die Stellung des Münsterschen Adels im Leben wie die Stellung des Hannoverschen Adels, etwas Anderes bedeuten die Ritter Holsteins wie die von der Grafschaft Ravensberg und vom Fürstenthum Minden: lauter Verschiedenheiten, die, wie gesagt, in localen und historischen Einflüssen ihren Grund und ihren

Ursprung haben. Die Stellung des Edelhofes in der Gemeinde ist so bekannt und im Allgemeinen überall dergestalt dieselbe, daß ich dieselbe mit Stillschweigen übergehen kann. Ich bemerke hier nur, daß, wo ein Edelhof vorhanden, die Kötter nicht den Namen Kötter, wie auf den Bauernhöfen, sondern den Namen „Arröder" führen, im Uebrigen aber dieselbe Stellung auf dem Edelhofe einnehmen, wie die Kötter auf den Bauernhöfen, wie ja überhaupt Edelhof und Bauernhof, Edelmann und Bauer der städtischen Bevölkerung gegenüber homogene und verwandte Elemente sind. Es ist deshalb meines Erachtens nicht in der Ordnung, daß der Edelhof von der Gütergemeinschaft eximirt, der Bauernhof dagegen unter die Gütergemeinschaft gestellt wird, wie es auf der andern Seite von außerordentlichem Segen ist, daß in vielen Theilen Sachsens das landräthliche Amt oder ähnliche Befugnisse sich an den Edelhof knüpfen. Ob der Besitzer des Edelhofes bürgerlich oder vom Adel ist, sollte meines Erachtens außer Betracht kommen, vorausgesetzt natürlich, daß der Bürgerliche adeliger Lebensweise folgt, also seinen Hof nicht in industrieller Weise, sondern in landwirthschaftlicher Weise ausbeutet. Ein Fabrikant auf einem adeligen Hofe kann nicht zum Adel, sondern muß zu den Industriellen gerechnet werden: er macht den Hof unadelig, deshalb kann ihn auch der Hof nicht adeln.

Ein anderes Element der ländlichen Besitzungen sind die Meierhöfe, die in den Dörfern ein großes Ansehen genießen und um die Sage und Dichtung nicht selten einen ehrwürdigen Nimbus gegossen haben. Ich übergehe die geschichtliche Entstehung derselben, die hier anders gewesen ist wie dort, und worüber die gelehrten Juristen wahrscheinlich für immer in Uneinigkeit bleiben werden. Gewiß ist die Thatsache, daß die meisten Bauerschaften Niedersachsens einen Meier haben, einen Meier zu Jöllenbeck, einen Meier zu Spradow, einen Meier zu Hilverdingsen u. s. f., worunter sich wiederum Einzelne weit über die andern erheben, etwa wie alter Adel über neuen Adel. Ein anderer Meier ist der Meier zu Spradow, ein anderer der Meier zu Schweicheln: jener ragt als aristokratische Größe in weiter Umgegend hervor, dieser ist nur der Erste in seinem Dorfe. Oft ist nicht einmal der Name „Meier" zur Bezeichnung solcher Höfe mit vorzugsweise aristokratischer Färbung in Gebrauch gekommen, sondern eine andere Bezeichnung dafür eingetreten, wie z. B. „Kaspelherr", d. i. Herr des Kirchspiels.

Wie unter den Meiern sich einzelne Meier besonders hervorheben, so auch Genossenschaften von Meiern, deren Stammbaum oft in uralte Tage, in die Tage des Heidenthums zurückführt, also Meier, deren Ursprung mythischer Natur ist, wie der Ursprung vieler germanischer Stammkönige in der Völkerwanderung. Ich erwähne hier die Sattelmeier in der Umgegend von Engern. Engern ist ein kleines Städtchen nicht weit von Bielefeld und Herford und war einst der

Sitz Wittekinds. Hier starb der Held nach vielbewegtem Leben, und man setzte den Sarg bei in einem kleinen Gewölbe am Chore und beschloß, daß die Kirche, in der der Sachsenheld begraben sei, weder die Gebeine eines Edlen noch eines Geistlichen hinfort aufnehmen solle, und das ist unverbrüchlich gehalten worden, so sehr auch die Sitte der Folgezeit die Ruhestätte im geweiheten Gotteshause jeder anderen vorzog. Ueber dem Grabe aber errichteten die Leute Wittekinds ein Denkmal, wie es noch heutigen Tages steht. Oben auf demselben befindet sich ein steinernes Bildniß des Königs in ruhender Stellung, das Angesicht gerichtet gegen Morgen (geschieht überhaupt noch bei der Beerdigung). Das Haupt trägt kurzes Haar und auf demselben die königliche Mitra. Der Leib ist in ein weites und bis auf die Füße reichendes Gewand gehüllt. Die linke Hand hält das Scepter. An den Füßen befinden sich Schuhe, die bis auf die Zehen offen sind und vorn in eine lange Spitze zulaufen. Zu dem alten Denkmale kommt ein anderes von Karl IV., der sich am 18. November 1377 zu Bielefeld befand und auf die Kunde, daß in Engern der tapfere Sachsenherzog begraben liege, sich nach Engern begab. Es schien ihm, als ob der Zahn der Zeit zu sehr an dem alten Denkmale genagt hätte, als daß es eines solchen Mannes noch würdig gehalten werden könnte. Deshalb befahl er die Erneuerung. Zu Häupten ließ er die Abzeichen Karls des Großen anbringen, zu Füßen die des Königs von Böhmen, nämlich einen goldenen Löwen mit gespaltenem Schweife in röthlichem Felde.

In der Nähe dieses, nach der Sage einst siebenthorigen Engern wohnen nur die Sattelmeier, die einst das Gefolge Wittekind's ausmachten, ihn zu Pferde begleiteten und auch noch späterhin verpflichtet waren, einen berittenen Reiter zum Kriege zu stellen. Es sind ihrer sieben: Nordmeier, Ebmeier, Meier Johann, Barmeier, Ringsmeier, Meier zu Hücker und Meier zu Hiddenhausen. Ritten sie mit dem Könige, so war es Hiddenhausen, der den Zug begann, Hücker, der ihn schloß. Außerdem hatte Ringsmeier die Aufsicht über den Marstall, Ebmeier war Wildmeister und ordnete die Jagden, Barmeier hatte die Aufsicht über die Heerden und Hirten des Königs; Windmeier, ein geringerer Diener des Königs, so daß er nicht zu den Sattelmeiern zählte, war des Königs Jäger. Ritt Windmeier im Gefolge der Sattelmeier, so mußte er, wenn sie auf ein Gehöfte reiten wollten, absteigen und die Pforte öffnen. Noch bis auf unsere Zeit, d. h. bis zum Jahre 1848 — was seit der Zeit geschehen ist, weiß ich nicht — hatten die Sattelmeier manche Vorrechte. Sie waren frei vom Zehnten und genossen bei feierlichen Aufzügen, namentlich bei ihrer und ihrer Frauen Begräbniß, besonderer Ehren. Drei Tage nach einander wurden sie und zu sonst ungewöhnlicher Zeit beläutet, nämlich nach 1 Uhr Mittags. Schon vom Sterbehause aus begleiteten die Geistlichen den Sarg, hinter dem ein gesatteltes Pferd hergeführt wurde, und dieser wurde dann in die

Kirche getragen und auf dem Chore am Altare niedergesetzt. Erst nach dem Gottesdienste geschah die Einsenkung auf dem Friedhofe.

Das corporative Bewußtsein ist in neuerer Zeit sehr erblaßt, und ich weiß nicht, ob seit dem Tode des alten Nordmeier noch ein Sattelmeier vorhanden ist, der mit Lebendigkeit und Eifer festhält an den alten Ehren. Nur wenn Se. Majestät der König von Preußen in die Umgegend von Engern kommt, dann sondern sich die Sattelmeier von den Bauern der Dörfer, in welchen sie eingesessen sind, und empfangen und begrüßen den König als Corporation. Ueber die Stellung der Sattelmeier zu ihren Hintersassen erzählt die Sage, daß der König — anders wird Wittekind nie bezeichnet — noch bei Lebzeiten eine Stiftung eingesetzt habe, wornach diejenigen, welchen die Hut seiner Gebeine anvertraut werden sollte, wenigstens einmal des Jahres mit ihren Hintersassen sich zu einer Gesellschaft vereinigen mußten. Dieses Jahresfest des Capitels Remigii war „Ramei". Zu demselben kamen die Capitelherren, anfangs alle, später zwei Abgeordnete, auf den Nordhof bei Engern. Es wurde dann ein Schmaus gehalten, den Nordmeier spendete und anrichtete, und wozu Dreimann in Dreien die Tische und Bänke, und Riepe in Westerenger das Weißbrod brachte. Zugleich erneuerten die Leute dem Capitel ihre Huldigung, etwaige Anstände wurden geschlichtet und die alten Verpflichtungen von Neuem bestätigt.

So berichtet die Sage, und so ist es noch bei Lebzeiten des alten Nordmeier's — der jetzige Inhaber des Nordhofes ist ein moderner Mensch — gehalten worden. Aus gerichtlichen Acten füge ich aus einem alten Documente der Sage hinzu, daß dasselbe erzählt, wie „vor undenklichen Zeiten her auf dem Nordhofe vor Engern denjenigen, welche des Hausgenossenrechts nach dem uralten Rechte theilhaftig sind oder sein können, in anniversario St. Remigii ein Hausgenossengericht gehalten und dabei die reciproque Befugniß derer Guts- und Eigenthumsherren sowohl, als der eigenbehörigen Hausgenossen von Jahren zu Jahren erneuert und die dahin einschlagenden Casus, besonders in puncto der Erbtheilungen, Heergewette und Gerade untersucht und entschieden worden" seien. Die Hausgenossen wären, fährt das Document fort, vormals in zwei Klassen zerfallen und die herrschaftlichen Eigenbehörigen zum Südhofe gerechnet. „Gleichwie aber von dem Südhofe nur noch kaum der Namen mehr übrig, verfolglich der Nordmeier das Erbrichteramt von denen vorhin zu beiden gehörigen Hausgenossen schon über etliche Saecula private exercirt, so hat derselbe dennoch in unsern Tagen erleben müssen, daß die zum Nordhofe eigentlich gehörigen Hausgenossen sich fast gänzlich davon abgesondert haben, nach dem Sr. königlichen Majestät dero inländischen Dominical-Gefälle, nämlich Weinkauf, Sterbefälle und Freikäufe auf ein gewisses Eigenthumsgeld fixirt haben." Die Rechte der Hausgenossen werden dann in einem Schema von Fragen und Antworten angegeben,

Fragen, die vom Capitel gestellt und vom Nordmeier beantwortet werden. Z. B. erste Frage: ob es Tag, Zeit sei, im Namen Sr. Majestät des Königs von Preußen und eines hochwürdigen Capituli St. Johann und Dionisii zu Herford (dorthin wurde dasselbe von Engern verlegt) denen Hausgenossen ein öffentliches Gericht zu hegen und zu spannen? Nordmeier: Ja! Zweite Frage: Ob nicht die Hausgenossen schuldig, ihr Schuldkorn an Roggen und Gerste zwischen Weihnachten und Lichtmessen bei Verlust des Hausgenossenrechts zu bezahlen? Nordmeier: Ja! Eilfte Frage: Da vor Jahren ein Recht ausgesprochen, daß, wer von den Hausgenossen auf zehn Uhr im Nordhofe nicht erscheint, eine Strafe von 9 Mg. erlegen solle, ob es nicht dabei verbleiben und die Säumigen solche erlegen müßten? Nordmeier: Ja! Fünfte Frage: Ob die Engerschen des Hausgenossenrechts theilhaftig oder sich dessen anmaßen können? Nordmeier: Nein! Nach diesen Fragen und Antworten wurden die Namen der Hausgenossen verlesen, um zu ermitteln, wer der Zehrung gefolgt sei, wer nicht, wobei jeder Aufgerufene laut antwortete.

Ein Weisthum vom Jahre 1541, das mir in einem alten Archiv zu Händen kam, redete von den sieben hagenfreien Bauern in der Grafschaft Ravensberg, von Sandhagen, Borghagen, Steinhagen, Gellershagen, Brockhagen, Rodenhagen und Greuinghagen. Das Weisthum ist auf „schriftlichen Befehl des Hochgelahrten und edlen Caspar Ledebuhr, fürstlich Jülischen Raths und Drosten zum Ravensberge“ abgefaßt von Johann Kerkmann, Vogt zu Halle, in dem Küsterhause zu Steinhagen. Nach altem Brauche werden die sieben Hagenmeister zweimal gefragt, was der sieben freien Häger Gerechtigkeit wäre. Zweimal antworten sie, daß sie das nicht wüßten, und zweimal werden sie fortgeschickt um sich zu besinnen. Wie sie zum dritten Male vorgelassen und gefragt werden, da erst antworten sie, worin ihre Rechte beständen. Unter andern heißt es: „So ein Mann oder eine Frau in den sieben Hagen in Todesnöthen niederläge, und dennoch des Vermögens und Verstandes, daß sie zwei ihrer rechten Finger von der Brust über den Bettpfost legen könnten, seien sie mächtig das ihrige, wem sie es gönnen, zu vergeben, indem es den rechten Erben nicht entzogen.“ Ferner: „Wenn auch einer außerhalb des Hagens jemand in dem Hagen besprechen wollte, muß er unter Jahr und Tag in dem Hagen so zeitig erscheinen, daß er eine Krähe von einer Taube auf dem Zinnapfel des Kirchthurmes unterscheiden und erkennen möge.“ Bestätigt sind diese Gerechtigkeiten durch ein anderes Docment vom 10. Mai 1692, abgefaßt von dem Amtmann Henr. Dietr. Consbrug zu Hiddenhausen. Bis zur Französischen Invasion fand alljährlich ein Hagenbier statt, bei dem der Hagenrichter jene Rechte vorlas. Die Hofbesitzer saßen dabei mit ihren Frauen und Kindern an einem, die Leibzüchter an dem andern Tische. — Die Sage

bringt die Hagenfreien Bauern ebenfalls mit Wittekind zusammen, ob mit Recht oder Unrecht, vermag ich nicht zu entscheiden.

Es würde zu weit führen, wollte ich alle die Höfe aufführen, die sich zu Wittekind in diese oder jene Beziehung setzen. Nur einer Sage sei hier noch gedacht. Als Wittekind schon zu einem guten Alter gekommen war, berichtet dieselbe, da beschloß er einstmals, auf gar besondere Weise zu erproben, wer wohl aus der Umgegend besonders große Anhänglichkeit an ihn habe. Zweien Freunden offenbarte er sein Vorhaben, und nun wurde von diesen bekannt gemacht, daß der König gestorben sei. Auch das Leichenbegängniß ward angesetzt. [Als aber zur angesagten Stunde die Menge der Leidtragenden sich auf der Burg versammelt hatte und dem aufgestellten verschlossenen Sarg umstand, da trat plötzlich Wittekind selbst wohlbehalten und fröhlich unter sie. Und alle die, welche da umherstanden und zu seinem Leichenbegängnisse gekommen waren, machte er auf ewige Zeiten zehntfrei. Unterdessen kam noch einer aus der Nähe von Bünde nachgelaufen; auch dieser erhielt dieselbe Begünstigung, aber man nannte ihn von dem Tage an Nahlopp (Nachläufer; der uralte Hof ist noch vorhanden), und diesen Namen hat er bis auf den heutigen Tag behalten. Auch diejenigen, welche, wie z. B. Steinköhler bei Pödinghausen, unterwegs gewesen und auf die Nachricht von dem Leben des Königs umgekehrt waren, erhielten einige, wenn auch geringere Vorrechte. Steinköhler wurde zur Hälfte zehntfrei. Ja, selbst Schürmann zu Westerenger, welcher nur die Schuhe angezogen hatte, um sich auf den Weg zu begeben, blieb nicht ganz unbedacht, indem einer seiner Kämpe zehntfrei wurde.

Sie sehen, in eine wie graue Vorzeit die sächsischen Höfe hinaufsteigen, um sich die Zustände der Gegenwart zu erklären. Es thun die Bauern noch heute etwas Aehnliches, was die früheren Chronisten der mächtigen adeligen Geschlechter in Deutschland thaten, daß sie nämlich ihre Herkunft von Wittekind herleiteten. So die sächsischen Kaiser, so das Haus der Welfen, dessen Nachkommen noch jetzt im Königreiche Hannover und Braunschweig und außer Deutschland noch in England regieren. Es ist Wittekind in mancher Beziehung eine Gestalt, wie die des Friesenkönigs Radbod, der sich ebenfalls gegen die Ausdehnung der Frankenherrschaft auflehnt. Auch an ihn knüpfen sich noch mancherlei Erinnerungen. So giebt es in Ostfriesland, in den jetzigen Aemtern Emden und Aurich, Wege, die von ihm ursprünglich angelegt sein sollen, und die „Konrebbers-Wege“, d. i. König Radbods Wege heißen. Im Amte Esens an der Nordseeküste ist ein Hügel, der Reppoldsberg genannt. Er ist höher und größer als die gewöhnlichen Grabhügel, die man Hünengräber nennt, und die Sage erzählt, daß dort König Radbod begraben sei.

Für die späteren Zeiten hat die Sage kein Gedächtniß bewahrt,

Heinrich der Löwe ist die einzige Person, die in der Sage gefeiert wird. Erst die neuere Zeit, die Zeiten des siebenjährigen Krieges und die Freiheitskriege, haben wieder Stoffe für das Singen und Sagen des Volkes geboten. Aber Eins reicht aus den Zeiten Wittekinds, ja, aus den Zeiten vor ihm, aus seiner Zeit und aus den Zeiten nach ihm bis in unser Jahrhundert in ungestörtem Zusammenhange hinein, das sind die alten heidnischen Gebräuche und Ueberreste des altheidnischen Glaubens. Längst ist das Land christlich geworden, aber das Christenthum ist nur als edles Reis auf alten Stamm gepfropft worden, der dem Auge, das zu sehen vermag, noch vollständig erkennbar ist. Darüber im nächsten Briefe.

Landtagsbilder.

Der Schluß des Landtags. — Die Abwesenden. — Entgegengesetzte Abstimmungen. — Humor der Volkszeitung. — Die ministerielle Rechte. — Herzberg. — Büchtemann. — Dr. Hahn.

Wahrscheinlich ist, wenn diese Zeilen aus der Presse gehen, schon der Landtag in Gnaden entlassen, und die Herren vom Abgeordneten- wie vom Herrenhause haben sich in die Heimath begeben, zu der theuren Penelope und zu den lachenden Saaten. Mögen sie und das Publicum dann dies leichte Bild wie einen Nachruf betrachten, es wird dem Anschein nach das letzte sein, was wir in diesem Jahre skizziren, und wohl erst, wenn der Januarschnee auf den Dächern von Berlin liegt, werden wir unseren leichten Grabstichel wieder hervorsuchen können, um sine ira und studio die starken und schwachen Seiten unserer hohen Häuser zu zeichnen.

Es bleiben uns noch, nachdem wir die Linke und die katholische Partei geschildert und nur einige leichte Streifzüge über die anderen Fractionen gemacht haben, die Centren und die Schattirungen der Rechten zu betrachten übrig, und was den letzteren Theil unserer Aufgabe anbetrifft, so gestehen wir offen, daß wir froh sind, diesmal einer Schilderung im Einzelnen überhoben zu sein. Es fanden sich dort auf einzelnen Bänken so eigenthümliche Verhältnisse, daß eine erregtere Besprechung derselben nicht fehlen dürfte, wollte man ihnen überhaupt einige Aufmerksamkeit widmen. Sei es, daß der Beamte mit dem Volksvertreter gerade dort öfters in eine bedenkliche Collision kam, in welcher die ältere Pflicht der jüngeren vorangehen mußte, sei es, daß unser parlamentarisches Leben überhaupt noch zu jung ist, um im Landtage einen Geist kalter Erhabenheit über gewisse wandelnde Rücksichten zu erzeugen, — Thatsache ist es, daß Abstimmung und Anwesenheit vieler Einzelnen auf gewissen Bänken der Rechten ein unberechenbarer, ein in das Dunkel eines Bureaus oder eines Antichambre gehüll-

ter Zufall war. Das Abgeordnetenhaus zählt dreihundertfunfzig Mitglieder, selten haben mehr als zweihundertfunfzig an der Abstimmung theilgenommen, aber das beweist noch nichts gegen jenen Theil der Rechten. Bezeichnender ist — und wir constatiren hier, daß deßwegen im Lande ein großes Mißfallen herrscht —, daß nunmehr in zwei Fällen, bei einem Antrage **Wagener's** und bei einem Antrage **Wentzel's**, in der einen Sitzung der betreffende Antrag angenommen, in der zweiten abgelehnt wurde. Beide Anträge waren der Königlichen Staatsregierung nicht genehm, und es kam ihr also in der betreffenden folgenden Sitzung eine stärkere Unterstützung von der entschieden gouvernementalen Rechten — denn nur den Namen einer solchen können wir den Herren links vom Ministertische und halblinks von ihm geben — entgegen, als in der vorhergehenden. Wir können kaum glauben, daß dies veränderte Resultat ausschließlich einer „Einpeitscherei" zu verdanken ist, meinen vielmehr, daß gerade die Herren, welche bei den betreffenden zweiten Abstimmungen den Ausschlag gaben und eine entgegengesetzte Entscheidung herbeiführten, im Allgemeinen und wenn nicht gewichtige Bedenken dagegen vorliegen, stets sehr regelmäßige Besucher des Hauses sind. . . . .

Der Witz der Demokratie findet an solchen Zuständen einen willkommenen Stoff. So lesen wir in einem kleinen Blatte, das hier erscheint und eine sehr große Verbreitung findet, Folgendes:

„Nach den Zeitungen wird heute ein Antrag angenommen, weil die Rechte **nicht** vollzählig ist; man sollte also meinen, daß er morgen darum verworfen wird, weil die Rechte vollzählig ist. Dem ist aber nicht so; denn ein Theil der Rechten, der für die erste Annahme gestimmt, fehlt wieder bei der zweiten Abstimmung. Wir sehen also, daß die Fehlenden einmal zur Annahme, einmal zur Verwerfung eines und desselben Antrags mitwirken. Es spielen also nicht bloß die Anwesenden und die Abwesenden eine Rolle in der Gesetzgebung, sondern auch die **Anwesenheit** und **Abwesenheit** greift in die Fassung der Gesetze hinein." . . . .

„Wäre das Nachdenken über die moderne Gesetzgebung nicht überhaupt eine üble Angewöhnung, so möchten wir einmal auf die Frage kommen, ob es nicht eben so gut wäre, wenn die Abwesenden Gesetze machten, als jetzt, wo die Anwesenden sie besorgen. Denn kommen die Anwesenden nur durch die Abwesenden zu ihren Resultaten, so sind die letzteren vielleicht noch bessere Gesetzgeber als die ersteren."

„Wir fürchten, daß einmal die Geschichte unserer Rechtsentwickelung ganz eigene Gründe und Erklärungen den bestehenden Gesetzen wird hinzufügen müssen. Vielleicht bekommen wir einmal eine Ausgabe der Gesetzsammlung mit Motiven folgenden Inhalts: „Paragraph Eins!" Motiv: „die Rechte war **abwesend**!" „Paragraph zwei!" Motiv: „die Rechte war **anwesend**!" „Paragraph drei!" Motiv: „ein

Theil der Rechten war abwesend, ein Theil war anwesend!" „Paragraph vier!" Motiv: „ein Theil der Rechten war anwesend, ein Theil der Rechten war abwesend!" — Geschichte des ganzen Gesetzes: „wurde Montag verworfen und Dienstag angenommen." Motiv: „der Theil der Rechten, der Montag anwesend war, ist Dienstag abwesend gewesen!" Gründe: die Weisheit ist über Nacht gekommen, man weiß nicht, wie? —"

Wir theilen diese Stellen, deren Haltung dem hohen Hause gegenüber wir schon ihrer Allgemeinheit wegen für unpassend halten, hauptsächlich darum mit, weil sie besser als alles, was wir sagen könnten, den Eindruck darstellen, welchen die Stellung der erwähnten Partei in den ferner stehenden Kreisen macht. Einen besonders eifrigen Vertheidiger fand die königliche Regierung in der jetzt vollendeten Session in einem jüngeren, sehr beredten Manne, einem Staatsanwalte Namens Herzberg, wie wir hören, einem gebornen Berliner. Selten hatten wir Gelegenheit, eine geläufigere Zunge zu beobachten, und mit ehrfürchtiger Scheu würde manch ängstlicher Candidat der Theologie, der die Kanzel besteigen soll, auf diesen großen Gladiator der Zunge hinaufsehen, der niemals stecken bleiben kann, den kein unvorhergesehenes Ereigniß, keine Entgegnung, keine Unterbrechung von dem breiten und weichen Pfade, auf dem die Welle seiner Suade sich dahin wälzt, abbringen kann. Hier „stellen sich die Worte nicht ein", nein, Herr Herzberg stellt sie selbst ein, mit rascher und durchgreifender Hand, sie müssen ihm pariren, und er hat ein gewisses Wohlgefallen daran, diese seine Macht recht bemerklich zu machen. Ein kaum mittelgroßer Mann, dieser Staatsanwalt, mit frischen, angenehmen, nicht bedeutenden Zügen, Er hat den Corpsburschen noch nicht ganz ausgezogen, und er muß ein ganz „forscher" Student seiner Zeit gewesen sein und sowohl das „Tifteln" wie das „Aufbrummen" und was ihm vorangeht, ganz gut practicirt haben; eine recht artige Hiebnarbe, welche in der Richtung der Lippen ihm über den ganzen Mund geht, scheint noch eine Erinnerung jener Tage zu sein. Seine Bewegungen sind frank und sicher, und wenn er auf der Rednertribune die Worte über den „Zaun seiner Zähne" rauschen läßt, dann gewinnt er, sobald er den Bleistift erhebt, um ihn gegen Herrn v. Gerlach und Herrn Wagener zu richten oder um durch einen kühnen Schwung desselben einem Satze, den er eben spricht, neuen Nachdruck zu verleihen, ganz das Ansehen eines Kämpen auf der Mensur.

In einer früheren Session zeichnete sich ebenfalls ein Staatsanwalt, Heise, durch seine rednerische Begabung und seinen Eifer für das Durchbringen der Vorlagen der Regierung aus, er soll auch Anlagen zur Verwaltung gehabt haben und ist gegenwärtig königlicher Eisenbahn-Director, eine zweifelsohne sehr angenehme Stellung, die eine weitere Sehnsucht nach dem parlamentarischen Leben bei ihm nicht aufkommen lassen

wird. Von Herrn Herzberg dagegen glauben wir, daß er uns auch noch in der nächsten Session das Vergnügen seiner Gegenwart im Hause schenken wird. Ob er dann bei den neuen Wahlen wieder das Vertrauen seines Kreises erhalten wird, wissen wir nicht.

Als eigentlicher Chef der Mittelpartei zwischen der eigentlichen Rechten (v. Gerlach-Wagener) und der Regierung ist Herr Büchtemann zu betrachten, ein hochgestellter Jurist, ein Mann von würdiger Haltung und maßvoller Gebehrde, ein Mann, der nicht besonders spricht und sich in seiner Gedanken-Entwickelung ebenfalls einer gewissen Mäßigkeit befleißigt. Er ist auch zweiter Vice-Präsident des Hauses, hat aber selten Gelegenheit des Hauses Klingel zu rühren und die sella curulis auf dem Präsidenten-Altane einzunehmen. Als Führer seiner Partei hat er sicherlich viel Mühe und Noth, denn es sind manche verschiedene Elemente in ihr, die noch immer des Tages einer neuen Gährung und Mischung warten.

Eines der bedeutendsten Mitglieder der ministeriellen Rechten dagegen ist unstreitig Dr. Ludwig Hahn, gegenwärtig Geh. Regierungsrath im innern Ministerium, früher als Redacteur der hiesigen ministeriellen „Deutschen Reform“ und dann der „Conservativen Zeitung für Schlesien“ thätig. Seine Bücher über preußische Geschichte und eine Darstellung des Lebens Friedrich's des Großen für das Volk zeigen einen gewandten, in der Beobachtung der Volksbedürfnisse und Volksneigungen eben so glücklichen, als in der Gruppirung und Gestaltung der Form geschickten Schriftsteller. Er spricht eben so gewandt und gewählt, als er schreibt, sicher, aber bescheiden und ausgleichend, ruhig, aber auch ohne Wärme. Dem Minister leistete er jedenfalls auch im Hause die besten Dienste durch sein maßhaltendes Auftreten, das sich vor dem anderer, nach demselben Ziele strebender Abgeordneten auf das Vortheilhafteste auszeichnete. Er ist jüdischer Abkunft, zeigt reine und klare Züge und verräth auch in seinem Aeußeren eine milde und weiche Gemüthsart, die doch schließlich das Studirzimmer des Gelehrten allen Salons und allen Minister-Bureaux vorziehen wird.

Noch mancher Name und manche Figur will sich uns aufdrängen und aus unserem Skizzenbuche auf dies Blatt wandern, aber wir müssen uns bescheiden und Angesichts des Schlusses der Session an den mißmuthigen Catonen und Fabriciern des Centrums und an den stolzen Coriolanen der eigentlichen Rechten vorbei und über die ministerielle Rechte zur Tagesordnung übergehen.

Aus der Hauptstadt.

Trüber Mai. — Das grüne Berlin. — Seine Gärten. — Das Reimersche Haus. — Die Vorsorge Sr. Majestät des Königs. — Aristokratische Residenzen. — Die Aristokratie der Geldtonne. — Hansemann. — Reichenheim. — Bankverein. — Das militairische Berlin. — Hohe Gäste. — Prinz Napoleon.

Der Mai hat in unwirscher Laune seine Herrschaft angetreten, statt Blüthen brachte er eisige Winde, und launenhaft wie der April, droht er alltäglich mit Regen, und mancher Poet, der ihm zu Ehren gern Verse feilte, kann bei dem naßkalten Wetter die Schreibfinger nicht bewegen. Wie ein angefangenes und vom Mißmuth des Malers im Stich gelassenes Bild, ruhen die grünen Rasenflächen und die mit keimendem Blätterschmuck angehauchten Baumwipfel des Thiergartens, die entschlossensten Spaziergänger höchstens wagen, hier und da einen verzweiflungsvollen Ausfall in die kühle Natur zu machen, und von ihrer mürrischen Miene und ihren katarrhspendenden Lüften zurückgeschlagen, bleibt ihnen nichts übrig, als das Warten auf bessere Tage. Die Frühlingstoiletten, welche in Morgensterns kostbaren Bazaren, in allen Farben und in den leichtesten Faltenwürfen prangen, finden darum nur Käuferinnen auf Hoffnung, und es giebt für das Auge des Gewandkundigen kein komischeres Bild, als die Mittagspromenade unter den Linden, wo jetzt oft ein leichter Sommerstoff neben einem Pelzkragen und ein Palletot neben dem tadellosen Weiß eines andern Kleidungsstückes dahinzieht.

Aber der Geist der Berliner ist elastisch und energisch genug, um auch trotz der Natur Natur zu genießen, wenn er nun einmal durchaus will. Wer hindert ihn, unter Glasdecken und in künstlicher Wärme sich am Anblick glänzender Blumen, vollgrüner Bäume zu erfreuen? Und das reiche Berlin verwendet viel von seinen Mitteln auf solche Anlagen, wie denn überhaupt die Lust und Liebe für Blumen und Grün ein Charakterzug ist, den Berliner und Pariser mit einander theilen. Geht selbst durch die ärmsten Straßen unserer schönen Stadt und blickt zu ihren höchsten Mansarden hinauf, ein Hyacinthenstrauß, eine Nelke wird nirgend fehlen. Darum bewacht Berlin auch mit Eifersucht die Bäume in seinen Straßen, und wo unter der Hand der Speculation ein schönes Gärtchen hinter dem Hause fällt und an Stelle eines Rasenplatzes ein kasernenartiges Hinterhaus ersteht, da erhebt sich mit Recht der Berliner mit größtem Unmuth. Selbst die Vossische Zeitung, sonst so liberal in allen Dingen und Freundin aller Freiheit und überall anhänglich an das Motto „Laissez faire", verliert bei solcher Gelegenheit ihre Principien und schließt sich dem Berliner Gefühle an. So brachte sie in diesen Tagen einen sehr verständigen Artikel, in dem wir unter Anderm die Worte lasen: „Die Straßenmasse und Häuserausdehnung wird so unglückselig und ohne richtig disponirende Fürsorge für die Zukunft vermehrt, daß unsere Nachkommen förmlich wie eingemauert leben werden." Sie fordert dann geradezu eine höhere Intervention zum Schutze der Menschen und der Luft in der Stadt und bemerkt ganz richtig, daß schon vielem Uebel hätte vorgebeugt werden können, wenn man mit richtigerem Blick die Gestaltung der Berliner Eisenbahnen von vornherein überschaut und ihr vorgerechnet hätte. Die Voss. Zeitung kam zu dieser Betrachtung, als sie mit Dank gegen Se. Majestät den König meldete, das Reimer'sche Haus in der Wilhelmsstraße, eins der beiden schönen aristokratischen Palais, welche durch ein Gitter von der

Straße getrennt und nach altfranzösischer Art entre cour et jardin gebaut sind, sei aus der königlichen Chatoulle angekauft worden, damit es nicht in die Hände eines Speculanten fiele und zerstückelt würde. Das Reimersche Haus hat eine schöne Geschichte. Es gehörte einst der Familie Hohenlohe, dann dem Feldmarschall v. Sacken, in späterer Zeit wurde es der Mittelpunkt eines sehr interessanten literarischen Kreises, der in dem Verlage von G. Reimer die Schätze seines Geistes der Nachwelt vermacht hat.

Das Haus hat, wie alle seine Nachbaren und wie die meisten Häuser der Wilhelmsstraße, einen tiefen schönen Garten mit alten mächtigen Bäumen und breitem wohlgepflegten Rasen. Hätte ein Speculant es gekauft, so wäre der Garten bald verschwunden, was bringt auch ein Baum und das Lied des lustigen Vogels, der auf ihm nistet und jubilirt, ein? Der Speculant hätte den Garten voll Häuser gepfropft und die Häuser wären um hohen Miethszins vermiethet. — Aber wo blieb unser reicher Adel, als das schöne Haus, einst eine seiner Residenzen, in Gefahr kam? Wie viele der Herren, welche jetzt durch ihre parlamentarische Wirksamkeit hier den Winter über festgehalten werden, wohnen zu theurer Miethe, wie mancher von ihnen giebt Tausende von Thalern für eine Wohnung, die dem Miether doch niemals heimisch und freundlich werden kann, die von anderen Miethswohnungen oft recht plebejisch umdrängt ist! Wie eifrig wacht dagegen der englische Adel darüber, daß in gewisse Quartiere von London kein ungehöriger Besitzer eindringt, wie intact liegt Belgrave Square mit der Stille seines Pflasters und seinen hohen Fenstern und Portalen da! In Berlin dagegen, wie manches altadelige Haus ist schon in die Hand des Parvenu's übergegangen und in Miethswohnungen und Ladenlocale getheilt worden! Noch neulich kaufte eine hiesige Bank- oder Handelsgesellschaft solch eine stille, hohe Residenz und stellte darin ihre Bureau's und ihre Geldkasten auf.

Freilich, bei den ungeheueren Summen, welche solche Speculationsvereine Einzelnen einbringen, scheint es wirklich, als sollte in Berlin sich demnächst eine neue Aristokratie der Goldtonne etabliren. Die Chronik der letzten Wochen erzählt von colossalen Gewinnstsummen solcher Einzelnen. Wenn Herr Hansemann, vor 1848 ein mäßiger Fabrikant zu Aachen, irren wir nicht, so machte er in Tuch — natürlich außerdem in Liberalismus und financiellen Broschüren —, in einem Jahre als Chef der Discontogesellschaft außer seinem hohen Gehalte mehrere hundert Tausend Thaler Gewinnantheil einstreicht, wenn ein Mitglied des an Söhnen reich gesegneten jüdischen Hauses Reichenheim, der Gründer und Geschäftsinhaber des jetzt aufgelösten Berliner Bankvereins, durch Börsenarbeit mit den Actien dieses Vereins sich in kaum einem Jahre die Summe von hundertneununddreißig Tausend Thalern und die andere Summe von fünfundsechszig Tausend Thalern erwerben kann, so ist allerdings damit eine neue Machtstellung in der Berliner Gesellschaft gegründet, vor welcher unter den gegenwärtigen Verhältnissen alle anderen Mächte die Segel streichen müssen. Kunst und Wissenschaft werden bei den homines novi ihre Mäcene suchen — sie thun es zum Theil wohl schon —, eine neue Clientel wird sich an den Schwellen der Häuser dieser neuen Patricier, deren Vergangenheit und deren Tugenden Niemand kennt, bilden, und der dicke und schwere Geldsack wird einen breiten Schatten über das alte Berlin und seine frohe Mäßigkeit und Genügsamkeit, über seinen formvollen gesellschaftlichen Verkehr, über jene schöne Geselligkeit, in der

unser Adel und unser hochgebildetes Bürgerthum sich austauschten und anregten, werfen.

Wir schreiben hier keine Börsenberichte und Geldmarktartikel, aber wir können dies Thema doch nicht verlassen, ohne mit einem Worte eines der seltsamsten Ereignisse der vergangenen Woche zu gedenken, der General-Versammlung des Berliner Bankvereins vom 29. vorigen Monats, in welcher eben dieser Verein aufgelöst und Herr Reichenheim mit schweren Taschen heim gesandt wurde.

Herr Reichenheim, Besitzer einer der schönen Villen im Thiergarten, welche jenem Theile desselben bekanntlich schon den Namen der neuen Judenstraße eingetragen haben, als Gegner des Herrn Wagener, damaligen Chefredacteurs der Neuen Preuß. Ztg., bei dem bekannten Seehandlungsprozesse betheiligt, war Gründer und Geschäftsinhaber dieses Bankvereins, dessen Actien er so glücklich an der Börse verkaufte, daß er, der sich zwei Millionen der Actien desselben zum Nennwerthe vorbehalten hatte, sogleich 139,000 Thlr. durch den Ueberschuß des Verkaufspreises über den Nennwerth verdiente. Von den übrigen verkauften dreizehn Millionen der Bankactien war ihm ¼ Procent Gewinnantheil zugesichert und dieser ergab sich denn auch für ihn im Betrage von 69,000 Thlr. Man sollte meinen, daß Hr. Reichenheim, schon als er den Bankverein gründete, sehr genaue und feste Plane über die Art der Wirksamkeit desselben im Kopf getragen und auf dem Papiere gehabt habe, daß er aber, als das Publicum ihm zur Abnahme der Actien so eifrig und zu so hohen Kosten behülflich war, in diesen Plänen recht bestärkt worden wäre, ja ihre Befestigung ernstlich betrieben hätte. Statt dessen folgt nach kurzer Zeit die Auflösung des Vereins, also das Eingeständniß, daß das „langgefühlte Bedürfniß", zu dessen Befriedigung der Verein gegründet war, nicht vorhanden oder wenigstens nicht mehr vorhanden war. Erklärt mir, Graf Derindur . . .

Aber woher kommen diese colossalen Summen, welche einzelne börsenkundige Leute in ihre tiefen Truhen einernten, man kann nicht sagen im Schweiße ihres Angesichts. Die Antwort wird uns auf allen Straßen von tausend bekümmerten Gesichtern zugerufen. Hier legte ein Gewerbtreibender tausend Thaler, dort ein kleiner Rentier einige Hundert Thaler in den glückverheißenden Papieren an, dort machte vielleicht gar ein Wagehals von seinem Credit Gebrauch und hinterlegte das Geborgte bei einem Bankier als Sicherheit für die Zeitkäufe, welche er in den neuen Bankpapieren machte. Die Trägheit suchte schnell reich zu werden, und sie erhielt eine gerechte Strafe.

Wir verlassen ein unerquickliches Bild, indem wir uns von dem Geldmarkte, dessen Bewegungen gegenwärtig schon in die entlegensten Winkel Berlins dringen, hinwegwenden. Die äußere Oberfläche Berlins zeigt nichts von diesen Wirren und Nöthen. Nach wie vor und wie es seit Menschengedenken in jedem Frühjahr war, marschiren des Morgens unter heller Musik und dann wieder unter Trommelwirbel die Regimenter die Friedrichsstraße hinunter auf's freie Feld, und die lustige Schuljugend und das angehende Handwerk begleitet pflichtmäßig und nach uralter berliner Sitte die Tapferen straßenweit, und aus den Fenstern schauen schöne Damen, und schmucke Lieutenants erwiedern stumm stumme Grüße. Wer erkennen will, wie volksthümlich unsere Armee ist, muß sich bei solchem Marsche über die Steige der Friedrichsstraße drängen, da kann er bemerken, daß jeder berliner Junge mit Blick und Fuß die Melodie verkörpert: „O welche Lust, Soldat zu sein!"

Das Gerücht spricht von hohen Gästen, welche der Königliche Hof in diesem Monate zu erwarten hat und welchen ganz auserlesene militairische Paraden vorgeführt werden sollen. Auch den Prinzen Napoleon Bonaparte, den Sohn Jerome's, des Erkönigs von Westphalen, erwarten wir. Er saß auf dem Berge — der äußersten Linken — der Nationalversammlung von 1848 und ist durch seine Mutter, eine württembergische Prinzessin, mehreren deutschen Fürstenhäusern verwandt. Der Prinz, ein breitschultriger Mann mit dunkelem Teint und scharf geschnittenem Gesicht, soll eine frappante Aehnlichkeit mit dem Kaiser Napoleon I haben. Er interessirt sich indeß für das Militair weniger, als für naturwissenschaftliche Gegenstände, eine Vorliebe, die er mit mehreren Mitgliedern des Hauses Napoleon theilt.

Aus Frankreich.

Daniella, der neueste Roman von George Sand.

Paris, Anfang Mai. Ein plötzliches Unwetter, Regen und Hagel, Sie kennen diese treffliche Pariser Wettermischung! trieb mich in das europäisch berühmte Café an der Ecke der Rue du Helder. Ich war lange nicht bei Tortoni gewesen und nahm mit einem halben Dutzend, zum Theil recht ernsten, Erinnerungen an derselben Stelle Platz, an der ich auch mit Ihnen einst saß. Nicht das Wetter hatte mich gestört, der Bewohner von Paris ist mehr an schnelle Uebergänge, auch beim Wetter, gewöhnt, als sonst ein Großstädter, sondern die Erinnerungen hatten es gethan, welche Tortoni in mir aufweckte. Deshalb war mir's ganz recht, daß meine Aufmerksamkeit von Außendingen in Anspruch genommen wurde. Hinter meinem Rücken nahmen nämlich, wie ich hörte, denn ich sah sie nicht, weil ich mich nicht umdrehte, zwei Personen Platz, von denen Einer „La Presse" verlangte. „Wie, Sie lesen immer noch „La Presse", mein lieber Eustache?" fragte eine näselnde Stimme, „das ist wohl nur noch alte Gewohnheit!" Eine frische Stimme antwortete: „Die „Presse" ist nicht mehr mein Journal, alter Papa, aber ich lese im Feuilleton derselben den neuesten Roman von George Sand, die Daniella!" „Wie ist das möglich?" rief die Näselstimme, den höchlichst Verwunderten spielend, „wie ist es möglich, jetzt noch einen Roman von Georges Sand zu lesen? das ist ja eine vorsündfluthliche Neigung, die Sie da kundgeben, lieber Eustache!" „Das will ich nicht in Abrede stellen, bester Papa," versetzte die frische Stimme, „so wenig ich die „Presse" lesen mag, seit sie keine Girardinerie mehr enthält, eben so wenig wäre ich darauf gekommen, meine Zeit an einen Roman der armen Aurora Dudevant zu verschwenden, wenn sie nicht die glückliche Ungeschicklichkeit gehabt hätte, darin an einigen Stellen die Wahrheit über das moderne Italien zu sagen. Darauf haben ihr die Italienischen Flüchtlinge hier und deren Freunde mehrfache Grobheiten durch Preßbengel und Druckerschwärze zugehen lassen und so auf den Roman die allgemeine Aufmerksamkeit hingelenkt, während sich sonst Niemand um den Kram bekümmert haben würde." „Sehr gut, sehr gut," näselte der Aeltere, denn ich war geneigt, die frische Stimme einem jüngern Manne zuzuschreiben, „aber Sie, Eustache? ich habe Sie

seit Ihren tollen Jahren, wo Sie für Madame Dudevant schwärmten, nicht wieder von deren Romanen sprechen hören!" „Sie haben Recht," lautete die Antwort, „nun, die lächerliche Wuth der Italienischen Flüchtlinge und ihrer Freunde gegen die Wahrheit hat auch mich eben aufmerksam gemacht auf den Roman Daniella, und seitdem lese ich das Feuilleton der „Presse" mit größester Gewissenhaftigkeit!" „Aha!" rief der Alte triumphirend, „Madame Aurora war nicht todt in Ihrem Herzen, gestehen Sie, daß Sie eine Scheintodte begraben hatten, das Grab hat sich geöffnet und die Wiederauferstandene hält Sie auf's Neue in ihren Fesseln!" Der Pathos, in welchem diese Worte gesprochen wurden, fand wahrscheinlich seine beste Stütze in einer komischen Mimik, denn die Beiden lachten ziemlich ungenirt. Endlich erklärte die frische Stimme: „Wahrhaftig nicht, Sie irren, alter Papa, ich bin über dergleichen hinaus." „Nun, was fesselt Sie denn, Freund?" fragte der Andere, „Sie lesen doch nicht aus einer Art von Buße diese Danielle? Was finden Sie in dem neuen Roman?" Es entstand eine kleine Pause, der Gefragte schien zu überlegen. „In dem neuen Roman", antwortete er endlich, „finde ich die alten Angriffe auf das Institut der Ehe, die alte Manier, den Leser durch glänzende Antithesen zu blenden, kurz, ich finde in dem neuen Roman ganz und gar den alten George Sand!" „Und das fesselt Sie?" fragte der Alte forschend. „Aufrichtig gestanden, ja, denn ich denke in dem Roman die Lösung des Räthsels zu finden, das mir entgegentrat, als ich die ersten Capitel der Danielle gelesen hatte; ich möchte gern wissen, wie es möglich gewesen ist, daß eine so kluge Person, wie George Sand, nicht im Stande gewesen ist, zu bemerken, daß sich die ganze Welt rings um sie her geändert hat, daß sich kein Mensch mehr um ihre glänzenden Declamationen gegen die Ehe kümmert, und daß sich Niemand mehr interessirt für ihre starkherzigen, wunderlichen Frauen und ihre schwachköpfigen, philisterhaften Männer. Ich hoffe den Schlüssel zu diesem Räthsel zu finden in diesem Roman!" „Sie irren sich, Eustache," nahm der Alte lebhaft das Wort, „Sie werden keinen Schlüssel finden, Sie können keinen finden, es ist nicht möglich, weil eben gar kein Schlüssel da ist; Sie sind im größesten Irrthum, George Sand versteht sich auf die Welt nur zu gut, viel besser als Sie, Philosoph; vor Aurora's Blick hängt nicht, wie vor dem Ihren, ein Schleier von Systemen, die Sie nach Frankreich importirt haben aus Deutschland. Das, was wir so die Welt nennen, ist allerdings anders geworden, die Welt der Literaten, Journalisten, Gelehrten und was darum und daran hängt, kümmert sich allerdings nicht mehr um Aurora Dudevant und ihre Puppen, die sie am Schnürchen tanzen läßt, die sie gegen Ehe und Priesterthum declamiren, die größten Dummheiten in geistreichster Weise sagen und die infamsten Dinge mit der edelsten Miene begehen läßt; für Ihre, für unsre Welt, Eustache, ja für die ist George Sand antiquirt, abgestanden, ihre Ansichten sind widerlegt, verworfen und abgethan worden, sie ist ein überwundener Standpunkt, daher meine Verwunderung, daß Sie Danielle lesen. Wissen Sie aber wohl, mein Freund, daß George Sand ihre Ansichten, ihren Haß gegen die Ehe, gegen die Priester, gegen wirkliche Männlichkeit durch den Feuilleton-Roman in die mittleren und unteren Schichten des Volkes verpflanzt, in Kreise, in die niemals eine von den Schriften dringen wird, durch welche George Sand widerlegt und überwunden ist? Die gelehrte und gebildete Welt kümmert sich nicht mehr um George Sand, er ist in derselben fast vergessen, man streitet nicht mehr über „Indiana", man

findet die kecken Angriffe auf die Ehe, wenigstens mit dem Munde, zu unsittlich, um noch davon zu reden, aber die Bürgerweiber und Bürgertöchter, die kleinen Leute in den Provinzen, sie fangen jetzt an, sich für die schönredenden Puppen zu interessiren; glauben Sie mir, was George Sand an scheinbarem Ansehen in der großen und literarischen Welt eingebüßt hat, das hat er an wirklichem Einfluß, an wahrer Macht gewonnen bei den kleinen Leuten. Er weiß das auch genau genug, er weiß sehr gut, daß er jetzt nicht mehr für scharfsinnige Literaten und gefühlsselige, ästhetische Frauen schreibt; da ist keine Spur mehr in dieser „Daniella" von den schwärmerisch-kühnen Ausflügen, von den sentimental-melancholischen Träumereien und von der stets etwas dick aufgetragenen Tendenz in besondern Digressionen. Ja, Sie haben Recht, Sie finden in dem neuen Roman den alten Haß gegen die Ehe und die alte Schreibweise in glänzenden Antithesen, aber das ist auch Alles. Wenn Sie besser hingesehen hätten, so müßten Sie bemerkt haben, daß George Sand ein sehr praktischer Tendenzromandichter geworden ist, in der Daniella ist eine Spannung, wie sie sich in keinem ihrer früheren Romane findet, sie läßt jetzt ihre verheiratheten Personen und die Männer viel mehr Dummheiten machen als sprechen, während früher das Gegentheil stattfand, und selbst wo gesprochen wird, geschieht es kurz. Nein, Eustache, George Sand hat viel gelernt und seine Feder ist gefährlich." „Ich muß Ihnen zum Theil Recht geben, mein alter Papa," entgegnete die frische Stimme, „aber sagen Sie mir aufrichtig, halten Sie George Sand wirklich für gefährlich!" „Ja, Freund," versetzte die Nasenstimme, wie's schien, sehr ernsthaft: „Georges Sand ist der gefährlichste Schriftsteller für eine Gesellschaft wie die unsrige, und zwar, weil er gerade den Pfeiler direct angreift, auf dem jede Gesellschaft beruht, die Ehe, und dann, weil er die Waffe gefunden hat, welche unter allen literarischen Waffen die furchtbarste ist, den Roman. Sie lächeln, Eustache, aber Sie haben Unrecht, der Tendenzroman ist die furchtbarste Waffe, welche für wie gegen die Gesellschaft gebraucht werden kann. Eure gelehrten Abhandlungen und Leitartikel in Journalen und Zeitungen, wer liest sie denn? die weibliche Hälfte der Gesellschaft fast gar nicht, von der männlichen Hälfte kaum ein Drittel, den Roman aber liest man in Kreisen, wohin ein Leitartikel nie dringt. Greift die Gesellschaft in zwanzig Leitartikeln an, ein und zwanzig werden morgen antworten, da ist eine Vertheidigung gegen den Angriff; die Angriffe aber, die der Roman gegen die Gesellschaft enthält, sie dringen Schritt vor Schritt, langsam, aber sicher vor. Und an eine Abwehr ist gar nicht zu denken. Der Zeitungs-Artikel greift die Gesellschaft an, und die Gesellschaft kann sich vertheidigen, der Tendenz-Roman aber wirft sich auf jeden Einzelnen, er besiegt die Individuen, welche die Gesellschaft bilden!"

„Das ist ein trostloses Bild," seufzte der Jüngere, „aber die Gesellschaft kann sich des Romans auch zu ihrer Vertheidigung bedienen!" „Gewiß kann sie das," entgegnete der Alte, „und es wäre zu wünschen, daß sie es thäte, aber ich fürchte, daß die Waffen da immer ungleich bleiben werden. Die Schriftsteller, welche der Waffe des Romans mächtig sind, werden sie immer viel lieber gegen die Gesellschaft kehren, als sie für dieselbe erheben, denn im Angriff liegt an sich Schwung und Zug, der Angriff gestattet die Entwickelung aller der hinreißenden und blendenden Eigenschaften, die aus der Kühnheit hervorgehen, deshalb hat der Angriff fast immer alle Sympathieen für sich, der Lorbeer winkt dem Angreifer und sein Sieg ist ein Triumph, der des Vertheidigers ist nichts

weiter, als ein erster, oder zweiter, oder dritter abgeschlagener Angriff. Deshalb werden die Romane, welche die Gesellschaft angreifen, stets mehr Sympathieen haben, wie die, welche ihn vertheidigen; selbst diejenigen, welche den Angriff mißbilligen, werden in vielen Fällen den Schwung und die Kühnheit des Angreifenden bewundern. Der Romandichter, welcher mit seinen Werken die Gesellschaft vertheidigt, muß von vorn herein auf eine Menge von glänzenden und werthvollen Ingredienzen verzichten für seinen Roman, wie er für sich auf die Bewunderung der Menge verzichten muß. Nur die, welche der literarischen Schlachten kundig sind, werden die Angriffe zählen, die er zurückgeschlagen, und nur mit kühler Anerkennung seine Zähigkeit belohnen, während bis in die kleinste Dachstube hinauf und bis in die engste Portierstube unten, der Schrei des Enthusiasmus tönt, welcher die glänzende Bravour des Angreifers feiert! Bewunderung ist aber die Lebensluft für den Dichter."

„Sie haben im Allgemeinen gewiß Recht, alter Papa, was aber im Besonderen George Sand und den neuen Roman Daniella betrifft, so kann ich eben die Angriffe, die darin auf die Ehe und das Priesterthum enthalten sind, nicht besonders glänzend finden, auch habe ich von dem Schrei des Enthusiasmus über deren Bravour nichts vernommen." Der Alte schwieg einen Augenblick, dann sagte er beinahe feierlich: „Das ist's eben, daß Ihr jungen Leute nichts mehr hört und seht, wenn Ihr in Euren Kreisen mit einer Sache fertig zu sein glaubt; ich hielt Sie für schärfer blickend, Eustache, darum fragte ich Sie zuerst, ob Sie endlich entdeckt hätten, daß George Sand, die Sie einst bewunderten und dann mit Verachtung als todt begraben hatten, eins war so falsch wie das andere, nur ein Scheintodter gewesen. Ich kann Ihre Ohren nicht öffnen, auf daß sie den enthusiastischen Schrei der Bewunderung über George Sand's Angriffe vernehmen, wenn Sie es nicht selbst thun; aber wenn Sie sich die Daniella genau ansehen, so müssen Sie Beides, die Gefährlichkeit sowohl, als auch die glänzende Bravour der darin enthaltenen Angriffe anerkennen. Nehmen Sie das Ehepaar, den Lord und die Lady B. Die Lady ist eine Frau, wie es allerdings viele giebt, aber sie ist geistig nicht unbegabt, sie ist gut und sogar edelmüthig; der Lord ist etwas Sonderling, aber er ist bei Weitem besser, als die Puppen, die uns George Sand sonst als Männer vorzuführen pflegte; er hat Fleisch und Blut, nicht nur ist er dazu angethan, daß sich die Leute für ihn interessiren, nein, Daniella selbst liebt ihn. Er ist, um es kurz zu sagen, ein ganz guter Mann und sie eine ganz gute Frau, durch die Ehe aber, das entsetzliche, verderbenbringende Institut, werden Beide moralisch zu Grunde gerichtet. Sie wird eine Närrin, er ein Trunkenbold. Das ist wohl ein glänzender Angriff auf die Ehe zu nennen. Ich bin überzeugt, daß die Schilderung der Ehe des Lords und der Lady dem Ansehen der Ehe bei Tausenden auf's Grausamste Eintrag gethan hat. Unsere Literatur ist reich an Geschichten von Frauen und ihren Liebhabern, von ungetreuen Gatten und dergleichen mehr, der Leichtsinn unserer Nation hat es im Leben, wie in der Literatur, nie sehr genau genommen damit, aber von da bis zu diesen Angriffen ist ein ungeheurer Schritt. Lord B. hat eben keine Maitresse, Lady B. hat keine Liebhaber. Die Ehe galt bisheran zum wenigsten für ein Gesetz, und die Verstöße dagegen blieben Verstöße, die bestraft werden konnten, ja, auch bestraft wurden, wenn sich auch die Frivolität der Nation über die Fälle belustigte, wo sie unbestraft blieben. Diese Angriffe aber bezwecken nicht die Straflosigkeit deren, die gegen das Gesetz sündigen,

sondern sie stellen das Gesetz als eine Sünde dar, und eben weil Lord und Lady B. in ihrer Ehe keusch sind und doch zu Grunde gehen, darum nenne ich den Angriff einen glänzenden. Dann nehmen sie die Daniella selbst, diese Kammerjungfer, im Kampf um die Liebe eines Mannes mit ihrer Herrin wetteifernd, alles Licht ist auf Seiten der Kammerjungfer, aller Schatten auf Seiten Madame's; welches verlockende Beispiel für die mittleren und unteren Klassen! Beiläufig bemerkt, ist der Valreg ein so armseliger Bursche, daß ich weder die Liebe der Madame, noch selbst die der Daniella zu ihm begreife, aber die Liebhaber sind von jeher die Schwäche der Dudevant gewesen, hinlänglich verrückt sind sie Alle, von Mannheit aber haben sie keine Spur; Valreg läßt sich, wie fast alle Liebhaber Sand's, nur lieben, er selbst liebt gar nicht. Das ist indessen erklärlich, dieses Mannweib hat sich natürlich nie zu starken, männlichen Naturen hingezogen gefühlt, sie wollte gebieten, auch da, wo das Weib gehorchen muß, in der Liebe; deshalb hat sie nur schwächlich überspannte Mannsbilder kennen gelernt, aber nie Männer, und darum kann sie keine Männer schildern. Sie werden ungeduldig, Eustache, kommen Sie, aber vergessen Sie nicht, daß George Sand, verlacht und verspottet von den Gebildeten und den Literaten, durchgefallen vor eurer Weisheit mit seinen Ideen, euch einen ungeheuren Vorsprung abgewonnen hat und jetzt viel einflußreicher als populärer Romandichter im Volk ist, wie früher als Modeschriftsteller der gebildeten Welt!"

Die beiden Herren erhoben sich und verließen Tortoni.

Da haben Sie eine Ansicht über George Sand's neuesten Roman „Daniella", die ich in vielen Punkten, besonders aber in der Hauptsache, für sehr begründet erachte.

Bücher-Anzeige.

Kriegsdichter des siebenjährigen Krieges und der Freiheitskriege. Ein Vortrag von Dr. Heinrich Pröhle. Leipzig 1857.

Das vorliegende Schriftchen ist eine Vorlesung, welche vor Kurzem im wissenschaftlichen Verein zu Berlin und darauf auch zu Frankfurt an der Oder gehalten worden, jetzt im Druck Herrn Prof. V. A. Huber zu Wernigerode zugeeignet. Der Verfasser, dem wir unlängst die hübschen Forschungen über Bürger verdanken, und der in den Gleimschen Verbindungen und Briefen so wohl zu Hause ist, hatte zunächst einen Beruf, über die Kriegslieder des preußischen Grenadiers zu sprechen. Aber wie er hier mit Kenntniß spricht, so redet er auch weiterhin über die Zeit der großartigen Erhebung Preußens mit Wärme und Begeisterung. Zunächst benutzt er seine Hülfsmittel, um jeden Zweifel an Gleim's Autorschaft, welcher in Betracht des großen Werthabstandes der Kriegslieder von den übrigen Producten allerdings und selbst in nahe stehenden Kreisen aufgekommen war, für immer niederzuschlagen, und zeigt uns die näheren Verhältnisse, in denen diese Lieder entstanden und gleichsam entstehen mußten, vor Allem in der nahen Verbindung mit Ewald Kleist, durch welchen Gleim beständige authentische Nachrichten vom Kriegsschauplatze erhielt.

Ewald v. Kleist, der gefeierte Sänger des Frühlings, nimmt nun unter den Kriegsdichtern der älteren Periode die nächste Stelle ein, wo-

bei es auffallend sein kann, daß wir der Kriegsgesänge von ihm so wenige besitzen. Der Verfasser hebt die seltsame Umkehrung der Dinge hervor, daß Gleim in seiner idyllischen Umgebung an der Holtemme die Kriegstuba ertönen ließ, während sein fechtender Freund, der sein Heldenthum auf dem Schlachtfelde von Kunersdorf mit dem Tode besiegelte, den Frühling sang. Mit wenigen, aber treffenden Worten wird Ramler gezeichnet. Ueber das Verhältniß dieser Dichter zu König Friedrich lesen wir Interessantes, so wie über das Verhältniß des Königs zur deutschen Literatur überhaupt, dann wiederum über Klopstock's Stellung zu diesen preußischen Dichtern, wobei eine feine Bemerkung zur Geschichte der Form vorkommt, deren sich Gleim bedient. Klopstock hatte, ohne Reim, die Form der schottischen Chevy-Jagd zu einem vaterländischen Gedicht verwendet, in dem, schon vor dem siebenjährigen Kriege, Friedrich erwähnt wurde. Als Klopstock sich später von Friedrich abwendete, wegen seiner Begünstigung der französischen Literatur, da strich er auch seinen Namen in der Ode, und setzte Heinrich dafür, so daß das Stück jetzt unter dem Namen Heinrich der Vogler gedruckt ist. Aber Gleim adoptirte das Metrum, mit Hinzufügung des Reims, und sang darin einen großen Theil der Kriegslieder, ging also doch mit eben jener Waffe für den König und um den Besitz Schlesiens für die Krone Preußen in den Kampf. Ja es wirkte jener Vers sogar noch weiter; auch Stägemann bediente sich seiner und führte ihn in den Freiheitskampf gegen den Unterdrücker. So erbt ein geweihtes Schwert durch Geschlechter fort.

In der zweiten Partie des Büchleins treten nach einander auf Stägemann, Heinrich von Kleist, Max von Schenkendorf, alle kurz aber scharf charakterisirt; länger, wie denn billig, verweilt der Verfasser bei Theodor Körner, als dem Hauptträger der Begeisterung. Sehr schön wird hervorgehoben, daß in allen diesen Liedern der Zeit nicht bloß Kampflust, Freiheitsdrang und jugendliches Ungestüm wehe, sondern auch eine jungfräuliche Zartheit, welche auf den innigen Antheil der Frauen und auf den königlichen Schutzgeist hindeutet. Wie wir es immer für unsere Pflicht halten, auf jede Erscheinung aufmerksam zu machen, in der sich vaterländischer Geist und patriotische Wärme ausspricht, so scheinen diese Blätter einer besonderen Empfehlung würdig; sie sind lesbar für Alle und dürften auch dem Unterrichteten manches Neue bringen. Sollen wir etwas tadeln, so wäre es, daß der Verfasser zuweilen mehr Dinge berührt, als er gebührend verarbeiten kann.

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Napoleon in Berlin.

Wir sind Zeuge einer merkwürdigen Begebenheit: wiederum ein Napoleon in Berlin. —

Am Sonnabend Morgen, als Se. Majestät unser Allergnädigster Herr den Prinzen Napoleon Buonaparte die Linden herab vor tausend treuen, durch angestammte Liebe und Eid ihm anverlobten Soldaten vorbeiführte, in wie mancher Soldatenbrust kämpfte an diesem Morgen der militairische Instinct des: „Es ist befohlen!" und das Bewußtsein einer ehrwürdigen Ueberlieferung, einer Ueberlieferung, für die das Blut eines — sei es bei Jena, sei es bei Waterloo — gefallenen Vaters oder Onkels nicht die schlechteste Folie bildete!

Aber wie nothwendig auch das Schweigen im Gliede und in der Uniform ist, hier diese „Zunge für Alle", das gedruckte Wort, welches die Gedanken eines großen Publicums bewegen oder auch nur ihnen erwidern will, verlangt nach einer gewissen Freiheit.

Napoleon in Berlin. Es war im Jahre Ein Tausend achthundert Sechs, als zum ersten Mal das eben genannte Wort eine Thatsache bedeutete, damals eine grausige, eine unglaublich seltsame Thatsache, welche wie ein Dolch in das Herz Preußens fuhr, das Lebensmark einer edelen Königin erschütterte und den besten Monarchen in die schrecklichste der Ungewißheiten stürzte und ihm nur das übrig ließ, was glücklicher Weise keinem Hohenzollern geraubt werden kann, den Glauben an des Hauses Bestimmung, den Glauben an des Vaterlands Größe, an unsere Zukunft.

Damals stand der Verrath an allen Thüren, in allen Geheimnissen des Vaterlandes mitten inne; ein Verhängniß war über Preußen eingebrochen, gewaltiger, unvorhergesehener, allmählicher, unabwendbarer, als es je auf einer Nation gelastet hatte.

Ein König saß damals auf dem Throne, der in reinem Herzen aufrichtige Liebe zum Frieden hegte und mit den Segnungen desselben seine Völker zu beglücken trachtete. Die preußische Politik, geleitet durch die Fingerzeige des alten Friedrich und durch seine letzten Thaten zu Gunsten des Reichsgleichgewichtes, hatte die Legitimitätsprincipien

fester und bewußter als ehedem in ihr Programm aufgenommen, und der königliche und staatsmännische Tact Friedrich Wilhelm's II. hatte manche Rücksichten des Augenblicks und des kleinen Vortheils überwogen, und der preußische Degen ward gegen die Revolution in Frankreich gezogen.

Aber die Begeisterung des Conventes übertraf die Begeisterung der Cabinette, und ein Bund, geschlossen auf dem Grunde der Legitimität, geschlossen von den Legitimen zu ihrer Rettung und in einem gemeinsamen Bedürfniß gegen den Todfeind alles alten historischen Rechtes, aller Kronen, trennte sich nach den Richtungen der Windrose.

Preußen stand von jenem Augenblick an eigentlich schon allein in Europa: es haßte Frankreich; es kannte Oesterreich; es mißtraute England; es kannte Rußland — nicht. Mit unserer Isolirung wuchsen in Berlin die Theorieen, die Praxis als läuternde und nachbessernde Macht fehlte, es war kein Stein und kein Blücher da, um den Massenbachs und den Buchholtz in die Parade zu fahren. Des Gedankens Bläſſe kränkelte den letzten Schatten von Entschlossenheit und Willen an; edel und ganz hohenzollerisch beurtheilte der König noch immer die Lage Europas: „der Welttheil eine Beute der Abenteurer und der Zerstörung", aber die berufenen Räthe begnügten sich in dem Wirrsal der Theorieen, welche sie umgaben, vorläufig zu Allem Nein zu sagen und die kleinen Vortheile des Augenblicks, wir wollen nicht sagen, persönliche Vortheile, übermäßig hoch zu schätzen. So kam man in Berlin dahin, von dem Manne, in dem sich im Laufe der Jahre die gehaßte Revolution verkörperte, Schmeicheleien, ja Geschenke anzunehmen, nicht, weil man sich inzwischen eines Anderen über Frankreichs politischen Charakter besonnen hatte, sondern weil an der Seite des theoretischen Schlendrians sich eine satte und übermüthige Kritik gebildet hatte, die überall auf der Welt etwas auszusetzen fand, ihrer ohnmächtigen Art gemäß sich dann aber von dem Unverschämtesten am meisten imponiren ließ. Die Isolirung Preußens Anno 1804 und 1805 schien allerdings auch dieser Kritik eine recht unangenehme Thatsache, aber durch welches Bündniß sie aufheben? Durch das mit Oesterreich? „Das widerstrebt unseren großen jungen Traditionen, das der Stellung, die wir nun einmal, und sei es auch nur hinter dem Rücken Oesterreichs, in Deutschland genommen haben." So vielleicht mit dem übrigen Deutschland. Aber warum sollte dieses sich gerade mit Berlin verbinden, von dem aus nichts geschehen war, keine Hand gereicht, keine Idee geboten war, die Deutsche an Deutsche, Nachbaren an den Staat des Protestantismus, der Gewissensfreiheit, der Anlagen zur politischen Freiheit, fesseln konnte. Blieb also ein Bündniß mit Rußland, aber man kannte es nicht und glaubte nur, daß die Czaren wechselten und mit ihnen die Politik des Auswärtigen. Und zum Schluß England. „Aber dies ist ja eben das Land der Revo-

lution, hier holten die Voltaire, Montesquieu und Consorten die politischen Ideale, deren Execution dann die Guillotine übernahm, das ist ja eben das Land, in dem der Königsmord zuerst gepredigt, zuerst geübt ward, da stellten ja eben jetzt die Herzöge selbst Anträge auf allgemeines Stimmrecht und Einführung der unbeschränktesten Demokratie. Wer mag sich auf ein Bündniß mit solchem Staate stützen wollen!" Gut genug gewühlt von diesen politischen Maulwürfen, aber auf einem von solchen Bedenken und Verneinungen untergrabenen Boden konnte kein Fuß mehr feststehen, mußte der Stärkste ausgleiten. Alles hatten sie zu bemängeln gewußt, aber wer bemängelte diese Bemängelung selbst wieder, wo war ein lebensfrischer Mann, der eine Stimme hatte, um davon zu zeugen, daß alles Leben seine Makel, seine Unvollkommenheiten habe, aber daß wer wirklich lebe und wirklich leben wolle, über die Verneinungen und die kühle Kritik hinaus irgend eine scharfe Grenze des Willens, des Entschlusses sich festsetzen müsse?

Während das legitime Europa sich anschickte, gegen die Revolution im bienenbesäeten Kaisermantel die letzte Kraft zum entscheidenden Schlage zu sammeln, zeigte Preußen sich ängstlich besorgt, sich vor Allianzen zu retten und durch die Kälte und feine Berechnung seiner Politik zu glänzen. Man war inzwischen schon weiter gekommen, man hatte sich bereits überzeugt, daß mit Principien in der auswärtigen Politik nichts zu machen wäre, daß sie überhaupt niemals ein Ganzes, aus einem organischen Keimpunkte hervorgegangen, daß sie ein Durcheinander kleiner und seltsamer Mittel zur Erreichung des „Möglichen" wäre. . . .

Wir wollen Gott danken für den Tag von Jena; es war ein entsetzlicher Tag, aber wir hätten, wären wir die Bahnen jener Politik weiter gewandelt, leicht einen entsetzlicheren in unseren Annalen haben können, und statt eines Friedens von Tilsit einen Frieden von Paris und statt der Abtretung der Länder bis zur Elbe zur selben Stunde vielleicht einen Zuwachs nach der ersten besten Richtung hin. Mit der Kriegserklärung gegen Napoleon aber ward jene Politik, die uns in den Sumpf geführt hatte, abgeschüttelt, der Geist der Hohenzollern, der Geist Friedrich Wilhelms und Louisens erhob sich da über die Cabinetsräthe, und er führte uns, wenn auch über Jena, so doch sicher nach Leipzig, Waterloo und Paris. Da zeigte es sich deutlich, daß es vor dem Tode niemals ein Zuspät giebt. Das Zuspät!, das Angesichts Jena's erscholl, wurde zum Hahnenschrei eines neuen Tages für Preußen.

Mochte er einziehen, wenige Tage darauf, in die verwaiste Hauptstadt, der stolze Corse, mochte der Servilismus im Rittermantel oder im Hofkleide oder im Bürgerrocke ihm huldigen, das Signal zur Umkehr war gegeben: die Offiziere, des Landes alter biederer Adel, die bei Jena knirschend das Pferd umwarfen, die bei Prenzlau schluchzend den

Degen abgaben, die, angesteckt von der allgemeinen Rathlosigkeit, dem Feinde die Festungen des Landes überlieferten, die alten Kernsoldaten, welche rückwärts und bis nach Eylau hinaufflohen oder mit dem Muthe junger Löwen sich ranzionirten, die Bürger und Bauern, kurz das ganze Land, das auf einmal um sein Heiligthum, um den Glanz des preußischen Namens, um die Früchte einer langen Herrschaft seines Fürstenhauses gekommen war, hoben die Hände bittend zu Gott, fluchend gegen den Corsen, und durcheinander baten sie um Vergebung ihrer Schuld an dem allgemeinen Fall und schwuren sie Rache dem allgemeinen Feinde.

Was den Theoretikern und Kritikern in aller Muße, in aller Wärme und allem Comfort ihrer Studierzimmer und Cabinette bis 1806 nicht gelungen war, für Preußen in Europa eine organische Stellung, eine passende Verbindung, eine Basis für Schutz und Trutz zu finden, gelang im Nu den blutenden Herzen, den zornigen Geistern nach dem 14. October. Sonnenklar ist der Gegensatz, das war ihre Doctrin, der heute Europa theilt: hier die Revolution, welche Völker, Kronen, Confessionen und Gesetze wie altes Eisen zusammenschweißt, um irgend ein beliebiges Neues daraus zu fabriciren, dort das legitime Europa in seinen vielfachen Gestaltungen, nach den verschiedenen Aufgaben seiner Nationen getrennt, aber einig in dem tiefen Bewußtsein von der Bedeutung, welche diese Trennung der Nationen und ihr Streben nach verschiedenem Ziele in den Augen Gottes hat, einig, wo es den Kampf gegen die tolle Zusammenmengung der alten Welt in einen regungslosen Urbrei galt. So fand sich der Grund für die Allianz, die bei Leipzig und bei Waterloo siegte.

Europa hatte den besiegten Feind durchschaut, als es ihn nach Helena sandte, als es seine Erben und alle Träger seines Namens von allen Thronen Europa's ausschloß.

Fast ein halbes Jahrhundert ist seitdem verflossen; derselbe Palmerston, der, — damals Kriegssecretair — den Befehl unterzeichnete, welcher das Schiff „Bellerophon" mit dem kaiserlichen Gewaltmenschen nach St. Helena brachte, war der Erste, der die neunapoleonische Ordnung der Dinge in Frankreich anerkannte; nach einer Rechnung, die ganz den Anschauungen des ersten Napoleon conform ist, herrscht heut in Frankreich der dritte Napoleon, proclamirt sind von den Tuilerieen her der Welt von Neuem die unsterblichen Principien der Revolution von 1789, proclamirt ist, entgegen dem Glauben, der 1813 die ganze alte Welt zum Bündniß gegen den Corsen zusammenführte, von Neuem eine gemeinsame und gleichmäßige Aufgabe aller Völker, „zu arbeiten an dem großen Werke der Civilisation, deren Kopf und Herz Paris ist", und von Neuem sehen wir, was unsere Väter zitternd sahen, die alten Staaten, die alten Völker, die alten Kronen gleichgültig neben einander stehen, hier die Politik der Indifferenz, dort die der kleinen

Vortheile, und in die Lücken dieser alten Weltordnung gleitet in freundlicher Beflissenheit die Hand der französischen Politik, einer Politik der größten Gestaltungsfähigkeit, fromm in Berlin, plänesüchtig in Wien, anerkennend und nachgebend in Petersburg, freisinnig in London, alles treu bleibend einem großen Grundgedanken.

Die alte satte und übermüthige Kritik hebt auch heute wieder ihr Haupt in Berlin, sie weiß auch heut an der politischen Toilette aller alten Staaten etwas zu tadeln, ja bis auf's Wort copirt sie zum Theil ihre Vorgängerin von 1804 und 1805. Was bedeutet sie uns heute? Hat sie noch immer die Macht, den Willen zu lähmen, Entschlüsse unmöglich zu machen und der Gleichgültigkeit und den Göttern des Augenblicks den Weg zu bahnen?

Mit scharfen Augen schaut England, schaut Holland und Belgien, schaut das übrige Deutschland heut auf Berlin, wo wieder ein Napoleon weilt; er kam, es ist wahr, nicht über Jena zu uns, aber wir wiederholen, Jena war nicht Preußens bösester Tag.

Die Stadtjunker.

Socialer Roman.

Cap. VII. Der Stein am Lamparterhof.

Das war die Kammer der schönen Welserin, der Jungfrau Jacobine, der Stadtschreibersbraut von Ulm, und sauber genug sah's in der Kammer aus; ein rechtes Jungferngemach das, so blank und züchtig, so glatt und keusch Alles, daß man nirgendwo ein Stäubchen sah auf den Truhen, in denen das Brautlinnen der Erlösung harren mochte, oder eine Falte in den Vorhängen, den Kissen und Decken des Bettleins. Ja, sauber war's wohl in der Kammer der schönen Welserin, aber bitterlich kalt auch, denn der Spätherbsttag neigte zum Ende, und über die Warten und Weichthürme der Stadtmauer am Göglinger Thor blies ein scharfer Wind herüber und heulte durch die engen Straßen der Stadt herauf bis zum Königshof. Jungfrau Jacobine war nicht ganz unempfindlich gegen die rauhe Witterung, von Zeit zu Zeit hielt sie die hübschen runden Finger an die frischen Lippen und suchte sie durch den warmen Odem vor dem Erstarren zu schützen; dennoch aber lächelte sie freundlich zu all den Zärtlichkeitsbetheuerungen und sonderbaren Erzählungen vom Glück christlichen Ehestandes, mit denen Isentrud, das Weib des Kürschners oder Marrners Gerloff, die Jungfrau in einer wahrhaft verschwenderischen Weise heimsuchte. Die schöne Welserin hatte eine gar anmuthige kluge Art, mit geringen Leuten umzugehen, absonderlich mit ihrer treuen und wohlbeleibten Amme; sie verstand es,

geringe Leute anzuhören, sie konnte freundlich schweigen, den Sprechenden nur so dann und wann mit einem guten Wort einhelfend. Wer die Jungfrau aber scharf beobachtete in den Augenblicken, da sie mit so freundlicher Theilnahme der Isentrude zuzuhören schien, der konnte wohl wahrnehmen, daß dieselbe mit ihren Gedanken nicht dabei war und mit ganz andern Dingen beschäftigt; denn war auch das zierliche Haupt fast immer leicht nach der linken Seite geneigt, so zeigte sich jetzt zugleich in dem lieblichen Gesichtchen eine Spannung und eine Aufmerksamkeit, die keinen Zweifel darüber lassen konnten, daß Jacobine in gespannter Aufmerksamkeit lausche, etwas draußen erwarte und die gute Isentrude eben reden lasse. Und so war es!

„Horch!“ unterbrach Jacobine plötzlich den Redefluß der Alten, ihr Haupt mehr der Thür zuneigend und die Spitze des Zeigefingers der rechten Hand auf die Lippen legend.

„Was hat mein Goldkind?“ fragte Isentrud verwundert, „ich höre nichts!“

„Das ist sein Tritt,“ fuhr Jacobine fort, indem ein höheres Roth ihr Antlitz färbte und die dunkeln Augen in einem milden Glanze leuchteten, „das ist sein Tritt, horch! wie fest, wie männlich, wie sicher, ein Schritt wie der andere!“

„Ich höre Schritte“, sagte Isentrud etwas verwirrt, „was kann das Kind meinen?“

Aber plötzlich fand sie den Schlüssel zu diesem Räthsel, klatschte sich derb in die Hände, lachte laut auf und rief: „Hei! lustig! so versteh' ich's, die künftige gestrenge Frau Stadtschreiberin kennt schon von Weitem den Schritt ihres Herrn! Ei ja, seht doch! geh, mein Goldkind, mein Herz, mein Schwarzauge, wenn der Herr Stadtschreiber kommt, da hast Du wohl ganz andere Dinge zu thun, als mit der alten Isentrud zu reden. Geh!“

Mit freundlicher Gefälligkeit umfaßte die Frau der Welserin schlanken Leib, um sie zur Thür zu führen, die aber sträubte sich und flüsterte rascher athmend: „Was Du denkst, Isentrud, laß mich, ziemt sich's wohl für mich, daß ich dem Liebsten entgegenlaufe bis in die Halle? laß ihn erst eingetreten sein, dann will ich mir schon ein Geschäft machen drüben bei dem Herrn Ohm.“

„Glaub's, glaub's, wahrhaftig,“ lachte Isentrud, ganz entzückt über die Klugheit der Jungfrau, „wird sich schon ein Geschäft drüben machen beim Herrn Ohm, das Goldkind!“

Während sie aber also in sich vergnügt war, mochte es dem Goldkinde dünken, als sei nun die rechte Zeit gekommen, sich dem verlobten Manne zu zeigen; mit einem ziemlich flüchtigen: „Behüt Dich Gott, Isentrud!“ entschlüpfte sie der Zärtlichkeit der Alten und ließ sie allein in dem kalten Kämmerlein mit ihrer Seele voll ungefälschter Zärtlichkeit, mit ihrer Fülle von Bewunderung und lauter Glückseligkeit.

Mit pochendem Herzen, aber äußerlich doch recht keck, öffnete Jacobine die Thür zu dem Gemach des alten Herrn; sie schlug absichtlich die Augen nicht auf, erst als sie die Thür hinter sich geschlossen und zwei kleine Schritte hinein ins Gemach gethan, blickte sie sich um und sagte dann, den Stadtschreiber mit einem herzigen Blicke grüßend: „Ei! Ihr seid hier, Herr Otto, seid schön willkommen!“

Der Stadtschreiber durchschaute die kleine Kriegslist wohl, denn er kam seit seiner Verlobung fast täglich mit der Pünktlichkeit eines Mannes, der zu viel Geschäfte hat, um sich Unpünktlichkeiten gestatten zu können, zur selben Zeit, um seine Braut zu besuchen. Mit einem raschen Schritt trat er der Welserin entgegen, schlang seinen Arm um sie, zog sie an sich empor und küßte sie zärtlich auf Stirn und Mund, die zarte schlanke Gestalt in fester Umarmung am Herzen haltend.

Es war wohl ein schönes Bild, dieser hohe stattliche Mann mit dem leicht gelockten langen lichtbraunen Haar und dem dichtgekräuselten Vollbart um das bedeutende Gesicht mit den scharf blitzenden braunen Augen, dessen sonst so hochmüthiger Ausdruck etwas gemildert erscheint beim Anschau'n der weißen, lieblichen blonden Jungfrau an seiner Brust. Mit stolzem Selbstbewußtsein hielt Herr Otto Roth die schöne Braut in seinen Armen, er war zufrieden, daß die schönste Tochter der Stadt Ulm ihn liebte, sein Weib werden sollte, denn in allen Dingen das Schönste und Beste dünkte ihm gerade gut genug für sein Theil.

Als er das liebreizende Mägdlein aus seinen Armen ließ, da leitete er sie zu einer Fensterbank, auf der er sich niederließ; er sprach kein Wort, aber unwillkürlich seinem Wunsche folgend, setzte sich Jacobine neben ihm nieder und hielt ihm mit holder Freundlichkeit ihre beiden kleinen Hände hin, die der Stadtschreiber in seine gewaltige Rechte faßte mit zärtlichem Druck, während er seinen linken Arm um ihren Nacken legte. So pflegte das edle Paar oft zu sitzen am Abend; der Stadtschreiber erzählte dann zuweilen, indem er den befehlenden Ton seiner Stimme milderte, was ihm beliebte, der Braut mitzutheilen von den Erlebnissen seines Tages und lauschte gern der halb schüchternen halb zärtlichen Flüsterrede Jacobinen's, in der sie stets ihre Bewunderung oder Anerkennung der That des geliebten Mannes aussprach. Seltener machte der Stadtschreiber ihr Mittheilungen über das, was er in fremden Landen, in den ausländischen Städten gesehen, die er auf seinen weiten Reisen besucht. Herr Otto Roth erzählte gut, denn was er mit scharfem Blick beobachtet, das bewahrte er in treuem Gedächtniß, und überdem hatte er Phantasie genug, um ihm den rechten Farbenton wiederzugeben, wenn es in der Erinnerung verblaßt war. Er hätte aber viel schlechter erzählen mögen, Jacobine würde ihm doch entzückt zugehört haben, denn für sie hatte auch das unbedeutendste Wort, das er sprach, ja, jeder Ton seiner Stimme, einen Reiz, einen Zauber,

der um so mächtiger auf sie zurückwirkte, als es eben ihre Liebe zu ihm war, von der dieser Zauber stammte.

Während Herr Otto Roth sich also unterhielt mit seiner schönen Braut, hatte er eine Störung niemals zu befürchten, denn sein alter Ohm saß schweigend von fern und blickte, in seinen Pelzmantel gehüllt, mit strahlenden Blicken auf das Paar, dessen Glück den alten Herrn verjüngt zu haben schien. Der Ritter Hans Roth hielt große Stücke auf den ehrgeizigen, klugen Bruderssohn, aber noch mehr fast hatte ihm das Glück der schönen Welserin am Herzen gelegen, des armen verwaisten Kindes, dessen er sich angenommen vom zartesten Alter an, weil es zufolge eigener Umstände von der edlen Sippe, deren Namen es trug, nicht mit besonders freundlichen Augen angesehen wurde. Der schönen Jacobine Großmutter war die Schwägerin des alten Herrn Hans Roth gewesen, das war der Grad der Verwandtschaft, auf den gestützt er das Kind zu sich nahm und ganz als seine Tochter bei sich hielt. Als Jacobine zu ihren Jahren kam und mannbar wurde, hegte der Greis alsbald den Wunsch, sie mit seinem Bruderssohne, der nach ihm das Haupt des Rothischen Geschlechts war, zu vermählen, doch kannte er den hochmüthigen Sinn seines jüngeren Verwandten zu gut, um sich etwas merken zu lassen von seinen Absichten, und sorgte nur mit schlauer List dafür, daß der Stadtschreiber von Zeit zu Zeit gute Gelegenheit hatte, die immer herrlicher aufblühende Schönheit der Welserin und die Gunst, in der sie bei ihm stehe, zu bemerken. Seit einigen Jahren schon war der stattliche, kühne und stolze Junker der Gegenstand der Mädchenträume und der verschämten Sehnsucht der schönen Welserin, ein geheimer Zug zog sie zu ihm hin, obwohl der Stadtschreiber noch nicht hatte bemerken lassen, daß Jacobine auf ihn Eindruck gemacht. Allerdings aber war der kühne Edelmann seit längerer Zeit schon entschlossen, die Welserin zu seiner Gemahlin zu machen, denn ein Mal war dieselbe wirklich die Schönste unter den Töchtern von Ulm, und dann hatte er auch nicht Lust, einen Theil der Habe seines Oheims an eine fremde Sippe kommen zu lassen, denn das mußte geschehen, wenn Jacobine einen anderen Geschlechter heirathete; daß sie aber nicht nur eine Aussteuer, sondern auch ein Erbe von dem greisen Ritter erhalten würde, daraus hatte derselbe geflissentlich nie ein Geheimniß gemacht. Der Reichsschultheiß hatte seinen Verwandten richtig genug beurtheilt, er wußte, daß die Schönheit Jacobinen's auf die Sinne des Stadtschreibers Eindruck machen müsse; er wußte, daß derselbe mit scharfem Blick die hervorstechenden Eigenschaften des hohen Geistes und edeln Gemüthes der Jungfrau erkennen werde; er wußte endlich, daß derselbe schon geneigt sein werde, Jacobinen zum Weibe zu nehmen, um nur kein Stück vom Erbe der Rothe in eine andere Sippe kommen zu lassen. Herr Otto Roth schätzte das Geld, weil er die Macht kannte, die es übte, aber er war weder geizig noch geldbegierig, er hätte können manche

reiche Geschlechtertochter freien, aber dem Stadtschreiber ging in seinem ächten Gefühl für Erhaltung das kleinste Stück vom alten Erbe der Rothe über den größten Gewinn. Er gehörte zu jenen rechten Männern, die selbst da, wo es sich um Besitz handelt, pietätvoll sind und das vererbte Gut weit höher achten, als das erworbene. Der alte Ritter war darum baß verwundert, daß sein Verwandter nicht werbe um Jacobinen's Hand, und als Jahre vergingen, gab er seinen liebsten Hoffnungen beinahe Valet. Er kannte den Stadtschreiber doch nicht ganz; weil der niemals Eile hatte, so verstand er stets seine persönlichen Angelegenheiten geschickt mit seiner politischen Thätigkeit zu verknüpfen, der Stadtschreiber von Ulm mochte dem Junker Otto Roth oft geholfen haben, noch öfter aber, das lag in den Verhältnissen damaligen Lebens, mußte der Roth dem Stadtschreiber zu Hülfe kommen, und in dem Augenblick, wo es sich darum handelte, daß der Stadtschreiber bei dem Reichsschultheißen keinen Widerstand bei Aufhebung des Asylrechtes der Pfalz finde, da warb der Junker Otto Roth frank und frei um der schönen Welserin Hand. Freilich hatte der Ohm, den Plan von seines Bruders Sohn durchschauend, ihn schlau genug sofort mit dem schönen Mädchen verlobt, sich so seinen Lieblingsplan sichernd, danach aber hatte er sich des Reichsschultheißen-Amtes begeben, um nicht der zu sein, unter dem die letzten Reste der Gerechtsame der Pfalz verloren gegangen. Dem Stadtschreiber war das fast noch vortheilhafter; denn der neu gewählte Reichsschultheiß fand die Sache schon abgethan; als der sein Amt antrat, hatte die Pfalz des Königs in der That kein Asylrecht mehr.

Die Augen des alten Herrn Roth waren noch recht wacker, und so bemerkte er trotz der zunehmenden Dämmerung im Gemach, daß der Stadtschreiber seine Braut ganz dicht an seine Brust gezogen und sein Haupt so tief herab geneigt hatte zu ihr, daß seine Wange an der zarten Wange Jacobinen's lag; seit einer ziemlichen Weile schon hatte der alte Ritter, obwohl er sehr aufmerksam lauschte, kein Wort mehr von dem verstanden, was sein Verwandter der schönen Welserin sagte; der Klang der sonst so herrisch befehlenden Stimme war immer milder und weicher geworden, nach und nach war er zum Flüstern herabgesunken, und endlich war's ganz stille geworden. Der alte Herr aber entsann sich dunkel aus seinem blühenden Mannesalter, daß es Zeiten gäbe, da man sich unterreden könne, ohne zu sprechen. Die Erinnerung machte ihm das Auge feucht, er fühlte es wohl, aber er ließ es zu, seine Würde konnte darunter nicht wohl leiden, weil es Niemand sah, denn die Dämmerung herrschte in dem Gemach, und der letzte schwache Schimmer bleichen Lichtes schwebte um das Paar auf der Fensterbank.

Da begann ein Glöckchen hellklingend zu läuten; augenblicklich ließ der Stadtschreiber die Jungfrau aus seinen Armen und erhob sich von der Bank, in vollen Tönen erscholl das Glockengeläut und schwoll mächtig herein.

„Schon die Complete!“ sagte die Welserin mit naivem Bedauern und stand gleichfalls auf.

Alle Drei falteten die Hände zu dem vorgeschriebenen Gebet, der Stadtschreiber war zuerst fertig, er begrüßte den Oheim zur guten Nacht und schüttelte ihm die Hand; die Braut, die an seinem Arm hing, küßte er unter der Thür auf der Schwelle auf Stirn, Wange und Mund, dann drängte er sie sanft in das Gemach zurück, schloß die Thür und schritt, sich die Kogel über das Haupt ziehend, durch die Flurhalle dem offenen Thor zu.

Als er die Stufen herunter trat, welche in den innern Hof der Königs-Pfalz führten, tauchte eine dunkle Gestalt auf neben der Treppe. „Wie ist es, Hoyer?“ fragte der Stadtschreiber, indem er weiter ging.

„Der Junker Conzelmann hat heute zwei Marrner zum Stein am Lamparterhof bestellt!“ antwortete die Gestalt flüsternd, indem sie dem Stadtschreiber auf dem Fuße folgte.

„Es scheint, als ob er es mit allen Genossenschaften versuchen wollte!“ meinte der Junker, vor sich hin sprechend, dann fragte er wieder, zu dem ihm Folgenden halb rückwärts gewendet: „Sonst eine Meldung eingegangen?“

„Der Wirth aus dem Frauenhause war da, dem gestrengen Herrn zu klagen, daß sein Gesindlein sich weigert, den Tag über zu spinnen für ihn, wie es der Rath befohlen!“ meldete der Begleiter.

„Du sollst ihm sagen, daß er sich selbst in Achtung setzen müsse,“ befahl der Stadtschreiber, „können uns darein nicht mischen, solch Gesindlein ist schwer in Ordnung zu halten, aber eine scharfe Züchtigung zur rechten Zeit wirkt Wunder.“

Die Beiden kamen jetzt die Straße herab, und als sie den kleinen unregelmäßigen Platz vor dem Lamparterhof erreichten, sagte der Stadtschreiber: „Du erwartest mich hier, Hoyer, daß Dich Niemand sieht!“

Der Angeredete nickte und tauchte im selben Moment fast in die dichtere Finsterniß einer tiefen Thürnische nieder.

Der Stadtschreiber sah sich gar nicht weiter um nach ihm, sondern schritt auf einen ziemlich großen Steinhaufen zu, der sich fast in der Mitte des kleinen Platzes erhob; es war nun schon ganz dunkel geworden, und der Nachtwind, scharf und schneidend, pfiff um die Dächer des Lamparterhofes, dessen Rückseite an den einsamen Platz stieß.

Der erwähnte Steinhaufen hieß in Ulm der Stein am Lamparterhof.

Der Lamparter-, eigentlich der Lombardenhof, war der Sitz der Lombarden und sonstigen Italiener, die damals, in ganz Europa fast zerstreut, den ganzen Geldverkehr in den Händen hatten und in jeder bedeutendern Handelsstadt eine Niederlassung zu gründen pflegten, die, mit den Haupthäusern in Italien in steter Verbindung, ein Netz bildeten und so den Geldverkehr sehr beförderten. Diese Niederlassungen

der lombardischen Kaufleute und Geldwechsler hießen in den deutschen Städten Lamparterhöfe.

Der Stadtschreiber ging mit sichern Schritten auf den von mächtigen Werkstücken gebildeten Steinhaufen zu und lehnte sich mit dem Rücken in eine Ecke, deren Kante ihn etwas vor dem Winde schützte. Er zog sein Schwert ein wenig heraus und ließ es dann wieder in die Scheide fallen, um sich zu versichern, daß es für den Fall der Noth locker genug sitze; gleiche Vorsicht brauchte er bei dem Dolch, der ihm am Gürtel hing, dann kreuzte er die Arme über der Brust und verharrte unbeweglich, wie ein Mann, der zu warten versteht, in dieser Stellung. Die Nacht war so dunkel, daß selbst in nächster Nähe wenig zu sehen war. Dennoch bohrte sich der scharfe Blick des Harrenden in die Dunkelheit, denn er wußte, daß sich das Auge gewöhne an die Nacht und dann doch Einiges zu unterscheiden vermöge.

Der Stadtschreiber hatte nur ganz kurze Zeit erst geharrt, als sein scharfes Ohr ein leichtes Geräusch vernahm, welches sich dem Stein am Lamparterhof von derselben Seite her näherte, von der er gekommen. Der Lauschende vernahm deutlich das Klappen einer Schwertscheide und den raschen Schritt des Kommenden.

„Wer kann das sein?“ fragte sich der Junker, „der Conzelmann gewiß nicht, der geht vorsichtiger und macht längere Schritte, auch ließe der sein Schwert gewiß nicht klappern.“

In dem Augenblick huschte eine Gestalt so dicht an ihm vorüber, daß sie ihn beinahe berührte, und blieb tief athemholend kaum einen Schritt von ihm stehe. Trotz der Dunkelheit erkannte Herr Otto auf der Stelle, daß es ein Frauenzimmer war, und gleich darauf hörte er eine Stimme fragen: „Bist Du es, kleine Lylse?“

„Ich bin es, Junker Röbel!“ antwortete die Dienerin der Jungfrau Sophia Krafftin, mühsam athemholend.

„Was bist denn so gelaufen, Mädchen?“ fragte der Junker verwundert.

„Ei, der Junker Conrad erkannte mich, als ich aus dem Hof trat, er wollte mich anhalten und fragte mich, wohin ich noch wolle nach der Complete. Jungfrau Sophia läßt Euch sagen, daß sie morgen bei ihrer Base, der Frau Margreth Löwin, sein wird, wo sie Euch erwartet!“

„Dafür sollst Du einen Kuß haben, kleine Lylse,“ entgegnete der Junker scherzend, der Stadtschreiber aber bemerkte, daß der Kuß trotz des Scherzes im Ernst gegeben und ohne viel Widerstreben empfangen wurde. „Der ist ganz fein,“ dachte Herr Otto Roth, „hält sich durch die Magd die Thür offen zur Herrin, und die kleine Hexe scheint auch den Junker Röbel lieber zu haben, als den Junker Conrad!“

„Nun geh', meine hübsche Lylse,“ hörte der Stadtschreiber seinen Pathen wieder sprechen, es mochte nicht bei einem Kuß geblieben sein,

„geh' langsam, wer da läuft, wird eher bemerkt, als der, der langsam geht, grüß' Deine Herrin, sag' ihr, ich würde morgen unfehlbar bei der Frau Magreth Löwin eintreffen, gute Nacht, mein hübsches Mädchen. Behüt' Dich Gott!"

Die Lylse, des Rulekin Tochter, huschte an dem Stadtschreiber vorüber, und der Junker ging ohne viel Vorsicht seiner Wege.

„Der Röbel ist fein," lächelte der Stadtschreiber in sich hinein, „giebt gute Rathschläge, freit um die Jungfrau und küßt ihre Magd, ei, da! Das Ding muß bald ein Ende nehmen, auch brauchen wir die Krafften alle in der Stadt; muß wirklich dieser Tage ein Wort reden mit dem wackeren Ritter Ulrich. Mein getreuer Freund Conrad scheint auch ein Auge auf die hübsche Lylse geworfen zu haben, kam mir sonst schon so vor — horch!"

Der Stadtschreiber lauschte einige Augenblicke.

„Ihr geht sehr vorsichtig, Conzelmann," sagte er dann zu sich selbst, „aber ich kenne Euch doch, ich sehe Euch nicht, aber ich weiß, daß Ihr das Schwert vorsichtig in der Hand haltet und nur die Spitzen Eurer Füße aufsetzt. Heute, denk' ich, werde ich erfahren, ob Ihr wirklich des Glaubens seid, daß Ihr Ulm mit Hülfe der Handwerksgenossen österreichisch machen könnt!"

Wäre es möglich gewesen, das Gesicht des Stadtschreibers in diesem Augenblick zu sehen, man würde darin den Ausdruck triumphirenden Hohnes bemerkt haben, der stolzen Männern eigen, wenn sie ihre Feinde in die ihnen gestellte Falle gehen sehen.

Des Stadtschreibers nun an die Dunkelheit gewöhntes Auge erkannte deutlich die lange Gestalt des Junkers Ulrich Conzelmann; derselbe blieb fast auf derselben Stelle stehen, wo kurz zuvor der junge Dellmensinger die hübsche Lylse geküßt.

Herr Otto Roth hielt den Athem an, denn kaum zwei Schritt von ihm lehnte sich der Junker Conzelmann an den Stein, und deutlich hörte er, wie der Junker über das faule Handwerkerpack halbleise fluchte, das ihn hier im eisigen Winde warten lasse.

Die beiden Gegner waren sich so nahe, daß sie sich hätten die Hände reichen können; Herr Otto Roth verstand sich weit besser auf's Warten, als Junker Conzelmann, der mit jedem Athemzug ungeduldiger wurde; auch hörte er lange schon die Schritte der zum Stelldichein berufenen Handwerker, als der Conzelmann noch über deren Saumseligkeit fluchte.

Die Handwerker kamen eben nicht besonders vorsichtig an, hatten es auch nicht nöthig, denn nach der Complete war es einsam in den Straßen der Stadt Ulm, und nach dem Stein am Lamparterhof verlief sich um die Zeit selten Jemand.

„Plumpes Gesindel," zürnte der Conzelmann, als er die schweren Schritte der beiden Handwerker, die er bestellt hatte, vernahm, „das tritt

auf, als wenn der Stadtschreiber Roth sich seine feinen Ohren mit einem Pfund Wachs verstopft hätte."

Herr Otto Roth lächelte über diese Anerkennung seiner Klugheit.

„Steht, Leute," sagte der Conzelmann halblaut, einen Schritt vortretend, „tretet hier her, am Stein ist Ueberwind!"

Jetzt erst erlaubte es sich der Stadtschreiber leichter aufzuathmen, denn obwohl ihm die Leute ganz nahe waren, und obwohl er sich sagen konnte, daß der Conzelmann im Fall einer Entdeckung sich nicht eben lange besinnen würde, ihn auf der Stelle niederzustoßen, so konnte ihn doch jetzt sein Athemholen, weil eben mehrere Personen zur Stelle waren, nicht mehr verrathen.

„Die Marrner haben sich jüngst über das Regiment, das die Junker führen, beklagt!" nahm der Conzelmann das Wort, indem er flüsternd sich zu den Handwerksgenossen niederbeugte; „es sind aber nicht alle Junker," fuhr er fort, „welche die Genossenschaften bedrücken und denselben feindselig gesinnt verfahren; mit Nichten sind's die Junker, welche in der Stadt das Regiment haben, sondern es sind die Rothe vornehmlich, und die Kraffte und die Ströhline, welche mit ihrem Anhang allein die Macht haben. Habe ich Recht, Leute, oder nicht?"

„Es ist fast so, Junker!" antwortete der Eine der Handwerksgenossen, vorsichtig zögernd, der Andre schwieg ganz.

„Wenn nicht die Rothe und die Kraffte wären," fuhr der Conzelmann fort, „so würdet Ihr längst selber auf der Gemeindebank sitzen im Rath, statt daß für Euch auf derselben Junker sitzen, welche doch nur den Vortheil der Sippen im Auge haben, die das Regiment führen, aber nicht den Euren; wollt Ihr das länger leiden, da Ihr doch freie Männer seid?"

Der Junker schien eine Antwort zu erwarten, als er aber keine erhielt, fuhr er fort: „Ihr traut mir nicht, Leute, Ihr habt wohl nicht davon gehört, daß die Conzelmänner eigentlich keine Geschlechter von Ulm sind; meine Väter waren Königsleute wie die Eurigen, und darum will ich's nicht länger dulden, und wenn Ihr mir helft, versuchen, das Joch, das uns die Rothe und die Kraffte aufgelegt haben, abzuwerfen."

Der Conzelmann hielt einen Augenblick inne; die Gleichgültigkeit, mit welcher die Kürschner seine Eröffnungen aufnahmen, machte ihn vorsichtig, dennoch machte er einen letzten Versuch und sagte: „Ihr müßt nicht denken, daß ich das Alles allein auf meine Faust unternehme, es denken noch manche der Geschlechter wie ich und sind's müde, sich von den Rothen und ihrem Anhang gebieten zu lassen. Du gehörst zur Mundschaft der Gwärliche, rede mal mit Deinem Patrone, und Du mußt selber wissen, wie der Junker Leutbrand Löwe von den Rothen denkt; auch habe ich noch andere Hülfe, viel stärkere, was meint Ihr Leute, sprecht!"

Jetzt mußten die Handwerksgenossen wohl reden.

„Das geht an den Hals, Junker!“ nahm der Aelteste das Wort, „nehmt Euch in Acht, der Roth hat scharfe Ohren und der Krafften Arm ist lang, er reicht über das Heerdbrucker Thor hinaus!“

Der Junker lachte verächtlich.

„Auf der Gemeindbank wollten wir wohl sitzen, Junker,“ meinte der Andere, „und könnt Ihr's machen, so sollt Ihr bedankt sein! Wir Marrner aber —“

„Ihr wollt Euren Pelz in Sicherheit bringen!“ fuhr der Junker ungeduldig dazwischen, „geht heim, Leute, legt Euch schlafen; ich sehe wohl wie's steht, ja, ich glaube jetzt auch, daß es Euch besser ist, den Rothen dienen und den Krafften hofiren, denn als freie Männer auf der Gemeindbank sitzen. Gehabt Euch wohl!“

Der Junker schritt mit langen Schritten von dannen, viel weniger vorsichtig als er gekommen, denn er hatte sich geärgert, auch wollte er den Eindruck, den er durch seine letzten Worte hervorgebracht zu haben glaubte, verstärken durch seinen raschen Abgang.

„Den plagt der Teufel,“ murrte der eine Kürschner, „diese tollen Junker, wenn Alles so glatt mit Worten abging, aber die andern Junker haben auch Zähne, und wenn's schief geht, flüchtet der Conzelmann zum Fürsten von Oesterreich ins Burgau und die Handwerksgenossen bezahlen die Zeche. Hörtest Du, wie er auf die mächtige Hülfe pochte? Rulekin der Schuster sagt, daß er den Fürsten von Oesterreich meint, und ich glaub's jetzt, obwohl er ihn nicht genannt hat. Komm fort!“

„Heilige Mutter Gottes schütze uns!“ rief der Andere plötzlich, lauter als sich mit der Vorsicht vertrug.

„Steht Leute!“ befahl eine tiefe Stimme.

„Der gestrenge Herr Stadtschreiber!“ flüsterten die Handwerksgenossen in höchster Bestürzung.

„Ich habe Alles gehört, was Euch der Junker Conzelmann gesagt hat,“ sprach der Stadtschreiber, „ich habe Eure Antworten vernommen, und es soll Euer und Eurer Handwerksgenossen Nachtheil nicht sein, daß Ihr Euch nicht eingelassen habt. Ich lege Euch Schweigen auf über diesen Handel, bei Eurem Eid schließe ich Euch den Mund, versteht Ihr, es wird der Tag kommen, da ich Euch werde reden heißen. Alles was Ihr weiter über die Anschläge des Junkers Conzelmann vernehmt, das meldet Ihr sofort Eurem Vorsteher, dem Stadthauptmann, der Junker Ströhlin wird Euch dann schon sagen, was Ihr weiter zu thun habt. Gute Nacht!“

Langsam schritt der Stadtschreiber über den Platz, die Leute hinter sich lassend, auf die er durch seine Rede und sein Gehen einen ganz andern Eindruck gemacht hatte, als kurz zuvor der Junker Conzelmann. Voll tiefen Respects und zu gleicher Zeit von einer unbestimmten Angst ergriffen, schlichen die Handwerksgenossen von dannen und ließen den Stein am Lamparterhof in völliger Einsamkeit hinter sich.

Verfall des Volkes in Frankreich.

II. und Schluß.

Aber neben der Centralisation und Zerstückelung des Grund und Bodens fördert auch noch die Begünstigung der Städte selbst durch die Regierung und die unerhörte Wirthschaft des Capitals den befremdenden Exodus der Bauern aus ihren Dörfern und ihren Einzug in die Stadt.

Um diesen Auszug und Einzug zu erklären, müßten wir eigentlich wieder mit Erwähnung einer fernen Vergangenheit beginnen. Thierry in seinen „Histoires Merovingiennes“ hat uns auf den überwiegenden Einfluß hingewiesen, den die Städte mit ihrer abgeschlossenen, mit römischem Rechte ausgestatteten Stellung in Frankreich auf die politische Bildung des ganzen Landes ausgeübt haben. Der Sinn des stolzen Sprüchwortes, das schon im Anfang des Mittelalters vorkommt: „Lothringen ist jung, aber Metz ist alt“ — weist schon darauf hin. Das römische Städterecht absorbirte in Frankreich das deutsche Recht, die Städte wurden Bundesgenossen und geistige Leiter der Könige, in die Städte führte der innere Zug der Nation alles Bedeutendere.

Es entstand aus römischen Analogieen und heimischen Machtbedürfnissen die centralisirte Regierung, die Regierung des Staatsrathes und der großen Bureaux. Die größere Uniformität des Städtelebens und Treibens stand ihr mehr an, als die Zerstreutheit des Lebens auf dem Lande, wo die Uebersichten für das Bureau schwerer herzustellen und durch die Hand der Gewalt das nicht so rasch und leicht gefaßt und zusammengefaßt werden kann, wornach gerade ihr Sinn steht. Die französische Regierung kennt eigentlich nur Städte als Vorwurf ihres Regierens, auch das flache Land muß sich gefallen lassen, unter eine städtische Maske gesteckt und nach städtischer Art administrirt zu werden.

Je mehr die französische Regierung sich mit revolutionären Gefahren umgeben sah, Gefahren, welche ganz naturgemäß aus ihrer „städtischen Politik“ entsprangen, und je weniger sie den Grund dieser Gefahren zu beseitigen wußte, desto aufmerksamer wurde sie gegen die Städte, in denen sie den stets bereiten Zündstoff für den Revolutionsbrand und zugleich auch die Elite der Nation mit Recht erblickte. Ihre Politik gegen die Städte ward fortan nach dem bekannten Recepte: „Zuckerbrot und Ruthe“ eingerichtet. Man schmückte die großen Städte mit allem Reichthum der Kunst und der Bequemlichkeit, vor Allem Paris, das nach demselben Gesetze, nach welchem die Centralisation des Landes auf die Städte hin begonnen hatte, letztes und ausschließliches Ziel dieser Centralisation sein muß. Theater, Museen, Obelisken, Springbrunnen, öffentliche Feste — und daneben die Forts von Paris. Louis Philippe inaugurirte diese Politik, nachdem die Bourbonen wäh-

rend der Restauration noch einmal edle, aber unklare und darum schwache Versuche gemacht hatten, dem Lande zurückzugeben, was des Landes war und mit den Ueberlieferungen der Intendanten- und Präfectur-Wirthschaft zu brechen.

Der Kaiser Napoleon, der heut am Ruder sitzt, ein Mann von fast abergläubischem Respect vor den Thatsachen, vor den „Dingen, wie sie einmal sind", verfolgt diese auf die vorhandenen Zustände einfach rücksichtnehmende Politik weiter, er ist nur bemüht, ein Moment in diesen vorhandenen Zuständen, das Louis Philippe übersah, in seine halb liebkosende, halb drohende städtische Politik aufzunehmen. Dies Moment bildet der proletarische Arbeiterstand, eine Erscheinung, welche nur in den Ländern der Centralisation und der städtischen Ausschließlichkeit, in Rom und in Frankreich, sich ganz entwickeln konnte. Louis Philippe meinte nur den „Bürger" berücksichtigen zu müssen, aber er übersah, daß sein „Bürger" nichts war als eine Negation, die Verneinung eines jeden aristokratischen Elementes in der Verfassung. Niemals waren Regierungen unglücklicher als die, welche mit einer neuen gesellschaftlichen Erscheinung in schwerem Irrthum noch einen alten Namen und Begriff verbanden, und sich dadurch allmählich gewöhnten, auch die alte Sache selbst an Stelle der neuen Erscheinung noch thätig zu denken. Da das neue französische Bürgerthum nichts war als eine Verneinung, und sich selbst nicht anders zu nennen wußte, als die Partei der égalité, so mußte bei dem weiteren Wachsen des Volkes auch eine Negation gegen diese Bürger aufkommen, und so folgte in der Entwickelung der französischen Gesellschaft auf den Adelhaß der Titellosen der Capitalhaß der Besitzlosen. Diesen Haß und jenen Haß kann auch Napoleon nicht beseitigen, aber ihn zähmen, ihn blenden, ihn mildern, das vermag geschickte Polizei, wie wir seit sechs Jahren in Frankreich sehen.

Das moderne französische Bürgerthum ist egoistisch, wie jede Volksschicht, die in der Unmöglichkeit ist, sich an allgemeinen Interessen zu betheiligen, die in der Unmöglichkeit ist, den Regungen ihres Gewissens in Fragen des Rechtes und der Sitte gesetzlichen Ausdruck zu geben; sie sucht, oder vielmehr jeder Einzelne sucht Geld und wieder Geld, Genuß und wieder Genuß, Ordnung und Ruhe und den übrigen materiellen Kram.

Der proletarische Arbeiter, der in keinem inneren Bezuge zu den besitzenden Klassen steht, dem keine Liebe und keine Achtung, kein Mitleid und keine Würdigung entgegen kommt, der von keinem etwas empfängt als seinen Lohn, muß mit seinem Haß und seiner Verbitterung auf einen mächtigen Anwalt gewiesen werden, der geschickt seine Hoffnungen nährt, der in seinen Wermuthbecher hier und da einen Tropfen Freude zu gießen versteht, der auch hier und da Miene macht, den ersten Feind des Arbeiters, die großen industriellen Arbeitgeber, zu schädigen.

Bürger und Arbeiter werden gegenwärtig in Frankreich auch demgemäß behandelt, dem Egoismus des Bürgers wird ein weites Feld geöffnet, dem Haß des Arbeiters und seiner Noth eine künstliche Linderung bereitet, und auf das Geschickteste ist die Möglichkeit einer Antwort auf die Frage beseitigt, ob der Kaiser die große Speculation und Industrie nur darum begünstigt, damit die Arbeiter große Arbeit erhalten, oder ob er den Reichthum und die besitzende Klasse vorzüglich an sich fesseln will und nur nebenbei für den Arbeiter ein Brosamen abfällt.

Wer über das Streben des Egoismus der heutigen französischen Bürger schreiben will, muß die Geschichte der Pariser Börse schreiben. Es ist ziemlich deutlich nachzuweisen, daß an der Börse von Paris in der neunapoleonischen Epoche die marktläufigen Werthe in den Händen der Speculanten um eine Milliarde Francs, d. h. um 40 Millionen Pfund oder um 270 Millionen preußischer Thaler gestiegen sind. *) Diese Summe ist zum größten Theile in die Hände von Privatleuten gegangen, welche, wenn sie klug genug gewesen sind, zu rechter Zeit die Resultate ihres guten Glücks zu versilbern, sich allerdings wesentlich bereichert haben. Ihre Gewohnheiten, ihr Geschmack, ihr Luxus ist dadurch bedeutend gestiegen, die Industrie hat dadurch eine neue viel größere Thätigkeit erhalten, und besonders in Paris, wo der größte Theil dieses Geldes gewonnen und dann auch ausgegeben ist, fand in Folge dessen eine große Nachfrage nach Arbeitskräften und in Folge dessen eine große Zunahme der Bevölkerung statt. Aber da keine wirkliche Vermehrung in dem productiven Werthe dieser Capitalanlagen eintrat, so ist das so gewonnene und ausgegebene Geld als ein Theil des National-Capitals, aber nicht der National-Ersparniß zu betrachten.

Was aber war eigentlich die Ursache dieses gewaltigen Steigens der Papiere, die doch ihrer Natur nach ein so unsicherer Besitz sind? Ohne Zweifel trug die Wiederherstellung fester Ordnung dazu bei, die durch die Unruhen gedrückten Werthe zu heben, aber die Regierung begnügte sich mit dieser ihrer negativen Aufgabe nicht, sondern ermuthigte selbst colossale Unternehmungen, deren eigentlicher Zweck die übertriebene Hebung der Course war. So z. B. wurden die französischen Eisenbahnen plötzlich der Gegenstand großartiger Gunst. Die Compagnieen hatten bis dahin kraft bestimmter Verträge für kürzere Zeitperioden die Concession dazu vom Staate erhalten; je kürzer die Zeit war, desto schlechter der Erfolg der Speculation, und desto besser wohl vielfach die Aussichten der Fahrenden. Durch eine Reihe von Arrangements zwischen den bedeutendsten Compagnieen und der Regierung, welche 1852 begannen, wurden diese Concessionen in manchen Fällen von dreißig bis auf neunundneunzig Jahr ausgedehnt, so daß die wirklichen

*) Edinburgh Review. April 1857 pag. 345.

Besitzer der Actien sich auf einmal im Besitz eines oft dreimal größeren Besitzes sahen, als den sie ursprünglich übernommen hatten. Außerdem wurde den Compagnieen von der Regierung erlaubt, Schuldscheine zu einem fixirten Zinsfuße auszugeben, durch deren Verkauf sie oft zum Theil sogar die Kosten des Bahnbetriebes bestritten und darum die an ihre Actionäre zu zahlende Dividende stark vergrößern konnten.

Daß auch in diesem Falle das Nationalcapital beschädigt wird, indem man es aus dem Beutel des Publicums und der Gläubiger der Compagnie nimmt und in den einiger verhältnißmäßig weniger Dividendeberechtigter steckt, also den regelmäßigen Verkehr des Capitals unterbricht, Verschwendung und Verschleuderung anregt, künstliches Arbeitsbedürfniß schafft 2c., ist klar.

Anlehen wurden vom Staate unter Bedingungen, die ihm äußerst ungünstig, den Darleihern aber äußerst günstig waren, aufgenommen, letztere griffen daher mit Gier nach den Schuldscheinen; der Crédit mobilier beeiferte sich, jede Art der Speculation zu fördern; der Discontosatz wurde durch Intervention des Staats künstlich herunter gehalten, die Bank von Frankreich mußte in England Gold über dem Werthe kaufen, um es in Paris unter dem Werthe zu verkaufen, und dies Monate lang unter einem Verluste von Millionen, und das Alles nur, um einen äußeren Anschein von blühendem Wohlstand zu erhalten, um eine künstliche Industrie immer weiter zu entwickeln, das künstliche Bedürfniß nach Arbeit immer weiter zu steigern, immer mehr Capital und Capitalisten vom flachen Lande und vom Ackerbau in die städtische Speculation hinein ziehen und immer größere Bevölkerungstheile in die Städte, in die Mittelpunkte der industriellen Arbeit zu ziehen. —

Die proletarischen Arbeiter, welche ohne Zusammenhang mit einem corporativen Handwerke, einem Meister, einer Verwandtschaft, einer localen Gemeinde, in den großen Industriestädten leben, welche am meisten nach Paris gedrängt haben, weil sie dort der Quelle ihrer Hoffnungen am nächsten sind und dort auch am meisten Arbeitskräfte gefordert werden, erhalten nun auch panem et circenses in möglichster Fülle. Wir erinnern an die seltsamen und verwegenen Versuche, wie die Höhe des Disconto's, so auch die Preise des Brotes und in einer anderen Form auch die des Fleisches festzusetzen. Wir erinnern an die öffentlichen Theater, die Versuche mit Logirhäusern und dergl., an die unnützen massenhaften Regierungsbauten, welche den Arbeitern in Paris, Bordeaux 2c. übertragen sind. Der Arbeiter fühlt sich auf einmal, da er sich gefürchtet oder doch an der Grenze der Verzweiflung bewacht sieht; seine Lage imponirt dem Dorfarbeiter jedenfalls, und dieser verläßt so bald als möglich seine räucherige Hütte und seinen Pflug, um die große Straße nach Paris zu betreten.

Der ländliche Capitalist aber, der sich in die Papiere der Börse vergräbt, wie der ländliche Arbeiter, der den Acker mit dem Atelier ver-

tauscht, verlassen den eigentlichen Grund, auf dem die Familie vielleicht ihnen noch möglich war.

Der Arbeiter fühlt, sobald er das neue Terrain in der Stadt ein wenig kennen gelernt hat, daß hier kein Boden für eine Familie, höchstens noch neben ihm Raum für seine Wirthschafterin ist, daß er hier auf einmal Glied einer Armee geworden sei, deren Bestimmung er noch nicht kennt, deren ganzes Wesen ihm aber den dunklen Eindruck macht, daß sie über kurz oder lang wird marschiren müssen! Also kein unnützes Gepäck, vor Allem keine Sorge um die Zukunft, keine Kinder!

Der Capitalist erwirbt entweder reißend schnell noch größere Capitalien, oder er verliert Alles und wird unter die Füße getreten, mit ihm die Möglichkeit einer Familie. Im ersteren Falle könnte er wohl eine Familie und viele Kinder ernähren, aber es tritt hier in den meisten Fällen ein, was wir im Anfang dieser Abhandlung sagten, daß Familie und Besitz auf das Engste verbunden sind, und daß aller Besitz eines Landes, der mobile und der immobile, von der Art, in der der Acker besessen und verwandt wird, bestimmt ist. In Frankreich ist aller Besitz unruhig und schwankend geworden, man will von ihm nur, daß er im Augenblick möglichst viel leiste und biete. Wir schließen an diese Bemerkungen einen interessanten Artikel des Londoner „Examiner", der denselben Gegenstand behandelt. Er schreibt:

Die Metzeleien der Revolution und die Kriege Napoleons mögen die Abnahme der französischen Bevölkerung bis zu einer neuern Zeit genügend erklären, aber heutzutage wirkt eine andere Ursache zu demselben Resultat mit. Die alte Genügsamkeit der Franzosen ist durch das gegenwärtige Regime verbannt worden; das Sparen und Geldvergraben hat ein Ende, dafür leben die Leute über ihre Mittel. In Paris muß die ungeheuere Zunahme in der Anzahl schöner Privatkutschen jedem Auge auffallen, so wie es vielen Frauen ganz in der Ordnung scheint, daß sie ein Drittel von ihres Mannes Erwerb auf ihre Toilette verwenden. Und das beschränkt sich nicht auf Paris; es geht durchs ganze Land, und jedes Provinzialstädtchen wird in Bezug auf Luxus und Verschwendung ein kleines Paris. Die Grundzerstückelung hilft dabei mit. Der junge Mann, ein jüngerer Bruder, erhält seinen Antheil am väterlichen Erbe und giebt sich gleich dem Vergnügen hin, das er damit erkaufen kann. Er geht mit seinen paar hundert oder tausend Francs nach Paris und zehrt von seinem Capital wie von einer Rente. Fragt später Jemand nach ihm, der ihn in bessern Tagen kannte, so erhält er die stereotype Antwort: „Verschwunden." Es giebt „oubliettes" in der Gesellschaft für diese verlorenen Söhne. Einige gerathen nach Afrika, wo sie die Muskete tragen; andere ins Bagno oder auf den Grund der Seine. Familien gehen im Allgemeinen nicht so rasch ins Verderben. Sie folgen der Mode der Verschwendung, indem sie ihr Einkommen bis auf den Sou aufzehren, und der Mann bemüht sich durch ein bischen Hazardspiel, das den commerciellen Namen Speculation trägt, nachzuhelfen. Nur Eine Klugheitsrücksicht ist wahrzunehmen, und diese besteht in der Sorgfalt, den Kosten auszuweichen, die eine größere Zahl Kinder mit sich bringt. Das bei uns gang und gäbe Sprichwort: „Sendet der Himmel Kleine, so schafft er auch Brode", ist in Frankreich unbekannt, und die Zahl der zu nährenden Mäuler wird genau nach dem Vermögen eingerichtet. Mann und Frau haben nur ein oder zwei Kinder, oder auch keines. Je nach der Erhöhung des Budgets für Putz und Vergnügen wird die Kinderstube kleiner. Wo man in England ein halb Dutzend gesunde Buben und Mädchen mit Vater und Mutter spazieren gehen sieht, hat man im Bois de Boulogne die feine Dame im schönen offenen Wagen; Pferde und Kutscher und Lakaien vertreten die Stelle der Kinder. Man kann ja nicht Alles zugleich haben; Eins oder das Andere, und da sieht man, was den Vorzug erhält. Die Wahl des französischen Paares besteht in ihren Lieblingsvergnügungen — Putz, Equipagen, gute Tafel, Hazardspiel. . . . Natürlich giebt es Ausnahmen, aber ihre Zahl ist sehr geschwunden durch die Tagesordnung oder Un-

ordnung der Verschwendung, die von dem gegenwärtigen Regime so begünstigt wird. Da die geistige Beschäftigung mit der Politik aufgehört hat, jagt Alles nach Vergnügen, und die Mittel, um recht oder unrecht dazu zu gelangen, bietet das schmutzige Feld der Börse. Bei einem solchen Stand der Dinge stellt sich die Tendenz zu jeder Art physischer und moralischer Entartung von selber ein, und wir können uns darauf gefaßt machen, daß die französische Nation unter der Herrschaft ihrer tief egoistischen Laster schneller einschmelzen wird, als unter der Guillotine des Terrorismus oder inmitten der Kriege des ersten Napoleon.

Das Bild, das hier von den französischen Verhältnissen entworfen wird, ist scharf und verletzend, unwahr ist es nicht, und anders, als es in einer Weise, die unsere Darlegung in Kurzem bestätigt, thut, kann die auffällige Thatsache eines Sinkens der Bevölkerung Frankreichs nicht erklärt werden.

In früherer Zeit zeigte in Frankreich die Bewegung der Bevölkerung andere Verhältnisse. Buffon stellte fest, daß in Paris jede Ehe seiner Zeit vier Kinder, jede Ehe in den ländlichen Kreisen fünf und oft sechs hervorbrachte. Dagegen war in den sieben und dreißig Jahren von 1817 zu 1852 der Durchschnitt der jährlichen Zunahme nur 155,929, von 1846 zu 1851 nur noch jährlich 76,000 und von 1851 bis 1856 nur noch jährlich 51,200.

Vor dem Beginne der Revolutions-Kriege betrug die Gesammtbevölkerung nach der Zählung der französischen Nationalversammlung 26 Millionen, so daß in mehr als sechzig Jahren der Gesammtzuwachs unter 50 pCt. blieb, 1806 mochte Frankreich 29 Millionen, 1820 30 Millionen zählen, aber diese langsame Zunahme mag aus den mörderischen Kriegsverlusten erklärt werden müssen. In den nächsten zwanzig Jahren zeigte sich ein größerer Fortschritt, 1841 zählte man 34¼ Millionen, aber seit jener Zeit war die Zunahme unmerklich.*)

In Paris nimmt die Zahl der Geburten im Verhältniß zu der der Ehen und zur Bevölkerung selbst sichtlich ab. Von 1817 bis 1831 kommt in Paris eine Geburt auf 27 Einwohner, von 1846 bis 1851 eine Geburt auf 32. Das vor Kurzem erschienene Buch eines Pariser Präfecturbeamten hebt dies mit dem Bemerken hervor: „Es ergiebt sich aus dieser Abnahme eine augenscheinliche Besorgtheit der Familienväter in Betreff der Unterhaltsmittel ihrer Kinder. Die Ursache muß zweifelsohne in den Gesetzen gesucht werden, welche die Theilung des Erbes vorschreiben und das Eigenthum immer mehr und mehr zersplittern müssen.“**)

*) England und Wales haben seit den 5½ Jahren, welche seit dem Census von 1851 verflossen sind, um 1,157,000 Seelen zugenommen, Frankreich in derselben Zeit nur um 256,000. Also steht die Zunahme der englischen Bevölkerung zur französischen, wenn man den Unterschied beider Länder berechnet, wie neun zu eins! „Times“ bestätigte die Fruchtbarkeit auch der unteren Klassen neulich in folgender mißmuthiger Aeußerung: „Man muß sich wohl erinnern, daß der große Kinderkreis unserer Arbeiter dem Fortschritt der Volksbildung ein ganz fabelhaftes Hinderniß entgegenstellt. Man kann dies geradezu die Schwierigkeit nennen. Unsere Ackersleute haben eine Unzahl von Kindern, und müssen sie aus der Schule nehmen, sobald sie nur einen Penny Tagelohn verdienen können.“ — Das französische Bauernkind ist freilich darum auch kein gelehrter Thebaner.

**) Les Consommations de Paris. Par Armand Husson. Paris 1856.

Wir schließen. Wir haben gezeigt, daß die unerträgliche Lage des Ackerbaues, hervorgegangen aus den Centralisirungs-Bestrebungen der Regierung und aus der unbegrenzten Zersplitterung des Bodens, und die künstliche Bevorzugung der Städte durch gewisse Maßregeln der Regierung und durch ein unnatürlich wirthschaftendes Capital das Familienthum auf dem Lande ruinirt und verschüttet, die Landbevölkerung in die Stadt treibt, dem Ackerbau seine Betriebs-Capitalien entzieht, und mit der großen, familienlosen Schicht der städtischen Bevölkerung eine große Masse familienloser ländlicher Bevölkerung zu einer gefährlichen Armee verbindet, und endlich das Mark, den Wachsthum des Volksleibes zerstört, und jene merkwürdigen Zahlen von dem Stillstande der Bevölkerung, welche neulich der „Moniteur" uns brachte, nur zu leicht erklärt. *)

Nicht immer ist freilich — und wir geben darin dem „Edinburgh Review", dessen etwas lockerer Artikel über the last Census of France wenigstens das Verdienst hat, die genauere Betrachtung dieses Verfalls des französischen Volkes angeregt zu haben, Recht — die Wanderung zahlreicher Theile der Landbevölkerung in die Städte und in die großen Arbeitsstätten der Industrie ein Zeichen nationalen Verfalles, nämlich so lange nicht, als das große innere Gesetz allen Besitzes im Lande aus dem Wesen des Landbesitzes hervorgeht, wie das in England der Fall ist. Unter solchen Verhältnissen bleibt das Streben nach Herrichtung einer festeren Einzelnwirthschaft auch dem industriellen Arbeiter, der das Land verließ, und es wird dadurch die Gefahr, die aus der verwirrten und losen Wirthschaftlosigkeit des französischen Stadtarbeiters entsteht, mehr beseitigt. Dort in England verläßt darum auch der Landarbeiter in den meisten Fällen nur dann den Pflug, wenn in Folge eines neuen Aufschwunges der nationalen Arbeit, einer neuen starken Vermehrung des Nationalwohlstandes eine stärkere Gewißheit, seinen Heerd sich fester zu gründen, ihm durch seine Arbeit in der Industrie wird, dort aber fließt dann auch regelmäßig zuletzt

*) Der bekannte National-Oekonom J. S. Mill hatte freilich schon 1818 in seinen damals veröffentlichten Principles of Political Economy auf diesen Stillstand der Bevölkerung in Frankreich aufmerksam gemacht, diesem aber hinzugefügt: „Seit der Revolution war ein Geschlecht herangewachsen, das nicht mehr gelernt hatte, elend zu sein, und in dem der Geist der Sparsamkeit (thrift) deutlich hervortrat und hervortritt, und das Wachsen der Bevölkerung nach dem Wachsen des allgemeinen Wohlstandes abwägt. Das langsame Wachsen des Volkes hat bei dem schnellen Wachsen des Capitals eine bemerkenswerthe Verbesserung in der Lage der arbeitenden Klassen hervorgebracht." (Vol. 1. 339. 340.) Der „Ekonomist", ein sehr bedeutendes englisches Wochenblatt, erklärt sich wiederholt gegen diese äußerliche und rohe Behauptung, die er mit Recht eine „unwürdige Täuschung" nennt, denn das fortgesetzte Wachsen der Bevölkerung unter den gegenwärtigen Verhältnissen würde erst der Beweis dafür sein, daß nationaler Wohlstand vorhanden sei, und das Wachsen des Capitals, verursacht durch ein Wachsen des „thrift" und ohne von einem Wachsen der Bevölkerung gefolgt zu sein, sei eben eine unwürdige Täuschung. Wozu und woher auch Sparsamkeit ohne eine Aussicht auf eine Zukunft, wozu und woher diese übermenschliche Vorsehung des Mannes bei wirklich wachsendem allgemeinem Wohlstande?

jeder solcher Gewinnst von der Stadt wieder auf's Land zurück, der alte Arbeiter kauft Land und Haus und Hof, der kleinere und größere Fabrikbesitzer ebenfalls. In England macht das Land nur einen Ausflug in die Stadt.

In Frankreich dagegen kann gegenwärtig von einer wirklichen Vermehrung des Nationalwohlstandes nicht die Rede sein, eher von einer wirklichen Verminderung desselben Angesichts einer Ausgabe von über 560 Millionen preußischer Thaler für den Krieg — so viel betragen die Anleihen und Vorschüsse für diesen unfruchtbaren Zweck —, Angesichts ferner einer Ausgabe von 440 Millionen preußischer Thaler für die Anlegung neuer im Bau begriffener Eisenbahnen, zu denen das Geld nicht sowohl durch die drängende Nothwendigkeit des Verkehres, als vielmehr durch den Drang einer herausgeforderten und übermüthigen Speculation zusammengebracht wurde.

In Frankreich ist bisher nur eine große Entwickelung der Industrie versprochen worden, das Versprechen wird aber schon darum nicht gehalten werden können, weil — ganz abgesehen davon, daß es oft nur ein täuschender Vorwand war — die neuen Schutzmächte der Industrie damit begonnen haben, dem Ackerbau Kräfte und Capitalien zu entziehen, die ihm ohnedies schon sehr spärlich zugemessen waren. Die außerordentliche Anhäufung von Arbeitskräften in der Hauptstadt und den großen Städten von Frankreich in den letzten Jahren ist nicht das Resultat einer gestiegenen Energie der Erzeugung von Gütern, sondern einer gesteigerten Verschwendung derselben. Ein bedeutender Theil der großen Arbeiten auf öffentliche Kosten ist und bleibt todt und unfruchtbar. So ist der Zug der französischen Arbeiter vom Lande in die Stadt nur eine Flucht aus dem unerträglichen Elend unter das erste beste Dach.

Zehn Jahre Geschichte von R. Prutz.

Es liegen uns gegenwärtig zwei starke Bände eines Werkes des hallischen außerordentlichen Professors der Philosophie, Robert Prutz, vor, welches den Titel führt: „Zehn Jahre. Geschichte der neuesten Zeit 1840 — 1850. Von Robert Prutz. Leipzig. J. J. Weber." Der erste Band erschien 1850, der zweite 1857. Das Buch ist aus Heften und fast könnten wir sagen Zetteln und Flugblättern in der ungezwungensten Art entstanden und entsteht weiter so, wie die Gelegenheit es giebt und wie gerade dem schreibseligen Verfasser die Zeit bleibt und die „Quellen fließen". Der erste Band erschien unter verschiedenen Titeln, der zweite sollte ihm in demselben Jahre (1850) folgen und die Ereignisse bis zum Februar 1847 darstellen, statt dessen erschien er erst

1857 und führt die Darstellung nur bis 1843, noch nicht ein Jahr weiter, der dritte Band wird jetzt mit derselben Nonchalance, mit der der zweite angezeigt ward, bis spätestens zum Ende des nächsten Jahres versprochen und soll bis zum 31. Januar 1850 reichen, also die ungeheure Masse der preußischen Ereignisse von 1843—1850 zusammendrängen. Die Vorrede zum ersten Bande sagt uns, daß bereits im Jahre 1844 dem Verfasser der Plan gekommen sei, eine Geschichte der jüngsten Zeit, besonders Deutschlands, ganz besonders aber Preußens, seit dem Jahre 1840 zu schreiben. „Denn schon damals, wer irgend ein Auge hatte für den Gang der Zeit, konnte es nicht verborgen bleiben, daß das gesammte europäische Staatsleben einer allgemeinen Krisis entgegeneilte und daß namentlich für Deutschland und Preußen mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms des Vierten die Morgendämmerung (aber auch nur erst die Dämmerung) eines ganz neuen Lebens angebrochen war." Fügt nun auch Prutz gleich hinzu, daß damals (1844) noch ein Ereigniß gefehlt habe, welches diese Uebergangsepoche abschloß und das dem Historiker eine künstlerische Durchbringung derselben sicherte, so bleibt das oben angeführte „Denn" doch in vollster Haltlosigkeit bestehen. Die Aufgabe des Historikers ist es, die Vergangenheit zu einem Ganzen zu gestalten und die einzelnen Ereignisse derselben auf ein Ziel, das in der Gegenwart erreicht ward oder bereits deutlich erkannt wird, zu beziehen, und wenn Tacitus ihm nahe liegende Ereignisse in seine Annalen trägt, so geschieht das nur, weil er in der Tiefe seiner sittlichen Ueberzeugungen das Bewußtsein schöpft, es seien alle Ziele dieser alten Welt erreicht und ein Ende sei ihr von dem Vater der Schicksale gesetzt. Wenn aber Prutz in seinem Glauben, daß eine Krisis nahe, daß ein ganz neues Leben beginne, daß also eine noch ganz unbestimmbare Entwickelung anfange, den Grund zu einem Berufe, die Geschichte dieser verworrenen Gährung während der Gährung zu schreiben, finden und nachweisen will, so setzt er sich damit in frivolem Leichtsinn über die Bestimmung des Geschichtsschreibers hinweg und compromittirt die Achtung, welche das deutsche Volk bisher noch stets seinen Historikern gezollt hat.

Es war ihm natürlich 1844 unmöglich, die Geschichte von 1840 her künstlerisch zu durchdringen, und es war ihm dies 1847, als mit dem Vereinigten Landtag nach seiner Ansicht das „abschließende Ereigniß" erfolgt war, ebenso unmöglich, denn weder 1844 noch 1847 waren die religiösen und politischen Bewegungen, welche in Preußen seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. an die Oberfläche getreten waren, Geschichte geworden, sie hatten 1844 eben so wenig als 1847 eine ihnen genügende Form gefunden, sie hatten 1844 eben so wenig als 1847 ebenbürtige Gegner erhalten, sie stehen noch heut in bitterem Kampfe mit den Mächten des Bestehenden sowohl als mit den neuerwachsenen Mächten einer großartigeren Welt-, Staats- und Gesell-

schaftsanschauung, sie werden noch jetzt täglich genauer in ihrer Bedeutung, in ihrer relativen Berechtigung, in ihren geheimen Beziehungen zu Volk und Staat erkannt: ihre Geschichte wird erst ein Jahrhundert schreiben, welches aus den rationalistischen und liberalen Bewegungen, die zwischen 1840 und 1847 so laut und anmaßlich hervortraten, und aus den ihnen entgegentretenden Geisteskräften ein Gesammtresultat gezogen und in seinen neuen Geist aufgenommen hat.

Freilich giebt es für die Geschichtschreibung die verschiedensten Standpunkte; Livius schrieb anders über das alte Rom, als ein Christ der ersten Jahrhunderte, und anders wieder ein Chronist des Mittelalters, und anders wieder stellte sich die Geschichte der großen Republik dem Auge Gibbon's, und anders wieder dem Niebuhr's dar; aber trotz der Verschiedenartigkeit dieser Standpunkte rechtfertigen sie sich doch alle als die des Historikers dadurch, daß sie in jener Entfernung von der Darstellung gefunden werden, wo die Erschütterungen, welche die darzustellenden Ereignisse, Bewegungen und Kämpfe ihrem Geburtsboden mittheilen, nicht mehr nachdröhnen und nachzittern können. Dies wird Prutz in Beziehung auf kein Stück seiner Darstellung zu behaupten wagen; vielmehr erkennt er an einigen Stellen derselben geradezu die Einwirkungen des laufenden Tages an, und mitten im Schwall seines Selbstlobes (er nennt selbst sein Buch eine unparteiische, eine „wahrhaft geschichtliche Darstellung" ꝛc.) gesteht er u. A., daß „mehr als einmal der Schmerz des Patrioten die Feder des Schriftstellers lähmte," daß „die Ereignisse der letzten Jahre außerordentlich wenig geeignet waren, dem Verfasser diejenige Stimmung zu geben, deren er zur Vollendung seines Werkes bedurfte." Er bekennt endlich sogar, daß er es nicht vermocht habe (bei Ausarbeitung des zweiten Bandes), „Stimmungen gewaltsam festzuhalten, die den Thatsachen nicht mehr entsprechen," und, man bemerke wohl, nicht den in dieser „Geschichte" dargestellten Thatsachen, sondern, wie aus dem Zusammenhange der betreffenden Stelle klar hervorgeht,*) den Thatsachen der letztverlebten Jahre, des heutigen

*) Diese Stelle lautet: Freilich wird es ihm (dem Verf.) nicht gelungen sein, alle Spuren dieser vielfachen Unterbrechungen und Zögerungen zu verwischen; ja er kann nicht einmal wünschen, daß es anders wäre. Der Plan des Werks wurde unter Umständen entworfen, welche den Vaterlandsfreund zu den fröhlichsten Hoffnungen zu berechtigen schienen, und auch der größere Theil des ersten Bandes wurde noch unter ähnlichen Verhältnissen und darum auch in ähnlicher Stimmung ausgeführt. Seitdem ist eingetreten — was wir Alle wissen und empfinden; der Vaterlandsfreund giebt die Hoffnung auf eine gedeihliche Fortentwickelung des deutschen Volkes nicht auf, aber er bescheidet sich, daß von denen, deren Haar sich allmählich zu färben beginnt, keiner mehr den Sieg der Freiheit erleben wird, und daß wir Alle nur noch „Futter für's Pulver" sind, eben gut genug, die lange trostlose Lücke zwischen Vergangenheit nnd Zukunft auszufüllen. — Es widerstrebt der Ueberzeugung des Verfassers, und selbst wenn er es wollte, so liegt es nicht in seiner Natur, Stimmungen gewaltsam festzuhalten, die den Thatsachen nicht mehr entsprechen, und sich künstlich zu einer Begeisterung emporzuschrauben, zu der er weit und breit keine Veranlassung mehr sieht. Der vorliegende Band, fürchte ich, wird im Verhältniß zu seinem Vorgänger etwas nüchtern und herabgestimmt erscheinen; ist diese Befürchtung begründet, so wolle der Leser sich erinnern, daß auch die Zeit verzweifelt herabgestimmt und frostig geworden, und daß es nicht Jedermanns Geschmack ist, mitten unter unzähligen Nüchternen sich als der einzige Trunkene zu geberden.

Tages, wie denn auch die „begeisterte Stimmung", mit der zum großen Theil der erste Band geschrieben ist, nicht sowohl aus den Ereignissen der Jahre 1840—42, sondern aus der augenblicklichen achtundvierziger März- und Revolutions-Umgebung des Verfassers abgeleitet wird. Mit diesen Aeußerungen, denen wir eine Reihe ähnlicher hinzufügen können, hat der Verfasser thatsächlich selbst zugegeben, daß er die jüngste Vergangenheit — und es ist dies auch unmöglich — nicht als eine zur Auferstehung reife Leiche, als eine todte, vollbrachte Thatsache, als ein seinen Interessen entrücktes Object betrachtet, sondern sie nach den schwankenden Bewegungen seines Gemüthes, seiner Hoffnungen und Befürchtungen beurtheilt, daß er heut vielleicht geneigt ist, diese oder jene der dort handelnden Persönlichkeiten nachsichtiger zu beurtheilen, weil dieselbe Persönlichkeit heut sich zu seinen Idealen und Zielen unschädlicher und gleichgültiger stellt, daß er aber morgen, wo er den Faden seiner Erzählung der jüngsten Vergangenheit wieder aufnimmt, dieser Persönlichkeit und ihrem jüngstvergangenen Thun nachsichtslos und leidenschaftlich zu Leibe geht, weil in der Nacht zu heut diese Persönlichkeit sich in der Gegenwart und ihrem Thun und Kämpfen wieder stärker geltend machte und die Empfindsamkeit der Prutz'schen Ideale von Neuem erregte. Wie die Persönlichkeiten, muß auch die Bedeutung der geistigen Richtungen der Ereignisse vor seinem Auge unaufhörlich wechseln, und wie er im ersten Bande, nach dem kläglichen Ende der Reformgemeinden, der Deutschkatholiken und Aehnlichem veranlaßt war, diese Zeit-Erscheinungen in seinem Buche nur als vorübergehende Schatten zu zeichnen, so wird er jetzt, wo die Schwarzisch-Bunsen'sche Reaction ihm entgegentritt, der religiösen Bewegung in Deutschland, wie sie stets als Correlat der politischen anschwillt und abnimmt, leicht wieder eine größere Bedeutung einräumen.

Nicht allein aber übermannt ihn der Wechsel der heutigen Begebenheiten und macht seine Feder zu einer ruhigen Darstellung und Beurtheilung der Ereignisse und Persönlichkeiten der jüngsten Vergangenheit ungeschickt, — ein Uebelstand, der in geringerem Maße auch bei bewährteren Historikern bei Beschreibung von Zeitläuften, die an die Gegenwart anspielen, bemerkt wird —, sondern gerade dies, was wir, und mit uns das nach wirklicher „Geschichte" verlangende Publicum, einen Uebelstand nennen, ist es, was sein Interesse an diese seine Arbeit überhaupt fesselt, und gerade dieses den Schwingungen des Weberschiffchens vergleichbare Hin- und Herzucken und Hin- und Herfliegen seiner Sympathieen und Antipathieen ist ihm das Wesentliche an dieser Arbeit.

Er schreibt diese Geschichte seit 1840 nicht, wie die frommen Historiker es thun, um die Macht Gottes und seine wunderbare Weisheit und Gnade an der Menschheit zu erweisen, auch nicht, wie die Gottes unkundigen Philosophen es versuchen, um das innere Wachsen der geistigen Dinge zu erweisen und die großen Gesetze aufzudecken,

welche unter und zwischen den Ereignissen arbeiten und die Reihe der Zufälle zu einem großen kunstvollen Gefüge gestalten, in dem das eine Glied gerade so und nicht anders geformt sein muß, — er schreibt sein Buch, weil es ihm die sicherste und bequemste Gelegenheit bietet, eine Verherrlichung seiner Partei und zugleich eine Herabsetzung und Verdächtigung der ihm feindlichen im großen Publicum zu verbreiten. Er will durch den Hinweis auf die siegreichen Stöße, die der Liberalismus 1840—1847 gegen die preußische Regierung, gegen das wirkliche preußische Volk ausübte, und durch den Hinweis auf die Schwäche, welche Regierung und Beamte und Stände im Augenblicke der Prüfung und Gefahr zeigten, ermuthigen und entmuthigen, und er zeigt durch diese seine offen dargelegte Tendenz, daß er recht gut weiß, wie fern seine Darstellung eben der Geschichte, der hohen, unparteiischen, ist. Er weiß, daß er kein Historiker, daß er ein Pamphletist ist, ein Umstand, aus dem sich auch nur die grenzenlose Leichtfertigkeit in der äußeren Anordnung seines Werkes erklären läßt.

Nur als ein Pamphlet können wir sein Buch betrachten, und als solches es verurtheilen; aber damit ist demselben, verkennen wir es nicht, auch eine Deckung entzogen, welche die Wagnisse und Ueberhebungen seines Urtheiles vor verschiedenen äußerlichen Unannehmlichkeiten und Züchtigungen sicher stellte.

Die Ideale dieses Pamphletisten aus seinem vorliegenden Buche zu bestimmen, ist übrigens nicht ganz leicht. Zwar fehlt es ihm nicht an allen möglichen großen Phrasen, die in der Schule Jungdeutschlands mehr als gewöhnlich sind und deren hauptsächlichste, die den Geist unseres Autors am besten kennzeichnet, wir hierhersetzen:

„Die französische Revolution bildet, vereint mit der Reformation, deren practische Parallele sie ist, die Grundpfeiler der modernen Zeit, deren Charakter hinwiederum darin besteht, daß durch sie die Einseitigkeit der mittelalterlichen Weltanschauung aufgehoben und ein neues, verklärtes Alterthum, ein neues Reich der Natur und der Menschheit, aber hindurchgegangen durch den Geist und wiedergeboren aus ihm, hervorgerufen werden soll."

Die deutsche Reformation bleibt nach ihm unfertig und wird abstract, die französische Revolution muß sie ergänzen. Aber leider ist Deutschland dazu verurtheilt, „den jungen Herkules der Revolution in der Wiege zu ersticken." Es heißt (I. 34 ff.) bei Prutz: „Es mag die Frage aufgeworfen werden, wie der Gang der Welt geworden wäre, gesetzt daß Preußen, statt die dynastische Politik Oesterreichs in Betreff der französischen Revolution zu unterstützen, sich vielmehr der letzteren angeschlossen und die Sache der Aufklärung und der Freiheit zu der seinen gemacht hätte.

„Und einige Veranlassung dazu hätte es schon gehabt, jedenfalls mehr als der Papst zum Reformiren. Oder dieses ganze Preußen, diese ganze Schöpfung des großen Kurfürsten, gepflegt und zu schwindelnder Höhe gesteigert von seinem größeren Urenkel, Friedrich dem Zweiten,

was war es denn anders, als eine Schöpfung der Freiheit, ein Kind der Aufklärung, die mit vorurtheilsfreiem, raschem Blicke sich aller jener Vortheile zu bemeistern gewußt hatte, auf welche altersschwaches Herkommen in thörichter Selbsttäuschung verzichtete?"

Aber filii heroum noxae. Wie erhaben diese Herkunft, wie glorreich dieser Stammbaum, Preußen hatte seiner vergessen."

Glücklicher Weise, wie Prutz behauptet, tritt dann der Rheinbund auf, „in welchem die Mehrzahl der deutschen Fürsten zu einem Bündniß mit der Revolution sich vereinigen" (I. 39). Es lebe noch nachträglich der Rheinbund! Wir lesen bei Prutz: „Auch die beschränkte, die verkümmerte Freiheit des kaiserlichen Frankreich war gegen den Zustand, in welchem die Völker des Rheinbundes bis dahin, der Mehrzahl nach, gelebt hatten, noch immerhin ein Fortschritt. Auch der militairische Despotismus, die nivellirende Centralisationswuth der Napoleonischen Herrschaft, wie hart, wie grausam an sich, verdiente noch immer den Vorzug vor der armseligen Eunuchenwirthschaft, unter welcher die Mehrzahl dieser Länder bis dahin gestanden hatte. Fast alle Staaten des Rheinbundes, mit einziger Ausnahme vielleicht von Sachsen, welches wenig oder nichts in seinem alten Schlendrian veränderte, nahmen, indem sie der äußeren Politik Frankreichs beitraten, zugleich auch eine Menge seiner inneren Einrichtungen an. Und wer irgend mit dem Zustande der kleineren deutschen Staaten zu Anfang des Jahrhunderts bekannt ist, der wird auch zugeben, daß diese französischen Einrichtungen (ich erinnere beispielsweise an die Säcularisation der Klöster, die Beseitigung der alten Adels-Aristokratie, die Gleichstellung der Juden, die Organisation des Militairwesens, die neue und gleichmäßigere Vertheilung der Abgaben, die Reform des Gesetzwesens nach Anleitung des Code Napoléon &c.), verglichen mit den alten einheimischen, durchgängig die ungeheuersten Fortschritte waren. Von Baiern, Baden, Württemberg ist dies außer Zweifel; diese Staaten haben in der Epoche des Rheinbundes nicht nur den Grund zu ihrer gegenwärtigen räumlichen Ausdehnung gelegt, sondern auch zu ihrem innern politischen Leben wurden damals, mit Beseitigung der alten patriarchalischen Thorheit, die ersten kühnen Linien gezogen."

Diese Stellen müssen ausreichen, um einen Geist zu charakterisiren, der dem Volke, heimischer Sitte und heimischem Rechte in den Schulen der Revolution und der zuchtlosesten politischen Träumereien ganz entfremdet ward und dessen hervorstechende Eigenschaft nur seine Kühnheit ist, die es ihm möglich macht, Consequenzen seiner kosmopolitischen Erdreligion zu ziehen, welche Vorsichtigere seiner Gesinnungsgenossen vorsichtig verschweigen. Das Lob des Rheinbundes haben wir, so verständlich es uns im Munde eines Mannes der „Freiheit und Gleichheit" ist, in dieser offenen Form noch bei keinem Andern gefunden, Gervinus selbst steht darin hinter Prutz um Vieles zurück.

In welcher Weise dieser Mann nun die neue Zeit und die Bewegung, welche mit 1840 vom Throne und dem edelsten Theile der Nation ausging, beurtheilen wird, ist leicht von vornherein zu berechnen.

So viel er an der Regierung Friedrich Wilhelms III. zu tadeln hat, so wenig ihm ihre Demagogen-Commissionen und ihre Congreß-Politik gefallen mag, so steht er doch keinen Augenblick an, sie der weiteren Zukunft vorzuziehen, denn das Hegelthum, die Aufklärung und eine gewisse wohlmeinende Indifferenz hatten doch bis 1840 die Zustände noch einigermaßen erträglich gemacht. Jetzt aber begann eine Zeit der offensten ehrlichsten Reactionen, zurückführend zu aller deutschen, zu aller preußischen Eigenart, zurückführend auf den eigentlichen positiven Charakter der deutschen Reformation, zurückführend zu dem unüberwindlichen Gegensatze, in welchem deutsches Recht und Revolutions-Freiheit stehen.

Der Verfasser hat diesen Eingang zu seinem Pamphlete, diese ersten Augenblicke der neuen Bewegungen, nicht übel drappirt. Er mischt sich unter das Berliner Publicum und lauscht auf das, „was sich dasselbe in die Ohren raunt,“ und in einem scheinbar recht gemüthlichen und harmlosen Klatsch theilt er uns die Gerüchte mit, welche damals Berlin durchzogen, der König wolle den Bischof von London einladen, nach Preußen zu kommen und unseren Bischöfen die Weihe zu geben 2c., dazu eine Skizze der Dräseke'schen Händel in Magdeburg, des Auftretens des Prediger Sintenis, dann eine feierliche Apostrophe zu Gunsten des eben verscheidenden Ministers von Altenstein. Es ist dafür gesorgt, daß wir feuchte, modrige Düfte zu fühlen glauben, daß es uns zu Muthe wird, als stiegen wir aus den Abendstunden eines verlorenen Tages in eine Gruft. So leitet Herr Prutz das Regiment Friedrich Wilhelms IV. ein. Jede Thatsache — man vergleiche nur die Erzählung der Berufung Schellings und anderer großer Männer nach Berlin — wird so lange hin- und hergedeutet, bis sie, stets natürlich durch die Beifügung der betreffenden in jener Zeit umlaufenden Gerüchte, ein düsterer Act der hohen Verschwörung gegen des Volkes Aufklärung und Freiheit und ewige Rechte wird. Zum Ueberfluß wird die allerhöchste Persönlichkeit selbst noch wiederholentlich für die im Eingang angedeuteten Zwecke des Pamphletisten benutzt. Er wird zum Schauspieler, wenn er vom König (S. 172) schreibt: „Darum noch einmal: es ist uns bange um diesen Prinzen, wir fühlen Mitleid mit diesem Kinde, so strahlend von Talenten, so überschüttet mit Knospen des Genius. Der Neid der Götter ist unversöhnlich; etwas weniger in diesem Falle wäre mehr —: Eisen statt Gold, Prosa für Poesie — es wäre besser für ihn und sein Volk, sein zukünftiges!“ — Und wenige Seiten darauf geht Prutz noch weiter, und der Mann, der in der Einleitung zu seinem Buche über den Censurdruck in Preußen zu klagen wagt, darf (I. 176) Dinge über die höchsten Personen

schreiben, welche Privatleute mit sehr einfachen Mitteln zurückweisen würden.

Solche Zeichnung des königlichen Charakters, wie sie hier vorliegt, war aber für die Zwecke Prutzens schon darum nothwendig, weil sie erst die folgende Darstellung, nach der stets „zwei Parteien um den königlichen Willen buhlten“ (I. 271), eine Insinuation, mit der die Zwietracht säende Presse unserer Revolutionsjahre bekanntlich sehr erfolgreich wirkte, begründet. Jetzt beginnt die „Geschichtsschreibung“ Prutzens, zwischen den Herren v. Rochow, Eichhorn, v. Thile, Graf Stolberg auf der einen und den Herren v. Schön, v. Boyen ꝛc. auf der andern zu vergleichen, abzuwägen und mit wohlberechneter Farbe beide „Parteiungen“ zu tränken. Aller Haß und alles Schwarz wird natürlich auf Eichhorn und v. Rochow gehäuft, alle Tugend und alles Weiß wird für die lange Reihe edeler Männer von Schön an bis auf Dr. Johann Jacoby, den Verfasser der „vier Fragen, von einem Ostpreußen beantwortet“, verbraucht. — (Im Vorübergehen sei bemerkt, daß grade bei der Schilderung der letzteren Persönlichkeit, die denn doch durch ihre Haltung in der National-Versammlung von 1848 sattsam aufgeklärt ist, Prutz in eine wahre Begeisterung geräth.)

Der erste Band schließt mit der Verabschiedung der Minister v. Schön und v. Rochow, er ist von Prutz zum ersten Acte eines Dramas gestempelt und schließt mit den Worten: „Also weder Ormuzd noch Ahriman, sondern ein Drittes, Neues — was kann, was wird es sein?!“

Der zweite Band beginnt mit der Ernennung des Grafen Arnim zum Minister und wendet sich nach einem schwachen Versuch einer Charakterzeichnung desselben hauptsächlich gegen die religiöse Reaction. Folgendes ist ein Extract dieser Schilderung:

„Herr Eichhorn blieb doch, wie wir ihn früher genannt haben, der eigentliche böse Genius des Königs, die finstere Wolke, die sich mit ihrem schwülen Schatten dicht vor den König lagerte, daß das Volk die verehrte Gestalt nur noch verzerrt wie durch einen Nebel erblickte. Verfassung und freie Presse — nun ja doch, sie hatten den Kreis ihrer Anhänger in den letzten Jahren sehr erweitert: aber diese Anhänger gehörten doch immer nur gewissen bevorzugten Ständen an, es war nur erst eine Sache des Luxus, ja zum Theil eine Sache der Nachahmung, der politischen Mode, indem man sich für Constitution und Aufhebung der Censur interessirte. In dem kirchlichen Elemente dagegen wurzelte noch der bei Weitem größte Theil der Nation; die Fragen, um die es sich hier handelte, waren Jedem verständlich und Jedem von Interesse, auch den Geringsten, den Aermsten nicht ausgenommen. Sprecht dem kleinen Bürger, dem Bauer, dem Tagelöhner von Constitution und freier Presse, und sie werden Euch fragend ansehen, was Ihr damit meint — oder würden es wenigstens zu jener Zeit noch gethan haben. Aber sagt ihnen, die Freiheit der Gewissen solle angetastet werden; sagt ihnen, sie sollten nicht mehr beten dürfen, wie es ihnen um's Herz ist, sondern nach Formeln, welche die Polizei ihnen vorschreibt; zeigt ihnen statt der milden nachsichtigen, zum Theil auch lässigen Seelsorger, die sie bisher gehabt haben und die mit Vergnügen fünf gerade sein ließen — zeigt ihnen statt ihrer jenes neue glaubenseifrige, fanatische Geschlecht mit den hohlen Augen und den bleichen knochigen Gesichtern, das da von allen Seiten herangeschlichen kommt, um sich unter salbungsvollen Redensarten der fettesten Pfründen im Lande zu bemächtigen; sagt ihnen, daß ihre sonntäglichen Tänze, ihre häuslichen Gelage, ihre alten lustigen Fest- und Hochzeitsgebräuche, ihre Spinnstuben und Stelldicheins aufhören werden und daß man sie statt dessen mit verdoppelten Gottesdiensten, mit Kirchenbußen und öffentlichen Abkanzelungen heimsuchen wird; ja sagt ihnen (und es wurde damals gesagt), daß die Regierung einen neuen Glauben über Meer verschrieben habe, daß

König und Königin im Begriffe stünden, katholisch zu werden und daß das gesammte Land ihnen mit Nächstem werde nachfolgen müssen, es möge wollen oder nicht — sagt ihnen das und gebt Acht, welche Wirkung es thut!"

Wie fein ist hier des Autors Meinung, und das, was der Autor als des Publicums Meinung bezeichnet, durcheinander gemengt, wie geschickt weiß er sich der Verantwortlichkeit für ein Gemälde zu entziehen, das er gleichwohl verfaßt hat. Es geht nichts über die Ehrlichkeit der Radicalen. Eine Verdächtigung Eichhorns ist zur Wirkung dieses Bildes noch nothwendig. Der König freilich trieb die Religion, wie ein „hochgebildeter", „jovialer" Herr mit weichem Herzen sie treibt, sie war ihm ein „Herzensbedürfniß", aber Eichhorn —!

„Das Publicum verstand den religiösen Enthusiasmus des Königs nicht und konnte ihn nicht verstehen: aber es hatte doch wenigstens eine Ahnung von seiner tieferen Beschaffenheit und hatte Respect davor, so weit er sich im König persönlich äußerte. Herrn Eichhorn dagegen sprach die öffentliche Meinung — mit welchem Recht, wagen wir natürlich nicht zu entscheiden — allen Ernst und alle Tiefe der religiösen Ueberzeugung ab. Man hatte ihn ja gekannt in früheren Jahren, als Freund der aufgeklärtesten Männer, eines Niebuhr, Schleiermacher rc.; woher sollte er denn jetzt auf einmal diese außerordentliche, diese aufdringliche Frömmigkeit haben?"

Wir haben damit den Ton des ganzen Pamphlets, so weit es eben dem Publicum vorliegt, charakterisirt, und schon aus den wenigen mitgetheilten Proben werden die Leser ein Verständniß für unsere Behauptung, hier liege ein parteiisches, bestimmten unlauteren Zwecken dienendes Flugblatt, aber kein Geschichtswerk vor, gewinnen.

Die folgenden Bände werden uns erst recht in medias res führen, sollten sie je erscheinen und der Buchhändler nicht den Muth verlieren, ein so bedenkliches und fragmentarisches Unternehmen fortzusetzen. In ihnen wird erst ganz die ganze Gehässigkeit, mit der Prutz Eichhorn und alle Restaurationsbestrebungen der Vierziger Jahre verfolgt, hervortreten können, in ihnen wird — wenn dies möglich — es noch deutlicher werden, daß Prutz die Bewegungen des heutigen Tages verfolgt, angreift, verdächtigt, indem er ihre ersten Anfänge, die in diesen Vierziger Jahren liegen, entstellt und der Gegnerschaft gegen dieselben alle Ehre und alle geistige Größe beilegt.

Die deutsche Geschichtschreibung hat selten einen roheren und liebloseren Schlag ins Gesicht erhalten, als durch dieses lodderige Buch eines früheren Mitarbeiters an den Hallischen Jahrbüchern, eines Mannes aus der Werkstatt der Ruge und Bauer. *)

*) Von der Unwissenheit Prutzen's haben wir nicht besonders geredet, um diese Anzeige nicht zu weit auszudehnen. Jedes Capitel des Buches strotzt von Fehlern und Schiefheiten. Urtheile, wie z. B. das über die „Unfähigkeit" des (Finanzministers) Grafen v. Alvensleben, über das man in ganz Preußen lächeln wird, finden sich im Ueberfluß in diesem Geschichtswerke, das wohl Niemand als sein Verfasser für ein Material künftiger Geschichtsforscher hält.

Bücher-Anzeige.

[Die gesammten Naturwissenschaften] populär dargestellt von Dippel, Gottlieb, Koppe, Lottner, Masius, Moll, Nauck, Nöggerath, Quenstedt, v. Rußdorf. Verlag von G. D. Bädecker in Essen. Ein großartiges Unternehmen, wiederum, wie so viele, unter des stets bereitwilligen A. v. Humboldt Protection, oder doch wenigstens von ihm eingeführt. Es wird alle Disciplinen der Naturwissenschaften nach einander behandeln, in den beiden ersten Heften liegt uns der Anfang der Physik und Meteorologie von Karl Koppe, Oberlehrer in Soest, vor. Der Vortrag dieses Schriftstellers ist klar und verständlich. Zahlreiche sehr schöne Abbildungen zieren das sehr elegante und instructive Buch. Eigene Gedanken machte uns das Eingangsbild zur Physik. Ein Naturforscher sitzt vor aufgeschlagenem Buche am Tische, von allen möglichen physikalischen Instrumenten, Luftpumpen, Electrisirmaschinen ꝛc. umgeben. Durch das offene Fenster sieht er mit zuversichtlichem Blick zum Himmel empor, der mit Blitzen bedeckt ist. Es sieht fast aus, als wollte er zu Dem da oben sagen: Was Du kannst, kann ich auch und verstehe ich auch.

Aus der Hauptstadt.

Schluß des Landtags. — Verzögerung. — Prinz Napoleon. — Sein Gesicht verglichen mit dem des ersten Kaisers. — Unterredung mit Herrn von Gerlach. — Herr von Kleist-Retzow.

Wieder wird ein preußischer Landtag in's Buch der Geschichte geschrieben, und die Herren, welche pflichteifrig genug waren, bis zu dieser letzten Stunde auszuharren, schütteln jetzt frohen Muthes den Staub Berlins von ihren Füßen und eilen in die Provinz zurück, schwer belastet mit allen möglichen politischen Bedenken und Fragen, auf deren Erörterung schon ihre Committenten im heimischen Club oder Casino mit gespannter Miene warten. So lange wir Landtage haben, ging noch niemals einer derselben mit dieser innern Hebung und Spannung, so angeregt und so zukunftsvoll, auseinander, als der diesmalige. Auf allen Lippen schweben nichtgehaltene Reden, in allen Köpfen reifen Plane, Gedanken, die bis zur nächsten Session reif geworden sein werden und unseres Bedünkens sehr bedeutend zu einer Aenderung des inneren Lebens und Pulsschlages unserer Staats- und Volkszustände beitragen werden.

Ein eigenthümliches Mißgeschick, ein mal-entendu, kein bloßes Mißverständniß, war Schuld daran, daß das Ministerium in etwas herber Haltung den Wünschen und Beschlüssen des Herrenhauses begegnete und auf der einen Seite dasselbe mit Vorlagen und Arbeiten übermäßig verschonte, auf der andern nicht dazu beitrug, daß die Sache schließlich so viel wie möglich abgekürzt wurde. So sahen wir die merkwürdige Wanderung des Gewerbegesetzes vom Abgeordnetenhause in's Herrenhaus, vom Herrenhause wieder zum Abgeordnetenhause und dann wieder zum Herrenhause u. s. w. Man kann sagen, daß das arme Gesetz wegen Erschöpfung gestorben ist. Es hatte sich überlaufen und seinen Lungen zu viel getraut.

Berlin verliert ungern die braven Männer, welche hier des Landes Beste beriethen, aber auch mancher Gesellschaft zur Zierde gereichten und durch ihre officiellen Arbeiten, wie durch manche privatlichen Abschweifungen jedenfalls dazu beitrugen, der Unterhaltung der Hauptstadt willkommene Stoffe zuzuführen.

Sogleich wird man hier freilich den Verlust nicht bemerken, den das Scheiden der Häuser uns bringt, diese Woche wenigstens hatte durch die Anwesenheit des Prinzen Napoleon ein Interesse erhalten, das viele Kreise ausschließlich in Anspruch nahm.

Der Prinz, der hier am Freitag Nachmittag eintraf, hat sich dem Berliner großen Publicum sowohl als der ausgewählteren Gesellschaft mehrfach gezeigt, und die durch die Gastfreundschaft Sr. Majestät des Königs gebotene Rücksicht, die auch wir natürlich keinen Augenblick bei Seite setzen, leitete auch in jeder Beziehung das Berliner Publicum.

Man war hier zunächst auf das Aeußere des Prinzen ungemein begierig. Man wollte die getreue Copie des Antlitzes des schlachtenlenkenden Onkels doch gar gern einmal sehen. Aber man hat sich stark getäuscht. Gewisse Lineamente, welche auch die Bilder Davids, Gerards rc. enthalten, fand man allerdings in dem starken vollen Antlitz des Prinzen auch wieder, das starke Kinn, die festaufgesetzte Nase; aber das, was doch eigentlich die Aehnlichkeit eines Gesichtes ausmacht, der geistige Ausdruck, ist ganz von dem verschieden, den man auf den Bildern des ersten Kaisers erblickt. Diese dämonische Tiefe des ruhelosen und grundlosen Auges, diese schwere Augenbraue, welche an eine herniederhangende Gewitterwolke erinnert, diese durchgearbeitete Stirn mit der doppelten Falte gegen die Nasenwurzel hin — nach den Physiognomikern das Merkmal des Genies —, dieses marmorne Gelbbleich des Gesichtes, dessen die größte Aufregung nicht Herr werden konnte, diese feinen scharfen Lippen, welche auf allen uns bekannten Bildern so stolz und despotisch schweigen, alles das fehlte diesem starken, leicht gerötheten und leicht schweißfeuchten Gesicht des Prinzen, der einen gewissen Zug von phlegmatischer Bonhommie im Gesicht hat und in irgend einem nicht nachweisbaren, aber doch sich uns aufdrängenden Zuge seines geistigen Ausdrucks an den dicken König-Herzog von Württemberg erinnert, der in Wien auf dem Congresse sich am grünen Conferenztische einen eigenen Platz reservirte, wo man aus der Tischplatte ein halbrundes Stück herausschnitt, damit darin der Bauch des hohen Herrn Platz fände.

Der Prinz zeigte sich auf der Parade am Sonnabend Morgen, wo er an der rechten Seite Sr. Maj. des Königs an unsern prächtigen Garde-Regimentern herabritt, in ganz sicherer und bewußter Haltung, aber auch sein Anzug entsprach dabei nicht ganz den Bildern, welche man sich vom alten Kaiser machte. Selbst einer unserer unverwüstlichen Straßenjungen äußerte darüber unverhohlen seinen Genossen sein Mißfallen: „Des is ja jar nischt, der hat ja den Dreimaster nich verquer uf." . . . Es fehlte der historische Hut, statt seiner trug der Prinz den gewöhnlichen Generalshut, den er, sobald er einer Regimentsfahne nahte, grüßend abzog. Er grüßte das Andenken unserer Siege gegen Frankreich.

Der Prinz zeigt einen unzweifelhaft romanischen und zwar italiänischen Typus. Starkes, schlichtes, kohlschwarzes Haar, das glatt in den starken Nacken fällt, südlicher Teint, nicht zu straffe Haltung des Oberkörpers.

In der Oper, bei Hofe und auf dem Balle des Marquis de Moustier fand die höhere Gesellschaft noch Gelegenheit, den Prinzen genauer zu betrachten, ihn sprechen zu hören und seine geistige Tournure kennen zu lernen. Er ist mit dem deutschen Hofleben bekannt, er hat längere Zeit am Hofe zu Stuttgart — seine Mutter ist ja eine württembergische Prinzessin — gelebt, auch den Degen eines württembergischen Offiziers getragen. Man bemerkte es sehr, daß der Prinz sich an einem der ersten Tage seiner Anwesenheit am Hofe in einer großen Hof-Gesellschaft sehr angelegentlich und dreiviertel Stunden lang mit dem General von Gerlach unterhielt. Das Gespräch hatte jedenfalls einen politischen Inhalt, und es verlautet

überhaupt Mehreres darüber, daß der Prinz eine politische Mission mit seinem Besuche am hiesigen Hofe verbinde. Der Prinz erscheint übrigens als Lebemann, er tanzt sehr gern, wie gesagt wird, aber seine Constitution mag diese Bewegung nicht besonders begünstigen.

Das Berliner Publicum ist das neugierigste der Welt, es sucht diesen Besuch gehörig auszubeuten. Wo es nur eine schwache Ahnung hat, daß der Prinz möglicher Weise erscheinen könnte, da findet es sich in Strömen ein und wartet geduldig auf den „Herakliden", wie Graf Hoverden im Herrenhause ihn genannt hat. Die Schaufenster der Buchläden helfen diese Neugierde stacheln. Ueberall sieht man Bilder des Prinzen, große, mittlere, ganz kleine Miniaturen, und zugleich damit wird Alles, was den Namen Napoleon trägt, ausgestellt, Les oeuvres de Napoléon III. und Anecdotes de Napoléon I. . . . Sehr bald werden auch die Modenwaaren-Händler Schnürleiber à la Prince Napoléon feilbieten.

Das Stadtgerücht spricht von einer nahen Verlobung des Prinzen mit einer deutschen (sächsischen?) Prinzessin. —

Unter den hier in der vergangenen Woche eingetroffenen Fremden befindet sich auch der Ober-Präsident der Rhein-Provinz, Herr v. Kleist-Retzow. Von seiner schweren Krankheit ist der edle Mann hergestellt, doch ist ihm immer noch eine gewisse Schwäche zurückgeblieben, die er durch eine Badekur in Weilburg zu beseitigen gedenkt. Haar und Bart werden weißer, und es contrastirt diese Farbe des Alters merkwürdig mit dem glänzenden und beredten Auge und mit den ausdrucksvollen Zügen und der Kraft und Elasticität der Bewegungen des Herrn.

Aus Baiern. Anfang Mai.

Sie erfahren seit dem Verbote der historisch-politischen Blätter in Preußen wenig oder nichts mehr über die bittern Kämpfe, welche die in jenem Organe vertretene Partei unter den süddeutschen Katholiken gegen unsere Regierungen überhaupt im Interesse einer vollständigen Oberherrschaft der Kirche über den Staat und speciell gegen die bairische Regierung führt. Nichts desto weniger haben aber diese Kämpfe eine allgemeine Bedeutung und verdienen auch vor Allem in Preußen, dem Horte des Friedens unter den religiösen und politischen Gegensätzen in Deutschland, recht eingehend verfolgt und gewürdigt zu werden, da die ihrer Zahl nach kleine, aber sehr thätige und energische Fraction, welche gern im Namen der katholischen Kirche überall das Wort führen möchte, unstreitig damit beschäftigt ist, von Süddeutschland aus immer weiter ihre spaltenden Keile in Norddeutschland einzutreiben.

Daß es bei solchem ihrem Beginnen ihr unendlich ungelegen kommt, wenn nun gar dies viel geschmähte Norddeutschland seinerseits auf den friedlichen Bahnen der Wissenschaft und Kunst in Süddeutschland immer tiefer eindringt, können Sie denken, und die historisch-politischen Blätter haben darum seit Längerem kein drängenderes Geschäft, als unaufhörlich in die Lärmtrompete zu stoßen und den Altbaiern anzuzeigen, Alles und alle Eigenthümlichkeit ihres Stammes stände in Gefahr, zunächst von München aus erschüttert zu werden.

Vor Kurzem erschien in Nördlingen, in der Beck'schen Buchhandlung, ein Flugblatt von einem bairischen Protestanten, welches auf diese Beschuldigungen antwortet. Es führt den Titel: „Die Münchener Professoren-Berufungen und die Ultramontanen" und verdient auch bei Ihnen bekannt zu werden. (Der Verfasser verspricht außerdem Fortsetzungen unter dem Titel: fliegende Blätter aus Baiern.)

Ich entnehme der Broschüre folgende Stelle:

„Seit dem Jahr 1852 ward in rascher Aufeinanderfolge eine ansehnliche Zahl von Fremdlingen an die Münchener Universität gezogen, zum Theil als ordentliche Facultäts-Mitglieder, zum Theil in der Eigenschaft von Honorar-

Professoren, d. i. als titulirte Privatdocenten ohne Besoldung und ohne Stimme in den Angelegenheiten der Corporation. Einige von ihnen sind bairische Landeskinder, die bis dahin an auswärtigen Universitäten gelehrt hatten. Es kamen Liebig, Siebold, Jolly, Pfeuser, Knapp, Bischoff, Sybel, ferner Riehl, Löher, Carrière, Bodenstedt, Geibel, Heyse. Auch Bluntschli, obwohl schon im Jahr 1848 berufen, wird mit diesen genannt, zumal seit seinem Kampf gegen das Ringseis'sche Universitäts-Programm, das der Wissenschaft die Function eines Verschnittenen im Dienste der Kirche anweist. Dies ist der gegenwärtige Bestand der angefeindeten „Fremdenlegion", der ich den kürzlich hinzugekommenen Rheinländer Cornelius nicht beizähle, weil seine Berufung vielmehr als Compensation für Sybel's gleichzeitig erfolgte Berufung gilt."

Diesen Berufungen gegenüber behaupten unsre Ultramontanen, man verdränge sie vom Gebiet der Wissenschaften, und zwar zu Gunsten ihrer fanatisirtesten Feinde. Sie behaupten, die Universität München sei unbestreitbar stiftungsmäßig katholisch, und nach den Populationsverhältnissen in Baiern gebührten der völkerrechtlich anerkannten katholischen Kirche eben so gut ihre zwei Universitäten, wie der völkerrechtlich anerkannten protestantischen Confession ihre rein protestantische Universität Erlangen noch niemals von ihnen angetastet worden sei.

Darauf entgegnet man ihnen aber das mit Recht: Ungerechnet die theologische Facultät, die selbstverständlich aus Katholiken besteht, zählt die Hochschule gegenwärtig unter 58 ordentlichen und außerordentlichen Professoren 13 Protestanten. Von diesen sind vier seit dem Jahr 1852 berufen, während in derselben Periode die Berufung von sechs Katholiken und die Ernennung von vier katholischen Privatdocenten (Honorar-Professoren) zur Professur erfolgte. Die Ultramontanen scheinen aber zu verlangen, daß überhaupt kein Protestant an der Münchener Hochschule als Lehrer wirke.

Dem ist zu entgegnen, daß Baiern heut nicht mehr der exclusiv katholische Staat ist, der es früher war. „Für das ganz katholische Altbaiern war freilich bis zum Anfang dieses Jahrhunderts der Protestantismus, für die brandenburgischen Fürstenthümer der Katholicismus ein fremdes Element, das sich folgerecht auch von den Bildungsanstalten dieser Länder fernhalten konnte. In dem heutigen Königreiche Baiern sind beide Confessionen gleich heimisch, wenn auch nicht gleich verbreitet, und zwar der Katholicismus im ganzen Lande, eben so der Protestantismus im ganzen Lande. Die katholische Cultur kann von den protestantischen, — die protestantische Cultur kann von den katholischen Landestheilen, die sich zu einem Staatsganzen geeinigt haben, staatlich nicht ferngehalten werden." Auch Erlangen hat in Folge dessen seinen exclusiv protestantischen Charakter aufgegeben. Abgesehen von der theologischen Facultät, zählt die Universität Erlangen gegenwärtig 31 ordentliche und außerordentliche Professoren, darunter 8 Katholiken.

Altbaiern, Franken, Schwaben und Alemannen in der Pfalz haben sich eben zu einem neuen Volke vereinigt, und wenn der Katholicismus die Majorität dieses neuen Volkes zu seinen Bekennern zählt, so entspricht diesem auch der Bildungsapparat des Staates vollkommen. Unter der Professorenzahl der drei Landesuniversitäten wird man mehr als 2 Drittheile Katholiken finden.

Neben die Beschuldigung, daß der Protestantismus in Baiern grundsätzlich begünstigt werde, setzen dann aber die Ultramontanen die noch viel allgemeinere Behauptung, „das einheimische Geistesleben werde unterdrückt und ein fremdes verderbliches an seiner Stelle gepflegt."

Was soll nun aber diese Störung der Stammeseigenthümlichkeit bedeuten? „Das heutige Baiern begreift, wie gesagt, in sich schon eine Mehrheit von paritätischen Volksstämmen wie von paritätischen Confessionen. Es vereinigt Baiern und Schwaben, Ostfranken und Rheinfranken, überdies noch Bruchstücke von Alemannen und Thüringern, so daß von allen deutschen Stämmen nur Sachsen und Friesen ohne Vertretung sind. Eine stark ausgeprägte Charaktereigenthümlichkeit unterscheidet den Baiern eben sowohl vom Franken und Schwaben und die letztern wieder unter sich, wie anderseits von den nördlichen Sachsen und Friesen. Was kann bei dieser Sachlage geschehen, um das „einheimische Geistesleben" der einzelnen Stämme zu wahren? Welche Vorsichtsmaßregeln sind von Staatswegen getroffen, damit der Baier vor fränkischer und schwäbischer, der Franke vor baierischer und schwäbischer Ansteckung sein einheimisches Geistesleben behüte?"

Durch solche Abschließungen und Ausschließungen, wären sie auch möglich, müßten die Institutionen, um welche sich hier zunächst die Frage dreht, die deutschen Universitäten, ruinirt werden, „deren Bedeutung nicht zum geringsten Theile gerade darin ruht, daß hier das einheimische Geistesleben vom Süd und Norden sich begegnet, sich bekämpft und versöhnt, seine Vorzüge austauscht, seine Untugenden usgleicht."

Aber selbst die Partei der historisch-politischen Blätter wird nicht wagen, geradezu diesen Beruf der Universität und eine der schönsten Eigenthümlichkeiten deutscher Entwickelung anzutasten.

Sie macht darum nur den Einwand, daß die einzelnen nach München Berufenen nichts Gutes, sondern nur Schlechtes gebracht hätten. Sie sagt, jedenfalls in Bezug auf den berühmten Chemiker v. Liebig:

„Herr Vogt aus Gießen kann auf Neu-München deuten und die Personen anklagen, die ihn geistig erzeugt, genährt und großgezogen, ihn jetzt aber nach Rabenvater-Art verleugnen wollen."

Wir müssen dahin gestellt sein lassen, wie Liebig zu Vogt und dem Materialismus steht, wir müssen aber hervorheben, daß neben ihm in München auch Heinrich v. Schubert, A. Wagner und Frohschammer stehen, welche sich an dem literarischen Kampf gegen die Materialisten betheiligt haben.

Jedenfalls ward Liebig nicht nach München berufen, weil er diese oder jene Ansicht über göttliche Dinge hat, sondern als erster der lebenden Chemiker und Analytiker. Auch der preußische Cultusminister rief noch neulich einen Mann (Virchow), der als Demokrat 1848 bekannt war, nach Berlin. An den übrigen Berufenen wissen auch die Herren der „historisch-politischen Blätter" keine besondere Aussetzung zu machen, ja mehrere derselben mußten und müssen sie sogar, wenn auch widerwillig, anerkennen, z. B. die conservativen Bestrebungen und den Lehrereifer W. H. Riehl's. Aber sie bleiben dabei, daß diese neuen Berufungen fremdartige Zusätze in das hiesige Geistesleben brächten und deshalb doch nie Wurzel fassen würden. Sie sagen:

„Was jetzt bei uns vorgeht, ist eigentlich nur ein Abklatsch dessen, was unter Maximilian I. von 1801—1810 vor sich ging. Es war damals ein wahrer Exodus illuminatischer Gelahrtheit vom Norden nach den baierischen Grenzen im Gang... Was fruchteten aber diese Anstrengungen? Antwort: sie verzehrten sich selbst, die „Finsterniß" erhob sich wieder kräftiger als zuvor, und nachdem Maler und Architekten ausschließlich 23 Jahre lang das geistige Leben Baierns repräsentirt, mußte man nun eben da wieder anfangen, wo man 1801 angefangen hatte, d. i. neuerdings dieselbe Fremden-Invasion herbeirufen."

Das ist aber grundfalsch. Die „Flugblätter" entgegnen darauf: „Unter den drei Fürsten der Zweibrückner Linie ist das angegriffene System ohne Unterbrechung, wenn auch in wechselnden Richtungen, beobachtet worden. Den Anfang macht der citirte „Exodus illuminatischer Gelahrtheit", d. h. die Berufung von Jacobi, Schelling, Thiersch und ihren Genossen. Als später die Universität Landshut nach München übersiedelte, schon zu König Ludwig's Zeit, sah man unter den Münchener Professoren Oken, Schubert, Görres und den wiederholt berufenen Schelling — Männer von sehr ungleicher Art, aber alle von fremder Herkunft. Als die Aufgabe, „das geistige Leben Baierns zu repräsentiren", an „Künstler und Architekten" überging, waren Cornelius von Düsseldorf, Schnorr von Leipzig, Kaulbach von Waldeck, Heß von Düsseldorf, Klenze von Hildesheim, Gärtner von Koblenz u. A. die Staatsbaumeister und Lehrer der Kunst-Akademie. Als in der Wissenschaft und Staatsverwaltung der Ultramontanismus die Oberhand gewann, waren nicht etwa baierische Landeskinder, sondern abermals Fremde die Vertreter dieser Richtung: die Rheinländer Görres, Windischmann, Arndts, Lassaulx, der Königsberger Phillips, die Franken Döllinger und Höfler, der Franzose Moy, der Schotte Lamont. An der Spitze der wissenschaftlichen Anstalten stand Herr v. Abel aus Wetzlar in Rheinpreußen."

Auch der auf das verhaßte Preußen gemünzte Unmuth der „historisch-politischen Blätter" über die Norddeutschen, welche sich in München gegenwärtig einnisten, paßt sehr schlecht.

„Ueberzählt und prüft man aber die Liste, so finden wir drei fränkische Landeskinder (die das Unglück hatten, von „ausländischen Universitäten" zu kommen), fünf Andere aus der Schweiz, Hessen-Darmstadt, Nassau und Baden und Sechs aus dem Norden, darunter die Poeten Bodenstedt, Geibel, Heyse — Repräsentanten norddeutscher illuminatischer Gelahrtheit!" — „Interessant ist die Thatsache, daß fast die Hälfte jener „Fremden" demselben fränkisch-pfälzischen Stamm angehört, der in dem heutigen Königreich Baiern den zahlreichsten Theil der Bevölkerung bildet."

Die Flugblätter untersuchen darauf in einer wirklich ergötzlichen Art die Berechtigung der Partei der „historisch-politischen Blätter", Altbaiern vor Fremden zu warnen. Sie schreiben: „Ihr selber, die Ihr den Fremdenhaß in Baiern schürt, seid eine Partei von Fremden. Unter allen den Häuptern der ultramontanen Partei, die im vorigen Jahrzehent aufgeblüht ist, finden wir nicht Einen von Baierischer Abstammung. Es sind Franken, Preußen, Franzosen, Schotten, die sich an einen rheinländischen Kern angesetzt haben. Ihre Zeitschrift, von dem Koblenzer Görres

und dem Königsberger Phillips in München gegründet, erschöpft sich jetzt in Wehrufen über die heillosen Folgen der Fremdenberufung.“ In der That muß zugegeben werden, daß der altbaierische Stamm, so tief religiös er ist, so fest er an der katholischen Kirche hängt, doch keinesweges Anlagen hat, in der feinen Klugheit einer sogenannten hohen Kirchenpolitik, in einer römisch-universalistischen Diplomatie große Fortschritte zu machen. Abgesehen von zwei Herren, v. Ringseis und Sepp, findet sich unter den bedeutenderen Köpfen Altbaierns kein Mitglied jener Partei. Franz Baader, Schmeller, Mittermaier, Bayer, Spengel, Haneberg gehörten nicht zu ihr. Es giebt aber noch einen dritten Punkt, den die „historisch-politischen Blätter“ im Auge haben, wenn sie im Namen Altbaierns gegen die Fremdlinge aus Norddeutschland einrennen. Sie sehen diese Männer viel in der vertrauten Umgebung des Königs.

Darauf wird ihnen von den Flugblättern entgegnet: „Ich weiß nicht, ob man überhaupt Recht hat, einem Theil der „fremden“ Professoren einigen Einfluß auf die politischen Entschließungen des Königs beizumessen; jedenfalls lehrt die Beobachtung der Thatsachen, daß diesem Einfluß enge Grenzen gezogen sind und daß er nicht productiver Art ist, weder im Guten noch im Schlimmen. Seit dem Beginn der „Fremdeninvasion“ ist keine erhebliche Aenderung in dem Verhältnisse der Staatsgewalt zum Ultramontanismus eingetreten: es erscheint nach wie vor als ein Verhältniß principieller Abneigung und halber, widerwilliger Zugeständnisse, hervorgegangen aus dem Glauben an eine große reale Macht der Partei. Auch auf dem Gebiete der weltlichen Politik ist keine Systemänderung bemerklich gewesen, die man dem Einfluß der „fremden Professoren“ zur Schuld oder zum Verdienst rechnen könnte. Man sieht also, daß Theorie und Praxis in scharfer Sonderung gehalten werden, daß ein „Symposion“ nicht die Folgen einer Staatsrathssitzung hat und daß die Hoffnungen oder Befürchtungen, die sich an jenen Einfluß knüpfen mögen, gleich trügerisch sein können.“

Es handelt sich überhaupt wohl, wenn wir den Mittheilungen glauben dürfen, die uns darüber zugekommen sind, in den vertraulichen Abenden, an denen der König mit Künstlern und Gelehrten verkehrt, am allerwenigsten um Politik, meist um Kunst, um wissenschaftliche Dinge, und vielleicht ist es nur in den anregenden Unterhaltungen, welche dann, wenn die Richtung Riehl's berührt wird, zu Stande kommen, wo eine leise Digression auf ein der Politik nicht zu fern liegendes Gebiet vorkommt. Daß aber hier gerade der Grundton ein conservativer ist, gegen den selbst die Herren der historisch-politischen Blätter nichts einwenden können, ist selbstverständlich. Nichts ist uns dabei ferner, als eine Apologie der Herren schreiben oder unterschreiben zu wollen, welche das Wohlwollen eines edlen und hochgebildeten Fürsten in dem rauhen Isar-Athen um sich vereint hat. Wir schwärmen weder für die Would-be-Allüren gewisser Lieblinge der Theezirkel, welche nachträglich noch einen Beruf zur Umgestaltung des Dramas erhalten zu haben glauben, noch für die politischen Sympathieen des Herrn Bodenstedt, noch für die partheistische Weichheit des Herrn Moritz Carrière, obgleich wir gerade bei diesem Manne ein persönliches sehr ansprechendes und von Reinheit des Willens zeugendes Moment finden, das uns viele seiner Verirrungen milder beurtheilen läßt. Was wir vertreten, ist das gute Recht des Königs, als Schloßherr seine Gesellschaft zu wählen und als König für eine geeignete Vertretung deutschen Geistes an seiner ersten Universität zu sorgen, ist das gute Recht der „Norddeutschen“ und der „Fremden“ einer Colonie des Ultramontanismus gegenüber, welche ihre Legitimation, im Namen der bairischen Katholiken zu sprechen, noch niemals aufzuweisen vermochte.

∴

Aus England.

Manchester, Mitte Mai.

Die Prosa des Industrialismus. — Die Kunst als Heilmittel. — Art-Treasures-Exhibition. — Arbeiterstand. — Psalmen und Marmorgötter. — Friedensfreunde und Kanonen.

Die Ruhe, — wenn Sie so den ununterbrochenen aber einförmigen Lärm der größten Industriestadt Englands und der zweiten seiner Bevölkerung nach nennen wollen —, ist nach der Aufregung, in welche uns in vergangener Woche die Ankunft Sr. königl. Hoh. des Prinz-Gemahls und die Eröffnung unserer Art-Treasures-Exhibition gesetzt hatte, allmählich wieder zurückgekehrt. Es war ein seltsamer Tag, lehrreich in ausgezeichneter Weise

für den Fremden, der durch dies Land wie von Sphinx zu Sphinx irrt und täglich neue Räthsel des Volkscharakters, der politischen Sitte 2c. lösen soll.

Hier ist der Mann des trockensten business von England zu Hause, grauer als hier malt sich nirgend in der Menschen Augen das Leben, der anbrechende Tag, den das träumerische Mädchen auf dem Lande unter dem Bilde einer Rosenknospe betrachtet, erscheint unserm Kaufmann wie ein liniirtes, aber noch nicht ausgefülltes Blatt des Hauptbuches, hier wohnen die Muster zu den querköpfigsten, löschpapierensten, calculirendsten Naturen, die Boz uns je zeichnete, hier beginnt mitten in England Amerika, und eben so oft als in den Kaufmannskreisen Newyorks können Sie die Rede beginnen hören: „I reckon . . .“

Aber das Maß Manchesters war voll, übervoll von diesem kleinlichen, ruhelosen Geiste, und die Gesundheit der sächsischen, innerlich noch unverdorbenen Natur hat dahin getrieben, ein Heilmittel zu suchen, mag dasselbe auch zunächst in den Augen Manchesters und in den Augen der Welt gleich lächerlich sein. Das ganze Land hat dazu beigetragen, dies Heilmittel herzustellen, aus hundert Privatgemäldegallerien, von hundert Piedestalen und Nischen in Schlössern und Parkvillen sind die Kunstwerke zeitweilig entfernt und in die lange, hoch, wenn auch nicht eben geschmackvoll gewölbte Glashalle mit den eisernen Tonnenreifen gestellt worden, welche bestimmt ist, ein beständiges Kunstmuseum zu werden. Einen besonderen Eindruck machte an diesem Orte auf mich zunächst das äußere Arrangement der Halle. Eiserne Säulen laufen an ihren mit einer fortlaufenden Chor-Etage umgebenen Wänden dahin, und am Fuße jeder dieser Säulen hält, verluppt in eine mittelalterliche Rüstung von Kopf bis zu Fuß, auf starkem, ebenfalls gepanzertem Rosse, ein Ritter mit eingelegter Turnierlanze. Die lange Doppelreihe solcher sich gegenüberstehender Kämpen giebt dem Ganzen eher den Anblick einer Turnier-Arena. Doch wir sehen gern von allen Unvollkommenheiten und selbst Geschmacklosigkeiten ab; was uns interessirt, zugleich aber imponirt, ist die Erscheinung, daß Manchester auf einmal mit beiden Händen nach der Kunst, wie nach einer rettenden Hand greift. Manchester ist fromm, wie es nur immer eine große Stadt sein kann, es ist fleißiger, wie irgend eine zweite Stadt der Erdoberfläche, aber sie drohte in ihrer Prosa zu vertrocknen. Da beginnt sie auf einmal ein Recht des Schönen anzuerkennen, und ganz England hilft ihr dabei durch Beifall und Handreichung und der Prinz weiht diese neue Periode ihres Lebens feierlich ein, obgleich seine theure, eben entschlafene Verwandte, die Herzogin von Gloucester, noch über der Erde steht, und die Lord-Mayors von London und Dublin finden sich in allem mittelalterlichen Pomp ihrer Würde (ja selbst mit ihren alten majestätischen, vergoldeten Rumpelkasten, Kutschen genannt) dazu ein. Und wie man hier überhaupt stets aus dem Vollen schöpft, so begnügt sich nun auch diese größeste Handels- und Manufacturstadt Englands nicht mit der Kunst-Ausstellung selbst; auf einmal ist der Baueifer über sie gekommen, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, neue Marktstätten wurden und werden nach künstlerischem Plane errichtet, im nahen Salford erhebt sich seit voriger Woche eine kostbare und wirklich erträglich aussehende Marmorstatue Ihrer Majestät der Königin, kurz diese einst so schönen Fluren an dem mäandrisch sich windenden Mersey, auf der von mancher Sage bewohnten Grenze zwischen dem Lande Chester und Lancaster beginnen ihr Antlitz von dem dicken Kohlen- und Eisenstaube zu reinigen und ein Lächeln künstlerischer Neigung zu zeigen.

Der Arbeiterstand nahm an den Empfangs- und Einweihungs-Feierlichkeiten der vorigen Woche lebhaften Antheil, und er wird an der Sache selbst auch Genuß zu finden suchen. Ich habe diesen merkwürdigen Arbeiterstand, so weit ich konnte, auf Tritt und Schritt verfolgt. Der irrt sehr, der ihn den Proletariern zuzählen will. Seine einzelnen Glieder haben einen Halt am Ganzen, sei dies Ganze eine Verbindung oder Verbrüderung aller Arbeiter, oder entstehe es aus einem festeren Verhältnisse der Arbeiter zum Master, und dies Ganze giebt ihm dann eine Sicherheit, welche auf dem Continente ganz unbekannt ist. Betrachtet man den einzelnen englischen Arbeiter, so fühlt man sich oft durch Rohheit und Stumpfheit von vorn herein abgestoßen; man bemerkt bei den meisten eine Unselbstständigkeit und Unfreiheit, welche dem verlumptesten Proletarier von Paris unbekannt ist, und der englische niedere Mann, ist er darum einmal gesunken, richtet sich gewiß nicht wieder auf.

Diese Unfreiheit des Einzelnen und diese Sicherheit Aller im Anhalt an das Ganze begründet auch den Geist des Gehorsams, der Zucht und der Fügsamkeit, der diese colossalen Arbeiter-Bevölkerungen der großen Städte auszeichnet. Ich sah mit Staunen am 6. dieses Monats, wie die dicht gedrängten Arbeiterhaufen die Lord Mayors von London und Dublin und die Lords der Nachbarschaft bei ihrem Einzuge grüßten und mit Hochs bedachten, wie sie ihre Freude über einen Act ausdrückten, der Manchester um ein Gebäude bereichert, das ihnen „Caviar" ist und bleiben wird. Aber als Ganzes fühlen sie sich als einen integrirenden Theil der Stadt, und der Stadt ist jedenfalls eine Ehre geschehen und ein Zuwachs geworden.

Auf die englischen Arbeiter — davon habe ich mich schon oft überzeugt — darf die Revolution niemals rechnen; sie werden jeden politischen Rädelsführer so schnell verlassen, als sie den Chartismus verließen.

Die Einweihung der Kunst-Ausstellungs-Halle trug natürlich, wie alle solche Feierlichkeiten, einen vorwiegend religiösen Charakter. Psalmen wurden gesungen und der Bischof von Manchester betete und spendete darauf den Segen über das neue Werk, manch heidnischer Gott und Göttin aus Marmor standen dabei um ihn.

Pikant war es uns, zu hören, daß die Kanonen, welche zur Abgabe von Salutschüssen bei der Einweihung herangefahren werden sollten, nirgend auf den benachbarten Feldern und Plätzen die Erlaubniß zur Aufstellung erhalten konnten. Die Besitzer gehörten alle der Friedenspartei an und wollten von den „sündlichen Feuermäulern" nichts wissen.

Johanniter-Orden.

Bekanntmachungen.

Die Herren Mitglieder des Vereins der Johanniter-Ritter der Provinz Brandenburg und der Altmark werden ergebenst eingeladen, sich den 29. d. M. Vormittags um 11 Uhr zu Berlin im Ständehause, Spandauerstraße Nr. 59, versammeln zu wollen.

Schloß Stülpe, den 3. Mai 1857.

A. v. Rochow.

Am 4. Juni c. Mittags 12 Uhr findet in dem Gebäude der Königlichen Regierung zu Breslau der diesjährige Rittertag der Schlesischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens statt, wobei ein neues Convents-Mitglied an Stelle des verstorbenen General-Lieutenants von Röder gewählt werden soll.

Sämmtliche Herren Mitglieder werden hierdurch ersucht, dem Rittertage beiwohnen zu wollen.

Berlin, den 9. Mai 1857.

Der leitende Commendator der Schlesischen Genossenschaft
und Ordens-Kanzler:
Eberhard Graf zu Stolberg.

Nekrolog.

Der Ehrenritter von Brandenstein.

Am 11. März 1857 starb zu Potsdam der edle und fromme Herr Friedrich von Brandenstein. Er war am 26. November 1786 zu Nauen, wo sein Vater, noch ein Soldat der glorreichen Armee des siebenjährigen Krieges und mit dem Pour le mérite geschmückt, als Bataillons-Commandeur in Garnison stand, geboren und erhielt seine erste militairische Erziehung als Leib-Page im Pagen-Corps zu Potsdam. Er verließ aber 1802 bei den damaligen friedlichen Aussichten dies Institut, durch weitere Studien sich zur Civil-Carrière vorzubereiten. Doch bei der dem Vaterlande drohenden Gefahr im Jahre 1806 eilte er zu den Fahnen und ward durch die besondere Gnade des Königs Friedrich Wilhelm III sofort zum Lieutenant bei dem Regiment v. Borcke ernannt. Als jüngster Lieutenant des Regiments traf ihn, damals zu seinem Leidwesen, das Loos, dem 3. Musketier-Depot-Bataillon des Regiments überwiesen zu werden, welches später nach Kolberg abrückte, während sein Regiment gegen den Feind marschirte; indeß hierdurch entging er nicht allein dem traurigen Schicksal, welches sein Regiment in jener unglücklichen Zeit ereilte, sondern es wurde ihm auch Gelegenheit gegeben, während der Belagerung von Kolberg zu dem unsterblichen Ruhm thätig beizutragen, welchen sich die Besatzung dieser Festung und namentlich das Grenadier-Bataillon v. Waldenfels, bei dem er eine Compagnie führte, in so hohem Grade durch Tapferkeit und Standhaftigkeit erworben hat. Bei einem der drei Stürme an der Spitze seiner Compagnie auf den durch die dort bewiesenen Heldenthaten allgemein bekannt gewordenen Wolfsberg ward auch er blessirt; doch hinderte ihn dies nur für kurze Zeit, an den fast täglich stattfindenden Gefechten Theil zu nehmen. Als Anerkenntniß ward ihm, dem kaum einundzwanzigjährigen Mann, noch vor dem Schluß der Belagerung der Pour le mérite, eine damals äußerst seltene Auszeichnung, verliehen.

Bei der später erfolgten Reorganisation der Armee 1808, wo das Grenadier-Bataillon v. Waldenfels als Leib-Grenadier-Bataillon in den Regiments-Verband zu dem Leib-Regimente trat, mußte er die Compagnie, seiner Anciennetät gemäß, abgeben, und fand hierdurch die Zeit, den militairischen Studien auf der neu errichteten Kriegsschule obzuliegen. Er benutzte die nun folgenden Jahre eines drückenden Friedens, wie seine späteren Leistungen im Felde und in der Garnison bewiesen, vortrefflich. 1811 zum Premier-Lieutenant befördert, ward er 1812 in den Generalstab versetzt und wohnte dem in diesem Jahre stattfindenden russischen Feldzuge im Stabe des Generals v. York und somit den Gefechten bei Bausk, Eckau, St. Olag und Ruhenthal bei. Da er das besondere Vertrauen des General York genoß, so ward er mehrfach mit Missionen bei Abschluß der für unser Vaterland so entscheidend gewordenen Convention von Tauroggen betraut, und hatte namentlich auch den schwierigen Auftrag auszuführen, die Brigade Massenbach, welche beim Hauptquartier Macdonalds in Tilsit lag, dem Corps zuzuführen.

1813 befand er sich, zum Hauptmann avancirt, theils beim Blücher'schen, theils beim Kleist'schen Corps, nahm Theil an den Schlachten bei Gr. Görschen, Bautzen, Dresden, Culm und Leipzig und den Gefechten bei Hainau, Töplitz, Gieshübel, Kösen, und Hochheim, und erhielt für die Schlacht bei Bautzen das eiserne Kreuz zweiter

Klasse, für die Schlacht bei Culm den russischen St. Wladimir-Orden vierter Klasse und für die Schlacht bei Leipzig den Oesterreichischen Leopolds-Orden.

1814 in das Schwarzenbergische Hauptquartier commandirt, wohnte er den Schlachten bei Bar sur Aube, La Rothière, Arcis sur Aube und Paris, den Gefechten bei Chaumont, Vendencee, Troyes, Bray sur Seine, Etôyes, Fère Champenoise und Bondy, und den Berennungen von Hüningen, Neu-Breisach, Schlettstadt, Béfort, Besançon thätig bei. Für das Gefecht bei Fère Champenoise ward ihm das eiserne Kreuz erster Klasse verliehen.

Zu Anfang des Jahres 1815 wurde er zum Major befördert und machte die Campagne beim 3. Armee-Corps im Stabe des Generals v. Thielemann mit, nahm Antheil an der Schlacht bei Ligny und den Gefechten bei Wavre und Paris, und ward für Ligny mit dem russischen St. Annen-Orden zweiter Klasse, für Wavre aber mit dem Pour le mérite mit Eichenlaub decorirt.

Nach Beendigung des Krieges 1816 dem großen Generalstabe zugetheilt, ward er Chef eines Kriegstheaters, bis er 1821 zum Chef des Generalstabes des 4. Armee-Corps und 1825 zum Chef des Generalstabes 8. Armee-Corps ernannt wurde. Er erhielt 1835 die 5. Landwehr-Brigade, 1838 die 7. Infanterie-Brigade, ward 1842 Commandeur der 4. und 1843 Commandeur der 9. Division. Im Januar 1826 empfing er den Johanniter-Orden und schloß sich nach der neuen Organisation der Ritterschaft der Balley Brandenburg an.

Noch auf dem letzten Krankenbette wurde ihm durch die Gnade Sr. Majestät unseres Allergnädigsten Königs die Krone zum Orden pour le mérite zu Theil. Der Verewigte war ein Mann in des Wortes schönem Sinn, ein Mann von Willen, Muth und Kraft, aber seine Energie und seine Festigkeit standen unter dem klärenden und mildernden Einfluß eines frommen, seinem Gott und Heiland immer treuen, ergebenen Herzens. Er war ein Mann von Gaben und Fähigkeiten, aber er hat mit dem ihm anvertrauten Pfunde redlich und eifrig gewuchert und seine Zeit getreulich, wo es ihm nur möglich ward, den ernsten Studien seines militairischen Berufes gewidmet. Dies hat ihm reiche Früchte getragen, indem er sowohl im Russischen Feldzuge, wie auch während der Befreiungskriege, trotz seiner damaligen kurzen Dienstzeit, als Generalstabs-Offizier stets eine einflußreiche Stellung einnahm und namentlich bei Culm und Wavre zu einer glücklichen Entscheidung unserer Waffen beitragen konnte.

Während der Stürme des Jahres 1848 fesselte ihn der Umstand, daß er gleichzeitig Divisions-Commandeur und erster Commandant von Glogau war, an diesen Ort, und er bethätigte dort seine treue Hingebung für seinen König durch eine außergewöhnliche Energie und Umsicht und wußte unter Schwierigkeiten mannigfacher Art dauernd die bedrohte Ruhe und Ordnung ungestört zu sichern.

Die hohe Achtung, die der Verstorbene genoß, gab sich noch bei seinem Begräbniß am 15. März besonders kund durch die allgemeinste Theilnahme; alte Kriegsgefährten, die Offiziere der Garnison und Männer aus allen Ständen begleiteten sehr zahlreich die entseelte Hülle zu ihrer letzten Ruhestätte. Unteroffiziere des 1. Garde-Regiments zu Fuß und der Gardes du Corps hatten es sich zur Ehre ausgebeten, den Sarg zu heben und zu geleiten. Se. Majestät der König hatten Allerhöchstihren sechsspännigen Galawagen folgen lassen. Auf dem Kirchhofe wurde der Sarg von dem Musikcorps des 1. Garde-Regiments mit einem Choral empfangen. Das ganze Begräbniß war ergreifend feierlich.

Der Verewigte vermählte sich am 12. Januar 1818 zu Hohen-Lübbichow mit Julie v. Zychlinska und hinterläßt außer dieser seiner theuren Gattin vier Söhne: Wilhelm, Appellations-Gerichts-Rath zu Frankfurt a. O., vermählt mit Thekla v. Stoeßer, Rudolph, Rittmeister der Gardes du Corps, vermählt mit Hedwig v. Metsch; Lothar, Hauptmann à la suite des 1. Garde-Regiments zu Fuß und Adjutant des Kriegsministers; und Moritz v. B.

Ein treuer Preuße, ein echter Edelmann, ein ernster Christ ist mit dem General v. Brandenstein dahin gegangen, und nicht bloß seinen Söhnen, sondern weiten Kreisen bleibt er in lebendigem Bilde als Beispiel der Ehre und Treue vor Augen.

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Das landwirthschaftliche Ministerium
und
der landwirthschaftliche Credit.

Allerdings mußte es von Hause aus als ein gewagtes Experiment erscheinen, wenn der Grundbesitz bei der „Schreibstube" Abhilfe suchte, indeß war wohl Niemand darauf vorbereitet, die bescheidene Bitte der Grundbesitzer um Befestigung und Stärkung ihres Credites so abgewiesen zu sehen, als dies in der Sitzung des Abgeordneten-Hauses vom 5. d. Mts. zu unserem aufrichtigen Bedauern geschehen ist.

Veranlassung gaben, wie bekannt, die Anträge des Abg. v. Lavergne-Peguilhen (Wirsitz) und Grafen Blumenthal-Suckow wegen Errichtung landwirthschaftlicher Hypotheken- rc. Banken u. s. w., in Bezug auf welche die zu diesem Zwecke speciell gewählte Commission mit Einstimmigkeit beschlossen hatte:

„Die unter Genehmigung der beiden Antragsteller verschmolzenen Anträge derselben in folgender Fassung dem hohen Hause zur Annahme zu empfehlen: „Das hohe Haus wolle beschließen: 1) in Anerkennung des dringenden Bedürfnisses landwirthschaftlicher Hypotheken-, Spar- und Leih-Banken wird die Staats-Regierung ersucht, die Errichtung solcher Banken zu vermitteln, so weit thunlich, im Anschluß an bestehende Provinzial-Institute; 2) den landwirthschaftlichen Banken ist die Befugniß zur Verausgabung unverzinslicher Noten zu ertheilen, unter gleicher Sicherstellung und staatlichen Controlen, als diese für Handels-Banken angeordnet sind; 3) zu dem ad 1 bezeichneten Zweck wird die Staats-Regierung ferner ersucht, die Ober-Präsidenten zu veranlassen, unter Hinzuziehung von geeigneten Persönlichkeiten aus dem Grundbesitze jeder Provinz, mit denselben zu einer Commission zusammenzutreten, welche die Aufgabe hat, für die zu errichtenden Provinzial-Banken ein solches Statut zu entwerfen, welches dem beabsichtigten Zweck entspricht und in welchem den Eigenthümlichkeiten und besonderen Verhältnissen jeder Provinz Rechnung getragen wird; 4) die so gefertigten Statute wo möglich noch im Laufe dieses Jahres durch die Provinzial-Landtage berathen zu lassen, so weit dies zu deren Competenz gehört."

Hierzu waren folgende Abänderungs-Anträge eingegangen: 1) vom Abg. v. Rosenberg-Lipinsky: Das Haus der Abgeordneten wolle für den Fall der Ablehnung der von der Commission unter 1 bis 4 gestellten Anträge beschließen: Die Königl. Staats-Regierung unter Ueberweisung der Anträge des Abg. v. Lavergne-Peguilhen (Wirsitz) und Graf v. Blumenthal-Suckow zu ersuchen: der eingetretenen Erschwerung und wachsenden Gefährdung des Credits des Grundbesitzes durch Bewilligung der Errichtung von landwirthschaftlichen Provinzial-Banken und durch entsprechende Modificirung der Hypotheken-Gesetzgebung so bald als möglich Abhülfe zu verschaffen.

2) Vom Abg. v. Arnim (Neustettin) und Genossen: Das hohe Haus wolle beschließen: in Stelle der von der Commission sub 1—4 gestellten Anträge die Erwartung auszusprechen: daß die Königl. Staats-Regierung ihre besondere Aufmerksamkeit und Fürsorge dem durch die neueren Geld-Verhältnisse überaus gefährdeten und durch die Hypotheken-Ordnung so sehr erschwerten Credit des Grundbesitzes zuwenden werde.

Immerhin mochte man nun über die Ausdehnung und die Details der Anträge verschiedener Meinung sein; immerhin mochte man selbst die — wenn auch irrthümliche — Ansicht hegen, daß die vorgeschlagenen Mittel überhaupt nicht geeignet seien, die gewünschte Abhülfe zu verschaffen: in keinem Falle durften diese Ansichten in eine Form gekleidet werden, die, wenn sie auch durch zahlreiche innere Widersprüche ihre beweisende Kraft in sich selbst aufhob, doch selbst von Wohlgesinnten als eine Abweisung der dringendsten Bedürfnisse des Grundbesitzes, ja, in gewissen Rede-Wendungen als eine Bezüglichkeit auf die Personen der Antragsteller aufgefaßt werden konnte.

Wir schweigen hier von dem Eingange der Rede des Herrn Chefs des landwirthschaftlichen Ministeriums, der uns unsererseits in die glücklichsten und wehmuthsvollsten Tage unserer Kindheit zurückversetzte; mit Wohlwollen und Güte behandelt, obschon wir durch Unart und Widerspenstigkeit etwas Anderes verdient hatten. Was wir aber nicht mit Stillschweigen übergehen können, das sind Unterstellungen, als ob die Antragsteller und ihre Vertheidiger nur „die Möglichkeit einer Erleichterung der Verschuldung im Auge hätten, als ob sie einen Zustand anstrebten oder anpriesen, wonach ein Rittergut, welches in Schlesien oder Pommern liegt, in der Westentasche des Besitzers unter den Linden spazieren geht," als ob sie Capitalien begehrten, nicht um sie auf den Grundbesitz und die Landwirthschaft zu verwenden, sondern um damit zu speculiren oder gar sie leichtsinnig durchzubringen. Wer so spricht, der kann den Anträgen und deren Motiven, der kann dieser tiefgreifenden, die Existenz und Zukunft des Grundbesitzes und der Landwirthschaft bedingenden Frage bisher nur eine sehr theoretische Aufmerksamkeit gewidmet haben.

Nicht um die leichtsinnige oder speculative Verschuldung zu er-

leichtern oder gar über die Grenzen unzweifelhafter Reellität und Sicherheit auszudehnen, nein, um eine energische Amortisation und dadurch neben der Schulden-Freiheit des Grundbesitzes dort, wo es nöthig ist, auch die Möglichkeit zu gewinnen, das Capital für neue Meliorationen heranziehen zu können; nicht um die Güter mit sich in der Westentasche herumzutragen, sondern um sie dem Wucher und der Speculation aus den Händen und aus der Tasche zu reißen; nicht um freie Grundstücke neu zu verschulden oder mit solchen Schulden zu belasten, deren Verwendung ihnen fremd bleibt, nein, um alte Schulden abzutragen, um den bestehenden Hypotheken-Credit in diejenige Form zu übertragen, welche der Grundbesitz allein zu ertragen vermag, — unkündbar und doch leicht beweglich: kurz nicht um den Grundbesitz zu mobilisiren, sondern um demselben sowohl in sich selbst, als dem Geld-Capital und dem gewerblichen Besitz gegenüber seine frühere Sicherheit und Unbeweglichkeit wieder zu verschaffen, haben die Antragsteller das Wohlwollen und die Vermittelung des Gouvernements in Anspruch genommen.

Haben dieselben hierin einen Mißgriff begangen, so liegt dieser wenigstens nicht in der Sache und mußte es insbesondere befremdend überraschen, wenn man jede Reform des Kostenpunktes in Hypothekensachen damit abfertigte, „daß der Staat diese Einnahme nicht entbehren könne.“ Eine Steuer, deren unverhältnißmäßige Höhe man selbst anerkannt, eine Steuer von der Creditbedürftigkeit: wir sind überzeugt, daß nur eine gewisse Verstimmung derartige national-ökonomische Theorieen einzugeben vermag.

Betrachten wir hiernächst die Bedürfnißfrage und das, was in dieser Richtung für und wider geltend gemacht worden ist, so ist es uns einigermaßen unverständlich geblieben, wie das Gouvernement gleichzeitig die Bedürfnißfrage verneinen und doch dem Antrage des Abg. v. Arnim seine Zustimmung ertheilen konnte, einem Antrage, der ausdrücklich die „besondere Aufmerksamkeit und Fürsorge“ der königl. Staats-Regierung für den „durch die neueren Geld-Verhältnisse überaus gefährdeten und durch die Hypotheken-Ordnung so sehr erschwerten“ Credit des Grundbesitzes in Anspruch nimmt.

Freilich hat man dieser Zustimmung die Beschränkung hinzugefügt, daß „um durch Maßnahmen der öffentlichen Verwaltung gegen ein derartiges Bedürfniß einzuschreiten, doch auch zunächst feststehen müsse, daß das Bedürfniß nicht ein vorübergehendes, sondern ein dauerndes sei, daß man sich — mit anderen Worten — in einer Calamität befinde, die für alle Zeiten fortwirke und der abgeholfen werden müsse“; indeß hat es uns nicht gelingen wollen, in dieser Eventualität einen klaren Begriff und Gedanken zu finden.

Einmal ist hier von Maßnahmen der öffentlichen Verwaltung überhaupt nur in einem sehr uneigentlichen Sinne die Rede, indem die Antragsteller im Wesentlichen nichts weiter begehren, als daß man sie

nicht hindere, daß man den vereinten Anstrengungen und der Selbsthülfe der Betheiligten die Wege bahne, und dem Grundbesitze wenigstens einen kleinen Theil der Hülfe angedeihen lasse, die man über das industrielle Gewerbe in so reichem Maße ausgeschüttet hat.

Außerdem aber dürfte es kaum einem Bedenken unterliegen, daß die finanzielle Calamität des Grundbesitzes zu einem nicht geringen Theile eben darin ihren Grund hat, daß die öffentlichen Maßnahmen des Gouvernements bisher wenn nicht ausschließlich, so doch überwiegend dem industriellen Credite zugewendet worden sind, daß sogar heute noch ein landwirthschaftlicher Minister, der es nach seiner Versicherung wohl mit dem Grundbesitze meint, einen Anspruch auf ähnliche Begünstigungen Seitens der Grundbesitzer als etwas ganz Abnormes behandeln kann.

Doch sehen wir auch hiervon einstweilen ab, so liegt die Frage nahe, welche Thatsachen und welche Beweise man eigentlich verlangt, um die unläugbar vorhandene Calamität als eine dauernde und darum der Abhülfe werthe zu betrachten, oder worauf man andererseits etwa die Vermuthung gründet, daß die Credit-Noth des Grundbesitzes in der That durch bloße Versicherungen des Wohlwollens heilbar sei? Verlangt man, daß erst ein größerer oder geringerer Bruchtheil der Grundbesitzer der Calamität erlegen, oder daß wenigstens durch massenhafte Capital-Kündigungen und darauf folgende Subhastationen auch dem Ungläubigsten der Beweis in die Hand gegeben wird? Wer dergleichen begehrt, der verzichte wenigstens auf den Ruhm, über den Zustand des Landes wohl unterrichtet zu sein und das Wohl des Landbaues wahrhaft auf dem Herzen zu tragen. An massenhaften Capital-Kündigungen hat es nicht gefehlt, Subhastationen folgen diesen erst dann, wenn der Grundbesitzer alle Arten des wucherlichen Credites bis auf die Neige erschöpft, und schon einmal hat das Beispiel der Provinz Preußen gelehrt, daß die Calamität in einem so weit vorgeschrittenen Stadium überhaupt nicht mehr heilbar ist. Nicht jeder Grundbesitzer ist in der glücklichen Lage, sein Credit-Bedürfniß durch wohlunterrichtete Speculationen an der Berliner Börse befriedigen zu können.

Halten wir uns dessenungeachtet einfach an die Versicherung, daß man im landwirthschaftlichen Ministerio nichts desto weniger nur das wahre Wohl des Grundbesitzes im Auge habe, so darf dann wohl so viel als unzweifelhaft angenommen werden, daß man die unzweideutigsten Anzeichen eines baldigen Verschwindens der Krisis in Händen hat. Unter dieser Voraussetzung würde eine gewisse joviale Behandlung der Sache entschuldbar sein, wenngleich es vielleicht auch so von manchem mehr ängstlichen Gemüthe vorgezogen wäre, jene unverhoffte Freude wenigstens mit einigen Worten angedeutet und gerechtfertigt zu sehen. Leider hat man sich statt dessen darauf beschränkt, den Nachweis zu führen oder doch anzutreten, daß die von Anderen vorgeschlagenen Maß-

regeln eben so bedenklich, als unausführbar seien, und daß die selbst angedeuteten entweder auf dasselbe hinauskommen, oder außerhalb der Willkür der Betheiligten liegen.

Nachdem man nämlich so eben mit glühenden Farben die Gefahr geschildert, welche eine Erleichterung des leichtsinnigen Schuldenmachens der Gutsbesitzer mit sich brächte, ja, nachdem man sogar die Westentaschen der Spaziergänger Unter den Linden visitirt, ob nicht Pommersche oder Schlesische Rittergüter darin verborgen sind, ist eines von den beiden Universal-Heilmitteln, die man vorschlägt, die zeitgemäße Veränderung der Tax-Principien und daran geknüpft der fromme Wunsch, daß es den Gerichten gefallen möge, mehr als bisher die in ihren Depositorien befindlichen Gelder auf Hypotheken auszuleihen. Wie aber kann man einer Erhöhung der Tax-Principien das Wort reden, wenn man andererseits von Credit-Anstalten, selbst von Erweiterung der Pfandbriefs-Institute überhaupt Nichts wissen will, wenn man die Steigerung des Credites der Grundbesitzer als deren höchste Gefahr betrachtet. Wie kann man von den Gerichten gesteigertes Vertrauen und erhöhte Bereitwilligkeit für den Hypotheken-Credit in Anspruch nehmen, wenn man selbst die Besorgniß ausspricht, daß die Gutsbesitzer von ihrem Credit einen leichtsinnigen oder verwerflichen Gebrauch machen möchten.

Nicht minder ist es ein schlechter Trost, wenn man einer anerkannten Calamität des Grundbesitzes gegenüber nichts weiter zu sagen weiß, als daß derselbe doch auch andererseits viele und hohe Vorzüge habe und daß derselbe etwas viel Unvergänglicheres sei, als die Industrie. Es erinnert dies lebhaft an den Trost, mit dem seiner Zeit der Minister v. Schön die Subhastationen der alten Familien in Preußen begleitete. Allerdings ist der Grundbesitz, große Ueberschwemmungen und Erdbeben ausgenommen, an sich etwas Unvergängliches, doch was soll dieser Gemeinplatz einem Besitzer, der rath- und hilflos einer unzeitigen Kündigung gegenübersteht; oder was nützen die sonstigen vielen und hohen Vorzüge des Grundbesitzes dem Schuldner, welchen das passive Wohlwollen des Gouvernements auf seine eigenen erschöpften oder noch nicht geweckten Kräfte verweiset. Ist dies die Wahrheit des kürzlich von anderer Seite und zur Vertheidigung des bureaukratischen Regiments mit so vieler Emphase verkündigten Satzes, „daß das Volk Alles von der Regierung erwarte und bei jedem Fortschritt auf dieselbe zu sehen gewohnt sei"!

Doch was sprechen wir von unzeitiger Kündigung? Hat man uns nicht belehrt, daß „wer ein Capital mit viertel- oder halbjährlicher Kündigung aufnimmt, doch auch wissen muß, daß diese Kündigung eintreten kann, und daß es in der That nicht der Staats- oder ständischen Verwaltung zugemuthet werden könne, in derartige reine Privat-Verhältnisse einzugreifen." Zweifeln wir nun auch keineswegs an dem Wohlwollen, das diese Worte dictirt, so hat man doch vordem die Schuld-

Verhältnisse des Grundbesitzes keinesweges als reine Privat-Verhältnisse betrachtet und die mit so gerechtem Lobe erwähnte communalständische Sparkasse der Niederlausitz liefert selbst den besten Beweis, nicht nur daß die ständische Verwaltung in solchen Dingen recht eigentlich an ihrer Stelle ist, sondern auch daß mit relativ unbedeutenden Summen sehr Wesentliches und Ersprießliches geleistet werden kann.

Es tritt hinzu, daß dem großen gewerblichen und industriellen Credite gegenüber das Wohlwollen des Gouvernements ein sehr actives und energisches ist, und daß beispielsweise die preußische Haupt-Bank durchaus nicht davor zurückschreckt, in reine Privat-Verhältnisse einzugreifen und einen Credit selbst in dem Falle zu gewähren, daß dem Creditsuchenden der Fälligkeits-Termin seiner Schuld vorher bekannt gewesen ist.

Selbstredend übersehen wir dabei weder die wesentliche Verschiedenheit des Personal- und Real-Credits an sich, noch auch die nicht unbedeutende Differenz der Natur und des Bedürfnisses des gewerblichen und landwirthschaftlichen Credits. In keinem Falle aber darf man diese Differenz so weit ausdehnen, um sich dem landwirthschaftlichen Credit gegenüber auf ein bloßes, nicht Allen gleich zugängliches Wohlwollen zu beschränken, oder gar zu der Behauptung vorzuschreiten, daß der Grundbesitzer keinen größeren Anspruch auf Fürsorge für seinen Personal-Credit habe, als etwa der Stand der Beamten.

Eine solche Behauptung ist nur dann möglich, wenn man den gewerblichen Charakter der Landwirthschaft vollkommen ignorirt.

Umgekehrt dagegen stellt sich die Frage, wenn man die Landwirthschaft als das betrachtet, was sie in der That ist, als das edelste, für die Sicherheit und das Gedeihen der Staaten wesentlichste und ersprießlichste Gewerbe, wenn man erwägt, daß es für die öffentliche Wohlfahrt nicht minder wichtig, dort, wo bisher nur eine Weizenähre wuchs, deren zwei, als die doppelte Quantität baumwollener Garne zu erzeugen. Es wird dann nicht einmal großer staatsmännischer Befähigung bedürfen, um das landwirthschaftliche Wohlwollen aus der Theorie in die Praxis zu übersetzen.

Die dem Grundbesitzer entgegengehaltene Behauptung, daß in neuester Zeit allen landwirthschaftlichen Unternehmungen, die mit der Hoffnung auf eine größere, als die sonst gewöhnliche landwirthschaftliche Rente in's Werk gesetzt worden, wie z. B. Rübenzucker-Fabriken das Capital durchaus nicht gefehlt habe, und der daraus gezogene Schluß, daß es also doch wohl mit dem Credit des Grundbesitzes nicht so schlimm stehen müsse, zeugt wiederum von einer völligen Verkennung des Sachverhältnisses. Nicht allein, daß ganze Provinzen des Preußischen Staates überhaupt noch wenig von dergleichen Anlagen zu erzählen haben, nicht allein daß Rübenzucker-Fabriken und dergleichen wesentlich schon industrielle Anlagen und als solche den Gesetzen des

industriellen Credits folgen und seiner Begünstigungen theilhaftig sind: man hat ja an einer anderen Stelle selbst überzeugend ausgeführt, daß der Landbau im Allgemeinen mit seinen Erträgen den Zinssatz von 5 Procent nicht zu übersteigen vermag, und daher im Großen und Ganzen völlig außer Stande ist, das Capital durch die Aussicht auf einen höheren Zinssatz an sich heranzuziehen.

Erwägt man hierbei noch, daß nach Ausweis des Börsen-Zettels alle Papiere zu 4½ pCt. nur pari stehen, daß mithin auch der Zinsfuß des industriellen Capitals gewöhnlich 5 pCt. nicht übersteigt und demnach der Grund, warum das Capital sich von der Landwirthschaft ab und der Industrie zuwendet — mit Ausnahme einiger schwindelhaften Unternehmungen neuesten Datums — nicht in der wesentlich verschiedenen Höhe des Zinsfußes und Ertrages gefunden werden kann, so wird es sich um so weniger rechtfertigen lassen, dem landwirthschaftlichen Credit noch länger das vorzuenthalten, was den gewerblichen Credit eben so anziehend gemacht hat.

Selbstredend würde es uns zu weit führen, wollten wir hier sofort auf alle Details der Frage näher eingehen, doch wollen wir wenigstens folgende Haupt-Gesichtspunkte andeutungsweise hervorheben.

1) Die Aufhebung der Wucher-Gesetze würde dem Grundbesitz nicht nur keinen Nutzen gewähren, sondern denselben mit den größten Gefahren bedrohen.

2) Der Stand der Grundbesitzer muß sich eben so wie der Gewerbestand wesentlich selbst helfen, jedoch muß er dabei gleich dem Gewerbestand die wohlwollende Cooperation und Sanction des Gouvernements in Anspruch nehmen.

3) Wie das große und das kleine Gewerbe, so verlangen auch der große und kleine Grundbesitz eine verschiedene Behandlung.

4) Es ist nicht gestattet, den Real- und Personal-Credit der Grundbesitzer mit einander zu vermischen; sie würden sich gegenseitig gefährden und aufheben.

5) Auch der Personal-Credit der Grundbesitzer darf keineswegs eine unbedingte Nachahmung des industriellen Credits sein und darf insbesondere der kurzläufige Wechsel-Credit — wesentlich industrielle Anlagen ausgenommen — niemals das eigentliche Fundament dieses Credits werden.

6) Für den Real-Credit müssen drei Gesichtspunkte maßgebend bleiben: möglichste Unbeweglichkeit, d. h. Unkündbarkeit des Capitals, möglichste Beweglichkeit der Schuld-Urkunde und eine energische Amortisation.

7) Um die Unbeweglichkeit des Credits zu erzielen, muß vor Allem die Unbeweglichkeit des Grundbesitzes selbst wieder hergestellt wer-

den, daher Regulirung des betreffenden Erbrechts, Etablirung einer relativen Untheilbarkeit und Begünstigung fideicommissarischer Institutionen und Substitutionen. —

Es sind dies Alles Dinge, die wir in diesen Blättern und sonst schon seit Jahren auf das Eifrigste befürwortet haben, und es ist keine billige Vertheilung von Licht und Schatten, die von uns nicht verschuldete Erfolglosigkeit unserer Bemühungen auf diesem Gebiete unseren Anträgen in so wenig ansprechender Weise entgegen zu halten.

Zu unserer großen Befriedigung hat denn auch das Herrenhaus den Motiven des landwirthschaftlichen Ministerii nur wenig Beachtung geschenkt und sich — wie es scheint — auch seiner Seits darauf beschränkt, dem ausdrücklichen Hinweis auf die im Hause der Abgeordneten gehaltene Rede mit einer stillschweigenden Verweisung auf die Schriften der gelesensten National-Oekonomen zu begegnen.

In dem Hause der Abgeordneten aber dürfte die wenn auch sehr unerquickliche Verhandlung die segensreiche Wirkung gehabt haben, so Manchem die Augen darüber zu öffnen, daß ein unbedingter Gouvernementalismus doch auch seine sehr bedenklichen Seiten hat und daß es auf die Dauer nicht wohl möglich bleiben dürfte, die an sich schon bedenkliche und zweifelhafte Allianz zwischen Grundbesitz und Bureaukratie in der bisherigen Unbefangenheit zu erhalten. Zum Schluß nur noch die Andeutung, daß der einsichtige Staatsmann die Bedeutung des befestigten Grundbesitzes als Stütze und Erhalter der Monarchieen und Dynastieen heute ohne die nächste Gefahr nicht mehr übersehen kann. Nicht nur, daß sobald das bewegliche Vermögen, das Geld-Capital, die überwiegende Form des Besitzes wird, die despotische Staatsform der Macht, der Cäsarismus, die einzige Form ist, welche die atomisirte Staatsgesellschaft vor Anarchie zu bewahren vermag: es liegt auch die Besorgniß nahe, daß die monarchischen Dynastieen, als aus anderem Stoffe gebildet und auf anderen Bedingungen und Unterlagen ruhend, dem gewaltigen Andrange nicht zu widerstehen vermögen.

Freilich wird uns jetzt von Jahr zu Jahr feierlichst versichert, daß die Regierung sich mit allen diesen Fragen auf das Angelegentlichste beschäftige, indessen wird es doch nicht bei der bloßen Erwägung bewenden dürfen. Auch Guizot pflegte von der socialen Frage zu sagen: „il faut y penser, il faut y penser beaucoup“, doch blieb es hierbei, bis im Februar des Jahres 1848 die sociale Frage sich mit ihm beschäftigte.

Die Stadtjunker.

Socialer Roman

Cap. VIII. Die Dellmensingerin und ihr Sohn.

Frau Clara Krafftin von Dellmensingen setzte sich auf den niedrigen rohen Kasten, der, mit einem Lederpolster belegt, ihr gewöhnlich zum Sitz am Kamin diente, wenn sie ausruhen wollte; langsam streckte sie ihre beiden Hände aus, sie zu wärmen über der sinkenden Gluth des Feuers, und rosig angehaucht von dem matten Schein leuchteten die Spitzen der Finger, welche immer noch, obwohl sie mager und rauh geworden, zeigten, daß die Edelfrau einst eine schöne Hand gehabt.

Mit einer Würde, die sich nie vergessen zu können schien, wendete sie sich um nach dem Innern des Gemachs und sprach mit großer Entschiedenheit: „Ich will nicht, daß Du mich mit den Geschichten zusammenbringst, Walburg, ich will nicht mit den Rothen auch noch in Feindschaft gerathen, hörst Du! Der Stadtschreiber ist meinem Sohn gewogen, solch einen Freund muß man halten; ich möchte um manches Gut nicht Feind mit dem Otto Roth sein, der treibt seine Feindschaft gründlich; nimm Dich selbst in Acht, Walburg!“

Es lag etwas Herrisches in der Stimme der Dellmensingerin, es war etwas Hartes in der Haltung ihres schlanken Körpers, was sich sehr gut zu dem adlerartigen Schnitt des Gesichtes und den glänzend blaugrauen Augen schickte; mit einer kühnen und klugen Frau hatte der's offenbar zu thun, der mit der Krafftin handelte, und waren die mächtigen Eigenschaften, die in ihr lagen, nicht vollständig entwickelt und zu ihrer Blüthe gekommen, so war das ihre Schuld gewiß nicht, sondern die der Zeitverhältnisse von damals, welche der Frau noch eine sehr viel bescheidenere Stellung anwiesen als später.

„Liebster Sanct Michael!“ antwortete Walburg, ihr stets freundliches Gesicht zu der Geschlechterin neigend, „es ist ganz gewißlich fern von mir, etwas zu thun gegen den gestrengen Herrn Stadtschreiber, ich meine nur!“

„Setze Dich dahin!“ befahl die Hausfrau, auf einen sehr kunstlosen Holzschemel deutend, der an der andern Seite des Kamins stand.

Walburg gehorchte augenblicklich und gern, denn sie nahm's für eine Ehre, welche ihr die Krafftin erweise, obwohl's der stolzen Frau nur lästig gewesen, emporschauen zu müssen zu der Stehenden. Die Geschlechterin wollte niederblicken auf alle Leute, mit denen sie verkehrte, das behagte ihrem Wesen besser, denn das Emporschauen.

„Ich will Dir jetzt ein Wort sagen, Walburg,“ begann die Edelfrau, nachdem sich das Weib gesetzt, das mit allen Geheimnissen der Ulmischen Geschlechter-Familien vertraut schien, „Du hast einen Kitzel in Dir, Walburg, alle Dinge die vorgehen zu wissen, das ist ganz klug,

denn Du hast Deinen Vortheil dabei; aber Du hast auch den Kitzel, bei Allem was geschieht Deine Hand im Spiel haben zu wollen, das aber ist einfältig, gieb Acht, Du verbrennst Dir die Finger garstig, und das bald!"

„Gestrenge Frau!" bat Walburg.

„Schweig still und höre," fuhr diese herrisch fort, „Du hast einen alten Haß gegen den Ritter Ulrich, und den lasse ich gelten, denn er hat ihn verdient an Dir, obgleich ich nicht weiß, ob es nicht christlicher wäre von Dir und klüger auch, wenn Du ihm das Unrecht verzeihen thätest, was er an Dir gethan —"

„Niemals!" sagte Walburg ganz leise, aber das kleine Wort klang wie das Zischen einer gereizten Schlange, und ihr Gesicht war erdfahl.

Es mußte eine furchtbare, schmerzliche Wunde sein, welche die Geschlechterin berührt hatte.

„Das ist endlich Deine Sache," fuhr diese unbekümmert fort, „gelitten hat der Ulrich redlich dafür, und was wir ihm jetzt bereiten, wird ihm auch nicht sanft thun, denn sein Groll gegen meinen seligen Herrn war groß, aber Jeder ist sich selbst der Nächste, und ich bin's wohl zufrieden, daß Du mir hilfst. Habe Deine guten Dienste auch in alle Wege anerkannt, die Du mir geleistet hast und meiner Mutter vor mir. Doch, das bei Seite, ich wollte Dich nur eindringlich vermahnen, Dich nicht dem Otto Roth in den Weg zu stellen, kenne Dich nun lange, Walburg, gegen die Rothe kannst Du keinen Groll hegen, denke sogar, daß der alte Herr Hans gar freundlich zu Dir gewesen dereinst —"

Die alte Katze lächelte geschmeichelt vor sich nieder.

„Will's nicht gelobt, will's hier nur erwähnt haben," fuhr die gestrenge Frau hart fort; „nun aber, Walburg, sag' mir, was hast Du gegen den Roth, oder kommt der Haß von der Welserin?"

„Liebster Sanct Michael," rief Walburg süßlich, „wie sollte ich einen Haß haben auf das arme Lamm, die Jungfrau Jacobine, und wie sollte es mir gar in den Sinn kommen, dem gestrengen Herrn Stadtschreiber und seiner gewaltigen Sippe entgegen zu sein! ich bin ein armes Weib, gestrenge Frau, und wenn ich etwas mehr von alten Geschichten weiß in dieser Stadt, als andere Leute, so ist's, weil mir mancher biedere Junker und manch' schöne Geschlechterin ihr Vertrauen gegönnt hat, bin mir auch bewußt, daß ich meine Wissenschaft stets zum Besten der edlen Sippen gebraucht, bei denen ich Wohlthaten genossen. Aber —"

Die Frau schwieg plötzlich und blickte vor sich nieder, die Dellmensingerin schaute verwundert und verweisend auf die Schweigende.

„Rede weiter!" befahl die Geschlechterin.

„Ich wollte, Ihr hättet das nicht verlangt, gestrenge Frau!" versetzte Walburg zögernd, „doch mag's darum sein," fuhr sie plötzlich auf,

„warum habt Ihr mich noch nie gefragt, wer ich bin? wißt Ihr, wer meine Aeltern waren?“

Die Dellmensingerin wollte eben gleichgültig bemerken, daß sie sich nicht um unfreier Leute Herkunft bekümmere, da sah sie der Walburg Antlitz sich in ganz seltsamer Weise verändern; stolz blickten die Augen, aus denen ein Feuer sprühte, durch das die Züge vergeistigt, ja, veredelt erschienen und die Geschlechterin sagte sich selbst, daß diese Frau einst prächtig schön gewesen sein müsse. Doch nur einen Augenblick dauerte diese Erscheinung, im nächsten schon hatte Walburg wieder ihre süßliche Maske, ihre grünlichen Augen, ihre schmalen Lippen, und mit ganz leiser Stimme fragte sie jetzt: „Warum habt Ihr mich nie gefragt, wie's kommt, daß ich frank und frei ein und ausgehe bei dem letzten Münzerhausgenossen, bei dem grauen Meister Werner Racgillin? bei dem Manne, dessen Schwelle fast Allen verboten ist, die auch Niemand betreten würde, selbst wenn sie nicht verboten wäre. Wenn Ihr mich danach gefragt hättet, gestrenge Frau, so würde ich Euch freilich keine Antwort gegeben haben, aber ich hätte Euch gesagt, geht zu dem Junker Werner Racgillin, laßt's Euch von dem sagen, dann würdet Ihr mehr von mir wissen und erfahren, daß ich mancherlei Werk fördern muß in dieser Stadt, was nicht mein Werk ist und was mir oft blutsauer wird.“

Die letzten Worte hatte Walburg kaum verständlich und wie von einer geheimen Scheu ergriffen gesagt, auch solchen Eindruck auf die stolze Geschlechterin gemacht, daß diese sich weit vorwärts zu ihr geneigt hatte, um besser zu hören. Die Dellmensingerin erinnerte sich aus ihrer Jugend plötzlich einzelner dunkeler Ausdrücke, die sie aus dem Munde ihrer Mutter vernommen, Ausdrücke, die sich auf Walburg bezogen; es wurde der festen Frau ganz unheimlich, denn sie fühlte, daß sie vor einem dunkeln Geheimniß stehe. Einen Augenblick kämpfte in ihr eine brennende Neugierde mit dem Gefühl, daß es sich hier um ein Geheimniß handle, das ihr keinen Vortheil, aber vielleicht manche böse Kunde bringen könnte; vielleicht auch sträubte sich der Geschlechterin stolzer Sinn dagegen, die Vertraute Walburg's zu werden, kurz sie nahm sich zusammen, warf die Neugierde ab und sagte ernst: „Es sei ferne von mir, Walburg, mich einzudrängen in Deine Geheimnisse; Du mußt besser wissen, als ich, was Du mir sagen darfst; sei also ruhig und fürchte nicht, daß ich weiter frage darin. Doch sage mir jetzt aufrichtig, ob der Junker Ehinger sich endlich entschlossen hat, mit dem Ritter Ulrich zu reden?“

Der Walburg schien es freier um's Herz zu sein jetzt; offenbar war es ihr nicht leicht geworden, auch nur so von Weitem auf ihr Geheimniß zu deuten, und mit geflügelter Zunge redete sie jetzt von den Verdiensten, welche sie sich um den Junker Röbel Krafft erworben, indem sie den alten Junker Ehinger bewogen habe, den Freiwerber zu machen für ihn bei dem Ritter Ulrich. Sie schmeichelte der Mutter

gar derb, indem sie den Sohn lobte, und stellte sich selbst in's beste Licht, während sie die von ihr endlich besiegte Abneigung des Ehingers schilderte, sich in diese Sache zu mischen, und den Einfluß pries, den der alte Diplomat auf den Ritter, seinen Zögling, übe. Die Dellmensingerin hörte gar aufmerksam zu, fühlte sich auch geschmeichelt durch das ihrem Sohn gespendete Lob, erkannte auch die Thätigkeit Walburg's an, unwillkürlich aber mußte sie immer und immer wieder an das Geheimniß denken, und plötzlich fiel es ihr auf, daß die Walburg schon ihrer Mutter Vertraute gewesen, daß ihre Mutter schon von der Walburg als einer „alten" Frau gesprochen, und es kam ihr doch so vor, als könne die Frau, die da vor ihr saß, zwar wohl ein wenig älter sein, als sie selbst, aber nicht älter, als ihre Mutter. Sie hörte nur noch zerstreut zu, was Walburg nicht bemerkte, die ihre mit Ergebenheits-Betheuerungen und Berufungen auf den heiligen Michael tüchtig gespickte Rede unaufhaltsam fortsetzte.

Plötzlich blickte die Dellmensingerin auf und legte, die Walburg anblickend, ihren Finger auf den Mund.

Das Geräusch rascher Schritte näherte sich der Thür, diese flog auf, und der Junker Röbel Krafft von Dellmensingen trat in das Gemach. Augenblicklich erhob sich Walburg, die Mutter aber rief mit freudestrahlendem Auge, indem sie sich, ohne jedoch aufzustehen, der Thür zuwandte: „Ei! Röbel, mein Sohn! siehe da, ein stattlich geputzter Junker!"

Es war bemerkenswerth, wie der Mutterstolz auf ihren Sohn jeden andern Stolz in der Dellmensingerin augenblicklich beseitigte. Sie sah nur ihren Sohn, ihre strahlenden Augen verfolgten jede Bewegung, ihr Blick war nicht allein voll zärtlicher Bewunderung, sondern auch voll Ehrerbietung. Die Mutter bewunderte ihren Sohn, die Frau aber beugte sich vor dem Manne, und sie that es mit Wonne, weil der Mann ihr Sohn war.

Junker Röbel war allerdings ein waidlicher Gesell. Die hohe, schlanke Gestalt, die ungemein anmuthig und geschickt in ihren Bewegungen war, mochte er von der Mutter haben, dem Gesicht nach war er ein ächter Krafft; voll und rothwangig, blond und blauaugig, derb und gutmüthig, glich er namentlich dem Ritter Ulrich Krafft sehr; doch lag in seiner Miene ein Zug von keckem Leichtsinn und kühner Selbstzufriedenheit, der auf eine innigere Geistesverwandtschaft mit der Mutter deutete, als der erste Anblick vermuthen ließ.

„So gefall' ich Dir, Mutter, nicht?" fragte der Junker, indem er lachend an das Kamin trat.

Er sah in der That gut aus, der junge Mann, denn sein Unterkleid von violettem Tuch und die Beinkleider von braunem Hirschleder saßen so knapp, daß sie nichts von dem schlanken Wuchs verbargen, und das mit Pelz gefütterte Oberkleid von Scharlachtuch hatte zwar

noch die weiten langen Aermel, aber es war nach einem neuen flandrischen Schnitt nicht mehr vorn geschlossen, wie bisher Sitte war, sondern offen bis an den Hals, wo es mit einem Nestel zugemacht werden konnte. Auch war keine Kogel mehr daran, sondern der Junker trug eine Pelzmütze, die zwar noch beinahe aussah, als sei es nur die vom Oberkleid abgeschnittene Kogel, die aber doch immerhin schon eine Hinneigung zu gefälligern Formen verrieth. Ganz geschickt hatte der Junker die linke Hand auf den Schwertknauf gestützt, so hielt er das Oberkleid zurück und stellte die Schönheit seiner Unterkleidung und seines Wuchses in's beste Licht.

„So gefall' ich Dir, Mutter, nicht?“ fragte der Junker.

„Mir?“ antwortete die Dellmensingerin, glückselig lachend, „mir? Das ist nichts, Röbel, weißt auch wohl, daß Du mir immer gefällst, willst mir doch auch nicht einreden wollen, daß Du Dich Deiner Mutter wegen so zierlich gemacht hast? Denke, Deine Base Sophia wird wohl der rechte Grund solcher Hoffahrt sein!“

„Wie klug die Mutter ist,“ versetzte der Junker, heiter lachend, indem er sich den krausen blonden Bart strich, „denke nicht an die Base Sophia, will nur der gestrengen Frau Margareth Löwin einen Besuch machen!“

„Die ist freilich alt genug, um zu wissen, wie ein schmucker Junker angekleidet sein muß!“ entgegnete die Dellmensingerin. Mutter und Sohn lachten laut und Walburg stimmte mit ein.

„Ei, Walburg!“ rief der eitle Junker, „bist Du da?“ er reichte ihr die Hand, „nun Du weißt's auch, wie ein Junker aussieht, gefall' ich Dir so?“

Es versteht sich von selbst, daß die alte Katze in einen Schwall von Lobeserhebungen ausbrach und laut betheuerte, daß in ganz Ulm kein schmuckerer Junker zu finden sei.

„Ich denke immer, Röbel,“ meinte die Dellmensingerin scherzend, „daß Du Deine Base Sophia bei der Frau Löwin findest!“

„Wahrlich, Mutter,“ rief der Junker übermüthig lachend, „beinahe denke ich's auch, und wenn ich die Base nicht da finde, so findet sie mich gewiß, denn es ist erstaunlich, was meine Base Sophia seit einiger Zeit für eine sonderbare Zuneigung für die Frau Löwin hat.“

„Nun,“ drohte die Mutter mit dem Finger, „ich kenne einen Junker, der auch plötzlich gar seltene Liebe zu der alten Großmutterschwester hat!“

„Ich bin der Frau Margareth Pathenkind!“ versetzte Röbel Krafft, so plötzlich eine höchst ehrbare Miene annehmend, daß er seine Mutter zu neuem Lachen zwang.

„Genug,“ sagte sie endlich, „genug der Possen, Röbel; eigentlich ist's gar noch nicht so weit, daß wir lachen dürfen, Ritter Ulrich hat noch immer ein Wort drein zu reden!“

„Ein Wort allerdings," meinte der Junker übermüthig, „er hat nämlich nur noch „ja" zu sagen!"

„Wenn er aber „nein" sagt?" fragte Frau Clara besorglich.

„Er wird's nicht, Mutter," entgegnete der Junker mit kühner Zuversicht, „ich bin der Junker Röbel Krafft, und Ritter Ulrich ist auch nur ein Mensch, die Tochter hab' ich für mich, alle Frauen in der ganzen Sippe dazu, ferner aber ist da mein Pathe, der Stadtschreiber, und die Walburg, und der Junker Ehinger, das ist ein tüchtig Fähnlein für mich unter den Waffen. Jetzt behüt Dich Gott, Mutter, hab's der Base Sophia wohl angemerkt, daß ihr's lieber ist, wenn sie mich schon findet, und ich, nun, ich lasse mich auch lieber suchen und finden, als daß ich selber nachjagen thu'. Gott behüt Dich!"

Die Mutter wollte aufstehen, der Sohn aber drückte sie kräftig wieder auf ihren Sitz, gab der Walburg einen leichten Schlag auf die Schulter und stürmte hinaus, die beiden Frauen in wahrer Bewunderung hinter sich lassend, die bei der Mutter gewiß nicht verdächtig war, die aber auch bei der Walburg nicht auf Heuchelei und Liebedienerei beruhte, denn der Junker Röbel Krafft war gerade Einer von den Männern, die den Frauen, absonderlich aber den ältern Frauen, ganz besonderes Wohlgefallen, wenn nicht mehr, einflößen, weil sie durch ihre kecke, frische Art und die Leichtigkeit des Benehmens, weniger imponiren, als den Zauber der Jugend um sich verbreiten und dadurch fortzureißen wissen.

Der Junker unterdessen, von dem die beiden Frauen so entzückt waren, schritt langsam nach dem alten Löwenhofe, zunächst des Weinhofs, wo die Frau Margareth Löwin ihren Sitz hatte. Er sah gar nicht aus, als ob er große Eile habe, der Jungfrau Sophia Krafftin aufzuwarten, denn bald begrüßte er sich hier mit einem Bekannten, bald musterte er dort stehen bleibend die Mädchen und Frauen, welche schwatzend am Brunnen standen und die Eimer voll- und überlaufen ließen, weil auch sie mehr auf den schmucken Junker achteten, als auf ihr Geschäft, und als er endlich in den Löwenhof kam, da hatte er auch noch Zeit, mit der Schaffnerin ein Weilchen zu plaudern, obwohl ihm selbe gleich beim Eintritt vertraut, daß Jungfrau Sophia schon lange seiner harre oben bei der Hausfrau. Ueberall aber, wo Junker Röbel erschien, machten ihm alle Weibsleute, alte wie junge, freundliche Augen.

So kam er endlich oben an, wo die Geliebte mit der Frau Margareth am Kamin saß; die Frau Löwin war die Schwester von des Junkers Großmutter und sah mächtig alt aus, war aber noch eine gar stattliche Figur und fest genug auf den Beinen. Mit großer Zärtlichkeit begrüßte sie den Junker, während Sophia erröthend und stumm auf ihrem Platze blieb und dem Junker beinahe zögernd die Hand reichte, die dieser zwar annahm und derb drückte, aber, wenig befriedigt von diesem etwas kühlen Liebeszeichen, sofort wieder fallen ließ. Dafür

faßte er mit beiden Händen den Kopf des Mädchens, hob das runde Gesichtchen auf und küßte die frischen Lippen. Mit fest geschlossenen Augen und purpurisch gerötheten Wangen empfing Sophia diesen Kuß, sie litt ihn, ohne ihn zurückzugeben, und erst als der Junker sie losgelassen, erhob sie ihre Augen etwas auf ihn und sagte freundlich: „Was macht Deine Mutter, Röbel?"

„Nun, bei Sanct Jürgen, aller wackern Streiter Schutz-Patron," rief der Junker lachend, indem er sich neben sie setzte, „fragst mich nach meiner Mutter Wohlergehen, Sophia, und nach dem meinen fragst Du nicht?"

„Sehe ja, daß Dir's gut geht, Röbel!" versetzte die Geliebte des Junkers einfach, aber doch mit einem kleinen Anflug von Schelmerei, der ihr gut stand.

Lustig antwortete Röbel, die heiße Wange Sophia's streichelnd: „Als ich von meiner Mutter ging, Sophiechen, lachte sie tüchtig und wenn sie nicht unterdessen aufgehört hat, wird sie's sicher noch thun, gewiß aber hätte sie mir einen recht schönen Gruß mitgegeben an Dich, wenn sie gewußt hätte, daß ich Dich hier finden würde."

„Das hat sie sicher gewußt!" meinte Sophia bestimmt.

„Ei, die Liebe macht klug," scherzte der Junker, „damit kann ich zufrieden sein, Sophiechen, Du mußt mich sehr lieben, um so klug zu sein, ei! sage mir doch, Sophiechen, woher es meine Mutter gewußt haben soll, daß ich Dich hier finde, denn gesagt hab' ich's ihr nicht!"

„Weil Du sonst nicht so oft zur Base Margareth gehst, obwohl sie Deine Pathe ist!" sagte Sophia treuherzig.

„Hm!" fuhr der Junker scherzend fort, „sonst gingst Du auch nicht allzu oft zur Frau Löwin, obgleich sie Deine Base ist, da müßte doch Dein Vater auch wohl wissen, daß Du mich hier finden thätest!"

Der Schluß war dem Mädchen zu hoch, sie entgegnete einfach: „Mein Vater kümmert sich nicht darum, wohin ich geh'!" Sie hatte ein richtiges Gefühl, daß in solchen Dingen eine Mutter immer viel mehr sieht und weiß als ein Vater, sie wußte es nur gerade nicht auszusprechen.

„Nun bald wird Ritter Ulrich auch wissen, wohin Du gehst," fuhr der Junker jetzt etwas ernster fort, „hör' mir zu, Sophiechen, der Stadtschreiber Herr Roth und der alte Junker Erwein Ehinger wollen heut zur Nacht mit Deinem Vater reden meinetwegen. Ich setze mich auf den Krafftenhof am Frauenthor und lebe als ehrlicher Stadtjunker, dann kann der Ritter Ulrich nichts mehr dagegen haben, daß Du mein Weib wirst, und die Krafften von Langenaue sind wieder wie zu der Großväter Zeiten eine Sippe mit den Krafften von Dellmensingen. Du kannst lachen, Sophiechen, denn wenn alle anderen Mädchen ihren Namen verlieren in der Traue, so behältst Du den Deinigen, Du bist eine Krafftin und bleibst eine Krafftin, nur daß aus der Jungfrau eine

junge Frau wird. Nein, was Du für Glück hast, Du kannst alt und grau werden und die Leute nennen Dich doch immer die junge Krafftin, denn meine Mutter heißt dann die alte Krafftin!"

Der Junker lachte über seinen Scherz, Sophia lachte auch, aber sie bemerkte doch, daß das eben ein Ende habe, wenn die Mutter sterbe. Röbel indessen erklärte, seine Mutter habe eine eiserne Gesundheit und sei bei der unter den ersten funfzig Jahren noch gar nicht ans Sterben zu denken, wenn aber Sophiechen fünfzig Jahr die junge Krafftin gewesen, dann könne sie sich's gefallen lassen, die andern fünfzig Jahre die alte zu sein. Damit war Sophia gern zufrieden.

Es mußte in dem etwas beschränkten, stillen und auch durchaus nicht schönen, allerdings aber frischen, sehr gutmüthigen und voll entwickelten Mädchen ein eigenthümlicher Reiz für den schönen und geistig aufgeweckten leichtblütigen Junker liegen, denn seine Zärtlichkeit war unverkennbar, wenn sie eben auch nicht gerade leidenschaftlich war. Seiner Werbung um das einzige Kind des reichen Ritters Ulrich mochten anfänglich auch Rücksichten auf Familienbande und das bedeutende Vermögen der Erbin nicht ganz fremd gewesen sein, jedenfalls aber hatte Röbel nach und nach Geschmack und großen Gefallen an seiner Base gefunden und die tiefe, leidenschaftliche Innigkeit, mit welcher ihn Sophia liebte, fesselte ihn gewaltig an sie, obwohl er dieselbe nur fühlte und sich derselben durchaus nicht bewußt war, ja, vielleicht kaum im Stande war, sie in ihrer ganzen Fülle zu begreifen und zu würdigen. War Junker Röbel der Stolz seiner Mutter, so war er geradezu der Abgott der Jungfrau Sophia Krafftin, obwohl sie es ihm nie sagte. Sophia bebte vor Entzücken bei dem Gedanken, daß sie das Weib des schönsten Junkers werden sollte, denn dafür hielt sie Röbel und die Mehrzahl der Frauen und Mädchen waren ihrer Ansicht.

Jetzt kam die alte Frau Margareth Löwin, welche das Gemach nach der Begrüßung des Junkers verlassen hatte, zurück und trug einen großen Humpen herein, welcher mächtig dampfte. Der kräftige Duft des starken Würzbiers erfüllte das Gemach. Den Humpen brachte sie der Jungfrau und sprach: „Kredenze Deinem Liebsten einen kräftigen Trunk, Sophia, es ist Zeit, daß Du das lernst. Liebe braucht zwar keine Wärme, aber viel Küssen macht durstig!"

Sophia rührte in dem Bier mit dem Rosmarienstengel und ließ den gebratenen Apfel tanzen, der darauf schwamm, dann nahm sie einen kleinen Schluck und bot das mächtige Gefäß dem Junker Röbel, der dem Trunk dann auch so kräftig zusprach und mit so tiefem Zuge trank, daß die alte Löwin laut lachte und meinte: „ja, ja, viel Küssen macht viel Durst, bin auch mal jung gewesen, Röbel, mein Söhnchen, habe meinem seligen Herrn und Deinem Großvater, Röbel, manches liebe Mal diesen selben Humpen kredenzt!"

Die Scherze der alten Geschlechterin aber wurden alsbald unterbrochen, denn die Schaffnerin steckte den Kopf in die Thür und rief mit gellender Stimme: „Der gestrenge Herr Stadtschreiber kommt!"

Man konnte schon der Stimme der Schaffnerin anhören, daß der Besuch des Stadtschreibers im alten Löwenhofe ein ganz außerordentliches Ereigniß sein müsse. Besuche und Gesellschaften in unserer Weise kannte das dreizehnte Jahrhundert überhaupt noch nicht, in den Häusern suchte man sich nur um ganz bestimmter Zwecke willen auf. Aber der Besuch des Stadtschreibers mußte hier noch in einem erhöhten Grade auffällig sein, denn die alte Geschlechterin setzte sich, wie überwältigt von der Nachricht, nieder und sprach leise vor sich hin: „Der Otto Roth kommt in den Löwenhof, Otto Roth, der nicht einen Fuß hierher gesetzt hat seit sie meine Ingewald begraben, das süße Kind, und das mögen an zwanzig Jahre sein, er war ein blutjunger Mensch noch, der Otto Roth, damals."

Sophia stand auf und faßte sich fest an Röbels Arm; wie alle Frauen ihrer Art war sie schon durch das Ungewöhnliche und Unerwartete an sich erschreckt, der Junker war nur verwundert über den Eindruck, den die Ankündigung des Stadtschreibers machte, ehe er aber fragen konnte, öffnete sich die Thür und die stattliche, vornehm gebietende Gestalt des Stadtschreibers erschien auf der Schwelle.

Einen Augenblick stand er und musterte die Anwesenden mit raschem Blick, dann trat er ein, rasch genug, um die alte Geschlechterin am Aufstehn zu hindern, und sagte mit einer Stimme, die viel weicher klang als sonst: „Bleibt sitzen, Mutter Margareth, Ihr habt den Otto Roth nicht vergessen!"

Das ernste stolze Gesicht des Stadtschreibers zeigte eine rührende Freundlichkeit, als er zu der alten Frau niederblickte und ihr die Hand auf die Schulter legte.

„Das ist die Stimme, die ich hier nicht gehört habe, seit meine süße Ingewald starb!" entgegnete die Geschlechterin und hub ihre nassen Augen auf zu dem Manne.

„Es sind nicht alle todt, die da starben, gute Frau Margareth!" sagte der Stadtschreiber mit mildem Ernst, „verzeiht mir, wenn mein Erscheinen in diesem Hause Erinnerungen aufweckt, die nicht allein Euch schmerzlich sind."

„Du hast lange um Ingewald Leide getragen, Otto Roth," nahm jetzt die alte Frau, sich fassend, das Wort, „jetzt erst, nach zwanzig Jahren willst Du Dein Haus bauen, statt mit der Löwin mit einer Welserin, Gott segne Dich, Otto Roth, Dich und Dein ganzes Haus! Sei willkommen im Hof der Wittwe, sei bedankt, Otto Roth, für Dein Kommen; wenn ich Dich sehe, ist's mir, als müsse meine Ingewald hintreten neben Dich, wie damals."

Um der alten Löwin Zeit zu lassen, sich ganz zu finden, wandte

sich der Stadtschreiber an Sophia und sprach, obwohl nicht unfreundlich, so doch in ganz anderem Tone, als er zuvor gesprochen: „Ich bitte Dich, Jungfrau Sophia, geh heim, Deinetwegen mit bin ich hierhergekommen, und es ist gut für Dich, wenn Dich der Ritter Ulrich im Hause findet bei seiner Rückkehr!“

Beinahe ohne ein Bewußtsein davon zu haben, gehorchte Sophia dem Befehle des Stadtschreibers; Junker Röbel wollte sie geleiten, Herr Otto Roth aber rief: „Laß die Jungfrau ihres Wegs allein wandeln, Röbel, Ihr seid Beide jung und werdet noch lange zusammen gehen, wie ich hoffe, jetzt habe ich hier mit Dir zu reden!“

Der Stadtschreiber wandte sich wieder zu der Frau Margarethe; er war so gewohnt, daß seine Befehle Gehorsam fanden, daß er auch hier nicht einen Augenblick zweifelte, und wirklich ging Junker Röbel auch keinen Schritt weiter; er drückte der armen Sophia, deren Bestürzung er wohl bemerkte, mit mitleidigem Blick die Hand und schloß die Thür hinter ihr.

„Mutter Margareth,“ sprach Herr Otto Roth zuerst, „Ihr wißt, daß ich den Löwenhof nicht betreten habe, seit meine Ingewald begraben wurde. Ihr wißt aber auch, daß das nur geschehen um meiner Schwäche willen; ich glaubte nicht, daß ich stark genug wäre, die Räume wieder zu sehen, die sie mir zum Paradiese umgeschaffen; so sind Jahre vergangen, heute komme ich, weil der Junker Röbel einer Warnung bedarf, ich denke, Ihr nehmt so viel Antheil an Euren Verwandten, um mir mein Kommen zu verzeihen!“

„Sprich, Otto Roth, sprich,“ entgegnete die greise Geschlechterin, „aber sprich nicht vom Verzeihen; Otto Roth, Deine Stimme klingt so lieblich in meinem Ohr, sie klingt wie eine Verheißung, daß ich auch die süße Stimme meiner Ingewald bald wieder hören werde, und noch in der Seligkeit wird sie's freuen, Otto Roth, wenn ich ihr sage, daß Du der größte Mann in Ulm geworden bist und Dir erst, nachdem Du sie zwanzig Jahr betrauert, Dir Dein Haus begründet hast; denn mein Kind liebte Dich sehr, Otto Roth!“

Frau Margareth und der Stadtschreiber reichten sich die Hände und hielten sie lange in einander gelegt; sie mußten sich viel sagen Beide in diesem Händedruck.

Eine ungeduldige Bewegung des Junkers Röbel riß den Stadtschreiber aus seinen Erinnerungen, und das Haar aus der Stirne streichend sagte er: „Röbel, Du mußt mir versprechen, hier im Löwenhof zu bleiben, bis ich Dir Botschaft sende, denn nicht nur Deinetwegen, sondern auch wegen gemeiner Stadt darfst Du nicht mit dem Ritter Ulrich zusammentreffen, mit dem Zufall spielt der Teufel; der alte Ehinger hat heute mit dem Ritter Ulrich Deinetwegen geredet gegen meinen Willen, denn die spinnewebene Klugheit des alten Ehingers ist nichts nutze bei dem ehrlichen Ritter Ulrich. Der Ritter ist wüthend, er will

nichts von einer Heirath zwischen Dir und Deiner Base wissen, und Du sollst dem jähzornigen Manne jetzt nicht begegnen. Harre hier bei Deiner Verwandtin, nach der Complete rede ich mit dem Ritter, und ich denke, daß ich meine Sache besser machen werde, als der weise Salomon von der Heerdbruckergasse. Meine Hand darauf, Röbel, es wird Alles gut!"

Der Einfluß des Stadtschreibers auf den jungen Mann war so groß, daß er, völlig des Erfolgs sicher, jede Besorgniß schwinden ließ und das Gemach verließ, um sich im Löwenhof Unterhaltung zu suchen, wie er sie liebte.

Die alte Geschlechterin und der Stadtschreiber blieben noch eine ziemliche Weile zusammen, und beim Abschied sagte Frau Margareth: „Das hast Du mir versprochen, Otto Roth, Du bringst mir Deine schöne Welserin hierher auf den Löwenhof, aber bald, hörst Du, daß ich nicht zuvor von hinnen fahre, muß doch meiner Ingewald sagen können droben, wie sie aussieht!"

Der Stadtschreiber drückte der Frau die Hand und ging.

Ueber die Ergänzung der Landwehr-Offiziere.

Das Landwehr-Institut ist eine unerschöpfliche Quelle der Forschung und Wünsche; man fragt sich: wie mit dieser Wehrkraft den Erwartungen des Vaterlandes am erfolgreichsten zu entsprechen, wenn es gilt, die Probe auf's Exempel zu liefern und für die kostbare Aussaat die Sieges-Ernte zu verbürgen.

Es ist ja in der Welt nichts vollkommen und hat jede Einrichtung ihre Licht- und Schattenseite, das kann auch unsere Landwehr nicht verläugnen; was lange besteht, altert, schwächt ab und wird unmodern, das sehen wir auch alle Tage, ein Jeder wird aber zugeben, daß, wenn man das Alte nicht entbehren kann, brauchen muß und noch Nutzen davon hofft, alsdann auch das Flicken, Basteln und Putzen daran nicht fehlen darf.

Im Interesse der Sache lasse ich heut Einiges über die Ergänzung der Landwehr-Offiziere hier folgen, damit man es prüfe und vielleicht das Beste davon behalte.

Daß Linie und Landwehr, sowohl bei den Uebungen, als auch bei entstehender Mobilmachung und im Kriege selbst sich einander aushelfen müssen, leuchtet wohl Jedem ein, und ist die jetzige Formation der Brigaden dazu behülflich; der Brigade-Commandeur muß nun für seine Linie und Landwehr das gleiche Interesse haben, weil die schwadronirenden Regimenter in ihrer nothwendigen gegenseitigen Unterstützung wie Klei-

ten zusammenhängen. — Bei Fortspinnung dieses Gedankens sehe ich freilich im Geiste viel Mißstände: das Hin- und Her-Reisen, die Austauschung, das Abcommandiren, Confusionen und Verwirrungen, wenn etwa ein Linien-Regiment vor der Mobilmachung abgerufen worden sein sollte und die Mobilmachung später bei Linie und Landwehr erfolgen müßte, wie wir solche Verlegenheiten und Carambolagen im Jahre 1850 vielfach erlebt haben. Das muß aber, so schwer es auch wird, überwunden werden, wenn die Mittel nur vorhanden sind! Es läßt sich jedoch schon jetzt berechnen, daß in der Continuation eines Krieges die Linie der Landwehr mehr Aushülfen an Offizieren wird geben sollen, als die eigenen Kräfte zulassen, und daß daraus übergroße Verlegenheiten entstehen werden; indem anzunehmen, daß das viele Scheibenschießen überall doch nicht ganz unnütz gewesen, die blauen Bohnen, wenn auch lange nicht mit der Ruhe und Sicherheit, wie beim Scheibenstande, in die Welt geschickt, die Offizier-Corps lichten werden, ein solcher Abgang aber alsdann bei der Landwehr nicht durch einjährige Freiwillige (die wir im Frieden als Pflanzschule der Landwehr-Offiziere gelten lassen müssen) ersetzt werden kann, weil Alles, was zu dieser Klasse gehört und als felddiensttauglich anerkannt worden, schon beim Beginn des Krieges eingetreten ist, und wenn der Feldzug sich in die Länge zieht, auch auf die Ersatz-Bataillone in dieser Beziehung wenig gerechnet werden kann. Es werden daher die Linien-Regimenter allein für den Riß stehen und der Landwehr ihre geeignetsten Feldwebel und Unteroffiziere als Offiziere abgeben müssen — wie es in den Feldzügen von 1813, 14 und 15 der Fall war, wo die Linie (z. B. das Leib-Infanterie-Regiment) nach und nach 2 Garnituren Feldwebel, und außerdem tüchtige Unteroffiziere der Landwehr, als Offiziere lieferte, wovon, nebenbei gesagt, mehrere recht gute Geschäfte machten, nach dem Kriege mit dem Hauptmanns-Charakter einträgliche Civilposten erhielten 2c.

Die Bereitwilligkeit zum Helfen wird in solchen Situationen der Linie nicht mangeln, und wenn der Befehl dazu da ist, hört das Grübeln auf; es fragt sich nur: ob die Linie alsdann es gewissenhaft zu leisten vermag? denn die Brauchbarkeit des jetzigen Unteroffizier-Corps ist mit der schon im Kriege von 1812 bewährten Tüchtigkeit damaliger Feldwebels und Unteroffiziere nicht zu vergleichen. Bei dergleichen Aussichten und Verantwortungen sind die Regimenter wahrlich zu beklagen, und wird sich für sie die Theilnahme schon jetzt im Frieden steigern, wenn man weiß, wie die Humanität der Militairbehörden das unausgesetzte Mühen der Compagnie-Chefs, um Erziehung brauchbarer Unteroffiziere, erschwert, indem die eifrige Jagd der Eisenbahnbehörden, der Civilbureaus 2c. auf intelligente Unteroffiziere leider zu erfolgreich ist, auch das Treiben der Letztern selbst, um nur möglichst bald heirathen und eine größere Einnahme gewinnen zu können, den Calcül des fleißigen Compagnie-Chefs verdirbt. . .

In früherer Zeit war freilich in dieser Richtung eine Compagnie kein Taubenhaus, damals kannte man nur die Versorgung für Unteroffiziere, welche der Allerhöchste Wille geboten und nach der Dienstzeit normirt hatte, damals brauchte man also nicht die vielen extraordinären Abgänge, durch die Kaperei der Bureaus, Fabriken, Eisenbahnen, Constabler ꝛc. zu fürchten, — wodurch die Regimenter die fähigsten Köpfe verlieren und diese für den Krieg auch nicht der Landwehr zugehen können, — denn die Erfahrung lehrt, daß alsdann der Beweis ihrer Unentbehrlichkeit den Civilbehörden nicht schwer zu werden scheint.

In Betreff der Vollzähligkeit der Landwehr-Offiziere bleibt ferner der Uebelstand zu erwähnen, daß in neuerer Zeit — ich glaube in den letzten 6—8 Jahren — den Landwehr-Offizieren gestattet ist, gleich den Wehrmännern, wenn sie das Alter von 32 Jahren erreicht haben, in das 2. Aufgebot übertreten, d. h. dazu in Vorschlag gebracht werden und mit 39 Jahren ganz ausscheiden dürfen. Davon wußte man früher auch nichts und der Offizier diente so lange im 1. Aufgebot, bis er nicht mehr felddienstfähig war oder vom Bataillons-Commandeur aus andern Ursachen für's 2. Aufgebot eingegeben wurde. In Folge dieser neuen Auslegung der Landwehr-Ordnung entgehen der Landwehr viele brauchbare Offiziere in der besten Manneskraft, und ich sollte unvorgreiflich meinen, daß der Offizier mit dem gemeinen Manne, hinsichtlich seiner Dienste, nicht gleiches Maß halten darf. Wie mit mir Viele gleich denken, sollte der Offizier wenigstens bis zum 40. Jahre im 1. Aufgebot bleiben müssen, indem bei der Linie nicht selten Offiziere erst mit diesem Alter das Avancement zum Hauptmann erlangen, nachdem sie bereits 20 Jahre gedient haben; — bis dahin dürfte also billigerweise auch die Dienstpflicht der Landwehr-Offiziere im 1. Aufgebote und bis zum 50. Jahre im 2. Aufgebote auszudehnen sein, da die Nothwendigkeit und die Wehrkraft es erheischen. Uebrigens genießen die einjährigen Freiwilligen so große Prärogative, daß ganz besonders sie zu dieser längern Dienstpflicht bei der Landwehr herangezogen werden sollten. Glaubt man jedoch über eine solche Maßregel, wenn sie gut befunden, die beiden Häuser des Landtages befragen zu müssen, so würde man freilich sich auf Einwürfe vorbereiten können, wie sie über die dreijährige Dienstzeit aufgetaucht sind, wo nur zu beklagen bleibt, daß das gute alte Gesetz über die 3jährige Dienstzeit im stehenden Heere nicht beibehalten worden.

Will man die qu. Herabsetzung der Dienstpflicht nicht wieder zurücknehmen, so möchte es vielleicht zweckmäßig und zu wünschen sein, daß die Lust zum längern Verweilen im 1. Aufgebot durch Ehren-Auszeichnungen gefesselt oder durch andere Mittel erzeugt würde, um den Schaden weniger fühlbar zu machen; — denn Beweise sind leicht zu finden, daß in den letzteren fünf Jahren die Gelegenheit, von der Landwehr frei zu kommen, von Offizieren mehr wie früher benutzt worden ist.

Um den Bedarf an Offizieren bei der Mobilmachung möglichst zu decken, und da das Manquement im 2. Aufgebot besonders hervortritt, werden hie und da junge Offiziere des 1. Aufgebots dazu bezeichnet und commandirt. Dies Verfahren scheint nicht zweckentsprechend, weil mindestens daraus Verlegenheiten erwachsen können, z. B. die Landwehr 1. Aufgebots soll abrücken, das 2. Aufgebot aber nicht einberufen werden (wie es im December v. J. intentionirt war), der Bataillons-Commandeur 1. Aufgebots freut sich, keinen Offizier für das andere Aufgebot zurücklassen zu müssen; das Bataillon marschirt ab, die politischen Ereignisse fordern aber später auch die Einberufung des 2. Aufgebots: wo sind nun die Offiziere, welche vom 1. für das 2. Aufgebot bestimmt waren? möchte es nun wohl billig sein, sie von der schon betretenen Bahn des Ruhmes abzurufen, zumal sie eigentlich zu dem mobilen Bataillon gehören? Ich sollte meinen, jedes Aufgebot müsse sich selbst helfen können, und wenn man das Heer der verabschiedeten Offiziere in Anspruch nimmt, so wird sich das 2. Aufgebot besetzen lassen, und man braucht nicht junge Offiziere dem Felddienst zu entziehen, wo sie ohnehin schwer zu ersetzen sind.

Hierbei schwebt mir eine Scene bezüglicher Art von der Mobilmachung 1850 vor. Als nämlich im November des genannten Jahres, zur Freude aller Patrioten, die Mobilmachungs-Ordre eintraf, lag grade ein Landwehr-Bataillons-Commandeur so krank, daß er keine Hand rühren konnte und zu Bette bleiben mußte. Der Adjutant, darüber in Verzweiflung, macht sogleich einen lamentablen Bericht, und es soll in Folge dessen schleunigst ein anderer Stabsoffizier (ein Stabsoffizier, weil in dem betreffenden Orte 1848 manch üble Stimmung und Wühlerei bemerkt worden) dahin abgeschickt werden. Aber woher ihn nehmen, da schon einem Jeden seine Rolle zugetheilt und Keiner disponible geblieben war? In der Noth mußte endlich der bisherige Commandeur des Reserve-Bataillons dazu commandirt werden, da ein anderer geeigneter, verabschiedeter Stabsoffizier zwar ein Ersatz-Bataillon, aber, aus guten Gründen, nicht das bezügliche Landwehr-Bataillon übernehmen wollte. Der commandirende General, welcher diese Maßregel zufällig früher erfährt, wie der Divisions-Commandeur, erklärte sich gleich damit einverstanden, Letzterer aber war äußerst erzürnt, als ihm der Brigade-Commandeur es meldete und die Verneinung des verabschiedeten Stabsoffiziers anzeigte. Der Divisions-Commandeur wollte in seinem Eifer, und durch die Mobilmachung in den Geist des Kampfes versetzt, über den verabschiedeten Offizier Kriegsrecht halten lassen und konnte sich nicht davon überzeugen, daß dem verabschiedeten Offizier das Recht zustehe, die Uebernahme des Bataillons ꝛc. zu verweigern.

Eine andere Erfahrung und Verlegenheit über die Besetzung der Landwehr-Offizier-Stellen hat sich bei der allerletzt intentionirten — theilweisen — Mobilmachung gezeigt. Es sollte, wie bekannt, bei

dieser theilweisen Mobilmachung (im December v. J.) das zweite Aufgebot unberührt bleiben, nur das erste Aufgebot mit der Linie — von den bezeichneten Divisionen — nach der Schweiz abrücken. Alle Hände waren dazu in Bewegung, alle Sinne richteten sich freudig auf den ersehnten Krieg, und die Landwehr-Bataillons-Commandeure mußten natürlich auch an die nöthigen Stellvertretungen denken und Sorge tragen. Was geschah hier und da? — man beorderte z. B. einen im Posenschen wohnenden Landwehr-Offizier 2. Aufgebots (Gutsbesitzer) zur Uebernahme einer stellvertretenden Compagnieführer-Function in der Mark, einen andern Offizier desselben Aufgebots (Kaufmann) zum Ersatz-Bataillon nach einer nicht nahen Festung u. s. w., ohne daß diese Offiziere sich dazu bereitwillig erklärt hatten. War nun dies Verfahren zu erwarten, da das 2. Aufgebot nicht einberufen werden sollte? War aber die Verlegenheit des Bataillons-Commandeurs leicht zu besiegen?

Ja, wer mit dem Wesen der Landwehr etwas vertraut ist, weiß, wo der Schuh drückt, weiß, daß die Hindernisse bei Benutzung der Landwehr colossal sind, die künstliche Zusammenfügung, die Belebung des Interesses eine große Werkthätigkeit erfordert, und bis Alles im Gange, der Marsch angetreten ist, viele Schweißtropfen fallen müssen.

Ueber die Brauchbarkeit der Landwehr im Felde, ihre Ausbildung, Bewaffnung, Opferfreudigkeit, und ob das Kreuz auf der Stirn mit dem Feuer der Begeisterung eingebrannt, darüber ließen sich viel Betrachtungen aufstellen, wenn es nicht zum Theil Gegenstände wären, die sich mehr fühlen als aussprechen lassen.

Segen und Macht des Volksliedes.

Alt-englische und schottische Dichtungen der Percyschen Sammlung, übersetzt von Adolph von Marées. Berlin. G. Reimer, 1857.
Blüthenlese aus Altem und Neuem von E. M. Arndt. Leipzig, Brockhaus, 1857.

„In den Jahren unseres entsetzlichen deutschen Unglücks, zwischen 1805 und 1812, haben mich“ — sagt der alte Ernst Moritz Arndt in der Vorrede zu dem eben genannten Buche — „in Schweden und in der Heimath vor allen Andern die alten Griechen getröstet, die Geschichtsschreiber und Dramatiker, wie die Lyriker . . . In Schweden lebte ich ferner noch viel mit den skandinavischen und altschottischen und altenglischen Sagen und Liedern. In jenen düsteren deutschen Jahren sind, wie gesagt, die meisten hellenischen und nordischen Nachbildungen und Uebersetzungen entstanden.“ . . .

Arndt deutet damit auf eine alte Eigenart unseres Volkes, in welcher es, wenn irgend wo an seinem Lebensmarke verletzt, wie der bös verwundete Edelhirsch das tiefste Gebüsch des Urwaldes sucht und dort

in unantastbarer Einsamkeit den Entscheid, Tod oder Genesung, erwartet. Aber in der Einsamkeit solch eines Schmerzenslagers haben wir uns regelmäßig immer wieder auf uns selbst besonnen, auf den Werth und Segen und Zins der goldenen Mitgift, welche gerade unser germanisches Volk vor allen anderen vorauserhalten hat, und damit sind wir auch wieder zu Kräften, zu innerer Ordnung und zu neuem Ansehen unter den Völkern gekommen.

Wunderlich auf den ersten Blick waren allerdings die Mittel, mit denen wir uns in solcher Einsamkeit kurirten, so in der Zeit gegen Ende des zweiten Drittels des vorigen Jahrhunderts, wo Deutschland in den Nachahmungen des französischen Hofgeschmackes und aller Unnatur sich bereits einem neuen Helotenthum zum Nutzen des Auslandes zu nähern schien, ferner in den „düsteren deutschen Jahren", wo die Hand des Erbfeindes deutscher Nation, die Hand des Bonapartischen Frankreichs auf den Trümmern unserer Staaten, unserer Einrichtungen und Sitten schwer lastete.

Beide Bücher, deren Titel oben genannt ist, erinnern uns an diese ächt deutschen, keinem anderen Volke genießbaren und brauchbaren Heilmittel.

Herr von Marées führt uns in dem ganz vorzüglichen Vorworte zu seinem Buche in die Tage Herder's (1778) und Bürger's zurück, und wenn er uns auch nicht von Neuem daran erinnert, wie sehr beide Dichter ihr mattes, gelangweiltes und innerlich öde und hohl gewordenes Volk dadurch erfrischten, daß sie ihm von Neuem den Quell der Volkspoesie öffneten, den Humor und die Tragik dieser Poesie, so hat er wohl vorausgesetzt, daß jedem Deutschen die Schilderung unvergeßlich ist, welche der junge Goethe, der beste Vertreter des ganzen suchenden und gequälten deutschen Geistes in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, von seiner Bekanntschaft mit Bürger's Leonore und mit dem lebendigen Herder macht. In der That, wenn wir sehen, wie dies zum Philister und zur elendesten Alltäglichkeit herabgewürdigte edle deutsche Volk, fast bewußtlos, einem dunkelen Instinkte folgend, — wie das kranke Wild in den unscheinbarsten Moosen oder Blättchen seine Medicin findet —, plötzlich sich zu den Reimen und Melodieen einer ersten Jugend zurückwendet und träumerisch diese ihm kaum noch verständlichen Klänge wiederholt und immer lauter wiederholt und dabei den alten Glanz seines Auges, die Straffheit seiner Figur, die Kraft seiner Muskeln und Sehnen wieder gewinnt, da beginnen wir die Tiefe eines Geheimnisses zu ahnen, das hinter diesen leichten Reimsprüchen, diesen kurzen, schwermüthigen Balladen, diesen drolligen „Mährchen gar schnurrig" ruht. Da lernen wir zugleich aber auch kennen, wie unser Volk in seinen Nöthen und Gebresten behandelt sein will, nicht mit mechanischen Mitteln und alten abgerittenen Recepten, sondern mit den geistigsten Tincturen, mit den besten Ersparnissen seiner Vergangenheit, und da

lernen wir endlich recht mitleidig auf alle die Herren der Doctrinen herabsehen, welche — gleichviel von welcher Partei sie sind — meinen, durch diese und jene Form, durch diese und jene einzelne äußere gesetzliche Bestimmung, Verbot und Gebot, könne die Reform herbeigeführt, die Volksgesundheit decretirt werden. Das deutsche Volk will aus der Tiefe ergriffen sein, das einzelne fertige Gesetz wird es niemals unterjochen können; nur, wo die Gemüther aller Einzelnen in Liebe und Haß bewegt werden, wie z. B. im großen Freiheitskriege, da wird eine Reform des Ganzen möglich sein, da aber auch gewiß erfolgen.

Wie aber die alte Volksdichtung, die schon zweimal als ein kostbarer Balsam dem deutschen Volke in bedenklichster Krisis gereicht ward, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts und im Anfange dieses, solch eine umfassende, das tiefste Gemüth bewegende Bedeutung hatte, bedarf einer Erklärung und eines Nachweises, welches Beides in dem tiefen und nicht genug anzuerkennenden Vorworte zu seinem Werke uns Herr Julius de Marées geliefert hat.

Das, was den matten Deutschen von 1770 und von 1807 in den alten Volksliedern so tief erfrischte und erfrischt, war der Nachhall aus der Heimath des ersten unversetzten, unverfälschten Germanenthums, aus einer Zeit, wo es noch in ganzer Sonderthümlichkeit, Urwüchsigkeit, im tiefsten Grunde von allen anderen Völkern verschieden, und kraftvoller als alle anderen Völker dastand. Das alte germanische Lied, wie es am reinsten noch in England und Scandinavien erhalten blieb, hat diese Sonderthümlichkeit des ersten Deutschthums am treusten bewahrt, und dieselbe besteht vor Allem darin, daß jedes Menschengemüth und jedes Menschenwesen in einem Rechte und in einer Herrschaft anerkannt wird, von der bis dahin kein Volk der Erde eine Ahnung gehabt hatte. Die Völker des Alterthums waren geistig zu arm und moralisch zu feig, als daß ihre Menschen auf solch ein Sonderrecht hätten Anspruch machen, als daß ihre Staaten solch ein Sonderrecht aller Einzelnen hätten anerkennen können. Der Reichthum und der Muth der Germanen wagt es, solch ein neues tausendköpfiges Volksthum, das durch kein Gesetz und nichts Aeußerliches verbunden war, vor der Welt hinzustellen, und der erstaunten Welt zu zeigen, daß diese Einzelnen dennoch eine mit Ketten verbundene Phalanx wären, wo es gälte. Die That, im Alterthum das Product des Volksganzen, und von den Einzelnen als Erscheinung und Kundgebung eines erhabenen Fatums, eines dunkeln Schicksalswillens symbolisirt und vollführt durch Hörige des Gesetzes, gewinnt auf einmal im Germanenthume einen neuen Charakter, sie wird der Ausdruck des einzelnen Mannes, der alle seine Kräfte, Gemüth, Phantasie, Willen, vereinigt und für diese That ausschließlich verantwortlich wird. Sobald der Germane da ist, ist auch der Ritter da.

Die Poesie des Germanen ist darum eine ganz andere als die an-

tike. Der Mensch, in seiner ganzen hohen Bedeutung zum ersten Male richtig erkannt, wird ihr Hauptgegenstand. Sie faßt ihn in der ganzen Kraft seiner Handlungsfähigkeit auf, sie hat dabei ein offenes Auge für den tief geheimnißvollen Grund der Menschenpersönlichkeit, für das „Bild und Gleichniß" des Höchsten. Sie erzählt nicht von den Persönlichkeiten und ihrem Thun und läßt auch die That der Persönlichkeiten nicht durch lange Reden zur Erscheinung kommen; sie liebt weder die Reflexionen, noch die Monologen; sie läßt die Personen selbst hervortreten und erzeugt dabei drei ganz neue Darstellungsarten, die alte Ballade, das christliche Shakespeare'sche Drama, das Lied, das im älteren protestantischen Kirchenliede seinen Glanzpunkt findet.

„In Shakespeares Schauspielen", schreibt A. von Marées S. XIV, „stellen sich alle Personen selbst dar, als besondere Individuen. Wir sehen Jeden leiblich vor uns, sobald wir nur seine Worte hören. Deshalb ist auch nicht Einer dem Andern gleich; wir gewahren eben so viel verschiedene Individualitäten als Personen. Zu gleicher Zeit stellt sich aber auch das Factum selbst dar, das die Personen zusammenführt und sie nöthigt, sich im Gespräche zu äußern. Wir erhalten jedoch dieses Factum nicht in vollkommener Reinheit an und für sich, sondern lediglich in und mit den dabei interessirten Personen, über den Spiegel ihres Innern hinweg. Was dasselbe hierdurch an historischer Wahrheit verliert, das ersetzt seine auf andere Weise nicht zu erzeugende Wirklichkeit.

In Shakespeares Darstellungen ist das Wort nicht Rede, wie bei den Alten, es ist eben so wenig bloßes Darstellungsmittel, wie bei der Beschreibung und Erzählung; es ist die Handlung und That selbst. Die Form tritt zurück gegen den Inhalt, und auch dieser hat eigentlich nur Bedeutung durch die besondere Beziehung. —

Durchaus ähnlich, ja wesentlich gleich, ist die Bedeutung des Worts in der echten Ballade. Dasselbe ist hier das sich selbst darstellende Factum; das Factum wird über die Personen hinweg, denen das Wort in den Mund gelegt ist, mit diesen Personen selbst, im Worte wahrgenommen. Ich werde dies an einem Beispiele näher zu erläutern suchen.

Für die vollkommenste Ballade halte ich das berühmte: Edward! Hier wird nichts erzählt oder beschrieben; der Dichter selbst spricht auch nicht das kleinste Wörtchen zu uns. Dennoch stellt sich mittels des kurzen und einfachen Dialogs von Mutter und Sohn, die sich gegenseitig einführen müssen, das Factum mit allen Nebenumständen und sogar der Ort der Handlung auf das Bestimmteste dar."

Wir geben diese berühmte Ballade hier nach Marées trefflicher Uebersetzung wieder. Sie lautet:

Was trieft so deine Wehr von Blut,
Edward, Edward!
Was trieft so deine Wehr von Blut,
Was gehst du so trüb' einher? — O!
O, ich erschlug meinen — Sperber so gut,
Mutter, Mutter!
O, ich erschlug meinen Sperber so gut,
Und ich hatt' sonst keinen mehr! — O!

Dein's Sperbers Blut war nimmer so roth,
Edward, Edward!
Dein's Sperbers Blut war nimmer so roth,
Lieber Sohn, bei deiner Ehr'! — O!

O, ich schlug meinen — Rothschecken todt,
Mutter, Mutter!
O, ich schlug meinen Rothschecken todt,
Und so schön und stolz war er! — O!

Dein Scheck war alt und du hast mehr Pferd',
Edward, Edward!
Dein Scheck war alt und du hast mehr Pferd',
Was Andres drückt dich schwer; — O!
O, ich erschlug meinen Vater werth,
Mutter, Mutter!
O, ich erschlug meinen Vater werth,
Ach, mir ist's leid so sehr! — O!

Und was willst du thun darum für Buß'?
Edward, Edward!
Und was willst du thun darum für Buß'?
Mein Sohn, das mir erklär'; — O!
Dort in das Boot setz' ich den Fuß,
Mutter, Mutter!
Dort in das Boot setz' ich den Fuß,
Will fahren über das Meer! — O!

Und was dann thust du mit Thürmen und Hall',
Edward, Edward!
Und was dann thust du mit Thürmen und Hall',
Die dastehn dir so hehr? — O!
Ich lass' sie stehn bis zu ihrem Fall,
Mutter, Mutter!
Ich lass' sie stehn bis zu ihrem Fall,
Da ich nimmer wiederkehr'! — O!

Und was deinem Weib und Kindern bleibt dann,
Edward, Edward!
Und was deinem Weib und Kindern bleibt dann,
Wenn du gehst über das Meer? — O! —
Die Welt ist weit, laß sie betteln fortan,
Mutter, Mutter,
Die Welt ist weit, laß sie betteln fortan,
Denn ich will sie seh'n nie mehr! — O! —

Und was bleibt deiner Mutter von dir,
Edward, Edward,
Und was bleibt deiner Mutter von dir,
Mein Sohn, sag', was bleibt der? — O! —
Den Fluch der Hölle, den tragt von mir,
Mutter, Mutter,
Den Fluch der Hölle, den tragt von mir,
Ihr gabet mir solche Lehr'! — O! —

Diese Ballade zeigt am besten die kaum beschreibbare Art der Darstellung, welcher sich die germanische Volkspoesie befleißigt. In ihrer Einfachheit und in der tactvollen Zurückhaltung des Dichters liegt ihr Geheimniß, liegt auch der Zauber, den sie auf die Gemüther ausübt. Der Name „Ballade" (ballata, Ballet) zeigt außerdem schon ihren dramatischen Charakter an.

Nicht fern dieser Art der Volkspoesie steht das eigentliche Lied. Es ist ein den deutschen Völkern ausschließlich eigenthümliches Gut, und wir können es uns nicht versagen, aus der tiefen Betrachtung des Herrn von Marées über dasselbe und den Gegensatz zu den alten und romanischen Völkern, den es darstellt, einige wesentliche Sätze mitzutheilen:

„In der attischen Kunst herrscht, wie in dem Leben der antiken civilisirten Welt überhaupt, das Gesetz, und zwar möglichst ausschließlich. Das Gesetz ist der Gegensatz von Willkür und persönlicher Autorität. Es bindet und beschränkt den Einzelnen, aber es unterwirft ihn keinem Andern. Die Unabhängigkeit in und trotz der Gebundenheit ist allein die Freiheit der antiken Civilisation.

Die Gesetzesherrschaft der alten Welt war zugleich die Bedingung der Volks-Einheit. Das Volk wird durch das ausschließlich herrschende Gesetz zur selbstständigen einheitlichen Person, die zwar die Individuen der Bevölkerung umfaßt, aber an diese, an deren Leben auf keine Weise tebunden ist.... Unter der Gesetzesherrschaft der alten Welt hat deshalb das Individuum und alles Individuelle keine eigentliche Bedeutung. Dies gritt ganz besonders hervor in den Werken der Kunst.

Wie die Werke antiker Sculptur nur die Eine, als gesetzmäßig anerkannte Leibesschönheit, den richtigen menschlichen Organismus darstellen, wie bei ihnen das Gesicht, sonst der Spiegel besonderer Individualität, das Unbedeutendste, sein Ausdruck eher ein nichtssagender, weil allgemeiner ist: so sind auch die Personen der alten Tragödie richtig, d. h. gesetzmäßig in ihrem Innern und in dessen Aeußerungen, im Denken, wie im Handeln, und daher einander wesentlich gleich. Den reinen Wasserspiegel antiker Ruhe kann nur vorübergehend bewegen und trüben der von Außen kommende Sturm des Fatums. Von besonderen und wechselnden Empfindungen eines vielfach bewegten besonderen menschlichen Gemüths kann keine Rede sein. Zur tonarmen Lyra, zum gleichmäßig wiederkehrenden Falle des Verses würde dergleichen nicht stimmen. Auf den Stelzen des Kothurns lassen sich nur langsame und wenige Schritte machen. Er gestattet nicht die leidenschaftliche Bewegung, das Herüber und Hinüber der Handlung, er verbietet die That. Die That geschieht daher stets nur hinter der Scene. In der Scene wird die That durch Sprechen vorbereitet und nachher besprochen. Auch der Chor ist durch sich selbst nur zum Besprechen der Thatsachen geeignet. Er spricht dabei aus, was man denkt, allgemeine Betrachtungen, Erfahrungen und Bemerkungen. Die attische Dichtkunst redet in diesem besonderen Sinne ausschließlich. In der Rede überwiegt aber die Form den Inhalt.

In der antiken, vom Gesetze beherrschten Welt trat überall die Form mit ganz vorzüglicher Bedeutung hervor. Sie drückte nicht nur den Inhalt aus, sondern sie vertrat ihn. Denn das Gesetz selbst ist eben der Satz statt des Gedankens, der Buchstabe statt des Sinns, die Ausdrucksform statt des auszudrückenden Inhalts."

Der Germane dagegen erkennt als sein höchstes Gut individuelle Freiheit, „nicht beschränkt durch einen fremden Willen, insbesondere nicht durch den Willen, der im Gesetze sich ausdrückt. Ueber die nicht vollkommen Freien herrscht stets eine andere persönliche Autorität, die sich am ersten aus dem Familienverhältnisse ableitet.

Der antike Rechtsbegriff ist bei den Germanen an sich so unmöglich, daß noch jetzt, wo er durch ursprünglich gewaltsame Einführung des römischen Rechts bei der Masse der Regierten sich mehr oder minder eingebürgert und festgesetzt hat, doch die Regierenden und die ihnen näher stehenden, sich nur gezwungen ihm fügen.

Denn der Germane kennt von Natur dasjenige selbstständige, gegenständliche Recht nicht, das mit der Person des Berechtigten nur in die lose und lösliche Verbindung des Habens zu treten vermag; er hat dafür

das Eigen, d. h. das uneigentliche Recht, als integrirenden unselbstständigen Theil seines Ich. Er kennt von Natur nicht die Person, welche nichts weiter ist und sein kann, als die Fähigkeit, Rechte zu erwerben, die mit den verschiedensten Rechten bekleidet, stets die nämliche bleibt, die sie auch dann ist, wenn sie die bereits erworbenen Rechte wieder verloren oder nie Rechte erworben hat. Er begreift nicht die Möglichkeit, einem Dinge höchst persönliche Rechte und Fähigkeiten beizulegen; unverständlich sind ihm die Rechte der Krone, des Stuhls, die Aussprüche der Bank, der Tribüne, der Kammer. Der Germane muß nothwendig verschiedene Stände anerkennen. Denn je mehr Eigen, desto größer das Ich.

Mit dem Eigen geht auch das Ich, der Stand des ehemaligen Eigner's verloren. Statt des Gesetzes hat der Germane höchstens die Sitte und die Gewohnheit.

Ist es nun wohl zu weit hergeholt, wenn ich aus dieser vorzüglichen, ja ausschließlichen Geltung des Individuellen im Leben des Germanen auch das in der germanischen Kunst sich zeigende Verwandte herleite?

Was nicht unter die Richtschnur des Gesetzes zu bringen ist, besonders aber das Innere und dessen Bewegung, läßt sich nicht eigentlich beschreiben und erzählen. Es kann nur sich selbst darstellen durch die gegebenen Kunstmittel.

Das Lied ist das in seiner Individualität mit ganz individueller Regung sich selbst darstellende Individuum.

Nur die Germanen besitzen den eigentlichen Sinn für das Lied, das Liederbedürfniß, und dann auch die wahren Lieder.

Giebt es auch eine beträchtliche Anzahl schöner deutscher sogenannter Volkslieder aus früherer Zeit: so sind doch die älteren protestantischen Kirchenlieder, wie mir scheint, die ersten Lieder unsres Volks, welche einen wahren Kunstwerth haben und von denen viele noch immer in unerreichter Schönheit glänzen. Dies ist von wohl zu beachtender Bedeutung.

Die Reformation war die Empörung germanischen Freiheitsdranges gegen die beschränkende Gesetzesherrschaft der römischen Kirche, germanisch-christlicher „Barbarei" gegen römisch-christliche Civilisation. Sie erstrebte persönliche Geistes- und Gewissensfreiheit der Individuen durch deren persönlichen Glauben, mit der Hoffnung individueller Seligkeit durch die unmittelbar der Person des einzelnen Gläubigen gewährte Gnade. Dergleichen durfte die katholische Kirche, welche als römische auf der Basis des antiken Staats auferbaut ist, nicht zugeben, oder nur dulden. Sie, der Gottesstaat, drängt das Individuum und alles Individuelle zurück und möglichst ganz aus ihrem Gebiete. In der Kirchen-Einheit hat nur das Kirchen-Amt als solches Bedeutung und nicht einmal die Person, die damit bekleidet ist, geschweige denn die Person des Laien. Was dem Kirchengesetze nicht gemäß ist, das ist schon deshalb verdammlich; es ist die durch alle, auch die äußersten Mittel auszuschließende Ketzerei. Die deutschen protestantischen Kirchen- oder besser Glaubens-Lieder sind Siegeslieder des in germanischer Weise frei gewordenen individuellen Innern."

Durch solch eine Betrachtung wird uns die Bedeutung der germanischen Poesie in ihrer Tiefe erschlossen. Wir erkennen in der Volkspoesie, wie sie sich im Gegensatz zur antiken Gesellschaftspoesie bildete, ein ausschließlich germanisches Wesen, das nicht bloß darauf Anspruch macht, nach Art der antiken Kunst zu g e f a l l e n, sondern das als Zeugniß der ursprünglichen Kraft und Hoheit unserer Volkseigenthüm-

lichkeit auch diese Kraft und Hoheit stets wieder im Volke entflammt und neu aufweckt, und es ist daher sehr wahr, was Arndt in der Zueignung an Welcker und Dahlmann von den germanischen Volksliedern singt, daß wir Deutschen, wenn wir sie wieder lesen und singen,

„Durch des Alterthums Gestalten
Hin auf neue Schöpfung schaun."

Wir haben uns jetzt, was vielleicht im Anfange dieses Aufsatzes manch christlicher Leser gewünscht hätte, nicht mehr dagegen zu vertheidigen, als ob wir die Bedeutung der germanischen Volksdichtung und seine Wirkung auf ermattete und gesunkene Zustände in Deutschland zu hoch anschlügen, als ob wir der heiligeren Mittel, deren Gott der Herr sich zur Hebung unserer Nation bedient hat, vergessen wären. Denn die Leser haben sich bereits überzeugt, daß das alte Volkslied, indem es die verschwommenen Geister zu der alten straffen deutschen Gegenständlichkeit hinleitet und indem es die ganze Hoheit und Würde der deutschen Persönlichkeit wieder zum Vorbild macht, die germanischen Völker wieder auf den Punkt zurückführt, auf welchem das junge Christenthum einen so glücklichen und erfolgreichen Anschluß grade an das deutsche Gemüth fand. Kein Volk konnte die gnadenreiche Thatsache der Erlösung tiefer erfassen und unverlierbarer sich aneignen, als dasjenige, welches bei seiner Neigung, überall das einzelne Individuum unvermittelt und unabhängig thätig sein zu lassen, auch die äußere Erlösung der Menschheit recht in den Kreis der zu erlösenden Persönlichkeiten hineinzog und sie vermöge der Rechtfertigung durch den Glauben allein zu einer persönlichen, zu der jedes Einzelnen machte.

Was die beiden Bücher, deren Titel an die Spitze dieses Aufsatzes gestellt ist, des Besondern anbetrifft, so hat das Arndt'sche vorzüglich als letzte Sammlung aus einem uns theueren Nachlasse, vom Nachlassenden selber kurz vor dem Scheiden gesammelt, wie aus dem Grabe heraus dem jetzt lebenden Geschlechte gereicht, seine Bedeutung. Aber wir finden in dem Buche auch die kostbarsten Perlen der Volksdichtung, den süßesten Schmelz der Liebesfreude und die düsterste Noth der Verzweiflung. Vermag, um nur eines Beispieles von letzterer zu gedenken, moderner Kunststyl einen Eindruck zu erreichen, den „die zwei Raben" (224) machen. Welch ein schauriges Bild von öder windgepeitschter wolkendüsterer Haide liefern diese wenigen Verse. Sie lauten:

„Als ich einsam ging meinen Gang,
Hört ich zweier Raben dumpfen Klang;
Der eine zu dem andern sprach:
„Wo gehn wir frühstücken diesen Tag?"

Dort hinter dem krausen Hagdornstrauch
Blies ein erschlagner Ritter den letzten Hauch,
Und daß er da liegt, ist Keinem kund,
Als seiner schönen Dame, seinem Falken und Hund."

„Sein Hund lief auf die Jagd hinaus,
Sein Falk trägt Wild-Geflügel zu Haus,
Seine Dame nahm einen andern Mann.
So greifen wir unser süßes Frühstück denn an!"

„Du hältst auf seinem Schulterbein den Schmaus,
Ich hack' ihm seine schönen blauen Augen aus,
Sein Goldhaar wird von uns Allen gepflückt,
Unser Nest damit gepolstert und geschmückt."

„Viele, Viele jammern und klagen um ihn,
Doch Keiner wird wissen, wo er fuhr hin;
Ueber sein Gebein, wenn's liegt bloß und bar,
Wird der Wind blasen heut und immerdar."

Das Buch des Herrn Adolph von Marées, dessen Vorrede wir ausführlich gewürdigt, und aus dem wir als Probe von der Befähigung des Uebersetzers das Lied von Edward mitgetheilt haben, enthält Auszüge aus der Sammlung von Balladen und Gedichten, welche Percy unter dem Titel: Reliquies of ancient english Poetry 1760 in drei Bänden herausgab, und aus denen Herder, Bürger, Goethe, Voß, Claudius und Wieland manche Stoffe oder Anregung entnommen haben. Die Kritik der englischen Gedichte, als auch ihrer deutschen Nachahmungen, welche Hr. v. Marées ausübt, ist neu, oft kühn, aber stets beifallswürdig, und was er auf Grund seines Verständnisses der altenglischen Ballade von Goethe's Erlkönig sagt, ist ungemein wahr und zeigt von feinstem poetischen Tacte.*)

Wir wünschen beiden Büchern und den herzigen Liedern, die sie enthalten, viele Freunde und Leser.

---

*) „Goethe hat nur im Erlkönig den reinen Balladendialog, d. h. das Gegeneinander directer Aeußerungen verschiedener Personen, ohne das: „sprach der und der," angewendet, aber leider nicht durchaus, sondern nur in der Hauptpartie des Gedichts. Daß die Worte Erlkönigs so ohne Weiteres hereinflüstern und das Kind seine Visionen eben so unvermittelt mittheilt, darin liegt das Gespenstige auf der einen und das Ergreifende auf der andern Seite, welches im Miteinander die wunderbare Wirkung hervorbringt, wodurch dieses Gedicht sich auszeichnet.

Indessen Anderes, was erzählt ist, würde diese Wirkung noch vervollständigen, wenn es sich bloß aus bezüglichen Reden der betheiligten Personen ergäbe. Ich wage die Behauptung, daß der Schluß des Gedichts:

In seinen Armen das Kind war todt,

geradezu unrichtig ist. Der Dichter brauchte nicht zu sagen, und sollte uns daher auch nicht sagen, was das Gedicht selbst sagen konnte und daher auch sagen mußte. So wie in Shakespeare's Sturm die Schläfrigkeit Miranda's sich aus den wiederholten Ermahnungen ihres Vaters achtzugeben, von selbst ergiebt, so würde sich, und ich glaube mit schlagender Wirkung, das Todtsein des Kindes im Erlkönig, durch zwei oder drei vergeblich an dasselbe gerichtete Fragen des Vaters ebenfalls von selbst ergeben haben. Wie ergreifend müßte es aber sein, wenn man ganz gewiß wüßte, das Kind sei in den Armen des Vaters verschieden, ohne daß es gesagt worden wäre!"

Ein Communist des XVI. Jahrhunderts.

Wir haben in einem der letzten Hefte dieser Zeitschrift einen Literaten des XVI. Jahrhunderts zu charakterisiren versucht, der die verschiedensten Richtungen des geistigen Lebens unserer Zeit schon damals, wenn auch theilweise nur embryonisch, in sich vereinigte: die pantheistische Philosophie, den lichtfreundlichen Protestantismus, die teleologische Auffassung der Geschichte und die pessimistische Politik. Als Grundlage der Charakteristik diente das neuerdings von Bischof herausgegebene Buch über Sebastian Franck. Inzwischen sind wir von befreundeter Seite auf ein Programm des Gymnasium Fridericianum in Schwerin vom Jahre 1850 aufmerksam gemacht, in dem sich eine lichtvolle und ziemlich detaillirte Charakteristik Franck's von dem Herrn Dethloff, jetzt Director an der Realschule zu Schwerin, befindet. Wir kannten bei der Auffassung des erwähnten Aufsatzes jenes Programm nicht, fanden es auch nicht von Bischof angeführt, und nehmen deshalb gern Veranlassung, auf dasselbe hier hinzuweisen, zugleich aber auch auf eine geistige Richtung Franck's, die in dem Bischof'schen Werke sehr dürftig ausgegangen ist: nämlich auf den Communismus Franck's.

Wir haben in unserer Charakteristik bereits erwähnt, wie Franck als Philosoph pantheistisch und, im Widerspruche hiermit, als Historiker teleologisch ist. Dieser Widerspruch wiederholt sich nun auch in seiner Auffassung vom Eigenthum. Als pantheistischer Philosoph behauptete er, daß Gott nichts anders sei, denn „der Ausfluß, Wesen, Bild, Charakter, Schein Gottes in allen Creaturen, sonderlich aber in der gelassenen Menschen Herz, als ein Siegel gedruckt, das in allen Creaturen weset, in allen Gläubigen predigt, in allen Gottlosen keifet, küppelt, hadert und die Welt um die Sünde straft, und das von Anfang, Adam, Abel, Noah, Loth, Abraham, Hiob, Trismegistum, Mercurium, Plotinum, Cornelium und aller frommen Heiden Herz hat erleuchtet und gelehrt", damit ist die göttliche Persönlichkeit verflüchtigt, damit aber auch die menschliche Persönlichkeit und Freiheit, denn es ist damit behauptet, daß das Ich von Natur Gott sei und daß daher dem Ich als dem inwendigen geistigen Menschen sein unvertilgbarer Charakter von Selbstgenügsamkeit nicht verloren gehen könne, es also auch nicht eines Kampfes und Ringens mit dem Fleische bedürfe. Alle Menschen sind Ein Mensch. Als teleologischer Geschichtsschreiber dagegen war ihm nicht genug, einen gemeinen Beruf und Wort zu haben, es habe denn ein jeder von Gott ein Sonderes sein Eigenes, Gegebenes, das doch dem Gemeinen nicht zuwider sei. „Nun, wiewohl nur ein einiges unzertheiltes Wort Gottes ist Aller, so viel doch ein jeder von demselben im Glauben annimmt und ertappt, soviel ist davon sein und dieß ist sein Wort, sein sonderes Gottes Wort, wie auch Gott eines jeden sonder werden muß. Nicht

anders, denn wie ein gemeiner Schein der Sonne ist, soviel doch ein jeder erleuchtet davon sieht, so viel ist die Sonne sein, und seine Sonne genannt." Damit ist Gottes Persönlichkeit außerhalb der Endlichkeit angenommen, damit die Aufforderung gestellt, Gott in sich aufzunehmen, den Willen Gottes zum Inhalt des eigenen Willens zu machen. Dieser Widerspruch zwischen pantheistischer und teleologischer Auffassung wiederholt sich nun auch in seiner Auffassung vom Eigenthum. Der Pantheist behauptet die Gleichheit der Menschen. „So man aller Ding vernimmt, so ist ein gleiches Leben auf Erden und hat der unparteiische Gott, der alle Dinge allen Menschen zugleich erschaffen und in ein gleiches Leben gestellt und mit gleicher Liebe nicht einen um ein Haar böser oder besser gemacht, sonst hätten die Versäumten ob Gott zu klagen. Er hat uns auch all, wie ein Häffner seine Häfen, in gleicher Liebe, Sorg und Acht, und nicht den einen gülden, den andern irden gemacht, sondern wir sind alle eines Fadens." „Der Unterschied ist nur von Außen im Angesicht und von außen vor der Welt, die innere Wahrheit ist ihnen allen Eins und gleich." Damit hört natürlich die freie Persönlichkeit auf und damit auch alles, was nur in dieser seine theoretische Begründung finden kann, namentlich das Eigenthum, das seine Weihe und Bedeutung lediglich durch die Persönlichkeit erhalten kann, und ohne das hinwiederum die Persönlichkeit nicht zu ihrem Rechte kommen kann, weil sie kein Substrat des freien Handelns mehr hat. Das Recht des Testirens ist ihm ein „nackender, weltlicher, teuflischer Brauch", denn er glaubt und hält dafür, daß „nach dem Tode das Gut des Verstorbenen nicht mehr sein sei; denn wäre es sein, so hätte es mit sich genommen." Ja, er geht noch weiter, er hält das Recht für die Ursache alles Uebels und in idealer Anschauung für die größte Gerechtigkeit die, von seinem Rechte zu weichen. „Es ist gewiß der Welt Gerechtigkeit und Recht um das Mein und Dein eine Ungerechtigkeit vor Gott (denn das unrein Eigenthum, das Mein und Dein, hat menschliche Bosheit und unrechte Gerechtigkeit erfunden), nicht anders, denn wie unsere Weisheit und Thorheit und Alles, was menschlich vor Gott verworfen ist. Wir aber balgen uns um unserer unreinen und vor Gott unrechten Gerechtigkeit. Der Herr will kurzum Herr, der Mann Mann im Hause sein, der bezahlt, dieser gefürchtet, geehrt, jener das Sein, Ich das Mein. Da hebt sich denn ein Raufens, Schlagens, Scheltens, Rechtens, ja Unrechtens, Haderns." Und welches ist da die wahre Gerechtigkeit? Es ist die, „die Christus lehrt, lebt und uns vorgebildet hat, nämlich sein Recht nicht wissen, jedermanns Fußhader, Schabab und Narr sein, jedermann Gutes thun und unser Recht lassen, und darum eben vor denen, denen man Gutes bewiesen hat, verhaßt werden." Wird so das Recht des Sonderbesitzes verflüchtigt aus philosophischen Gründen, so wird es außerdem noch verworfen, weil es

die Einheit der Seele mit Gott stört. „Der gemeinschaftliche Gott hat von Anfang an, seiner Art nach, alle Dinge gemein, rein und frei gemacht. Darum ist denn allein das Gemeinschaftliche und Gemeinnützige rein, wie Gott allein rein ist, und das Eigene, sonderlich die Eigensucht und der Eigennutz, hat noch heute einen bösen Klang in aller Menschen Ohren, dennoch natürlich in ihnen ist und eingeschrieben durch Finger Gottes in ihr Herz, daß alle Dinge gemein und unzertheilt sein sollten. Wie viel Kinder in eines Vaters Haus ein gemein ungetheilt Gut besitzen, also muß jedermann billig achten, daß wir in diesem großen Hause der Welt Gottes Güter, die er gemein über uns alle schüttet und uns nur als Gästen leihet und unter die Hände giebt, billig sollten gemein haben." Aber es „muß ja alles mit der Welt umgekehrt sein, daß wie eine Thorheit ist, was vor der Welt weise ist, und wiederum Weisheit, was vor der Welt Thorheit ist: also hält auch Gott in diesem Fall, wie in allen Stücken, mit der Welt Widerpart. Das Gemeinschaftliche, das sie unrein schilt, achtet Gott allein rein; das Eigene, das sie allein für rein wider ihr eigenes Gewissen hält, das achtet Gott allein unrein, wie dieß alles in Christo ausdruckt."

Das Eigenthum ist also etwas Böses, aber das Eigenthum besteht. Wie ist das zu reimen? Wie Franck als pantheistischer Philosoph die Welt als Offenbarung Gottes setzt, als teleologischer Historiker von der Sündhaftigkeit des Menschen ausgeht und dadurch zu der geschichtlichen Bewegung gelangt, so geht er auch hier vom Bösen aus, um die Wirklichkeit zu verstehen und mit ihr das Eigenthum. Zwar wollen fromme Christen alles gemein haben, aber die eigennützige Welt will es anders, sie will „Gottes gemeine Gabe zu einer sonderlichen machen. So wie die Menschen sind und unbekehrt, so müssen sie auch ihr Eigenes haben, denn die Welt will nicht mit ihnen gemein haben." Das Eigenthum ist zwar, wie in Cabet's credo communiste, eine menschliche Erfindung, aber es hat einen festen Grund, es beruht auf der bösen Natur des Menschen. Damit denkt der alte Communist Deutschlands tiefer wie der neuere Frankreichs, und das ist denn auch Veranlassung für ihn, alle communistischen Versuche, die besonders nahe seinem Gesichtskreise lagen, schonungslos zu verurtheilen. Er nennt die Gütergemeinschaft der Waldenser „eine Thorheit der Welt, die noch an vielen Orten blühe," findet in dem Communismus der Wiedertäufer „große Heuchelei, Untreue und sehr viel Ananie, wie sie selbst wohl wüßten," und erzählt von dem Aufruhr zu Münster: „Als das Morden, Suchen und Würgen zehn Tage währet, fand man in des Königs Pallast noch auf zween Monat für 200 stolze Männer, so der König an seinem Hof hatte, Proviant, da alles Volk vor Hunger verdarb und starb. Das heißt alle Ding gemein haben, wie Ananias mit Petro." Und wie so der gesunde Sinn Franck zur Verurtheilung des Unausführbaren treibt, so führt ihn sein christlicher Sinn von hier noch um einen Schritt weiter zur Wahrheit. Er ver-

langt die Ausgleichung zwischen Armuth und Reichthum durch die christliche Liebe, die sich fremder Noth als ihrer eigenen annimmt, ihrer selbst vergisset, sich selbst verliert. „Sieh, ein solcher Mensch ringt mit Gott und wenn er auf Gott stößt, so zanket er mit ihm um Wohlthat. Denn weil Gott die Liebe selbst ist, so kann er sich viel weniger selbst lieben, seinen Vortheil suchen und eigennützig sein, als wir. Er will nur ausfließen, dienen, wohlthun. Derselben Art ist auch der, so Gottes fähig ist, dann stößt Gleiches auf Gleiches. Nun aber Gott stärker ist, denn wir, so überwindet er uns mit Liebe und Wohlthun und zeucht uns in sich selbst, daß wir ganz und gar seiner Art werden, ein Geist mit Gott." Der Reichthum, lehrt Franck weiter, ist nur dazu vorhanden, Gutes zu thun für die Mitmenschen. Ja, er giebt sogar eine practische Armenpflege, wo er zu dem Gegensatze von Armen und Bettlern kommt. „Arme soll und muß man haben, Bettler nicht. Denen, die einmal Bettler geworden, sei nicht zu helfen; sie seien des freien, müßigen Lebens hinter den Zäunen gewohnt und trieben viel lieber ihr golden, faul Handwerk, darin sie die Woche sechs Tage feiern und den siebenten vor der Kirche sitzen könnten, als daß sie bei einem Meister in Lehre und Brod gingen; sie hätten ihre gewisse Nahrung und dürftens nur fordern, gäbe es ihnen der eine nicht, so gäbe es ihnen der andere. Es sei nur um die Hausarmen zu thun, die sich des Bettelns schämen; diese seien allein arme Leute, auf diese solle man allein sehen und sie durch rechtzeitige Unterstützung vor dem schädlichen Betteln bewahren. Ein jeder Fleck sei bei seiner Seelen Seligkeit schuldig, alle die, welche durch Krankheit und anderes Mißgeschick in Armuth gekommen seien, zu pflegen, zu unterstützen und sie vor dem Bettelstab zu behüten. „Der Arme ist mein und mir von Gott gegeben und mir zum Spiegel vorgestellt, daß ich meine Liebe und Treue an ihm beweise, weil er mein Nachbar, ich allein, oder je gar wenig mit mir seine Armuth und Noth weiß. Deß soll er sich als seines Nächsten, weil er keinen Nähern hat, der sein bedarf, mit Gewalt annehmen, als des, der ihm von Gott insonderheit gegeben und vor die Thür gelegt und geschickt und je sein ist."

Ist das nicht vortrefflich gesprochen! Franck gelangt nicht zu diesem Standpunkte auf dem Wege der Speculation, indem er die Nothwendigkeit des Eigenthums für die sittliche Selbstbestimmung fordert, aber er kommt zur Wahrheit durch Beobachtung, richtigen Instinkt und Tiefe des deutschen und christlichen Gemüths.

Weiter führt er aus, daß Arbeit nicht reich mache und alles Sorgen nicht zur Nahrung helfe, sondern Alles auf Gottes Segen ankomme. Gott macht reich und arm nach seinem wunderbar verborgenen Rathschlusse, daher soll sich ein Jeder an dem Glück und Stand, darein ihn Gott gesetzet, genügen lassen und deß froh sein. Der Arme sei deshalb geduldig, denn also ist es ihm von Mutterleib für

gut angesehen. Der Reiche stolzire nicht, als sei es seiner Hände Werk, das Glück kann wohl wieder umschlagen und aus dem Segen ihm einen Fluch machen. Gott meint es mit Armuth und Reichthum gut, sonderlich mit Armuth, denn je ärmer Jemand ist, desto fertiger ist er zum Reiche Gottes. Er hat einen ebenen Fußpfad, die Reichen einen dornigen Holzweg, denn dieser wird Gottes nur würdig dadurch, daß er den Reichthum so angreift, als sollte er ihn etwa verlassen. Da sehen wir die vollständige Aneignung der Lehre des Christenthums. Reichthum und Armuth sind eine Gabe Gottes, ja selbst der Stand, in dem wir geboren werden, ist vor uns bestimmt und wir sollen uns deß genügen lassen. Er ist nicht durch Zufall der Geburt, wie die modernen Communisten behaupten, unser Stand, sondern durch die Vorsehung, oder, wenn man will, durch die Nothwendigkeit der Geburt. Daher es ein thörichtes Beginnen ist, daß der Eine gleich sein will dem Andern. Gleich sind sie vielmehr darin, daß sie Alle „zu Müh' und Arbeit geboren, wie der Vogel zum Fliegen, und ist von Gott beschlossen nicht ohne wichtige Ursach, daß der Mensch keine Ruhe noch gut Leben hier haben soll, damit er nicht hier sein Zelt aufschlage, sondern von aller Creatur Arbeit, Krankheit, Armuth immer zu fort in das rechte Vaterland getrieben werde." Summa: der abstracte Pantheismus, die Regirung der Persönlichkeit Gottes, führt auch zur abstracten Menschheit, zur abstracten Gleichheit der Menschen und zur Regirung der menschlichen Persönlichkeit und damit zur Regirung des individuellen Eigenthums, während eine vernünftige Betrachtung der Geschichte im Einklang mit dem Christenthum die freie Persönlichkeit des Menschen, einen persönlichen Gott und damit ein Eigenthum fordert, in und an dem die menschliche Persönlichkeit sich bethätigt. Beide Gegensätze vereinigt Franck in sich: er wagt weder von der einen noch von der andern Seite aus die volle Consequenz zu ziehen, ist aber auch nicht im Stande, in speculativer Weise beiden Seiten gerecht zu werden, vielmehr läßt er sie unvermittelt neben einander herlaufen.

Schließlich noch eine Bemerkung über Franck's politische Ansicht, die in dem angegebenen Programme besser als in dem Werke von Bischof dargelegt ist. Franck, als Philosoph, ist gegen alle Obrigkeit, denn alle Obrigkeit ist ihm, mit Ausnahme der jüdischen, aus der Heidenherrschaft entstanden; man hat Kaiser erwählt, damit nicht jeder Tyrann, wie vor Zeiten, in das Reich eindränge, und es wäre auch gut, wenn es jetzt so mit aller Herrschaft geschähe, „dazu man billiger erwählt, denn geboren werden sollte." Indeß genauer besehen, ist auch hier die Consequenz bald vergessen. Franck will zunächst nicht Demokratie, sondern Monarchie, ja er will sogar unbedingten Gehorsam, denn es gebühre dem Christen nicht, nach dem Unrecht der Obrigkeit zu fragen, sich zu empören und zu geben weigern, sondern allein mit dem Schwerte des Geistes zu fechten. Lieber will er sein Leben lassen, bevor

er die Hand wider sie aufhöbe, „weil ich von Gottes Gnaden weiß, daß es sich für einen Christen in keinem Weg gebühren will, den Fürsten des Volks zu fluchen, will geschweigen sich's Gewalt mit Gewalt zu entschütten, wie der thörichten Bauern und aufrührigen Pöbels Vorhaben war." Nichtsdestoweniger möge die Obrigkeit gewissenhaft regieren, denn aller Aufruhr rühre vom Druck, rühre von der Tyrannei der Obrigkeit her. Böse Leute machten keinen Aufruhr, sondern seien nur Werkzeuge des Aufruhrs. Und als ob Franck im Zeitalter der Revolution geschrieben hätte, fährt er fort, in Bezug auf die öffentliche Meinung: „Herr Omnes, der gemeine Pöbel, hat, so er den Zaum und Wagen geführt, nie kein Ehr eingelegt. Er ist der verlorne Hause, der keiner Vernunft, Weisheit nachfragt, sondern nach seiner Anmuth, wie ihn sein Affect leitet, dahinfährt, der sich alles überreden läßt." Diesem Pöbel wünscht er nun ein recht kräftiges Regiment. Er ist „so verkehrt, wild und bös, wenn man ihm nicht die Flügel abschneidet, daß er kaum auf der Erden daherflattert, und einen Knebel ins Maul bände, so könnte ihn voll und müßig niemand leiden, darum ist Gottes Ordnung, daß er den Fröschen Störche verordnet, damit sie nicht überhand nehmen, im Wasser in ihrem Netz bleiben und nicht das Land verderben und abätzen. Damit nun der muthwillige Pöbel nicht auch aufkomme und der Teufel ledig werde, hat er ihn unter das Joch der Obrigkeit, damit er nicht sein selbst wehre, geworfen, und das ist Gottes Ordnung. Je böser Pöbel nun, je schärfere Obrigkeit und Ruth, auch je mehr Obrigkeit; denn wo man aufrührig, wild und ungezähmt ist, muß man viel Hirten und Ruthen haben."

Das sind nicht allein speculative Gedanken, sondern zugleich auch praktische, sehr praktische. Wo das Volk verdorben ist, ist eine recht kräftige Obrigkeit nöthig, andererseits soll die Obrigkeit nicht ohne Noth die Unterthanen bedrücken, weil daraus Aufruhr erwächst: das kann man in Frankreich und Deutschland beherzigen.

Aus der Hauptstadt.

Prinz Napoleon und unsere Presse. — Neue Preuß. Ztg., Preuß. Correspondenz, Kladderadatsch und Illustrirtes Berlin. — Der Toast Sr. Maj. des Königs. — Die Weltuntergangs-Farcen in Berlin. — Isaak Newton und die berliner Aufgeklärten.

Auch nach seiner Abreise beschäftigte Prinz Napoleon Buonaparte noch eine Zeit lang die öffentliche Aufmerksamkeit. Nicht allein, daß Heirathsgerüchte ihn nach Dresden begleiteten, auch unsere hauptstädtische Presse begann, die Bedeutung seines Besuches in Berlin abzuwägen. Die „Neue Preuß. Ztg." brachte einen sehr vorsichtigen und milden Artikel, in dem eigentlich Nichts gesagt war, als was jedes Kind weiß, daß nämlich die

Ruhe in Frankreich kein wirklicher Frieden ist. Man kann allerdings zugeben, daß zwischen der inneren Politik Frankreichs und der Reise des Prinzen Napoleon nach Preußen kein Zusammenhang zu suchen ist, daß also dem Raisonnement der „N. Pr. Z." die eigentliche Spitze fehlt, aber es als tactlos und gehässig zu denunciren, wie die offizielle „Preußische Correspondenz", das Organ des Ministerium, thut, heißt doch dem bon sens des Norddeutschen zu viel zumuthen. Die „Preuß. Correspondenz" ging in der That in ihrer scharfen Abfertigung der Kreuzzeitung zu weit, und selbst, wenn sie beauftragt war, eine „Verletzung der einem Königlichen Gast schuldigen Rücksichten" zu rügen, so waren doch ihre Leiter und Gönner weit entfernt davon, zu wollen, daß diese Rüge zugleich zu einer Verletzung alter und ehrwürdiger Volksmeinungen und Volksstimmungen würde, welche aus unserer glorreichen Erhebung und unseren herrlichsten Siegen herstammen. Die „Preuß. Correspondenz" wagte es, gegenüber dem warnenden oder doch zurückhaltenden Tone, den die „Neue Preuß. Ztg." anschlug, auf die Haltung der Menge beim Empfange und bei der Begrüßung des Prinzen, auf die allgemeine „theilnehmende Aufmerksamkeit" für denselben hinzuweisen. Es giebt keine Entgegnung auf solche Hinweisung, auf solche Deutung der öffentlichen Meinung, weil Niemand die Legitimation nachweisen kann, in ihrem Namen zu reden, weder wir noch die „Preußische Correspondenz"; aber es giebt Momente genug aus der Chronik der letzten Woche, aus denen sich Beiträge zu solch einer Entgegnung entnehmen lassen. Unter diese Momente rechnen wir die Haltung unseres „Kladderadatsch", eines Blattes, das jedenfalls volksthümlicher als die „Preuß. Corresp." ist, und das sicherlich auch von denen, welche der Neuen Preußischen Zeitung jede Befugniß absprechen, irgend wie und wo diese öffentliche Meinung zu vertreten, als ein Organ der Berliner Stimmungen betrachtet werden wird. Der „Kladderadatsch" feierte die Linden-Parade, welche dem Prinzen zu Ehren gegeben ward, in einem der besten Gedichte, die wir jemals in ihm gefunden haben, und die Glanzpunkte dieses Gedichtes waren die Apostrophen, welche Blüchern und den übrigen unter den Linden im Erzbilde ragenden Helden gewidmet wurden. Wir übergehen ähnliche und eben so wenig zweideutige Aeußerungen der „Volkstheilnahme" an der Anwesenheit des Prinzen Napoleon in Berlin, auch die ziemlich verständlichen Anmerkungen, welche der Volkshumor über die Hurrahschreier und Begrüßer des Prinzen machte, über eine allerdings bemerkenswerthe „Theilnahme", für welche aber selbst der Pariser „Moniteur" in einer neueren Berliner Correspondenz nur die Mitglieder der hiesigen Colonie française verantwortlich zu machen wagte, gewiß mit Unrecht, da es vielmehr der fluctuirende Theil der hiesigen französischen Bevölkerung — Friseurs, Chapeliers, Köche ꝛc. — war, welcher seinen Enthusiasmus auf Bahnhöfen und Straßen laut werden ließ. Bleibt so der französische „Moniteur" ein nicht unbeträchtliches Stück hinter gewissen Berliner Auffassungen zurück, so wird das in Berlin und in Paris um so weniger auffallen, als ja an beiden Orten bekannt ist, wie hier auch eine Vertheidigung des Staatsstreiches vom 2. December in Broschürenformat ermöglicht wurde, welche die Cesena und Graniers vergeblich zu überflügeln suchten. Wir bitten für den Fall, daß das Wort „Staatsstreich" inzwischen seine publicistische Courfähigkeit verloren und etwa durch ein bezeichnenderes, etwa Volksbeglückung oder Gesellschaftsrettung im gutgesinnten Preßdeutsch ersetzt wäre, um Entschuldigung, einen derberen Ausdruck hier noch einmal angewandt zu haben.

Berlin amüsirte sich, nachdem uns der „prince français", wie Se. Maj. unser allergnädigster Herr den „Herakliden" bei einem Toaste*) nannte, verlassen hatte, noch nachträglich an den schönen Bildern, mit welchen nicht bloß „Kladderadatsch", sondern auch das illustrirte „Berlin" die Tage und Scenen seiner Anwesenheit hier feierte.

Der Berliner Witz hat seit einigen Wochen auch begonnen, sich den Verkündigungen eines Weltunterganges zuzuwenden. In den kleinen Buchbinderläden und bei den Krämern des Buchhandels findet man für einen billigen Preis, einen und zwei Silbergroschen, die schauerlichsten Weissagungen und die trostreichsten Beruhigungen in Betreff des 13. Juni. Die Speculation hat sich in einer Weise, in der dies nur in Berlin möglich ist, des Stoffes bemächtigt, und ein industrielles Genie überbietet in dieser Beziehung das andere, aber am weitesten ist derjenige Schlaukopf vorgeschritten, der in diesen Tagen eine Broschüre ankündigte, welche ausführlich erhärten soll, daß die Welt nicht am 13. Juni, sondern am 13. Juli untergehen wird. Es giebt also, wie es scheint, auch astronomische Druckfehler, jedenfalls aber rechnet der Erfinder des neuesten Datums der Katastrophe darauf, daß er vor allen seinen Concurrenten noch einen ganzen Monat, vom 13. Juni an gerechnet, für den Absatz seiner Broschüre voraushaben wird.

Auch die Volksbühne hat sich des Stoffes bemächtigt, und Possen, so elend, als sie nur jemals ein verderbter Geschmack duldete, spielen mit dem furchtbaren Gedanken eines Eingriffes der Hand des Allmächtigen in dies irdische Leben und Treiben. Einer sucht den Anderen in Aufgeklärtheit über die Unmöglichkeit solch eines Weltunterganges zu übertreffen, aber Niemand thut so, weil er sich an das Wort erinnert, daß „Zeit und Stunde" Keinem offenbar sein soll, sondern weil der Gedanke solch eines Unterganges so gar nicht in die platte Verständigkeit und in die glatte Bahn des Alltäglichen hinein will.

Diesen aufgeklärten Menschen wollen wir denn doch sagen, was unseres Wissens noch kein Astronom in dieser Zeit ausgesprochen hat, daß nach der Ansicht und dem Ausspruch des größten Naturforschers, Isaak Newton's, es keinesweges eine Unmöglichkeit ist, daß durch die Erscheinung eines Kometen diese Erde untergeht. Wir lesen in dem Buche eines bedeutenden englischen Naturforschers (Brewster: The Life of Is. Newton, pag 305 ff), daß der berühmte Newton am 7. Mai 1724 gegen seinen Freund Conduit die Muthmaßung ausgesprochen habe, der Komet, der zur Zeit Cäsar's erschienen sei, das Julium sidus, dessen Umlaufszeit 574 Jahre beträgt und der unter Justinianus und im Jahre 1106 und zuletzt im Jahre 1680 erschienen ist, einst der Sonne so nahe kommen werde, daß er in sie hineinstürzen und daß dadurch die Sonnenhitze so vermehrt werden würde, daß die Erde, welche wir bewohnen, verbrennen und kein lebendiges Wesen auf ihr am Leben bleiben würde. Welch ein furchtbares Bild eröffnet hier der tiefste und weiseste der Forscher vor unseren Augen, derselbe Mann, dessen feste Ueberzeugung es war, daß gewaltige persönliche Wesen, begabter als wir, unter Gottes Lenkung diese Revolutionen der Weltkörper vollführten. Freilich unsere heutige Naturwissenschaft, obgleich sie ihr Alles Männern wie Newton

*) Der officielle „Moniteur"-Bericht giebt diesen Toast in folgenden Worten wieder: Au dessert, le roi s'est levé et a porté la santé du Prince français, en ajoutant: „Je souhaite que l'illustre famille à laquelle appartient mon hôte fasse longtemps le bonheur de la France, et que cette grande nation reste toujours l'amie de la Prusse."

verdankt, will von dieser Durchgeistung der Schöpfung nichts wissen, aber das trockene Nein, das sie allen solchen Möglichkeiten entgegenstellt und die gequälten Trostgründe, welche sie dem abergläubischen Publicum bietet — man denke an den wahrhaft komischen Artikel des berühmten Astronomen von Littrow in der officiellen Wiener Zeitung —, sind uns denn doch zu geistlos und entsprechen auf das Würdigste den albernen Späßen, mit welchen unsere kleinen Berliner Bühnen das gespensterartig durch die civilisirte Welt schweifende Gerücht vom Weltuntergange wegzuspotten suchen.

Bücher-Anzeige.

[Bibliothèque Choisie de la Littérature française en prose par Dr. R. Schwalb. Essen. G. D. Baedecker 1856 et 1857.] Es liegen uns drei Theile dieses äußerst billigen (à 6—15 Sgr.), eleganten und zweckmäßigen Unternehmens vor. Der erste Theil enthält den vollständigen Discours sur l'histoire de la révolution d'Angleterre par Guizot, der zweite eine sehr gelungene Auswahl aus dem ersten Buche Guizots über die englische Revolution, unter dem Titel: Histoire de Charles I. depuis son avènement jusqu'à sa mort. Aus den folgenden Büchern Guizots über diese Revolution werden ebenfalls ausgewählte, stets aber ein Ganzes für sich bildende Stücke versprochen. Der dritte Band der Bädeckerschen Bibliothek enthält Lettres et Poésies de Frédéric le Grand und zwar fast nur Briefe und nur einige wenige Verse. Wie zu den vorigen Bänden giebt Hr. Dr. Schwalb auch zu diesem dritten sehr unterrichtende Einleitungen biographischen und historischen Inhalts, zu den Briefen Friedrich des Großen z. B. geschichtliche Notizen über alle die Personen, welche in den Briefen erwähnt werden. Diese Sammlung, die eine reiche Folge bilden wird und die auf den sittlichen Charakter der auszuwählenden Schriftsteller wesentlich Rücksicht nimmt, ist höheren Schulen und Hofmeistern angelegentlichst zu empfehlen.

[Das alte Erfurter Rathhaus.] Das neueste Programm*) der Erfurter Akademie der Wissenschaft enthält von dem Secretair derselben, Prof. Paulus Cassel, höchst interessante und schätzenswerthe Mittheilungen über das alte Erfurter Rathhaus und seine Bilder. Auch in weiteren Kreisen werden solche Mittheilungen mit Interesse aufgenommen werden, denn sie legen ein lautes und schönes Zeugniß von dem Geist, der das Leben im Mittelalter so vielgestaltig und reizvoll gemacht hat, von dem Geist, dessen Mangel unserm Leben die graue Färbung gegeben hat und es immer eintöniger werden läßt. Die Bilder auf dem Erfurter Rathhause, die Herr Prof. P. Cassel beschreibt und in ihren sinnigen Spruchinschriften aus dem Freidank erläutert, liefern einen Beweis mehr, mit welchem Verständniß sich das Mittelalter immer an die Individuen wendete, oder an die organisch verbundenen Individuen, die lebenvolle Corporation, nie an die farblose Allgemeinheit. Die Achtung vor der Besonderheit ist einer der bedeutendsten Züge im mittelalterlichen Leben, der auch in diesen Mittheilungen recht klar an den Tag kommt und durch zwei werthvolle Kupfertafeln sehr glücklich veranschaulicht wird. Die geschäftlichen Mittheilungen des Programms enthalten u. A. einen Brief des verstorbenen Freiherrn von Hammer-Purgstall und einen herzlichen Nachruf Cassel's an den jüngst verstorbenen gothaischen Philologen Professor E. F. Wüstemann.

*) Das alte Erfurter Rathhaus und seine Bilder von P. Cassel. Erfurt 1857. Verlag von Villaret.

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Die Dornen des Volksstudiums.

Ein Fragment.

Herr Prof. W. H. Riehl zu München, der Geschichtsschreiber des deutschen Volksthums und seiner Natur, übersendet der „Berliner Revue" die nachstehende Arbeit und bemerkt in einem Briefe an den Redacteur dazu Folgendes:

„Der Artikel ist ein Bruchstück meines in den nächsten Monaten erscheinenden Buches: „Die Pfälzer. Ein rheinisches Volksbild." Dasselbe wird sich insofern meinen drei Bänden der „Naturgeschichte des Volkes" unmittelbar anschließen, als ich darin meine Methode der ethnographischen Analyse und Charakteristik, wie sie in „Land und Leuten" angedeutet ist, einmal bei einer bestimmten Volksgruppe bis ins Einzelste durchzuführen suchte. Das mitgetheilte Fragment enthält die einleitenden Worte, mit welchen ich im Buche die Abschnitte über das politische, sociale und kirchliche Leben der Pfälzer eröffne."

Man glaubt, es sei schwer, Fürsten die Wahrheit zu sagen. Noch viel schwerer aber ist es, einem Volke die Wahrheit zu sagen. Wem die Geschichte der Revolutionen diesen Satz nicht beweist, der findet in einer Bücherschau der deutschen Landes- und Volkskunde die Beweise dafür. So schüchtern, wie in der Regel der deutsche Specialtopograph eine Volksgruppe charakterisirt und kritisirt, schreibt höchstens ein officielles Blatt über das Ministerium, aus dessen Beutel ihm die Wegzehrung gespendet wird. Eine Regierung hat nur Eine Polizei und Eine Censur, ein Volk hat Hunderttausende von Censoren, und ob ein Buch von der Behörde vernichtet oder vom Publicum nicht gekauft wird, das ist für die Wirkung desselben doch ziemlich gleichbedeutend. Die wahren Weisen, welche sich eine überzeugungsvolle subjective Wahrheit, wenn auch als „ehrerbietigen Tadel" heiteren Sinnes ins Gesicht sagen lassen, sind eben so selten in wie außer Ilium.

Diese Gedanken kamen mir beim Studium der pfälzischen Localliteratur, wo ich die intellectuelle, sociale und politische Natur der Pfälzer immer nur in Lichttönen gemalt fand, nie mit der nothwendigen Ergänzung der entsprechenden Schatten. Es gemahnt eine solche Charakteristik an jene zweistündige Cantate, welche in Voltaire's Roman dem medischen Statthalter Irax täglich vorgesungen wird mit dem Refrain:

„Que son mérite est extrême!
Que de grâces, que de grandeur!
Ah! combien monseigneur
Doit être content de lui-même!“

Die Empfindlichkeit eines Volkes gegen den Tadel wächst aus derselben Wurzel, daraus die Vaterlandsliebe und der ächte Nationalstolz aufkeimt. Man soll sie darum nicht ohne Noth reizen, man soll sie nicht verdammen, aber man soll sich auch nicht beirren lassen in der freimüthigen Aussprache wohlerwogener Ueberzeugung.

Jedes Volk, ja jedes Volks-Fragment, welches eine Zukunft hat, hält sich selber für das Centrum der Menschheit, wie die Juden glauben, wenn ein kleines Kind ganz allein unter den Bestien der Wüste aufwachse, so lerne es von selber hebräisch sprechen, als die menschliche Sprache an sich, die Ursprache. Dieser Gedanke, sich selber im Mittelpunkte der Culturgeschichte zu wissen, lebt in den Rheinländern besonders stark, am stärksten vielleicht in den Badenern und Pfälzern. Die Geschichte der politischen Verirrungen auf beiden Rheinufern weiß davon zu erzählen. Es würde hier Anno achtundvierzig gar manches revolutionäre Project in der Tasche geblieben sein, wenn man nicht geglaubt hätte, jedes deutsche Kind, wenn auch in der Wüste zwischen Bestien aufgewachsen, rede eigentlich badenisch oder pfälzisch als seine angeborene Ursprache.

Dieses energische provinzielle Selbstbewußtsein geht bei der Breite der allgemeinen Bildung in der Pfalz durch alle Volksschichten; es beseelt auch den ärmsten Tagelöhner in einer Weise, die man bei gar mancher andern mitteldeutschen Volksgruppe vergebens sucht. Die Thatsache ist um so merkwürdiger, als ihr in der Pfalz ein Gemeingefühl politischer Macht und Selbstständigkeit nicht zu Grunde liegen kann. Denn die baierische Pfalz ist ja ein ganz neues Territorial-Gebilde, aus bei Menschengedenken noch höchst fremdartigen Bruchstücken zusammengewachsen, und selbst das Hauptland, die alte Kurpfalz hat seit Jahrhunderten vielmehr eine duldende als eine handelnde Rolle in den deutschen Angelegenheiten gespielt. Es ist rein das einigende Interesse der Landschaft, der Bildung, der Sitte, des socialen Lebens, dazu der feste Kitt auszeichnender moderner Rechts-Institutionen, wodurch sich dieses neue baierisch-pfälzische Volksbewußtsein stark und stolz empfindet.

Es ist dankbar und bequem, ein solches Volk zu regieren, wenn man nur halbwegs in seine Eigenheiten einzugehen weiß, aber höchst undankbar, dasselbe Volk zu schildern. Denn je tiefer man dabei in ihre Eigenheiten eingeht, um so unbehaglicher wird man den Leuten.

Selbst dem medischen Statthalter Irax wurde binnen fünf Tagen der stete Refrain zu einer Höllenmarter:

„Ah! combien monseigneur
Doit être content de lui-même!“

Dem Volke — und nicht blos am Rhein — kann man dasselbe Lied Jahrhunderte lang vorsingen, ohne daß es sich satt daran hört.

Der liebenswürdigste Zug der Pfälzer ist ihr Humor; objectiv der Humor des Widerspruchs in tausend Entwickelungen des pfälzischen Volkslebens, subjectiv der Mutterwitz, womit der Pfälzer sich selbst und Andere humoristisch zu behandeln weiß. Es ist eine reizende Aufgabe für den Ethnographen, den Humor der Thatsachen zu schildern und zugleich das Volk in seinen Sprüchen, Witzen, Bildern, Anecdoten humoristisch von sich selber erzählen zu lassen. Da greift man aber bei unsern Rheinländern fast so tief in's Wespennest, als wenn man den Musikern „Hausmusik" schreibt.

Das südliche Grenzgebiet der pfälzischen Vogesen gegen Frankreich hat einen höchst wilden, abgeschlossenen Strich von Walddörfern, durch die Rauhheit und Armuth der Landschaft wie der Bevölkerung ausgezeichnet. Als in den neunziger Jahren die Kunde von der französischen Revolution auch in diese Einöde drang, sollen die von Gott und der Welt verlassenen Leute wunderbar davon ergriffen worden sein. Die Sage geht, unsern Waldbauern sei aus der revolutionären Staatspraxis die Handhabung des Beils besonders einleuchtend gewesen, was um so erklärlicher ist, als dieselben großentheils Holzhauer sind. Man beschloß daher, in dieser verlorenen Ecke zuerst in deutschen Landen eine Guillotine, ein „Hackmesser", aufzufahren. Von da heißt der ganze Waldstrich beim gemeinen Mann die „Hackmesserseite." In diesem einzigen Worte des Volkswitzes liegt ein tiefes Epigramm, ja für den Kenner der Gegend liegt noch mehr darin. Aber man hüte sich, diesseit und jenseit der Hackmesserseite, sich in den Humor des Wortes zu versenken.

Als vor etlichen Jahren die Riesenprocesse wegen betrügerischen Wuchers in der Pfalz aller Orten wie Pilze aufschossen, ging die Sage, die vier Hauptwucherer hätten unter sich das ganze Land in vier Provinzen getheilt; eine unglaubliche Masse Volks war in jedem dieser Reiche dem Geldfürsten tributpflichtig, und keiner der vier Machthaber ging dem andern in's Gehege. Die vier Judennamen als Territorial-Bezeichnungen klangen äußerst ergötzlich. Je weiter das Drama der Processe sich entwickelte, um so furchtbarer trat der Ernst hervor, der hinter dem humoristischen Volkssagenkreise von der neuen pfälzischen Provinzial-Eintheilung lauerte. Es hätte guten Sinn, bei einer Schilderung der socialen Zustände des Gaues die neue hebräische Landkarte vorauszuschicken. Aber so humoristisch das Volk selber ist, so wenig liebt es, daß ein Dritter diesen Humor zur Charakteristik benutze. Satyriker ertragen den Witz am schwersten; Humoristen wollen mit trockener Würde behandelt sein, und die berühmten Komiker der Bühne machen und fordern im bürgerlichen Leben immer das ernsthafteste Gesicht.

Die Spitznamen, mit welchen sich die pfälzischen Städte in alter und neuer Zeit gegenseitig gehöhnt haben, sind mitunter von so kurzer, derber Charakteristik, daß man einen ganzen culturgeschichtlichen Com-

mentar darüber schreiben möchte. Denn dies ist ja gerade eine der eigensten Aufgaben des Culturhistorikers, aus dem Schlamme Goldkörner zu waschen. Das von der Forschung persönlich berührte Volk unterscheidet aber gar schwer, ob man um des Goldes willen oder aus Frivolität im Schlamme gewühlt hat.

Wenn uns der Pfälzer selbst erzählt, daß es in seinem Lande eine neue Stadt gebe, so jung, daß sie noch keinen Gottesacker habe, doch aber schon zeitweilig ein Tivolitheater; eine Stadt, die früher ein Casino besessen als eine Kirche; eine Stadt, die als Gemeinde beiläufig 14, als Stadt nicht volle 4 Jahre alt sei, und doch fühlten sich daselbst die Bürger, welche schon etwa 5 Jahre am Platze wohnen, in einer patricischen Stellung als „Altdahiesige" gegenüber den vielleicht erst seit 3 Jahren angesessenen „Dahiesigen" und gar angesichts der erst seit Jahresfrist „Hergelaufenen"; eine Stadt, die Pflastergeld erhebe, obgleich sie noch gar kein Pflaster aufzuweisen habe, und deren Marktplatz vor wenigen Jahren noch dergestalt von Wasserlöchern durchfurcht gewesen sei, daß man sprüchwörtlich sagte, ein Pferd könne auf dem Markt ersaufen: — wenn uns in solchen und noch viel derberen Zügen ein Pfälzer das ächt amerikanische Bild der Stadt Ludwigshafen schildert, wie sie mit einer im Innern Deutschlands unerhörten Schnelligkeit binnen zehn Jahren aus dem Boden gewachsen ist, dann kann man wahrhaftig doch nichts Besseres thun, als diese Worte voll Witz und Wahrheit buchstäblich niederschreiben. Man muß freilich auch noch die positiven Züge hinzufügen: die merkwürdige Concentrirung des Verkehrs an diesem vordem bedeutungslosen Punkte, die Regsamkeit der Einwohner, den hohen Häuserwerth trotz der vielen Neubauten, die enormen Miethpreise, die Rentabilität manches rasch vollendeten Hauses zu 12 bis 15 Procent, die Bevölkerungszunahme, das äußere Gepräge einer ächten Handelsstadt, welches die wenigen ungepflasterten Straßen von Ludwigshafen mehr auszeichnet, als die Straßen irgend einer andern Stadt in der Pfalz. So wird das originelle und anziehende Bild dieses Fragments einer Großstadt leibhaftig, die dem Verkehr des Landes neue Bahnen gezeichnet hat und doch, menschlich gedacht, erst gerade alt genug wäre, um confirmirt zu werden.

Es wäre eine Lust, in allen deutschen Gauen einmal Schilderungen zusammen zu stellen, in denen der Witz des deutschen Volkes sich selbst zeichnet. Kein Pfarrer könnte eine strengere Sittenpredigt geben, wie ein solches Buch; aber man müßte es vorerst ins Englische oder Französische übersetzen und jenseit des Canals oder der Vogesen drucken lassen, damit die Deutschen das Büchlein nicht gar zerrissen.

Sind nun unsere Oberrheiner schon empfindlich gegen ihren eigenen Humor, wenn er ihnen in Drucklettern objectivirt gegenüber tritt, so werden sie noch viel weniger dem Fremden das Recht einer Kritik ihrer inneren Zustände zugestehen. Zum mindesten behalten sie sich bei

jedem Jota die Gegenkritik vor. Der Geist des Selbstprüfens, Selbsturtheilens, Selbstentscheidens, und folglich auch des Widersprechens, wurzelt bei keiner deutschen Volksgruppe tiefer als bei den Badenern und Pfälzern. Die politische Geschichte der letzten Jahrzehnte hat den Beweis so eindringlich geliefert, daß das Aussprechen der bloßen Thatsache genügt. Auf einem Congreß sämmtlicher deutscher Volksstämme wird der Pfälzer jedenfalls das letzte Wort behalten. Mit diesem Geiste der Kritik und des Widerspruchs sind viele der leuchtendsten Vorzüge der Pfälzer verbrüdert: ihre Aufgewecktheit, Rührigkeit, ihr Fortschrittseifer, ihre unverwüstliche Schnellkraft; aber natürlich fehlt auch hier wiederum nicht die Schattenseite und der Humor.

Wer einen Spaziergang von Dürkheim nach Edenkoben macht, der kann — früh Morgens vor dem Ausmarsch — zum Kaffee den „Dürkheimer Wochenanzeiger" lesen; kehrt er in Neustadt zu einem kleinen Gabelfrühstück ein, so greift er wohl nach der „Neustadter Zeitung". Bei genauerer Betrachtung aber ergiebt sich's, daß diese Wort für Wort dasselbe Blatt ist, welches er vor drei Stunden bereits als „Dürkheimer Wochenanzeiger" gelesen; nur der Titel ist verändert. Kommt der Wanderer dann nach Edenkoben, so fällt ihm beim Mittagessen vielleicht das „Edenkobener Wochenblatt" in die Hände; es ist aber wiederum dasselbe Journal, dem er heute schon zweimal begegnete, nur abermals mit einem neuen Kopf. Diese Localzeitung wird in Neustadt redigirt und gedruckt; allein je nach ihren drei Hauptbestimmungsorten erhalten die Exemplare drei verschiedene Köpfe. Denn soll sich der Edenkobener seine journalistische Weisheit aus Neustadt, oder gar der Neustadter die seinige aus Dürkheim importiren lassen? Wahrlich, hier ist „individualisirtes Deutschland!" Als ich zum ersten Male jenes dreiköpfige Journal entdeckte, fragte ich bestürzt mich selber: Und wenn man es in diesem Lande nicht einmal zugestehen mag, daß in Neustadt über und für Dürkheim, in Dürkheim für Edenkoben, in Edenkoben für Neustadt — je auf drei Stunden Entfernung — geschrieben werde, dann vermissest Du Dich, von München aus über die ganze Pfalz zu schreiben?

Der Pfälzer legt ohnedies jedes Wort auf die Goldwage, welches an der Isar über pfälzische Zustände gesprochen wird. Denn gleichwie viele Altbaiern fürchten, vernorddeutscht zu werden, so argwöhnen gegentheils viele Pfälzer, daß man ihr Land ganz sachte verbaiern wolle. Der Pfälzer hört es gern, wenn beim Festmahle der erste Trinkspruch nicht kurzweg dem Könige gebracht wird, sondern: „dem Könige und Pfalzgrafen!" Es ist für ihn eine offene Frage, ob die Pfalz an Baiern oder Baiern an die Pfalz gefallen sei.

Und dennoch ist es eine herrliche Aufgabe gerade über ein solches Volk zu schreiben, welches kritisirt, widerspricht, fremdes Urtheil argwöhnisch entgegen nimmt — aber doch immer mit hell entzündeter Theil-

nahme. Rasch fällt bei dem Pfälzer die Gegenrede, aber auch rasch und herzlich die Zustimmung. Und weil ich überhaupt nur dann über ein Volk schreibe, wenn ich es liebgewonnen, so spreche ich, wo die mir eigenthümliche Aeußerung meiner Theilnahme bei ihm keinen Widerklang findet, für mich das tiefe Wort des Dichters: „Wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an?"

Gerade bei einem so wunderbar individualisirten Volke wie dem pfälzischen, ist ein gewisses Fernestehen des Beobachtenden nöthig, daß er über den tausend widerspruchsvollen Einzelzügen das Gesammtbild nicht verliere. Es ist mit der Darstellung von Volkszuständen ähnlich wie mit statistischen Ziffern: Nur durch die Vergleichung des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen, des Verwandten und Fremden erhalten die einzelnen Thatsachen Farbe und Leben. Diese Vergleichung aber wird dem leichter, der in ein Land hinein als der aus dem Lande heraus schaut. Der Eingeborene wird reicheres und strengeres Material liefern, der Fremde wird besser schildern. Wenn ich aber ein Volk schildern will, dann rufe ich nicht die Muse der Statistik an — sie liegt ohnedies schon vor mir, auf das Streckbett ihrer Tabellen geschnürt — sondern ich rufe zu Shakespeare, dem urgewaltigen Charakteristiker. Und wenn Shakespeare Könige und Helden so königlich und heldenhaft gezeichnet hat, ohne je ein Prinz oder General gewesen zu sein, dann darf sich ein armer Volksnaturhistoriker doch auch einmal an die Pfälzer wagen, obgleich er kein „altdahiesiger" Pfälzer ist.

Ich strebe gar nicht nach dem Lobe, ein Daguerreotyp geliefert, Zug für Zug, jedes Härchen, jede Warze und Runzel genau der Natur nachgedüftelt zu haben. Ich rang nach der Genauigkeit des künstlerischen Portraits und nicht des Daguerreotyps. Jedes ächte Portrait ist bekanntlich idealisirt. Idealisirt in dem Sinne, daß die bewegenden Grundideen des Dargestellten herausgeschaut und entsprechende Grundideen des Künstlers hineingeschaut sind. Wenn darum der Portraitirte sein Bild erblickt und verwundert fragt: Sehe ich denn wirklich so aus? — so ist dies keineswegs an sich eine verurtheilende Frage für den Künstler. Andere wissen immer besser als wir selbst, wie wir aussehen, und nur selten glückt es einem Meister, sein eigenes Bild aus dem Spiegel zu malen. So hat auch der Volksmaler, der die Charakterfigur eines Volkes entwirft, unter welchem er nicht von Kindesbeinen gelebt, einen großen Vorsprung der Objectivität, der geschärften Beobachtung und der sicheren Idealisirung vor dem eingeborenen Landeskinde.

W. H. Riehl.

Die Stadtjunker.

Socialer Roman.

Cap. IX. Schelklingen an der Aach.

Der große Habsburger Rudolph, der sich indessen ohne die Hülfe des gewaltigen Hohenzollern von Nürnberg und ohne die Klugheit seines weisen Rathes, des Bischofs von Basel, schwerlich hätte auf dem deutschen Throne behaupten können, hatte in ächt Königlicher Weise seine ganze Regierungszeit hindurch sich bemüht, die Nachwehen der ungeheuren Stürme des Interregnums zu beschwichtigen, überall vermittelnd und versöhnend zur Hand und unablässig bemüht, bald hier bald dort wenigstens für einzelne Theile des Reiches, wenn auch oft nur für kurze Zeit, den Frieden zu sichern. Bei diesem Mühen war dem trefflichen Fürsten nahezu Alles hinderlich gewesen; der fehdelustige Sinn des Adels, die vergrößerungsdurstige Politik der Landesherren, die Verweltlichung des Clerus, der Drang der Städte, sich unabhängig zu machen, ja, selbst die Erinnerung an die hohenstaufische Macht, die ihm doch hätte förderlich sein sollen, war ihm hinderlich, weil sie, unauslöschlich im Volksbewußtsein, die Sehnsucht nach einem idealen Regiment entstehen ließ und nährte. So war König Rudolph denn heimgeritten, hatte den letzten Ritt zur Kaisertodtenstadt gethan, nicht wie man jetzt glauben machen möchte, als ein vom deutschen Volk geliebter und bewunderter König, oder gar als ein populärer Fürst, sondern als ein ebenso gefürchteter als gehaßter Herr. Dieser große Habsburger hatte, um seine Königsaufgabe lösen zu können, nach und nach allen Ständen, den Fürsten wie den Prälaten, dem Adel wie den Städten fest und firm entgegen treten müssen, ja in den Städten liebte man ihn noch weniger als auf dem Lande. Daher kam's auch, daß die Königs-Wahl seines Sohnes Albrecht nicht zu Stande kam, Albrecht's, der, auf die habsburgische Hausmacht gestützt, allein mächtig genug gewesen wäre, das große Werk seines Vaters, den Landfrieden, aufrecht zu erhalten. Aber Fürsten wie Edle, Priester wie Städte fürchteten den herrischen finstern Albrecht, den mächtigen Herzog von Oesterreich, und so kam nach Jahr und Tag die Königs-Wahl des tapfern aber charakterschwachen Grafen Adolph von Nassau zu Stande. Das war ein König für das deutsche Reich! machtlos wie er war, verschleuderte er das Reichsgut in heilloser Weise. Da griff zu, was Hände hatte, die größten Hände und die weitesten Taschen aber hatten die Städte; was noch da war an Reichsgut, an Palatialrechten, an Befreiungen und Belastungen, jetzt fiel's den Städten um ein Billiges von selbst zu. Zornig genug sah das der Herzog von Oesterreich mit an, der herrische Albrecht, denn trotz alledem, was von ihm gesagt wird, war's doch ein tüchtiger Herr und hatte ein Herz für das deutsche Reich und Verständ-

niß für die Politik seines großen Vaters; dem König Adolph, dem armen Nassauer, war er gewiß unendlich vorzuziehen. Die Städte hatten auch ein Gefühl davon, daß der Fürst von Oesterreich nicht eben mit günstigen Augen auf ihre Bereicherungen und ihre Machtvergrößerungen, die alle auf Kosten des Reiches stattfanden, blicken könne, sie waren immer auf der Hut vor ihm, und sie thaten klug daran.

Während Adolph von Nassau sich so weit erniedrigte — es galt das für eine ungeheure Schmach dem Reiche damals — daß er von dem Könige in England Sold nahm unter dem Versprechen, für ihn zu fechten gegen den König in Frankreich, ein Versprechen, welches er nachmals nicht hielt, näherten sich die Fürsten allmählich dem Herzoge von Oesterreich wieder; sie fühlten, daß eine mächtige Hand allein das Reich retten könne aus den Wirrnissen und der Schmach, in welche es durch den Nassauer gestürzt worden. Albrecht von Oesterreich hatte unterdessen seine Zeit nicht verloren; die habsburgische Hausmacht, von den heimischen Bergen der Schweiz bis nach dem neu erworbenen Oesterreich reichend, war durch das ganze Reich in einzelnen größern und kleinern Besitzungen zerstreut, Albrecht hatte es verstanden, die meisten derselben in eine gewisse Continuität zu bringen, er hatte sich hier durch Tausch und Kauf, dort durch Schwert und Spieß, andern Orts durch andere Mittel, abgerundet und verdichtet; der also mächtige Fürst hatte seine Anhänger überall, und hielt der Adel seiner Landschaften, wie sich von selbst versteht, zu ihm, so übte er auch durch seine Anhänger unter den Geschlechtern und Stadtjunkern Einfluß auf die ihm benachbarten oder von seinem Gebiet eingeschlossenen Städte.

Auch in Ulm hatte der mächtige Habsburger seinen starken Anhang; wir sahen schon den eiteln und ehrgeizigen Junker Ulrich Conzelmann ziemlich kühn für Oesterreich unter den Handwerksgenossen werben; das würde er schwerlich gewagt haben, dem wachsamen Otto Roth gegenüber, wenn er sich nicht eines sichern Rückhalts bewußt gewesen wäre. Diesen Rückhalt aber hatte er an den Geschlechtern, welche starken Handel nach Osten trieben, zu welchem Betrieb sie sehr der Gunst und des guten Willens der Herzoge von Oesterreich bedurften; es waren besonders die Ehinger, die Welser, die Rehmen, die Löwen und die Conzelmänner, welche schon damals gut österreichisch waren und neben der Begünstigung ihres Handels ganz besonders auch Hülfe gegen den feindlichen Landadel und Stütze gegen die immer lauter sprechenden Handwerksgenossen von dem Fürsten von Oesterreich erwarteten. Wie weit die genannten und andere Sippen des Ulmischen Stadtjunkerthums in die kecken Pläne des Junkers Ulrich Conzelmann eingeweiht waren, läßt sich nicht feststellen, jedenfalls stand der ehrgeizige Junker nicht allein, denn sonst würde der Vertreter Albrecht's von Oesterreich im Burgau, Graf Conrad von Schelklingen, nicht selbst mit ihm gehandelt haben, wie er that.

Graf Conrad ist ein Nachbar von Ulm, sein festes Stammhaus Schelklingen liegt an der Aach. Dort hebt sein Dach der graue viereckige Thurm über die Zinnen der Mauern empor, die Aach rollt ihre Wasser an dem Fuß des Burgberges hin, Eisschollen der Blau zutragend nach Blaubeuren hinunter, während Schneeflocken um den First der Schelklinger Warten wirbeln.

Vier Reiter sind es, welche auf der leichtbeschneiten und hartgefrornen Straße von Blaubeuren her, immer den Windungen der Aach folgend, dem Schelklinger Schlosse zutraben; der Junker Ulrich Conzelmann ist's mit drei wohlbewaffneten Knechten, welcher von dem Grafen Conrad beschieden ist zu einer Sprache auf diesen Tag. Es ist ein rauher Wintertag, der die wilde, fast öde Gegend noch trauriger erscheinen läßt. Die zerklüfteten Berge, die sich bis dicht an die Ufer der Aach herandrängen und der schmalen Landstraße fast gar keinen Raum mehr übrig lassen, sind mit mächtigen Nadelhölzern bestanden, die in dem Druck des Ostwindes stöhnen und ihre fallenden Nadeln mit den Schneeflocken mischen; laut, aber eintönig rauschen die Wasser des kleinen Stromes, sonst wird die tiefe, winterliche Stille nur zuweilen durch den scharfen, kreischenden Schrei eines einsamen Raubvogels unterbrochen. Schon aus großer Entfernung sahen die Reiter den Thurm von Schelklingen, aber sie waren des Weges zu kundig, um sich deshalb eines baldigen Einritts in das gastliche Grafenschloß zu getrösten, denn die Landstraße folgte mit großer Treue jeder Krümmung der Aach, und es war gefährlich immer, um diese Jahreszeit aber ganz unmöglich, die Straße zu verlassen und sich selbst einen nähern Weg, etwa am Abhange der Hügel hin, nach dem Schlosse zu suchen.

Dicht eingehüllt in seinen weiten Pelzmantel trabte Junker Ulrich Conzelmann dahin, seiner Ungeduld zuweilen durch einen lauten Fluch Luft machend und seinen hochbeinigen Fuchshengst immer stärker antreibend, je mehr er sich dem Ziel seiner Reise näherte. Er bekümmerte sich dabei durchaus nicht um seine Begleiter und überließ es den Knechten, ihm nachzufolgen so gut sie vermochten auf ihren viel weniger kräftigen Gäulen. Die Entfernung zwischen dem Junker und seinen Knechten wurde unter diesen Umständen immer größer, und so konnten die Leute sich's endlich sogar herausnehmen, laut mit einander zu reden und ihren Unmuth über den Junker auszusprechen.

„Er wird alle Tage schlimmer, Dinnies!“ sagte Einer der Reiter zum Andern.

„Er schont weder Menschen noch Vieh mehr!“ lautete die beistimmende Antwort.

„Er war besser, als er noch den Weibern nachjagte, Dobergast!“ meinte der Dritte.

Diese Worte riefen sich die Knechte mit gedämpfter Stimme zu, und ihre Augen, denn die allein fast sah man von den harten Gesich-

tern, welche in Schauben von dickem Fries verhüllt waren, verriethen dabei mehr noch als die Rede ihre Unzufriedenheit mit dem rastlosen Treiben ihres Herrn.

„Was er nur hat, Jurgis?“ fragte nach einer Weile einer der Knechte wieder.

„Das geht nun seit Sanct Johannistag so, was hat der Junker? Du mußt's wissen, Jurgis, sprich!“ fragte der andere Knecht. Jurgis war der Aelteste der Knechte und hatte allezeit den Begleiter des Junkers gemacht.

„Ich weiß nichts!“ brummte der alte Reiter verdrießlich, „ist nicht mehr wie sonst bei dem Conzelmann; das lustige Leben hat ein Ende genommen, das ist nun das vierte Mal seit Martini nur, daß wir diesen verdammten Weg nach dem Nest da oben messen.“

„Das Nest wäre so übel nicht,“ meinte Dinnies milder, „es sitzt sich ganz warm da oben, und unten im Ort giebt's schmucke Dirnen genug!“

„Des Schelklingers Wein ist nicht sauer und sein Meth ist süß,“ stimmte Dobergast ein, „auch hat des Thorwarts Tochter Augen im Kopf, wie feurige Kohlen glühend!“

„Elende!“ murrte der alte Jurgis, „Bier und Mädchen, Wein und Meth! Hol' den ganzen Kram der Teufel und Euch dazu! Merkt Ihr denn nicht, wie Ihr da oben angesehen seid? Sie schieben Euch einen Krug zu, wie man der Katze einen Hasen zum Ablecken hinschiebt; sie geben Euch einen Bissen, wie man dem Hunde einen Knochen zuwirft, und sie lachen über Euch, wenn Ihr mit den Dirnen säuberlich thut, von denen des Schelklinger's Pferdsbuben nichts mehr wissen wollen! Ihr habt Gänseköpfe, Narren Ihr!“

Die beiden also beschiedenen jüngern Knechte antworteten nicht; es mochte ihnen halb und halb klar werden, daß der Alte nicht Unrecht habe, sie schämten oder grämten sich aber weiter nicht darum, dachten auch um nichts schlechter von sich, daß sie eine solche Rolle da oben gespielt, nahmen sich auch durchaus nicht vor, heute ein würdigeres Benehmen in Schelklingen einzuhalten, im Gegentheil, die Erinnerung an Bier und Meth, Mädchen und Wein erregte ihnen gar angenehme Vorstellungen, aber sie wagten nicht, dem alten Jurgis zu widersprechen, und beugten sich willig unter seine Herrschaft.

„Sonst war's ein Vergnügen, mit dem Ulrich Conzelmann zu reiten,“ fuhr der graue Reiter scheltend fort, „er war überall der Erste, wo er hinkam, und des Conzelmann Leute angesehen aller Orten; jetzt ist das Alles verkehrt geworden! Er hat sich an die Großen gehängt, und er, der früher der Erste war, ist jetzt überall der Letzten Einer, hol's der Geier!“

So unzufrieden Jurgis mit seinem Herrn auch war, so verlor er ihn doch nicht aus den Augen, und als er bemerkte, daß derselbe sein

Roß langsamer gehen ließ an der letzten Krümmung des Flusses, trieb er seinen Gaul augenblicklich schärfer an und rief: „Nimm Deine Mähre zusammen, Dobergast, hollah! Siehst Du nicht, daß der Junker wartet?“

Nach zehn Minuten hatten die Knechte ihren Herrn eingeholt und ritten nun langsam mit ihm durch die einzige ziemlich steile Straße des Fleckens Schelklingen, den sie passiren mußten, um zu dem Schlosse zu gelangen. Es war ein unbedeutender kleiner Ort, der sich da unter dem Schutz des Schlosses am Burgberg angesiedelt hatte, und beinahe menschenleer schien er zu sein; dennoch gab sich ein gewisser Wohlstand kund, sowohl in der soliden Bauart der Häuser, als auch in der Kleidung der wenigen Leute, welche zum Vorschein kamen.

Die Grafen von Schelklingen gehörten zu den klugen Landherren jener Zeit; sie hatten, seit die Erblichkeit der Lehne gesichert war, sich mit Eifer der Landwirthschaft befleißigt, wohl erkennend, wie von dem Betrieb derselben nicht allein die Räder des häuslichen, sondern auch die des öffentlichen Lebens in Bewegung gesetzt wurden. Sie hatten nicht all ihr Land an Afterlehnsleute ausgegeben, um ein recht großes Gefolge kriegerischer Mannen zu haben, sie hatten ihren Grund und Boden vielmehr zum größern Theil zu „Sackland“ gemacht, das heißt, ihn gegen einen Erbzins an nicht angesessene, aber freie Leute ausgethan, die „Sackmannen“ genannt wurden. Neben diesen Sackmannen, deren baare Zahlungen die Grafen von Schelklingen zu reichen Herren machten, standen die sogenannten „Laten“, das heißt persönlich freie Bauern, wie die Sackmannen, nur daß sie nicht, wie diese, in Folge eines Vertrags einen Zins an Geld in den Sack, die Kasse der Grafen, zahlten, sondern diesen zinspflichtig waren mit einem Theil des Ertrags ihrer Wirthschaft. Der Hörigen, der unfreien Leute, hatten die Grafen nur noch so viele, als sie zum Dienst in der unmittelbaren Schloßwirthschaft bedurften. Das „Rauchhuhn“ war bei den Fortschritten, welche die Landwirthschaft am Ende des dreizehnten Jahrhunderts schon gemacht hatte, nicht einträglich genug mehr, denn die Hörigen zahlten dem Herrn von jedem Rauchfang nur ein Huhn, daher Rauchhuhn; freilich waren sie außerdem zu persönlicher Dienstleistung verpflichtet, aber die Grafen bedurften derselben eben nicht viel mehr, seit ihr Land meist durch Sackmannen und andere freie Zinsleute bebaut wurde.

Der Junker Ulrich Conzelmann ritt langsam über eine Bohlenbrücke ohne Geländer, welche über einen Arm der Aach führte, welcher als erster Wallgraben des Schelklinger Schlosses betrachtet werden konnte. Diesseits lag eine stattliche Mühle; die hübsche Tochter des Erbzinsmüllers schaute neugierig aus einer Luke herab auf die vorüberziehenden Reitersleute, und der alte Jurgis schüttelte gewaltig den Kopf, als er seinen Herrn fürbaß reiten sah, ohne Weiteres, denn noch ein Jahr zuvor ließ der Junker Ulrich keine Dirne ungeneckt vorüber. Jenseits

der Brücke lagen sich eine Schmiede und eine Schenke einander gegenüber; hier verkehrte hauptsächlich das zahlreiche Schloßgesinde. Auch als der Junker vorüber ritt, traten Knechte mit dem Abzeichen der Schelklinger, dem rothen Kreuz, an die Thür der Schenke, um die Ankommenden zu mustern, und unter dem Vordach der Schmiede, wo eben ein Gaul beschlagen wurde, entstand unter den dort zahlreich Versammelten allgemeine Bewegung; das Roß des Junkers wurde scharf gemustert von all' den Sachverständigen, getadelt und gelobt, je nachdem.

Der Junker war bekannt hier, aber die Knechte begrüßten ihn nicht, und wenn er's selber auch nicht merkte, oder nicht zu merken schien, so ärgerte sich drob sein alter Jurgis desto mehr; schweigend ließ man die vier Reiter passiren, die jetzt auf der niedergelassenen Zugbrücke über den eigentlichen Burggraben ritten und endlich unter dem Thorthurme hielten, denn das Fallgatter war niedergelassen und hob sich erst, nachdem sie der Thorwart geprüft und als Befreundete erkannt hatte. Auf einem langen, sehr steil aufwärts führenden und sehr engen Gang gelangten die Reiter jetzt in den großen Burghof, wo ihnen ein Hauswart des Grafen entgegen kam, der den Knechten die Stallung anwies und den Junker, nachdem er ihn im Namen seines Herrn willkommen geheißen, nach der Wohnung des Grafen führte. Um zu dieser zu gelangen, mußte abermals ein Thor, welches durch ein Fallgatter geschlossen werden konnte, passirt werden, denn das Herrenhaus und die Kapelle nahmen die beiden innern Seiten des fast viereckigen zweiten Hofes ein, der das ganze Schloß beherrschte. Der Hauswart öffnete endlich eine Thür, die er, nachdem der Junker eingetreten war, hinter ihm wieder schloß.

Wüthendes Hundegebell, das erst vor der donnernden Befehlstimme des Hausherrn verstummte und in einem grimmigen Knurren endete, empfing den Eintretenden, der seinen Mantel zurückwarf und mit raschen Schritten die niedrige, aber weite Halle durchschritt, die kaum durch die in zwei riesenhaften Kaminen lodernden Holzstöße erwärmt wurde. Langhin durch diese Halle, deren Fußboden aus rohem Estrich bestand, streckte sich ein ungeheurer Holztisch bis an das obere Ende, das um einige Stufen erhöht war. Auf diesem erhöhten Platze war ein zweiter Tisch queer an die lange Tafel geschoben. Hier standen hohe Lehnstühle und Sessel aller Art statt der schweren Bänke, welche sich an der langen Tafel hinzogen, und auf diesem Herrenplatz war die Gesellschaft versammelt, welche den Junker Conzelmann erwartet zu haben schien, denn Einer der Herren rief ihm mit schallender Stimme entgegen: „Seid willkommen, Junker Ulrich, Herr Burkhardt meinte schon, daß Ihr gar nicht kommen würdet heute."

Der also Sprechende kam dem Junker einige Schritte entgegen; es war der Graf Conrad von Schelklingen selbst, ein stattlicher junger Herr, der ein kostbar geflochtenes Panzerhemd trug, unter dem das

scharlachene Unterkleid über den Knieen zum Vorschein kam und einen breiten Saum sehen ließ. Auch das lederne Beinkleid, das mit der Fußbekleidung, wie meist in jener Zeit, ein Stück ausmachte, war mit einem Panzergeflecht bestrickt. Ueber dem Panzerhemd, dessen Kapuze in den Nacken zurückgeschlagen war, hatte der Graf einen violetten, vorn offenen Sammetrock ohne Aermel; mit klirrendem Schritt, denn er trug Räder in den Sporen, was damals erst aufkam, eilte der Graf dem Junker entgegen, reichte ihm die Hand und sprach verbindlich: „Meine Schwester Segeband hat Recht behalten, sie behauptete gegen Herrn Burkhardt's Ansicht, daß Ihr kommen würdet!"

Der junge Graf lachte und strich sich die langen Locken aus der Stirn.

„Ich danke dem Fräulein Segeband für die gute Meinung," entgegnete Junker Ulrich, indem er sich vor einem stattlichen Frauenzimmer verneigte, das dort auf einem Sessel wie auf einem Throne saß, und sich halb umwendend zu dem Ritter Burkhardt von Ellerbach, der Einer von Herzogs von Oesterreichs Vögten im Burgau war und hinter ihrem Stuhl stand, sagte: „Seht da, Herr Burkhardt, da haben wir unsern lieben Junker Ulrich, wie ich Euch gesagt habe! Seid willkommen, lieber Junker Ulrich!"

Fräulein Segeband, eine ältere Schwester des Schelklinger Grafen, war ohne Widerspruch eine sehr schöne Frauensperson, aber gar nicht jung mehr, sicher längst über dreißig Jahre hinaus; wie lange, das war schwer zu bestimmen, denn ihre Haut war so weiß und zart, ihre Lippen so frisch und üppig, ihre Formen so rund und voll, ihre Hand so zierlich und weich, ihr Auge so blau und blitzend, ihre Stimme so schmeichelnd und wohltönend, daß die Jüngste sie um das Alles hätte beneiden können; dazu kam, daß ein unnennbares Etwas in den Mienen, der Haltung, dem ganzen Wesen des Fräuleins lag, was die Männer mächtig anzog, sie aber zugleich auch zurückstieß. Wer dies Fräulein da so hoch und stolz auf ihrem Lehnsessel thronen sah, in dem eng um Brust und Arm schließenden Unterkleid von schwarzem Sammet und den pelzverbrämten Scharlachmantel um die Schultern, der konnte schwer begreifen, wie's gekommen, daß die schöne Segeband, Segensband heißt der Name eigentlich, frei geblieben von dem gesegneten Band der Ehe!

Der Eifer, den Junker Ulrich Conzelmann für das Haus Oesterreich zeigte, mochte aus verschiedenen Anlässen hervorgegangen sein, Jedem aber, der die Blicke sah, die er mit der schönen Segeband wechselte, mußte klar werden, daß die Grafenschwester von Schelklingen ein mächtiger Bundesgenoß für das Haus Oesterreich bei dem Junker gewesen.

„Nun, Junker Ulrich," fragte der Ritter Burkhardt von Ellerbach, ein derber Graukopf in voller Rüstung mit Panzerhemd wie der Graf und die rothweiße Feldbinde Oesterreichs um die Schulter, „nun, Jun-

ker Ulrich, sagt uns erst, wie's in Ulm steht, Fräulein Segeband wird mir verzeihen, aber ich muß heut noch fort, und Herr Albrecht erwartet sehnlichst meine Botschaft über Ulm. Ist's Euch gelungen, Junker, die Rothe mit den Krafften zu verfeinden?"

„Ich denke, es ist mir gelungen!" antwortete Ulrich Conzelmann, sich zu dem Ellerbacher wendend, denn er war überzeugt, daß er kein verständiges Wort reden könne, so lange er in die verlockenden Augen der schönen Segeband blicken thäte. „Ich habe durch den alten Erwin Ehinger, der, wie seine ganze Sippe, uns mit Leib und Seele gehört, dem Ritter Ulrich Krafft einreden lassen, der Junker von Dellmensingen halte zu Oesterreich; seitdem will er von dessen Werbung gar nichts mehr hören, und der kluge Stadtschreiber Roth hat uns, ohne es zu ahnen, selbst den größten Dienst geleistet; er hat nämlich den Junker Röbel aus der Stadt fort hinaus auf sein Haus nach Dellmensingen geschickt, um ein Zusammentreffen zwischen den beiden Krafften zu hindern; das aber hält Ritter Ulrich für Feigheit. Der Stadtschreiber seinerseits ist höchst erzürnt gegen den Ritter, weil er nicht sofort auf sein Geheiß die Tochter mit dem Röbel vermählt hat, denn dieser Otto Roth ist so hochmüthig, daß er's schon nicht leiden mag, wenn ein Anderer anders denkt wie er, obwohl er sich's nicht oft merken läßt; folgt man aber nur ein Mal nicht seinem Rath, so hat man ihn zum Feinde. Er soll anfänglich gar sehr verwundert gewesen sein, daß der Ritter Ulrich nicht nach seinen Wünschen gewollt, hat dazu gelacht und gemeint, der Ritter werde sich das Ding überlegen; dann hat er ihm die ganze Angelegenheit nochmals klar auseinandergesetzt und ist, seines Erfolgs sicher, davongegangen. Das ist der Fehler dieses überklugen Stadtschreibers, er will immer auf die Menschen wirken dadurch, daß er sie von der Richtigkeit und Rechtmäßigkeit seiner Ansicht zu überzeugen sucht; er vergißt aber, daß fast alle Menschen lieber nach Neigungen, vorgefaßten Meinungen und bequem gewordenen Ansichten handeln, als sich von der Richtigkeit und Rechtmäßigkeit einer Anschauung überzeugen lassen, die ihnen neu und unbequem ist. Der Roth hat ganz Recht bei der Sache, es ist eine Thorheit des Ritters Ulrich, daß er seine Tochter dem Junker Röbel versagt; Ehre und Vortheil, Alles, was er für sich und seine Sippe wünschen kann, findet sich in der Verbindung; er verwirft sie, nur weil sich Röbel's Vater einst auf's Land gesetzt hat. Doch das geht uns nichts an; ich wollte nur bemerken, daß der Stadtschreiber stets zornig und hartnäckig ist, wo er sich im Recht fühlt und gegen die vorgefaßte Meinung nicht durchdringen kann mit aller seiner Weisheit. Ihr könnt denken, edler Herr Graf und gestrenger Herr Ritter, daß ich diesen Zwiespalt gehörig benutzt habe; die Mundschaften der Rothe und der Kraffte sind schon mehrfach thätlich an einander gerathen, Nichts leichter, da ich in beiden meine Anhänger habe; aber auch im Rath ist's schon zwei Mal zu harten Worten zwischen dem Stadtschreiber und dem

Ritter Ulrich gekommen, und in den letzten Tagen ist es mir auch gelungen, den stolzen Roth zu überzeugen, daß die Kraffẗe damit umgehen, ihm einen der Ihrigen, den Sibotho, bei der nächsten Stadtschreiberwahl entgegenzustellen; seitdem ist an keine Versöhnung zwischen den beiden Sippen mehr zu denken."

„Für so gute Kunde sollt Ihr bedankt sein, Junker!" sprach der Graf von Schelklingen befriedigt.

„Das gefällt mir und wird Herrn Albrecht auch gefallen!" meinte Ritter Burkhardt.

„So höre ich Euch gern reden, Junker Ulrich," wendete sich die schöne Segeband süß lächelnd an den Junker; „Ihr seid nicht geboren für die armseligen Verhältnisse der einen Stadt, Ihr solltet der Rath eines mächtigen Fürsten sein — nun, Herr Albrecht von Oesterreich ist kein undankbarer Herr!"

Der Geschmeichelte küßte entzückt die weiche Hand, die ihm Segeband darreichte, und er fühlte den zärtlichen Druck, mit welchem diese Hand seine Fingerspitzen berührte, bis in seine innerste Seele hinein.

Er sah nicht, mit welchem schlauen Blick Ritter Burkhardt von Ellerbach den Grafen ansah und wie verächtlich der dagegen lächelte.

Da wurde eine große Glocke geläutet an dem vorderen Schloßthor und alsbald ertönte auch eine kleinere in dem innern Burghof.

„Ich denke," sagte Ritter Burkhardt von Ellerbach zu dem Schelklinger, „ich denke, wir können dem Herzog jetzt vorschlagen, einen Handstreich auf die Stadt zu versuchen."

„Nicht versuchen," entgegnete der Graf, dem die Kampf- und Thatenlust aus den Augen leuchteten, „ein Versuch wäre gefährlich, nein, Ritter Burkhardt, jetzt führen wir den Streich aus, an dem wir lange genug gearbeitet haben. Eines Theils der Geschlechter sind wir sicher, die mächtigen Kraffẗe werden unthätig bleiben, Handwerksgenossen und anderes Gesindel genug hat uns dieser gute Freund da geworben, in irgend einer stürmischen Nacht muß er uns ein Thor öffnen, wir fallen hinein, erklären Ulm für gewonnen und lassen am Morgen die Einwohner Herrn Albrecht von Oesterreich schwören; was zu uns hält von den Geschlechtern, wird schwören, das hat dann seinen starken Anhang, die Rothe treibt man aus, wenn sie sich nicht fügen wollen, und ihre Freunde können nach Belieben mit ins Elend ziehen. Bis Alles ruhig ist, mag dann Herr Albrecht selber mit reisigem Gefolge auf der Pfalz residiren, ich denke aber, daß dann keinem anderen als meinem Hause die Vogtei von Ulm zustehen wird!"

„Herr Albrecht hat sie Euch versprochen", entgegnete Ritter Burkhardt bestimmt, „was aber wird mit unserm guten Freunde, diesem Langen da?" fragte der Ritter, mit den Augen auf den Junker Ulrich Conzelmann deutend, der im flüsternden Gespräch mit dem Fräulein Segeband Alles um sich vergessen zu haben schien.

Der Graf lächelte hochmüthig.

„Zu seinem Rath,“ fuhr Ritter Burkhardt fort, „wird Herzog Albrecht den Junker gerade nicht machen, er hat in dieser Hinsicht etwas andere Gesinnungen als Fräulein Segeband, aber seine Belohnung wird der Junker fordern, dreist genug ist er!“

„Nun, mag ihn Segeband belohnen,“ flüsterte der Graf dem Ritter ins Ohr, „ich glaube, es ist ihr jetzt ernst darum zu thun, einen Mann zu bekommen, und wahrlich, Ritter, ich wollte, der Junker nähme mir diese liebe Schwester hier fort!“

Der Ritter lachte, da wurden die Glocken zum anderen Male geläutet und alsbald öffneten sich die Pforten der Halle, und in langer Reihe, Einer hinter dem Andern, traten die Diener ein, welche das Mittagsmahl auftrugen. Zugleich füllte sich der untere Raum mit demjenigen Theile der Hausgenossenschaft, welcher berechtigt war, in der Halle zu speisen.

Fräulein Segeband erhob sich von ihrem Sessel; wenn sie stand, war sie noch schöner, die ganze Herrlichkeit der Gestalt und ihres Wuchses trat da noch gebietender hervor, und der fremde seltsame Reiz, der unwiderstehlich verlockend, aber auch erschreckend zugleich sie umschwebte, wirkte noch gewaltiger.

„Nehmt an meiner Seite Platz, Junker Ulrich!“ flüsterte sie dem entzückten Junker zu.

Die Speisen waren aufgetragen, die Leute alle versammelt, der Graf aber nahm nicht seinen Platz ein, sondern blickte nach der Thür und mit ihm fast alle seine Leute. Da wurden die Glocken zum dritten Male gezogen und als ihre Klänge verhallt waren, trat durch die Pforte ein greiser Priester von ehrwürdigem Ansehn ein, der sich auf den Arm eines jungen schönen Mädchens stützte, das in einen weitfaltigen Kaputzmantel von grauem Zeug, einer Art schlechter Serge, die man Rasch nannte, weil sie aus Arras kam, eingehüllt war.

Die freien Leute zu Urbau.

Die deutsche Geschichte kannte bisher eine Reihe von kühnen Versuchen altfreier Bauerngemeinden, ihre altgermanische, vom Lehnswesen bekämpfte oder unterdrückte Wehrfreiheit gegenüber der überall vordringenden Hörigkeit zu behaupten. Jedes Geschichtsbuch weiß zu erzählen von den Kämpfen der freien friesischen Gemeinden der Stedinger und den Kreuzzügen gegen dieselben, von den freien Gemeinden von Schwyz, Zürich, Uri u. a.; die Schlacht von Bornhövde wird sogar noch heute von den mannhaften Dithmarsen im Liede gefeiert. Aber von ähnlichen Versuchen deutscher Bauern im slavischen Oesterreich wußte die Ge-

schichte bisher nichts zu erzählen. Auch geschah bisher in Oesterreich wenig für Erforschung früher bestandener Rechte und Rechtsgewohnheiten deutschen Ursprungs, während im übrigen Deutschland nach dem Vorgange Jakob Grimm's rastlos nach jenen alten Rechten und Rechtsgewohnheiten gesucht und in der reichhaltigen Sammlung der Weisthümer (die Gemeinde-Ordnungen und Gesetze, theils von den Oberhöfen oder obern Gerichten den einzelnen Gemeinden gewiesen, theils aus Uebereinkunft und Verträgen hervorgegangen) dem Geschichtsforscher eine frisch sprudelnde Quelle für die Rechts- und Culturgeschichte geboten wurde. Indeß hat sich das in den letzten Jahren in Oesterreich geändert. Gehoben wurden jene Schätze in Oesterreich ob- und unter der Enns, zum Theil in Böhmen, zum Theil auch in mährischen Städten, aber nicht in mährischen Dörfern, obwohl auch hier deutsches Recht und deutsche Sitte frühzeitig Wurzeln geschlagen und Blüthen hervorgetrieben hatte. Es war, „als ob irgend ein dunkles Verhängniß, vielleicht eine feindliche Absicht, diese merkwürdigen Denkmäler deutscher Rechtsbildung dort zerstört, als ob die Anstalt, die längst aufgehört hat, auch die Erinnerung an ihre Wirksamkeit mit in's stumme Grab nehmen wollte."

Aber auch das ist in diesem Augenblicke anders geworden, Dank der unermüdlichen Thätigkeit der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, und namentlich den Herausgebern des Archivs für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Vor uns liegen, abgedruckt aus dem XVII. Bande des erwähnten Archivs, mehrere Dorf-Weisthümer aus Mähren,*) die zu den besten zählen, die wir bis jetzt besitzen. Es sind die Weisthümer von Urbau, das in Mähren liegt, nicht weit von der österreichischen Grenze, und zwar in dem südlichen bei zwei Meilen breiten Grenzsaume, der sich vom Ursprung der böhmischen Thayn bis gegen ungarisch Hradisch hinzieht. Deutsches Recht und deutsche Sitte hatten sich hier schon im ersten Drittel des dreizehnten Jahrhunderts verbreitet, und weil die Landesfürsten diese Verbreitung gern sahen, so eximirten sie die deutsche Bevölkerung von den altmährischen landesfürstlichen Gerichten, den Cuden, die, wie das slavische Recht überhaupt, weder Exemtionen noch Privilegien, weder Municipal- noch Patrimonialgerichtsbarkeit kannten. Eine der interessanten Exemtions-Urkunden ist vom Jahre 1218, in der König Otokar mit seiner Gattin Konstanze zu Gunsten Stephan's von Medlau gewisse Immunitäten verleihen, die diesen von der Competenz der Cuden ausschließen. Die Immunitäten folgen dann rasch auf einander, bis sie im Beginn des vierzehnten Jahrhunderts ihre Mission erreicht haben. Die Verfassung und Verwaltung

---

*) Einige Dorf-Weisthümer (Ban- und Bergteidinge) aus Mähren, von P. Ritter v. Chlumecky. Aus dem XVII. Bande des von der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Archivs für Kunde österreichischer Geschichtsquellen besonders abgedruckt.) 112 S. 8.

des Staats hat eine tiefe Umstaltung erhalten. Durch die Ausnahme deutscher Einrichtungen war der generalisirende und centralisirende Einfluß der slavischen gebrochen, ja das innerste Wesen der nationalen Gerichtsverfassung geändert. Früher war die Cuda ein allgemeines Gericht, jetzt dagegen, nachdem die Städte und der größte Theil des Landvolks davon erimirt waren und ihre Competenz sich bloß auf den Adel und die Freisassen, dann einige unterthänige Städte, Märkte und einen kleinen Theil des Bauernstandes, so wie auf die Fälle der Rechtsverweigerung beschränkte, selbst ein Ausnahmsgericht. „Das Ziel, dem die Zeit entgegenstrebte, war erreicht. Durch Localisirung des Rechts, Schaffung besonderer Gerichte für einzelne Klassen und Corporationen anerkannte der Staat deren rechtlichen Bestand; die Klasse war nicht mehr eine gesellschaftliche Unterscheidung, sie wurde eine staatliche, sie erhob sich zum Stand."

Das der allgemeine, interessante Hergang bei der Germanisirung des Landes. Kehren wir zu den Bauern von Urbau zurück. Es ist hier nicht der Ort, den gelehrten Erörterungen des Herrn Ritter von Chlumecky in Bezug auf die Gerichtsverfassung, auf Erbrichter, Dorfschöffen, Echtdinge u. s. f. zu folgen, vielmehr beschränken wir uns darauf, in wenigen Worten auf den Inhalt der Urbauer Weisthümer hinzuweisen und dann den unter hartnäckigem und langem Kampfe erfolgten Untergang der Urbauer Freiheiten zu erzählen, ein Kampf, der den Kämpfen der Stedinger und Dithmarsen würdig zur Seite steht.

Es sind im Ganzen zwölf Weisthümer, die v. Chlumecky mittheilt, von welchen die neun ersten von Bauern-Genossenschaften, die drei letzten von Grundherren ausgegangen sind, und sich dadurch wesentlich von jenen unterscheiden. Den Anfang macht die Bestätigung der alten Rügung von Urbau im Jahre 1604 durch den Abt zu Bruck, Herrn Sebastian Chotieborsky. Die vierte Bestimmung dieser Rügung droht eine Strafe, für deren Vollziehung kein Beispiel nachzuweisen ist, die aber ein desto unverwerflicheres Zeugniß ablegt für den uralten, lange Jahrhunderte fortgeführten Inhalt der Markweisthümer. Sie lautet: „Wo Einer wär, der Ein Markstein auffgraben, oder Vertilgen wolte, und, man derselbigen begrieff, so soll mann Ihn nehmen, undt setzen an dieselbige Statt, soll nehmen drey Roß, undt spannen in Ein Pflueg, undt Zwey scharffe Eyssen, undt ein Menner auf die Roß, soll dreymal auf Ihm ackhern lassen, fehlet Er sein, so sey Er hinkommen, trieff Er Ihn aber, so hat Er Ihm sein Recht gethan." Man sieht, die Männer von Urbau verstanden keinen Spaß in Bezug auf Verrückung der Grenzen, und sie werden den Grenzverrücker wohl in derselben Weise zum Spuken und zum Tragen des Grenzsteines nach dem Tode verurtheilt haben, wie die Bewohner des übrigen Deutschlands das thaten und noch heute thun. „Item" — lautet eine andere Bestimmung — „mehr rügt die Gemein, von wegen ihres Bachs, der da rinnet durch

das Löbliche Aigen, von dem rainen Brunn, daß derselbige soll geraumbt werden, alle Jahr zweymahl, und derzu sollen helffen die gantze Gemein, reich und arm, Wo aber Einer widerspennig wär, undt wolt zu solchem gemeinen nutz nit hellffen, so hat die Gemein einen solchen zu verwandlen (bestrafen), mit sambt dem Richter und Geschwohrnen, die Wandl (Strafe) seyndt Sechs Wienner groschen." Mit dem Verletzer des freien Hauses machen die Urbauer wenig Umstände, denn also lautet die Kür: „wenn irgend wär ein muthwilliger, gieng Einem frommen Mann an sein Hauss, fordert ihn heraus, bräch Ihm sein thür auff, oder stieß ihm fenster-bretter ein, und derselbig guth Mann stech, oder schüss herauss, und schüss den zu todt, so soll Er zu Morgens, oder bey der nacht, wie sich die Zeith zutrüg, demselben Muthwiller zween pfenning auf sein wunden legen, so hat Er Ihn gebüßt." Ebenso bestimmt eine folgende Küre, daß, falls sich zwei Menschen auf der Straße zanken und der Landrichter dazu kommt, er solche bestrafen kann, nicht aber mehr in dem Falle, wenn die Streitenden unter die Dachtropfen eines Hauses getreten sind; noch eine andere Kür wiederholt dasselbe in Bezug auf zwei, die sich draußen prügeln. Hat sich Jemand des Mordes, Brandes oder des Diebstahls schuldig gemacht, und der Landrichter oder der Herr vom Schlosse solchen Uebelthäter nicht bewahren, sondern entkommen lassen, so sind Beide verantwortlich für den Schaden, den der Entkommene anrichten mag. Findet Jemand etwas, so hat er den Fund dem Richter anzuzeigen und denselben zu drei verschiedenen Tagen ausrufen zu lassen; meldet sich Niemand, so gehört ihm das Gefundene als rechtliches Eigenthum. In das Wirthshaus soll Niemand mit Waffen gehen, und, falls er solche bei sich führt, sie zuvor dem Wirth ausliefern. Weigert er sich, so ist es Pflicht aller Anwesenden, dem Wirthe zur Hülfe zu kommen und dem Bewaffneten die Waffen zu nehmen und sie zu dem Richter zu tragen. Dort soll „gestrafft werdten, als die Weissen erkennen im Rath, undt die Wehr ist in solchem Fall dem Richter verfahlen." Entsteht Schlägerei im Wirthshause, so hat der Wirth die Nachbarn zur Hülfe zu rufen; verweigern sie dieselbe, so kann der Wirth klagen vor dem Richter, „und der Richter soll dieselbigen also wohl in der straff, als den Andern haben."

Lange blühte das Landgericht zur Urbau, und ein zahlreicher „Umstand" befand sich vor der Schranne und den stolzen Schöffen von Urbau, wenn der Richter „die Bank spannte, Bann und Friede wirkte." Aber mit der allmählichen Veräußerung der königlichen Güter verlor Urbau auch die Bewohner dieser Güter, die größeren Grundbesitzer erhielten die Halsgerichtsbarkeit, wie z. B. der Brucker Abt für die Leute seiner Herrschaft in Olkowitz, und da war es natürlich, wenn ein solcher Herr es auch dahin brachte, daß die Männer seines Dorfes, welche bis dahin gen Urbau zum Landding zogen, jetzt auch sein Gericht besuchen mußten. Zwar führten die Urbauer Beschwerde bei ihrem Monarchen,

und dieser bestätigte ihre alten Privilegien, aber es begann dann die Zeit der legislatorischen und administrativen Generalisation, in der allgemeine Verordnungen an die Stelle der localen, aus dem Bedürfnisse hervorgegangenen Statuten traten. Zugleich verminderte sich die politische Macht der Grundherren, aber sie wurden dafür entschädigt durch die Ausbildung der Leibeigenschaft; nur die Grundherren blieben Personen, die Unterthanen zählten zu den Sachen, zu den Mobilien und Immobilien. Diesen der gemeinen Freiheit entgegenlaufenden Tendenzen erlagen auch endlich die Urbauer: sie wurden Leibeigene des Abtes von Bruck.

Aber nicht war damit die Erinnerung an die alte Freiheit erloschen, nicht waren verloren gegangen die alten vom Kaiser bestätigten Privilegien, sondern diese wurden sorgfältig aufbewahrt in der Gemeindelade. Im Jahre 1674 wandten sich die Urbauer deshalb an den Kaiser Leopold um Restitution ihres Landgerichts; dieser ließ jedoch den Petenten „intimiren, daß sich der Kaiser nicht veranlaßt finde, jene angesuchte Confirmation für diesmal zu gewähren." Und nun beginnt der Kampf, der, wie wir erwähnten, mit einer Halsstarrigkeit sonder Gleichen geführt wurde. Die Urbauer verbinden sich mit einigen benachbarten Gemeinden, klagen beim Kaiser abermals über „Trankfaligkeiten", verlangen Confirmation des Landgerichtes und Entschädigung für alle bisher erwachsenen Nachtheile. Das Kloster Bruck replicirt, bestreitet die Forderungen und bemerkt in Bezug auf das Landgericht zu Urbau, „es wäre dieses Recht, wenn es auch ursprünglich bestanden hätte, durch 100jährigen Nichtgebrauch erloschen, das Kloster habe dasselbe nicht genommen, daher dürfen sie es auch vom Kloster nicht zurückfordern." Es wurde nun eine Commission zur Untersuchung eingesetzt, die aber nicht sehr thätig gewesen zu sein scheint, denn die Beschwerden von Urbau wiederholen sich, dann auch die des Klosters, bis die Gemeinden endlich via facti vorgehen, d. h. ihre Leistungen einstellen.

Endlich kam 1679 ein Vergleich zu Stande; den Bauern wurde Manches nachgegeben, aber die Restitution des Landgerichtes verweigert. Die Erbitterung der Bauern dauerte deshalb fort und im Jahre 1692 gab ihnen ein Brudermord Veranlassung, factisch vorzugehen. Sie beschlossen, über den Verbrecher nach alter Weise Gericht zu halten und die Auslieferung desselben an das Halsgericht zu Bruck zu verweigern. Die Folge war eine Militair-Execution, wobei die Häuser verwüstet wurden, und eine Untersuchung, der zufolge bei dem Hauptrenitenten und Rädelsführer Lorenz Kopf auf Todesstrafe durch den Strang, bei den Andern auf Gefängniß erkannt wurde. Aber weder die Plünderung, noch die Todes- und Gefängnißstrafe vermochte die Urbauer abzuschrecken. Sie sandten abermals Deputirte an den Kaiser, um die „Gewährung des Landgerichts" zu erbitten, und abermals wurde durch kaiserliches Rescript vom 13. Januar 1702 befohlen, diese Renitenten

gegen wiederholt geschöpfte Urtheile theils mit Spielberg, theils opere publico zu bestrafen und die Rädelsführer abzustiften. Da starb Kaiser Leopold und Joseph bestieg den Thron. Die erste Absendung einer Deputation an den neuen Kaiser wurde zwar vereitelt, aber im Juli **1712** überreichten sie dem Kaiser abermals die Bitte um Confirmation ihrer Privilegien und eine Beschwerde gegen die durch die Obrigkeit im Jahre **1704** wegen Robotrenitenz vorgenommene Ackervertheilung. Die Antwort des Kaisers lautete: „daß auf die Urbauer-Privilegien (das besondere Landgericht) bei gegenwärtiger Landesverfassung nicht gesehen werden könne.“ Durch eine andere allerhöchste Entschließung vom Jahre **1713** wurden nicht allein die Privilegien, sondern auch die Rügungen der Urbauer-Gemeinden für null und nichtig mit dem Beisatz erklärt, daß allenfällige nochmalige Behelligungen schärfstens bestraft werden würden.

Zehn Jahre gingen anscheinend ruhig vorüber, aber die Zeit wurde benutzt, um neue Kräfte zu sammeln, neuen Muth zu gewinnen für die Erreichung des heißersehnten Ziels, die Wiederherstellung des Landgerichts und die Anerkennung des „löblichen Aigens.“ Am **24.** Juni **1723** versammelten sich die Gemeindeglieder von Urbau, um durch eine feierliche Handlung, durch Bund und Gelöbniß Kraft und Muth zu ihrem Vorhaben zu schöpfen, sich auf's Neue „zu verloben und zu versprechen“, daß sie bitten und anhalten wollen, bis ihre Privilegien abermals confirmirt werden, bei welchen sie treulich und redlich verbleiben wollen. Am **27.** Juli **1723** überreichten die Urbauer-Bevollmächtigten Lorenz Gühl, Mathes Neumeister und Johann Thallfuß die Bitte um Confirmation der Privilegien. Ein kaiserlicher Erlaß vom **18.** Januar **1724** erklärte abermals alle Urbauer-Privilegien und Rügungen für null und nichtig, befahl, daß durch den Znaimer Kreishauptmann der Gemeinde Urbau das halsstärrige renitente Benehmen stark verwiesen, ihr bei sonstiger strengster Strafe das ewige Stillschweigen diesfalls auferlegt, die Wiederaufnahme ihrer Begehren eindringlich untersagt und alle Originalien oder Copien der annullirten Privilegien abgenommen werden sollen. Zugleich waren die Urbauer Bevollmächtigten mit Spielberger Gefängniß abzustrafen, der Obrigkeit aber wurde es freigestellt, dieselben auch noch abzustiften.

Am **8.** Februar **1724** begab sich der Znaimer Kreishauptmann nach Urbau, ertheilte der Gemeinde einen Verweis, erklärte die Privilegien als null und nichtig, konnte aber die Auslieferung der Original-Urkunden und Copieen nicht durchsetzen. Alle Gemeindeglieder waren am Platz versammelt, widersetzten sich den Befehlen des Kreishauptmannes und verweigerten die Herausgabe jener Schriften, ja, es mußten die Kreis-Exequenten mit Obergewehr bewaffnet einschreiten, um den Kreishauptmann und seine Commissäre vor den aufgeregten Bewohnern zu schützen. Der Kreishauptmann selbst verließ unverrichteter Sache

und mit größter Lebensgefahr unter Drohungen der Burschen und unter Gespötte der Weiber die Gemeinde Urbau. Indeß wurden doch Lorenz Gühl und Johann Thallfuß gefangen und zur Abstrafung dem Spielberger Commandanten übergeben. Aber Mathias Neumeister konnte nicht zu Stande gebracht werden, er war bereits um den 9. oder 10. Februar mit allen Original-Privilegien und Copieen in Begleitung von Valentin Hauswirth und Andreas Lutz nach Wien gegangen, um zu bitten, daß sie so wichtige Privilegien ohne Recepisse nicht ad tertias manus zu extradiren gezwungen würden, und um ein Schutz-Decret zu erwirken. Als einem von ihnen im Wirthshause vorgestellt wurde, der Widerstand könne mit dem Aufhängen einiger Urbauer enden, antwortete er lächelnd: „So müssen wir das Hängen vors ordinari Sterben abraiten!" Das Ergebniß der Audienz war, daß Neumann mit seinen Begleitern arretirt und auf Befehl des Kaisers in Begleitung der Wiener Rumorwache nach Brünn abgesandt wurden, um dort auf dem Spielberge die ihnen andictirte Strafe abzusitzen. Der Kaiser stellte die Petenten dem k. Amte mit dem Auftrage zu, dieselben zu Protocoll zu vernehmen, u. A. auch über den Umstand, ob unter denjenigen Schriften, welche sie angeblich einem Kutscher zu Wien zur Aufbewahrung übergaben, der davon nichts wissen will, sich nicht auch die für null und nichtig erklärten Privilegien und Rügungen befinden. Selbst nach überstandener Strafe dürfen die bevollmächtigten Urbauer aus dem Spielberge nicht entlassen werden, wenn sie über diesen Fragepunkt nicht vollständig Aufschluß geben.

Kaum war die Nachricht von der Gefangennahme Neumeister's nach Urbau gelangt, als sich sofort die Gemeinde versammelte und 17 durch das Loos bezeichnete Personen nach Wien abordnete, um eine Abwendung der Strafen und die Confirmation durchzusetzen. Als am 28. März der Kaiser aus der Hofcapelle ging, benutzten sie die Gelegenheit, ihm ein Memorial zu überreichen. Allein kurz darauf wurden Mehrere eingefangen und durch die Rumorwache wieder nach Brünn zur Abstrafung geschickt. Aber abermals trat die Gemeinde zusammen und sandte am 19. April 1724 20 Ansaßen nach Wien, darunter die bereits in dieser Angelegenheit abgestraften Lorenz Gühl und Johann Thallfuß. Abermalige Gefangennahme, Abführung nach Brünn und Bestrafung mit Spielberg oder mit opere publico et dominico. In dieser Weise erneuerten die Urbauer noch zehnmal ihre Begehren, trotz Plünderung und Gefängniß, Leibes- und Todesstrafe, Zeit- und Geldverlust und Ungemach aller Art, bis endlich, nach halbhundertjährigem Widerstande ein großer Theil der männlichen Bevölkerung im Gefängniß saß. Da endlich beschlossen sie den Kampf aufzugeben. Die Regierung war endlich in den Besitz der Original-Privilegien gelangt und das brach ihren Muth. Am 11. August 1724 übersandten die gefangenen Urbauer dem k. Amte die Bitte: „man möge sie nun, nachdem alle

Schriften abgegeben wurden, nach Hause entlassen, damit sie ihrer verkommenen Wirthschaft vorstehen und größere Verluste abwenden könnten."

Das der Ausgang eines Kampfes, der mehr sagen will, als der Kampf des Schwertes, in dem größerer Muth bewiesen wurde, als die wenigen Stunden einer Schlacht erfordern. Die Urbauer erlagen, aber ein halbes Jahrhundert später wurde ihre Leibeigenschaft wieder aufgehoben, 1784 sogar die Brucker Abtei. Die Darstellung des Kampfes ist aber noch heute höchst lehrreich; lehrreich, insofern wir daraus einen nicht von der Hand zu weisenden Beitrag zur Geschichte der Vergangenheit bekommen haben, lehrreich aber auch für die Staatsmänner der Gegenwart. Was sind das für kernhafte Menschen, die so treu an den ererbten Rechten halten, verglichen mit den Menschen unserer Tage und den allgemeinen von der Natur und Geschichte abgelösten Gesetzen! Giebt jener Kampf nicht eine ernste Mahnung, die allgemeinen Gesetze wieder zu individualisiren nach den Bedürfnissen des Orts und der Zeit, damit sie wieder ein Eigenthum des Volkes werden? Und versteht man diese Mahnung, wohlan, so lege man die Hand an's Werk.

Zur Geschichte der Preußischen Armee.

Von Zychlinski: Geschichte des vierundzwanzigsten Regiments.

Mit derselben Freude, mit der wir an dieser Stelle jedes Mal das Erscheinen einer neuen Familiengeschichte oder Geschlechtshistorie begrüßen, mit derselben Freude heißen wir auch jede Regimentsgeschichte, jede Specialhistorie eines Königlichen Truppentheils willkommen. Es giebt der Berührungspunkte so viele zwischen einer guten Familie und einem guten Regiment, und sie liegen meist so auf der Hand, daß wir wohl nicht nöthig haben, hier diese Zusammenstellung noch des Weitern zu rechtfertigen. Wir haben in den letzten Jahren namentlich einen wahren Schatz zum Theil höchst ausgezeichneter Familiengeschichten, Specialhistorien einzelner Geschlechter, gesammelt, dem gegenüber, beiläufig sei es bemerkt, uns immer nur der Unwillen anwandelt, daß es fast nur Historien adeliger Geschlechter sind, während es doch auch im Bürgerstande Ehrenhäuser genug giebt, die eine reiche Geschichte haben, aber keinen Geschichtschreiber finden; auch an Regimentsgeschichten ist die Preußische Armee viel reicher geworden in der letzten Zeit, und wir bezeichnen das Eine wie das Andere als einen hohen Vorzug, und zwar als einen hohen socialen wie politischen Vorzug. Dieser Vorzug liegt nicht allein in dem kaum zu berechnenden Einfluß, den eine gute Familien- oder Regimentshistorie haben kann auf Förderung patriotischen Sinnes und historischen Fühlens im Volk, nein, ganz abgesehen davon, ist ja Alles, was eine Geschichte hat, an sich schon conservativ. Darum begrüßen wir jede neue Familien- oder Regimentsgeschichte mit so hoher Freude.

Wenn wir nun ein neues Buch dieser Gattung in die Hand nehmen, so suchen wir uns zunächst zu überzeugen, ob darin das Nothwendige

enthalten ist. Das Nothwendige nennen wir bei einem Buche der Art die übersichtliche Zusammenstellung der Facten und Daten, wie selbige aus einer kritischen Bearbeitung des vorhandenen Urkundenstoffs hervorgehen. Hat ein solches Buch dieses Nothwendige, so ist es an sich schon eine höchst werthvolle und dankenswerthe Arbeit, und jeder Specialhistoriker, der auch das nur geleistet, ist schon seines Lobes werth. An solchen Familien- und Regimentsgeschichten, die dieses Nothwendige enthalten, ist unsere Zeit besonders reich; es zeigt sich da der segensreiche Einfluß vorzüglich, den die wissenschaftlich gründlichen Arbeiten unserer Ledebure, Stillfriede, Klöden und Anderer geübt. Enthält eine solche Geschichte aber neben diesem Nothwendigen auch das Nützliche, d. h. schließt sich an die übersichtliche Zusammenstellung der kritisch festgestellten Facten und Daten eine Charakteristik der hervorragenden Familienmitglieder, Regiments-Commandeure, eine Skizze ihrer Thaten und Erlebnisse, in denen sich die Zeiten, in denen sie lebten und wirkten, wiederspiegeln, so wird eine solche Geschichte dadurch, wie auf der Hand liegt, in demselben Maße werthvoller, als sie dadurch wirksamer wird. Auch solcher Werke haben wir mehrere, z. B. die jüngst erschienene Geschichte der Hansteine, v. Klöden's Geschichte seiner eigenen Familie. Verbindet aber endlich eine Specialhistorie mit dem Nothwendigen und Nützlichen auch das Angenehme, d. h. ist sie, ohne der Wissenschaftlichkeit zu nahe zu treten, gut geschrieben, kann sie als fesselndes Lesebuch auch in andern Kreisen, als den zunächst dabei interessirten, wirken, entweder durch Verwerthung von dem, was sich an Poesie und Sage so gern der Geschichte beigesellt, oder durch kunstvolle Ornamentirung mit einzelnen Zügen, so ist wohl das Höchste erreicht, was auf diesem Felde geleistet werden kann. Solcher Specialgeschichten giebt es freilich nur Wenige, aber es giebt doch einzelne, und wir begrüßen als eine solche die „Geschichte des vierundzwanzigsten Infanterie-Regiments" von Franz von Zychlinski, Hauptmann im 24. Inf.-Regt. (Zwei Theile. Berlin, 1854 und 1857. Mittler's Sortiments-Buchhandlung, A. Bath.)

Der Herr Verfasser hat in der Geschichte seines Regiments, seiner militairischen Familie, das Nothwendige und das Nützliche in der glücklichsten Form mit dem Angenehmen zu vereinigen verstanden; pectus est quod disertum (und auch den Historiker) facit atque mens, das Herz für die militairische Familie hat dem Verfasser die Geschichte derselben dictirt, und zum Herzen redet sie, zu jedem Herzen, das preußisch-patriotisch fühlt. Mag auch Mancher, dem solche Dinge ferner liegen, in dem Buche die Blätter des Nothwendigen überschlagen: die Stiftung des Regiments als zwölftes Reserve-Regiment 1813 in Schlesien, die Zusammensetzung desselben aus dem Reserve-Bataillon Nr. 7 (jetzt zweites Bataillon), aus dem vierten Reserve-Bataillon des Leib-Infanterie-Regiments (jetzt erstes Bataillon) und aus dem vierten Reserve-Bataillon des zweiten Westpreußischen Regiments (jetzt Füsilier-Bataillon); wird Manchem auch die genaue Darstellung und mühselige Formation unerquicklich scheinen, so wird zwischen diesen Nothwendigkeits-Details schon sein Auge gern und mit Rührung verweilen auf den Zeilen, in denen der Verfasser die erste Parade am Zobtenberge schildert, wo die nachmaligen Vierundzwanziger zum ersten Male ihren König sahen. Mag sein, daß auch nicht Alle das Regiment auf seinem blutigen Siegeszuge über den Rhein nach Paris begleiten mögen mit voller Aufmerksamkeit, denn für den nicht militairischen Leser sind natürlich die großen Kriegs- und Siegesbilder frappirender und

das liebevolle Eingehen auf Einzelnheiten nicht jedes Mannes Sache; Keinem aber wird der hohe Reiz entgehen, den Herr von Zychlinski seinem Buche durch die glänzenden Charakteristiken der verschiedenen Persönlichkeiten gegeben, welche dem Regimente angehörten, oder mit ihm sonst in nähere Berührung traten.

Im Feldzuge von 1814 hatte der wackere Haudegen Blücher, natürlich nicht der Feldmarschall, aber ein Verwandter von ihm nicht nur dem Namen nach, sondern auch geistig in gewisser Beziehung, das Regiment geführt statt des schwer blessirten Commandeurs von Laurens. Blücher war der Ansicht, die unter Umständen auch ihren hohen Werth hat, daß Alles, was Offiziere und Soldaten thun, nur ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit sei; wie hebt sich neben diesem der denkende, sinnende und doch eben so energische von Laurens ab, in dem das Regiment seinen eigentlichen Schöpfer verehrt. Vor Allem suchte von Laurens in die Herzen der Soldaten den rechten Preußenstolz einzupflanzen, dann den Soldatenstolz auf den Rock des Königs. Diesen Rock zu tragen, mußte in seinen Augen eine „Genugthuung" sein.

„Darum," sagt Zychlinski, „brandmarkte er auch das Verbrechen der Desertion, das zu damaliger Zeit unter anderen Truppen einzureißen begann, nicht bloß als eine verabscheuungswürdige Untreue gegen den dem Könige geschworenen Eid, sondern mehr noch als einen Verrath an der Kameradschaft, als einen Treubruch gegen die Familie der Braven, welche das Regiment bilden, als eine Schmach, die der Landsmannschaft der tapfern Brandenburger angethan würde, als eine Entehrung, welche die Verwandten, die liebe Heimath mitträfe, als eine Schurkerei gegen die Uniform, gegen die hohe Würde des waffenführenden Vaterlandsvertheidigers, der kein gedungener Söldner, sondern ein Sohn Preußens sei. So pflanzte Laurens die sittliche Grundlage, auf welcher er weiter zu bauen beabsichtigte, in das Gemüth der Einzelnen. Aller Unsittlichkeit und Rohheit trat er dagegen auf's Entschiedenste entgegen. Trunkenheit galt ihm als eins der höchsten Verbrechen, weil er es als eine schmachvolle Erniedrigung unter das Vieh und als eine Hauptquelle aller entehrenden Handlungen ansah. Weniger aber wirkte er durch Strafen, als durch Ermahnungen, Warnungen, Drohungen. Die Offiziere, namentlich die älteren, mußten bei den täglichen Morgen- und Abend-Appells zum Gebet die Soldaten nicht bloß über mannichfaltige Dienstzweige, sondern hauptsächlich darüber belehren, wie sie durch ein gesittetes Verhalten die eigene und die Achtung ihrer Vorgesetzten sich erwerben und erhalten könnten. Eine der gewichtigsten Androhungen, vielleicht die wirksamste, war es, wenn Laurens öffentlich erklärte, er werde irgend einem Einzelnen oder einer ganzen Abtheilung seine Achtung entziehen. Disciplinarische Bestrafungen scheint er wenig und meist nur gegen Offiziere verhängt zu haben. Gegen diese war er überhaupt scheinbar bitterer, schärfer, strenger, weil er ihre höhere Bildung, ihr bereits gewecktes Ehrgefühl verantwortlich machte, während er die aus dem Volke hervorgegangenen Mannschaften als eine rohe Masse betrachtete, welche erst zur Zurechnungsfähigkeit erzogen werden mußte. Die angedeutete Härte gegen die Offiziere milderte er übrigens durch ungezwungene Liebenswürdigkeit außer Dienst im geselligen Verkehr, und dadurch, daß er im Dienst seine Person niemals vom Vorgesetzten getrennt, jene durch diesen nicht geschützt, geheiligt und unantastbar gemacht wissen wollte. Im Gegentheil pflegte er wohl, wenn er im Kreise der Offiziere mit schärfster Kritik und Rüge in das Gefühl der Betheiligten tief verletzend eingeschnitten hatte, sich zu sammeln und mit einer ihm wohlanstehenden Würde auf seine zerschossene Rechte mit der Bemerkung hinzuweisen, daß sie noch fähig geblieben sei, diejenige Waffe zu führen, mit der man sich dem persönlich Beleidigten gegenüberstelle. Die er als Untergebene, seiner Stellung gemäß, bitter hätte kränken müssen, wollte er wieder heben, indem er ihnen das Gefühl ihrer männlichen Würde zurückgab. Daß ein solches Beispiel nicht als nachahmenswerth gepriesen werden soll und kann, liegt auf der Hand. Hier tritt die Geltung jenes Wortes ein: Eines schickt sich nicht für Alle. Es beweist aber die Macht der Persönlichkeit überhaupt, hier die persönliche Herrschaft unseres Laurens über sein Untergebenen."

Zychlinski's Schilderung des Herrn von Laurens ist überhaupt eine vorzügliche zu nennen, wie er denn überhaupt Meister im Treffen ist, er ist ein genialer Portraitmaler mit der Feder. Das zeigt sich vorzüglich im

zweiten Theil des Werkes, wo das Nothwendige sich auch noch mehr von dem Nützlichen und Angenehmen scheidet. Finden wir da auch die Schilderungen des socialen Lebens innerhalb der mehr oder minder geschlossenen Kreise des Offiziercorps um so werthvoller, je seltener solche in unsern Regimentsgeschichten bisher waren, so sind es doch immer wieder die Portraits einzelner Persönlichkeiten, die als hervorstechend unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Es gehen im gewöhnlichen Leben, auch unter den sogenannten Gebildeten, gerade über die nächste Zeit nach den Befreiungskriegen sonderbare Ansichten im Schwange. Vielleicht leistet diese Geschichte der Vierundzwanziger dem großen Publicum einen recht wichtigen Dienst, indem es ihm zeigt, wie unendlich erziehungsbedürftig das preußische Volk nach diesen Kriegen noch war, und wie es wirklich erzogen worden ist, langsam, mühsam, in der großen Preußenschule, in dem Kriegsheer des Königs. Das preußische Volk erkennt es immer noch nicht genug an, was es gelernt hat in der großen Fahnenschule unter Trommelschlag und Trompetenklang, und die sogenannten Gebildeten sind gewöhnlich am faulsten bei dieser Anerkennung. Möchten sie dieses Buch lesen, sie werden darin auf die unterhaltendste Weise ganz sonderbare Dinge lernen. Wir geben hier zuvörderst mit Zychlinski's Worten das Portrait eines Unteroffiziers der damaligen Zeit:

„Busenhagen — seit 1819 Unteroffizier der 8. Compagnie — war von gedrungener, breitschulteriger Natur, etwas mehr als mittlerer Größe, kurz geschlitzt mit langem Oberleibe, die Brust hochgewölbt; auf dem breiten Rücken wurzelte ein breiter Nacken, und dieser trug ein Haupt, das gleichsam als ein Typus jener Rohheit angesehen werden kann, die in jedem Zuge einen Zug von unentwickelter Intelligenz durchscheinen lässet. — Dieser breite, wohlgewölbte, von kurzgeschorenen schwarzen Haaren bedeckte Schädel bietet Raum genug dar für eine bedeutende Gehirnmasse, und deutet in seinen Proportionen: Stirn, Scheitel und Hinterkopf, welche mit gleichmäßiger Rundung in einander übergehen, darauf hin, daß Verstand, Gefühl und Wille ein einziges Carrée bilden, das nach allen Seiten Front macht, ohne sich bewußt zu werden, auf welcher die eigentliche Stärke vorhanden. Unter diesem Schädel bildet das dunkelbraune, volle Antlitz ein regelmäßiges Oval, auf ein gespaltenes Kinn breit gestützt. Ueber einer fleischigen Nase kreuzen sich die Blicke aus dunkelen, kleinen Augen mit schelmisch wohlgefälligem Ausdruck, als schauten sie vergnüglich auf die zunehmende Röthe, welche bald das ganze Bastion des Angesichts — die Nase — eingenommen haben wird. — Aber wehe dem Rekruten, der durch diese falsche Richtung der Blicke sich wollte verleiten lassen, seine Griffe nachlässig zu machen, beim Marsche die Kniee nicht gehörig durchzubiegen, die Fußspitzen nicht zu strecken. Eine Fluth von Flüchen sprudelte über ihn her aus dem breiten Munde, in dessen Winkeln, selbst während der furchtbarsten Zornentladung, ein gewisser Spott lächelte, den der martialische Schnauzbart nicht ganz zu verstecken vermochte, und der sich, gleichzeitig mit dem Strom der Flüche, besonders dann zu steigern pflegte, wenn etwa ein ganz junger, eben aus dem Cadettencorps herausgekommener Offizier in der Nähe war. War es nun der Wechsel des Lichts in den dicken, stark umschlagenen Rändern der Ohren, deren breite, fleischige Läppchen kleine bleierne Ringe schmückten, oder war es ein wirkliches Spiel von Muskeln und Haut —: es schien, als wenn die Ohren sich abwechselnd mehr und minder spitzten. Und in der That, man hätte sagen mögen, dieses Muster eines Corporals höre Gras wachsen, so wußte er die Annäherung eines Vorgesetzten, ohne den Kopf zu wenden, schon in ziemlicher Entfernung gleichsam zu fühlen, und hiernach — wie er den Geschmack des Nahenden zu kennen, dessen Laune zu beurtheilen glaubte, — seine Stimme entsprechend zu moduliren und dem Flusse seiner Drohungen und Verwünschungen die passendste Wendung zu geben. Die lange Uebung hatte ihm darin eine solche Virtuosität verschafft, eine seltene Anlage stellte ihm dabei einen so unversiegbaren Wortreichthum zu Gebote, daß sein mitunter nahezu geistreiches Fluchen stets Zuhörer herbeilockte, ja einen durch Genialität und Excentricität hervorragenden Offizier zeitweise so fesselte, daß er, hinter einem dicken Baumstamme versteckt — doch schwerlich unentdeckt — stundenlang zuhörte, die immer neuen seltsamen Vermaledeiungs- und Verschwörungsformeln in eine Brieftafel notirend. Von Zeit zu Zeit wurde eine derartige „Belehrung" der Rekruten durch ein Zurechtrücken des Gewehrs noch besonders

bekräftigt, wobei es denn keines ausgehöhlten und mit Scherben gefüllten Kolbens bedurfte, um einen weithin hörbaren Schlag zu erzeugen, sowie in Reih' und Glied, wenn er der Hände nöthig hatte, um sich verständlich zu machen, kamen ein Paar mächtige, braunrothe Fäuste zum Vorschein, von denen die linke mit einem silbernen Trauringe geziert war.

Es würde an der Vollständigkeit dieses Charakterbildes etwas fehlen, wenn hier nicht auch der Frau unseres Busenhagen weitere Erwähnung geschähe. Sie war eine Zigeunerin, wie man allgemein glaubte, ehemals ein schönes Weib, das sich als sorgsame Marketenderin dauernd angenehm und geliebt zu machen wußte. Mochte sie in früheren Tagen eine schelmische Hexe gewesen sein, die es Manchem angethan, später blieb es immer noch eine Art Hexerei, daß sie an den heißesten Manövertagen, wenn der Vorrath der andern Marketenderinnen längst aufgezehrt war, Offizieren und Soldaten der Compagnie immer noch etwas Erquickendes zu bieten vermochte. Im Bivouac war sie es, welche die sämmtlichen Offiziere des Bataillons um die schmackhaften Resultate ihrer Kochkunst zu versammeln und hierdurch in die heiterste Stimmung zu versetzen wußte."

Wir haben geflissentlich dieses keineswegs anmuthige Bild vorangestellt; wir wollten zeigen, welcher Art damals noch manche Unterlehrer in der großen Soldatenschule waren; man kann sich selbst sagen, wie es um die Zöglinge bestellt sein mußte. Vortrefflich ist, was Herr von Zychlinsky an einer anderen Stelle über eines von den bedeutendsten Erziehungsmitteln im Heere, vom Wetteifer, sagt:

„Hier haben wir," heißt es, „keine unverständliche Definition der Ehre; wohl aber erkennen wir sogleich, wie das einfache Mittel der Anfeuerung des Wetteifers unendlich vervielfältigt wird, so daß ein großer Reichthum an Hebeln entsteht, vermittelst derer selbst in dem Ungebildetsten das Gefühl, welches wir Ehre nennen, allmählich geweckt werden kann. Möge nun auch über die scheinbar in's Kleinliche gehenden Forderungen der Propretät im Anzuge, der Egalität bei den Griffen, der Richtung beim Parademarsch, des Gleichschritts bei den Evolutionen, von oberflächlichen Beurtheilern gespottet werden: fragen wir einmal Diesen oder Jenen aus dem Volke, ob es nicht nach Jahren noch sein ganzer Stolz, daß bei dieser oder jener Parade der Truppentheil, bei dem er damals gestanden, durch diesen oder jenen hohen Vorgesetzten wegen seiner vorzüglichen Propretät und seines vortrefflichen Parademarsches, wobei etwa „die Züge recht frei fortschritten" oder die Mannschaften den Vorgesetzten „recht dreist ansahen," besonders belobt worden ist. Dieser Stolz ist der Ausdruck für das Bewußtwerden einer mindestens geahnten Schuld der Dankbarkeit, zu welcher die vollste Ursache vorhanden. Wer da zum Wetteifer angespornt wurde, ein solches Lob zu erwerben, der setzt später auch seine Ehre darein, mit seinem Pfluge eine geradere Furche zu ziehen, als sein Nachbar, überhaupt seinen Acker sorgsamer zu bestellen, sein Haus, seinen Hof, seine Kinder „proprer" zu erhalten, in seinem Handwerk eine gewisse Kunstfertigkeit zu erlangen, nicht bloß auf seinen Vortheil bedacht zu sein, sondern auch auf das Urtheil Anderer etwas zu geben. — Und finden solche Paraden an den Ehrentagen der preußischen Geschichte statt, am Tage einer ruhmreichen Schlacht, am Geburtstage des Königs, des Kronprinzen: so erhält der individuelle, durch den Hinblick auf das zu erwartende Urtheil des Vorgesetzten hervorgerufene Ehrgeiz allmählich einen reichen Zuwachs an einem mehr und mehr zum Verständniß kommenden Gefühle für den Ruhm des Vaterlandes. — Möge jener Mann aus dem Volke damals auch die ganze Nacht vorher schlaflos steif dagesessen haben, damit die mit Bier hinten glatt in die Höhe gestrichenen Haare auf dem Lager nicht in Unordnung gerathen sollten: das giebt nur einen Anhaltepunkt mehr für sein Gedächtniß, und die patriotische Feier gewinnt für ihn noch etwas absonderlich Interessantes, das vielleicht sogar nothwendig war, damit er die erhebende Veranlassung nicht vergesse, das Gefühl für die Ehre des Ganzen nicht wieder entschwinde."

Wir lassen nun einige der Portraits folgen, die wir in so großer Menge in dem Buche finden, — v. Brause, — v. Krauseneck und v. Petery.

„Brause machte schon in seiner äußeren Erscheinung den Eindruck eines außergewöhnlichen Mannes, namentlich sprach in seiner Haltung das Abweichende, Originelle sich aus. So zu Fuß wie zu Pferde schob sich über die gleichsam nachschleppende rechte Seite die linke, die Seite, in der das Herz pulsirt, das Blut bereitet wird und seinen Kreislauf beginnt, weit vor, als sollte sich hierin schon ausdrücken, daß dieser Mann Alles mit ganzem Herzen, mit voller Leidenschaftlichkeit erfasse, Manches dagegen vernachlässige, worauf Viele höheren Werth legen. So war es

denn auch. Mit ganzer Seele Feldsoldat, legte er auf das Tirailliren, Patrouilliren, den Feld- und Sicherheitsdienst, so wie das Manövriren den höchsten Nachdruck und wollte die Offiziere der Brigade, deren Chef er war, für diese Dienstzweige entflammen, im hohen Grade heftig und aufgebracht, wenn ihm dies nicht gelingen wollte. Ja er konnte in der Aufregung sich selbst und die Stellung Derer, welche ihm Veranlassung zur Rüge gegeben hatten, ganz und gar vergessen, Worte gebrauchend, deren Bitterkeit durch die stark ausgeprägte Sächsische Aussprache allerdings gemildert wurde, und die mehr originell als verletzend klangen. Um als Beispiel hier nur einen der mildesten Ausdrücke wiederzugeben, so pflegte Brause den Fahnenträger — damals stets ein Portepeefähnrich — wenn er nicht schnell genug das Allignement aufzunehmen wußte, einen „Wachsstock" zu nennen.

Einmal — der Vorfall ist zu bezeichnend für Brause's seltenen Charakter, als daß er verschwiegen werden dürfte — hatte ein Offizier unseres Regiments ihm eine mit höchst unleserlicher Handschrift geschriebene Arbeit eingereicht. Brause, darin eine Nichtachtung seiner Person, mehr aber noch eine unverzeihliche Gleichgültigkeit gegen die Sache sehend, verfügte, daß dieser Offizier die Arbeit in Gegenwart seines Bataillons-Commandeurs noch einmal sauberer abschreiben solle. Der Offizier, ein Mann, welcher sich im Felde durch Tapferkeit und Geistesgegenwart rühmlich ausgezeichnet hatte, übrigens in der That, auch wenn er sich Mühe gab, keine schöne Hand schrieb, sah in diesem Befehl eine persönliche Beleidigung, eine Verletzung der Rücksichten, die seiner Meinung nach jeder Vorgesetzte dem Stande schuldig sei. Gute Freunde mochten derselben Ansicht sein. Kurz, der Offizier stand eines Tages plötzlich vor Brause mit den Worten: „Herr General, erlauben Sie, daß ich in Ihnen jetzt nicht den Vorgesetzten, sondern den Herrn von Brause sehe. Ich bin der Herr v. W. . . . . Und nun schüttete er vollständig sein Herz aus, schließlich hinzufügend, daß der Herr v. W. . . . von dem Herrn v. Brause Genugthuung fordern müsse. Brause erwiederte ruhig mit seiner sächsischen Aussprache: „Eigentlich giebt es für mich keinen Herrn v. W., sondern nur einen Lieutenant v. W., der sich gegen seinen Brigadechef eines Dienstvergehens schuldig gemacht hat; dennoch, da ich auf den ritterlichen Sinn der Offiziere eben so viel Werth lege, als auf deren dienstliche Ausbildung, will sich der Herr v. Brause dem Herrn v. W. gern gegenüberstellen. Wählen Sie sich daher einen Secundanten." Damit war W. entlassen; im Grunde verdutzt über seinen Erfolg, verließ er das Zimmer. Der Adjutant des Generals, welcher im Nebenzimmer das Gespräch mit angehört hatte, hielt ihn draußen an und bedeutete ihm, daß er sofort umkehren und den General um Verzeihung bitten müsse. W., der längst zur Einsicht gekommen war, vor Ueberraschung den richtigen Weg nur nicht sogleich hatte finden können, that, wie ihm gerathen wurde. Brause reichte ihm die Hand, mit der ganzen Gemüthlichkeit seines sächsischen Dialects erwiedernd: „Hören Sie, W., es ist mir lieb, daß Sie zufrieden gestellt sind; aber mindestens unvorsichtig war's doch, bei einem Andern hätten Sie schlimm ankommen können." Dann hielt er den Lieutenant W. noch zurück: „Sie stehen ja wohl in Königsberg in Garnison und sind hergereist? — Das hat Ihnen Kosten verursacht, und vermögend sind Sie auch nicht. — Reichen Sie eine Liquidation ein, daß Sie aus dienstlichen Gründen die Reise hierher habe machen müssen; ich werd's unterstützen." — W. that also, und Brause, dem es mit der Liquidation keineswegs Ernst gewesen war, vergütigte die Kosten aus seiner Tasche und setzte durch diese Zartheit seiner Großmuth die Krone auf. — Der Eindruck, den dieses Benehmen auf die Offiziere der Brigade machte, hat sich ihrem Gedächtnisse tief eingeprägt; sie waren von Bewunderung hingerissen, und Brause blieb ihnen ein Vorbild der Ritterlichkeit.

Wie sehr das Herz bei ihm sprach, beweise schließlich noch folgender Vorgang. Auf der Parade zu Frankfurt trat einst ein schlichter Bürger an ihn heran: „Herr Jes' Brause, sind Sie denn der Fritz oder der Karl?" Es war ein Schuhmacher aus Zeitz, bei dessen Eltern einst Brause's Eltern gewohnt hatten. Brause nahm ihn öffentlich unter den Arm, führte ihn nach Hause und feierte mit ihm eine frohe, der Jugenderinnerung geweihte Stunde."

„Krauseneck, seit 1821 unser Divisions-Commandeur, ein Mann von durchaus imponirender Würde in Gestalt und Haltung, Sprache und Wissen, zu Fuß wie zu Pferde, als Inspicirender wie als Commandirender. Ein glattes, gleichsam leuchtendes Antlitz, das von einem ganz schmalen weißen Vorstoß des Hemdkragens über der Halsbinde noch mehr gehoben wurde, mit einer etwas gebogenen Nase und geistreichen großen Augen erweckte das Vertrauen, welches die Ueberlegenheit einflößt, und verbreitete eine wohlthuende Wärme über alle Untergebenen. Hochgestellten gegenüber nahm es eine ernste Kälte an, welche die Abgeschiedenheit bezeichnete, in welcher Krauseneck bleiben wollte. Durch und durch selbstständig, hätte er gern lauter selbstständige, aus ihrer inneren Eigenheit gewordene Charaktere um sich gesehen; es flößte ihm daher ein unbehagliches Gefühl ein, daß das Bedürfniß der Zeit solche Ent-

wickelung nicht zulassen, lediglich Werkzeuge nöthig machen sollte. „Man muß die Wirkungskreise nicht beschränken“ und „es führen viele Wege nach Rom“, pflegten bei Inspicirungen die Schlußworte zu sein, die er an die anwesenden höheren Vorgesetzten richtete.“

„Petery war des geliebten Romberg ehemaliger Regiments-Kamerad. Petery war bei Luckau gleichsam Zeuge gewesen, wie unser Regiment in einem seiner Theile die Feuertaufe empfangen, und hatte sich selbst, damals Premier-Capitain beim 3. Bataillon des ostpreußischen Infanterie-Regiments, dort so hervorgethan, daß er für sein Verhalten das eiserne Kreuz 1. Klasse erhalten hatte. Das 2. Klasse besaß er schon für Auszeichnung beim Sturm auf Halle. Außerdem schmückten Petery's Brust der schwedische Schwert- und der russische Wladimir-Orden 4. Klasse. Der wohlbegründete Ruf hoher Tapferkeit, den er sich durch sein Verhalten in den Feldzügen: 1794 in Polen — damals Fähnrich beim 3. ostpreußischen Infanterie-Regimente —; 1806 und 1807, als Seconde-Lieutenant bei demselben Truppentheil, in der Schlacht bei Eylau, in den Gefechten bei Soldau und Wackern, bei der Vertheidigung von Thorn und Königsberg; 1813, 1814 und 1815 — inzwischen bis zum Premier-Capitain avancirt und zum 16. Infanterie- (zuerst 4. Reserve-) Regiment versetzt, dann zum Major beim Colbergschen Regiment befördert — in den Schlachten bei Dennewitz, Ligny und Belle-Alliance, in den Gefechten bei Halle, Luckau, Compiegne und Namur und bei der Belagerung von Soissons erworben hatte, war ihm vorausgegangen, freilich auch so manche Anekdote, die seine eigenthümliche Ausdrucksweise charakterisirte.

Petery war ein stattlicher Mann, 41 Jahr alt, also in den besten Jahren; sein Haupt war bereits gebleicht, doch voll. Dies gab seinem vollen Antlitz etwas Würdevolles. Trotz zweier Wunden, die er bei Dennewitz und bei Namur davongetragen, hielt er sich sehr gerade und mit militairischem Anstande. Seine Persönlichkeit war, ihrer äußeren Erscheinung nach, also nichts weniger als unbedeutend.“

Von Petery finden wir in dem Buche noch Folgendes, das uns darum auch mittheilenswerth erscheint, weil der greise Krieger seinem Wesen nach im Leben vielfach verkannt werden mußte und auch verkannt worden ist.

„In Erfurt vermählte sich Petery mit der achtzehnjährigen bildschönen Tochter des Generals v. Löbell, die manche andere Partie ausgeschlagen hatte, um dem fast dreifach älteren Oberst die Hand zu reichen. Es wurde damals viel gespöttelt, dennoch konnte Niemand leugnen, daß das Paar, wie es vor dem Altare stand: die Braut eine schlanke, hohe Gestalt im Schmucke des Brautstaats und der Jugend; er stattlich und kräftig, die Brust voll Orden, das Haupt voll Silber, das Antlitz voll männlicher Kraft, einen wirklich schönen Anblick gewährte. — Aller Spott, an dem es in späterer Zeit auch nicht gefehlt hat, ist sicher jetzt verstummt, da man vernommen, mit welcher aufopfernden Liebe die immer noch zu manchem Anspruch an das Leben berechtigte Frau ihres Gatten treue Pflegerin bis zum Tode gewesen ist, der im Jahre 1850 zu Potsdam erfolgte.“

Das Bild, welches wir von Petery entworfen haben, würde ein unvollständiges bleiben, wenn wir nicht eines Zuges noch Erwähnung thäten. Es ist dies seine hohe Liebe zum Königshause. Pflicht eines jeden Preußen, besonders jedes preußischen Offiziers, würde diese Liebe nicht zu den Zügen gehören, welche in dem Charaktergemälde eines solchen besonderer Ausführung bedürften, wenn sie in Petery's Art nicht geradezu etwas Rührendes erhalten hätte. Petery, noch in voller Manneskraft, hatte nach zwölfjähriger Führung unseres Regiments die Beförderung zum Brigade-Commandeur bestimmt erwartet. Statt dessen traf ihn die Ernennung zum Commandanten von Spandau. Er versammelte das Offiziercorps in seiner Wohnung, um Abschied von demselben zu nehmen. Auf's Bitterste gekränkt fühlte er sich, das hörte man mehr noch seiner Stimme, als seinen Worten an. „Aber,“ raffte er sich auf, und eine Thräne glänzte in dem Auge unter dem weißen Haupte, „der Wille des gnädigsten Herrn geschehe, auch wenn er ein ungnädiger ist.“ Es klang fast wie Gebet. Nach gegenseitigen Wünschen für die Zukunft schied man.

Eben so überraschend kam Petery später seine Verabschiedung, er wäre noch gern im Dienst geblieben, da er sich durchaus für rüstig hielt. Mit Trauer las er die Allerhöchste Cabinets-Ordre. An dem Tage gab er in dem Parolekreise auf der Parade mit feierlich gehobener Stimme die Parole aus: „Es lebe der König!“ und dann dictirte er den letzten Commandanturbefehl, in welchem er seine Verabschiedung mittheilte.

Diese Mittheilungen werden ausreichen, unsern Lesern einen ungefähren Begriff von der Bedeutung dessen zu geben, was ihnen in dieser

Regimentsgeschichte geboten wird. Wir müssen uns des Raumes wegen beschränken, sonst hätten wir gern noch allerlei mitgetheilt aus den Artikeln, die der Verfasser „Silhouetten“ nennt. Es sind das eben auch Portraits, aber es stehen keine Namen darunter. Man hört zuweilen von Portraits, deren Originale den Beschauern unbekannt sind: „Das Bild muß ähnlich sein!“ Dasselbe möchten wir von den „Silhouetten“ des Herrn von Zychlinski sagen.

Es freut uns um so mehr, daß wir in so unumwundener Weise hier unsere Anerkennung für das wahrhaft Bedeutende, was dieses Buch enthält, aussprechen konnten, als sich nicht wenige Punkte in demselben finden, über welche wir die Ansicht des Verfassers durchaus nicht theilen; da wir indeß mit ihm im Großen und Ganzen über das Heer und seine Aufgabe gleich denken, so wollen wir mit Krauseneck sagen: Es führen viele Wege nach Rom! und dem Buch einen recht, recht weiten Leserkreis auch außerhalb des Heeres wünschen.

[Die Geschichte der nächsten dreißig Jahre] ist so eben in einem Bande zu London unter dem ganz ernsthaft gemeinten Titel: Imaginary History of the next thirty years. London: Low and Co. Edinburgh: Menzies erschienen. Der Verfasser ist weit entfernt davon, ein Satyriker oder wenigstens ein Spaßmacher zu sein, er macht einen ganz ernsten Versuch der Prophetie und „schreibt, um in das Dunkel einen Lichtstrahl zu senden und — Gefahr abzuwenden“, er schreibt, „weil Prophezeiungen helfen sich selbst zu verwirklichen und die kräftigsten Hebel sind, welche auf die Menschheit angewendet werden können.“ Hören wir die Summe des neuen Propheten: Man wird die bestehenden Uebelstände mit aller Macht und Gewalt auszurotten versuchen. Dazu wird man mit der Verbrecher-Bevölkerung beginnen. Unsere Söhne werden im Strafgesetzbuche bedeutende Aenderungen vornehmen: die Arbeit der Verbrecher soll diese selbst ernähren, dazu kommt eine einheimische Transportation, nämlich nach den schottischen Westinseln, und harte Arbeit, lebenslängliche Verbannung in die Bergwerke, kein Verbrecher, der in sie geschickt war, darf wieder aus ihnen heraus, die Todesstrafe gegen den Mörder wird mit denselben Mitteln, mit denen er gemordet hat, vollstreckt. Weltliche Zwangserziehung wird eingeführt werden, eine Fünfpfundrente und ein genügendes Schul- und Erziehungsattest sichern das Wahlrecht zum Parlamente; Veröffentlichung der diplomatischen Acten und Abschaffung aller geheimen Polizei; die Niedermetzlung der Sclavenhalter Amerika's durch ihre Sclaven, Anerkennung der Rechte und politischen Existenz der Schwarzen durch den Präsidenten; Errichtung Canada's als selbstständiges Königreich unter der Regierung des Prinzen Alfred (zweiten Sohnes der Königin Victoria) als Fürst von Canada, der die Herzen der neuen Heimath gewinnt, indem er die belle der Colonie heirathet; der Aufstand Australiens und darauf Herstellung eines Königreichs, auch dort unter der Regierung des Prinzen Arthur (dritten Sohnes Ihrer englischen Majestät) als König von Australien (fast hätten wir geschrieben aller Känguruhs) — das ist so ungefähr die im ersten Capitel des Buches enthaltene Prophetie. In dem zweiten ändert sich der Zug und Strom der Civilisation: England erobert China und überliefert Gibraltar an Spanien, der König von Sardinien wird König von Italien, die Insel Sardinien wird dem Papste als Entschädigung für Rom eingehändigt, Oesterreich wird aus Ita-

lien und Ungarn geworfen. Im letzteren Lande erhebt sich natürlich Louis Kossuths Scepter. China sucht darauf England zu bekehren und gründet dazu eine Missionsgesellschaft, welche ihre Apostel aussendet; ein fremder wilder Mann predigt eine neue Reformation in England; die Mäßigkeitsvereins-Bewegung wächst, Künste, Wissenschaften und Zubehör floriren. Dann beginnt der speculative Theil des Buches, das mit einer merkwürdigen Zuversicht geschrieben ist. Methode ist darin, ob es Wahnsinn, ob es Berechnung ist, lassen wir dahin gestellt. Eine eigentliche Parteitendenz verräth sich übrigens darin nicht, Rußland, Frankreich, Deutschland werden sehr kurz abgefertigt.

Aus der Hauptstadt.

Der Deichmann'sche Prozeß. Claqueurs und Lockvögel. — „Berlin bei Tag". Knüttelverse. — Die invaliden Stellvertreter des Witzes.

Die Woche war ohne ein eigentliches Ereigniß. Es sind die Tage der politischen Siesta gekommen, die Staatsmänner machen Erholungsreisen, die Geschäfte stocken, und auch der Königliche Hof hat sich in den grünen Frieden von Sanssouci zurückgezogen.

Eine Stadt wie Berlin bietet indessen unter allen Verhältnissen Unterhaltung und Stoff zu Beobachtungen und Studien. Hier ein Prozeß, dort ein Flugblatt, dort wieder ein Theaterscandal — dergleichen fehlt uns niemals. Der Prozeß, der gegen den Theater-Director Deichmann in der letzten Woche vor dem hiesigen Criminalgerichte verhandelt ist, verdient die Beachtung dessen, der die Sitten dieser großen Stadt aufmerksamer beobachtet. Deichmann, der Lenker des Friedrich-Wilhelmsstädtischen Theaters, ist gegenwärtig von der Anklage, seine Gläubiger übervortheilt zu haben, freigesprochen, aber wir fürchten, daß in dieser Freisprechung dennoch eine moralische Verurtheilung enthalten ist, welche seinem Theater den Todesstoß geben wird. Es kamen im Laufe der Verhandlungen Dinge zur Sprache, die dem geheimsten Treiben hinter den Coulissen angehörten, und die es uns vollständig begreiflich machen, daß Schminke ein so gesuchter Artikel auf der Bühne ist. Offen zugegeben wurde, daß Claqueurs eine organische Institution des Theaters, eine Grundsäule der Existenz desselben seien, daß die Fäuste und die klatschenden Hände eines jüdischen Commissionärs oder eines unbeschäftigten Handwerkers einen unläugbaren und anerkannten Beruf hätten, das Urtheil eines ganzen Publicums zu bestimmen, zu leiten. Doch das war noch nicht Alles. Das Publicum hat nach der Auffassung der Friedrich-Wilhelmsstädter nicht nur keine Anlage zu eigenem Urtheil über die Leistungen des Theaters an der Panke, es hat auch nicht Interesse genug für das Theater selbst, um nur dieses wegen dort zu erscheinen; es verlangt nach weiteren Schaustellungen neben der Bühne, und welcher Art diese sind, wurde mit einer Offenheit ausgesprochen, die empörend war. Verworfene Geschöpfe, in luxuriöser Toilette, auf dem Balcon des ersten Ranges, werden für geeignet gehalten, die „Kunst" reizender zu machen und die Zahl der Besucher zu mehren.

Angesichts solcher Erscheinungen fragt man, ob denn der Staat nicht ein Recht und eine Pflicht habe, die Männer, welche sich an die Spitze einer Theaterverwaltung stellen, genauer ins Auge zu fassen und nach ihrer Befähigung und ihrem inneren Werthe zu prüfen.

Herr Deichmann war ursprünglich Zimmermann, dann Schauspieler an einem kleinen Theater, dann Pächter eines Speisehauses, welches sich in demselben Lokale befand, in welchem heut sein Theater erbaut ist. Schon diese äußeren Lebensumstände machen es nicht wahrscheinlich, daß Herr Deichmann geeignet sei, die Leitung eines Theaters zu unternehmen. Die Berliner Presse hat unserer Ansicht nach die erste Pflicht, diese Angelegenheit sehr ernstlich ins Auge zu fassen, um ein unnachsichtliches Gericht noch nachträglich über die Freigesprochenen abzuhalten. Nur dadurch kann sie sich in ihrer öffentlichen und freieren Stellung befestigen, daß sie sich auch gewisser Pflichten unterzieht und ihr Bewußtsein, eine ergänzende und aushelfende Institution zur Wahrung und Befestigung der öffentlichen Ordnung zu sein, kund giebt.

Ein kleines Buch, betitelt: „Berlin bei Tag. Ein Epos in Knüttelversen", ist so eben in Hamburg bei Campe erschienen. Es ist in der bekannten Heinrich Heineschen Manier und auch nicht ganz ohne den Geist dieses Poeten geschrieben. Der Inhalt ist allerdings dürftig, es handelt sich um einige Hofschauspieler und einige Literaten. Beide kommen gleich schlecht fort, unter den Poeten wird Eichendorf noch am besten behandelt, von ihm heißt es:

In der zweiten Ruine erklangen einst
Viel Lieb- und Wanderlieder,
Mit ihrer frischen Melodie
Rührten sie alle Gemüther.

Es wandelte ein Liebespaar
Hin durch die schattige Kühle,
Im Grunde war's still und wunderbar,
Fern ging das Rad einer Mühle.

Dann rauschten die Blätter im lustigen Wind,
Die Vögel kamen geflogen,
Hinauf zur Kapelle, der einsamen, sind
Die frommen Beter gezogen.

Doch mit der Zeit verschwand dies all',
Jetzt schweigen die Mühlenräder,
Die Bäume verloren den grünen Schmuck,
Im Grunde wird's immer öder.

Die frommen Beter wallen nur
Allein noch die alten Bahnen,
In Prosa: Herr von Eichendorff
Ging zu den Ultramontanen.

Eine besondere Vorliebe für die „liberale" Schattirung hat der Verfasser übrigens auch nicht, und seine Verse über Varnhagen, Mundt und die Mühlbach sind äußerst anzüglich. Hier entgehen ihm aber viele Einzelheiten, und man sieht daraus, daß er dem literarischen Verkehre in Berlin doch ferner steht. Von Mundt und Consorten heißt es nicht übel:

Bei altem Büchergerümpel stehn
Melancholisch und vergessen
Die Theodor Mundt'schen Romane noch,
Von Motten und Mäusen zerfressen.

Das ist ihr Lesepublicum,
Es verschlingt sie mit großem Vergnügen,
Es ist das einzige auch, dem sie
Nie schwer im Magen liegen.

Er hat die Fleisches-Emancipation
Mit viel Doctrin gepredigt,
Es ist die jungdeutsche Frage jetzt
Durch sein eignes Schicksal erledigt.

Der Geist muß sich vom Fleisch in ihm
Schon lang' geschieden haben,
Denn er ist bei lebend'gem Leib
Gestorben und begraben.

Recht komisch, wenn auch unbillig, ist die Bemerkung über Dr. Ring, den Romanschriftsteller:

Max Ring ist ein Schüler Aesculaps,
Und auch ein deutscher Dichter,
„Und werden die besten Namen genannt",
So gehört zu ihnen nicht er.

Ich weiß nicht, ob er mehr Leser hat,
Oder ob mehr Patienten,
Doch weiß ich, daß die ersten so
Wie die zweiten heißen könnten.

Abgesehen von solchen einzelnen Stellen fehlt es dem Buche indessen doch gar sehr an eigentlichem Witze. Dies köstliche Kraut wird immer rarer in Berlin, und man bietet uns an seiner Statt die schmutzigsten Moor- und Haidepflanzen. Es ist hier eine Gattung gewerbsmäßigen Witzes aufgekommen, welche einem frierenden Bettler, der mit seinen unbeholfenen Gliedmaßen leichte Tänze aufführen will, nur zu ähnlich sieht. Auf den Theatern und an den Schaufenstern der Buchläden spreizt sich dieser gemeine Witz, und ein vor uns liegendes Blatt, betitelt „Weltuntergangs-Kladderadatsch", erreicht darin eine ungeahnte Höhe. Der „Kladderadatsch" selbst verwahrt sich gegen diese „schmachvolle Benutzung" seines Titels durchaus; als Verfasser desselben ist der Doctor Bernhard Heßlein angegeben. Es ist unmöglich, die Plattheit und Frivolität dieses Flugblattes, das sich über den Weltuntergang lustig macht, zu übertreffen.

Aus England.

London, Ende Mai.

Die Verlobung der Princeß Royal. — Die öffentliche Meinung darüber. — Das neue Parlament. — Sein Mangel ist sein Vorzug. — Die Bank-Directoren. — Die offizielle Heuchelei. — Earl Orford. — König Georg III.

Das große Ereigniß der letzten Zeit ist und bleibt die feierliche Ankündigung der Verlobung der ältesten Tochter Englands mit dem vermuthlichen Thronerben Preußens, gemacht von Lord Palmerston im Namen „Ihrer Majestät im Concile" vor versammeltem Parlamente. Von verschiedenen Seiten kommen verschiedene Urtheile und Betrachtungen dieses Ereignisses. Den hektischen Roebuck ließen die Tropäen des alten seligen Hume nicht schlafen, und nicht Wenige theilen seinen Wunsch, die „preußische Mitgift" möchte mit einer Zahlung abgethan werden, Andere setzen sich auf das Paradepferd des alten constitutionellen Staatsrechtes von England und verlangen, daß die Princeß Royal feierlich auf alle Anwartschaft auf den Thron von England verzichte, damit jede Möglichkeit schwinde, daß England doch einmal eine Provinz Preußens werde, kurz, Old England hat in der stillen Jahreszeit einen Gegenstand gefunden, der ergiebig genug ist, hundert Unterhaltungen und Debatten zu fördern.

Hervorzuheben ist noch nachträglich die Art und Weise, in der Lord Palmerston, „getreu", wie ein Wochenblatt sagt, „seiner diplomatischen Schule, welche geheimnißvolle Behandlung jedes Dinges verlangt," die königliche Botschaft, welche dem Unterhause die Verlobung verkündigte, vorlas. Er erhob sich in der gewöhnlichen Art, eine königliche Botschaft

ankündigend. Die Mitglieder des Hauses vermutheten irgend eine gewöhnliche Vorlage, nahmen nach alter Sitte den Hut ab, den sie bekanntlich sonst fest in die Stirn gedrückt auch im Hause tragen, und saßen schweigend da. Da kam das in diesem Augenblick Unverhoffte: und ein tiefes, feierliches Stillschweigen, wie es im Parlamente selten vorkommt, trat ein. Das Historische des Actes machte sich Jedem fühlbar, und auch als Lord Palmerston sich wieder setzte, blieb Alles noch eine geraume Zeit schweigend sitzen. Auch kein Cheer, bei ähnlichen Gelegenheiten sonst gebräuchlich, erscholl.

Das Parlament zeigt übrigens schon durch sein Aeußeres, daß es ein neues ist. Selten brachten Wahlen eine größere Menge von „neuen Leuten" in das Unterhaus, und man erkennt diese an ihrer verhältnißmäßigen Schüchternheit, unter Anderm daran, daß sie sich noch nicht daran gewöhnen können, für gewöhnlich den Hut auf dem Kopfe zu behalten, zu spät oder gar nicht zu kommen, oder doch den größten Theil der Sitzung in den Vorzimmern und lobbies zuzubringen, wo man lesen, schreiben, Cigarren rauchen, schlafen 2c. darf, ganz nach Bequemlichkeit. Man glaubt, daß unter den homines novi sich mehrere Männer der Zukunft finden, rednerische Talente, die zunächst ihr Licht in den Comiteerooms glänzen lassen, wo Alles vertraulicher zugeht, wo der Vorsitzende (Chairman) auch in gewöhnlicher Menschentoilette des neunzehnten Jahrhunderts vor ihnen sitzt, und nicht in der areopagitischen Tracht, in welcher der Vorsitzende (Speaker) im Hause selbst, mit Perrücke und Mantel und vor sich eine gewaltige Keule (mace), den Redner anschaut.

Das neue Unterhaus darf in der That einen Vergleich mit seinem Vorgänger nicht scheuen, schon darum nicht, weil es um mehrere „Speculanten" ärmer ist, die den Ruf des englischen Kaufmannes stark erschüttert haben und, wie ein ernster Sittenprediger neulich sagte, „drauf und dran waren, glaublich zu machen, daß der Begriff eines Gentleman und eines Christen sich mit dem eines Kaufmannes nicht vertrüge." Die Directoren gewisser Banken suchten bisher nicht ohne guten Grund durch Anwendung aller ihnen zu Gebote stehenden Mittel sich einen Sitz im Unterhause zu verschaffen. In solch einer Stellung konnten sie Protectionen der wichtigsten Art und außerdem Einflüsse auf die Gesetzgebung selbst erlangen, die ihnen und ihren Instituten von wesentlichem Nutzen waren. Die Sadleirs und ihr Anhang finden sich jetzt nicht mehr auf den Bänken des Unterhauses, ein großer Kaufmann der City, Mr. Masterman, der durch seine Verhältnisse zur belgischen Luxemburg-Bahn und seine dort (in contumaciam) erfolgte Verurtheilung auf dem Continente bekannt geworden ist, fehlt diesmal. Für Letzteren thun seine „Freunde" freilich alles Mögliche, um ihm eine Bürgerkrone, und sei es auch nur eine aus Flittergold, zu verschaffen. Man sammelt in der City für ein „testimonial" für ihn; über 1000 Pfund sind schon zusammen, 2000 werden gewünscht; wer sie gab, bleibt ungesagt, aber mitten unter den Hunderten von Humbugs, welche in diesen Kreisen jeder Tag bringt, fragt auch Niemand darnach.

Die Stimme der Presse und der in den betreffenden Meetings versammelten Actionärs der verschiedenen Unternehmungen verlangt übrigens immer lauter, daß eine strengere Handhabung der Gesetze gegen die „großen Schwindler" geübt werde, und die neueste Geschichte mit der Royal British Bank dürfte doch für gewisse sehr respectable Gentlemen sehr faul enden.

Vor dem Gewissen des Volks, d. h. zunächst ihrer Standesangehörigen, sind sie verurtheilt, das sieht man aus den Artikeln der unabhängigen Presse, und es giebt nichts Dringenderes, als die Aufforderungen,

welche in diesen Tagen z. B. „Illustrated News" an die Criminal-Behörden richteten und durch welche sie dieselben zu verpflichten suchten, ohne weiteres Ansehen der Person einzuschreiten und gegen die Frechheit Einzelner den Vielen ihr Recht zu verschaffen. Die Directoren können sich freilich damit entschuldigen und werden es thun, daß es ja so viele ihrer Genossen nicht besser gemacht haben, als sie selbst, aber aller Wahrscheinlichkeit nach werden sie doch eine alte Sündenschuld zum ersten Male vertreten und büßen müssen; ihr Vergehen und Verbrechen ist das alte bekannte, sie haben Dividenden an die Actionäre ausgetheilt, wenn nichts, gar nichts zu vertheilen war, und sie thaten dies, um nur den Credit ihrer Bank zu erhalten, sie haben ferner schon im Anfang des Geschäftes geschwindelt, indem sie ihre Operationen begannen, ehe noch für alle Actien der Bank Subscribenten gefunden waren. Letzteres heißt wohl nichts anderes, als daß sie ihr Geschäft damit begonnen haben, mit ihrem eigenen Handwerkszeuge (ihren Anlage-Actien) ein Geschäft zu machen.

Die Figur eines englischen Bank-Directors ist freilich ganz dazu angethan, Zweifel und Mißtrauensvota gegen seine Rechtlichkeit, wie sie aus solchen Vorgängen vieler seiner Collegen entspringen könnten, zu beseitigen; er ist insgemein ein wohlthätiger, ein frommer, ein angesessener Mann, er gehört allen Missions-Gesellschaften und dem Vereine zur Besserung der Malaienkinder und der Ticket-of-leave-men an, er ist eine Stütze kirchlicher Zwecke und Sammlungen, und an ihn hat jedenfalls Carlyle nicht gedacht, wenn er sagte, die Heuchelei wäre eine Hauptstütze der verfassungsmäßigen Zustände hier.

Es giebt allerdings auch Widerstand gegen solche Heuchelei, wenn er auch nicht der feinste ist. So schrieb neulich ein Enkel des bekannten Horatio Walpole, der Earl of Orford, an die Norwicher Bibel-Gesellschaft folgenden Brief, den jetzt die Zeitungen abdrucken. (Die Bibel-Gesellschaft hatte den Earl aufgefordert, ihrer Jahresversammlung zu präsidiren): „Sir, der Inhalt Ihres Schreibens erstaunt und ärgert mich — erstaunt mich, weil mein genugsam bekannter Charakter mir eine solche Aufforderung hätte ersparen sollen — verdrießt mich, weil ich deshalb mit Ihnen correspondiren muß. Ich war lang dem Hazardspiel ergeben — habe mich seit Kurzem auf die Rennbahn verlegt — fluche oft lästerlich, wie ich fürchten muß — habe nie religiöse Tractätchen vertheilt. Alles dies war Ihnen und Ihrer Gesellschaft wohl bekannt; nichtsdestoweniger halten Sie mich für einen passenden Vorsitzer. Gott verzeihe Ihnen Ihre Heuchelei; ich möchte lieber im Lande der Sünder leben als unter solchen Heiligen. Ich bin, Sir rc. rc. Orford."

Es ist an diesem Briefe allerdings nichts zu loben, als seine Offenheit, aber diese loben wir in aller Aufrichtigkeit. Eine Art von Gegenstück dazu, viel höher und anerkennungswerther, liefert uns die Geschichte Georg's III. Der Graf Chesterfield richtete (1805) an ihn die Frage, ob nicht die neuen Ritter des Hosenbandordens vor der Installation das heilige Abendmahl nehmen sollten. Darauf antwortete der König: „Nein, diese religiöse Institution soll nicht vermischt werden mit unsern profanen Ceremonieen. Selbst zur Zeit meiner Krönung war ich sehr abgeneigt, das Abendmahl zu nehmen; als sie mir aber sagten, daß es indispensabel wäre, und daß ich es nehmen müsse, bevor ich an die Communiontafel trete, nahm ich den Tand (the bauble) von meinem Haupte. Das Sacrament, Mylord, soll nicht durch unsre gothischen Institutionen profanirt werden." .... So König Georg. △

Wappen-Sagen.

Oertzen.

Zwei Arme im rothen Schilde,
Zwei Arme und ein Ring,
In Silber geharnischt sind beide
Und halten empor den Ring.
Weß Hand den Reif einst gegeben,
Weß Hand das Kleinod empfing?
Das ist eine uralte Sage —
Zwei Arme und ein Ring!
Ein König oder ein Kaiser,
Sein Name wird nimmer genannt,
Der zog mit seinen Gesellen
Zum Kriege weit über das Land.
Der zog wohl über die Haide
Mit seinen Gesellen gut,
Die große Ehren gewannen
Mit ihrem rothen Blut.
Da kam's zum großen Streite
Am Fichten- und Tannenholz;
Neun Tage kämpfte der Kaiser
Und seine Gesellen stolz,
Da lagen endlich die Recken
Um ihn in ihrem Blut,
Nur Einer blieb ihm zur Seite
Mit seinem Schwerte gut.
Der war in Ertz gepanzert
Und ertzen schlug er drein,
Der mußte ertzen selber
So Leib als Seele sein.
Und als der Sieg gewonnen,
Der große Kaiser sprach:
„Nimm hin den Ring von Golde
Für manchen guten Schlag;
Den führe in Deinem Schilde,
Das ist von Blut so roth,
Und „ertzen" klinge Dein Name
Im Leben wie im Tod!"
Es führen die Enkel des Recken
Den Namen vom Ertze auch noch,
Und ist auch der Goldreif verloren,
Im Wappen blinket er doch.
Zwei Arme im rothen Schilde,
Sie halten den güldenen Ring,
Den einst der Ahne der Oertzen
Vom großen Kaiser empfing.

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Die Stellung des Herrenhauses, von ihm selbst beleuchtet.

Wenn schon vierzehn Tage vor dem Schlusse des Landtags die Volks-Zeitung nicht ohne einige Bosheit darauf aufmerksam machte, daß vor Beendigung der Verhandlungen des Herrenhauses unzweifelhaft der G. R. Stahl eine Rede halten werde, in welcher er den Nachweis führe, „daß die Opposition des Herrenhauses doch eigentlich keine Opposition", so hat sie damit nicht allein das Rechte getroffen, sondern auch dem gedachten Redner wie dem Herrenhause selbst — wahrscheinlich sehr wider ihren Willen — ein äußerst feines Compliment gemacht. Ein Compliment allerdings nicht in dem Sinne, in welchem die Volks-Zeitung ihre Insinuation verstanden wissen wollte, daß nämlich das Herrenhaus zum Schluß noch vor sich selbst und seiner eigenen Thätigkeit erschrecken, und seinem Auftreten selber die Spitze abbrechen, und daß der G. R. Stahl eine solche Gelegenheit und Stimmung nicht unbenutzt lassen würde, um der Haltung und Situation eine ministerielle Färbung zu geben und das Ganze wieder in das alte Verhältniß zurückzuführen. Nichts desto weniger aber doch ein Compliment, und zwar um deßwillen, weil jene Insinuation die fast instinctive Anerkennung einschloß, daß Stahl der rechte Mann, und vor Allem dazu berufen sei, der Stimmung und Haltung des Herrenhauses den rechten selbstbewußten Ausdruck zu verleihen, einen Ausdruck, von dem die Volks-Zeitung im Voraus wußte, daß er nur wenig ihrem Geschmack entsprechen dürfte, doch auch nicht minder um deßwillen, weil damit die Volks-Zeitung für sich und alle ihre näheren und entfernteren Gesinnungsgenossen ein für alle Mal der Illusion den Abschied gab, als ob die Selbstständigkeit und der Widerstand des Herrenhauses jemals eine Gestalt und einen Charakter annehmen könnte, die in die constitutionelle Oppositions-Schablone paßten, und den „wirklichen geheimen Zwecken" jener heut so überaus zahmen Partei in die Hände arbeitete.

Freuen wir uns, daß sowohl das Herrenhaus als der G. R. Stahl jener Erwartung so präcise und überzeugend entsprochen, und daß insbesondere der letztere seine Aufgabe in der Sitzung vom 8. Mai in einer Weise gelöset, welche hoffentlich allen denen, die ihn — namentlich in der letzten Zeit — eines das rechte Maß überschreitenden ministeriellen Gouvernementalismus beschuldigt, Schweigen auferlegt haben wird.

Vielleicht wird es auch für unsere Leser in dieser Beziehung nicht ohne Interesse sein, sich noch einmal die Hauptstellen jener von dem Herrenhause mit so allgemeinem Beifall aufgenommenen Rede in das Gedächtniß zurückzurufen, und sich dann ihre eigene Stellung und deren Consequenzen klar zu machen.

Es heißt darin:

„Dieses Haus, meine Herren, und mit ihm gewiß die ganze conservative Partei, hat heute keine andere Stellung zu den Ministern Seiner Majestät im Wesen und im Grundsatze, als an jenem Tage, da wir das von der Regierung selbst eingebrachte Gesetz über die Minister-Verantwortlichkeit ablehnten. Wir wollen heute wie damals keine Herrschaft über die Minister und keine Herrschaft über das Regierungs-System. Eine Steuer-Ablehnung zum Zweck, Minister zu entfernen und Minister zu machen, oder gegen die Minister zu demonstriren, oder eine Steuer-Ablehnung zu dem Zweck, die Regierung irgendwie in ihren anderweitigen Maßregeln unseren Wünschen gemäß bestimmen zu wollen, kommt diesem Hause jetzt so wenig in den Sinn, als jemals! Aber über bestimmte Vorlagen, seien es nun Gesetze oder seien es Steuern, kann sich das Haus seines selbstständigen Urtheils nicht begeben, wie es sich seiner selbstständigen Verantwortlichkeit nicht begeben kann. Das war niemals die Ansicht der conservativen Partei, daß sie da, wo sie im Bereich ihres Rechtes und ihres Berufs ein Votum abzugeben hat, über dieses Votum die Autorität der Regierung anzuerkennen, dieses Votum den Wünschen der Regierung gemäß einzurichten habe.

Wohl sehen wir häufig anderwärts die traurige Erscheinung, daß, so lange die Volksbewegung im Schwange ist, die Kammern nicht Maaß und Grenze in der Widersetzung finden können, und wenn die Volksbewegung im Nachlassen ist, sie auch nicht Maaß und Grenze in der Unterwürfigkeit zu finden vermögen. Es ist eine gewöhnliche Erscheinung, daß die Blüthe des Liberalismus die Frucht des Servilismus trägt. Davon, Gott sei Dank, hat sich die preußische Landes-Vertretung durchaus ferngehalten; unsere Kraft und unser Antrieb ist nicht die Volksbewegung, sondern unser Gewissen, und das, was die Quelle unserer Loyalität ist, ist deshalb auch die Quelle unserer Unabhängigkeit."

Unzweifelhaft sehr gewichtige beherzigungswerthe Worte, Worte, die es wohl verdienten, als Wappenspruch des preußischen Herrenhauses behandelt zu werden.

Zunächst der erste Satz, daß die Stellung des Herrenhauses heute dieselbe ist, wie damals, als man das von der Regierung vorgelegte Gesetz über die Minister-Verantwortlichkeit ablehnte, ein Satz, der, wenn wir ihn recht verstehen, einen reicheren Inhalt entfaltet, als eine bloße oberflächliche Betrachtung ahnen läßt.

Dieselbe Stellung wie damals, nicht bloß der Form, sondern auch dem Wesen nach, eine Stellung, deren Grundanschauung, deren Motive und Tendenzen dieselben sind, welche damals den Widerstand der ersten Kammer bestimmten, aber freilich eine sehr wesentlich verschie-

dene in Betreff des Gegenstandes und noch mehr der Aufnahme, welche die formell nicht verschiedene Opposition bei dem Ministerium erwarten durfte und gefunden hat.

Vorgelegt, um — wie man es damals ansah — einer durch die Verheißungen der Verfassungs-Urkunde bedingten Pflicht zu genügen, war das Verantwortlichkeits-Gesetz dem Ministerio selbst keineswegs so an das Herz gewachsen, um dessen Gegner auch als die seinigen zu betrachten, oder bei seiner Bestattung als erster Leidtragender zu fungiren. Man hatte der ersten Kammer überlassen, wozu man sich selbst damals noch nicht entschließen konnte, und man hatte dabei — wenn auch unabsichtlich — den Schein bewahrt, ein freisinniges, über den Parteien stehendes, verfassungstreues Ministerium zu sein.

Heute dagegen, wo es sich nicht um eine Beschränkung, sondern um eine verstärkte Dotirung des Ministeriums handelt, wo das Ministerium sich mit seinen Vorlagen in einer kaum zu billigenden Weise persönlich identificirt, aus der Annahme der Ablehnung — wenn auch nur symbolisch — eine Cabinetsfrage gemacht, und sogar zur Androhung „verfassungsmäßiger Mittel" vorgeschritten ist: heute durfte kaum erwartet werden, daß der Opposition des Herrenhauses dieselbe freundliche Resignation entgegenkommen würde, welche dem Widerstande seiner Rechtsvorgänger zu Theil geworden ist.

Wir dürfen als selbstverständlich voraussetzen, daß auch der Redner des Herrenhauses über die Situation genügend im Klaren gewesen ist, als daß er eine entgegengesetzte, ihm hier und da untergeschobene Behauptung hätte aussprechen wollen.

Was er sagen wollte und was er gesagt hat, ist vielmehr nur der Ausdruck des Gedankens, daß das Herrenhaus weder materiell noch formell von einer Minister-Verantwortlichkeit in Preußen etwas wissen will, und daß, wenn das Ministerium die Ablehnung eines principiell so wichtigen Gesetzes, wie das Gesetz über die Minister-Verantwortlichkeit, ohne Cabinetsfraglichkeiten und Erschütterung ertrug, es einer bessern Rechtfertigung und Begründung als bloß der Formfrage und der Thatsache des Widerstandes bedürfe, um einen formell ganz gleichen Fall als eine Erschütterung seiner Festigkeit und Autorität bezeichnen zu können.

Ueber das Erstere haben wir uns in diesen Blättern zuerst und bereits zu wiederholten Malen des Weitern ausgesprochen, und erscheint es als überflüssig, hierauf noch einmal ausführlich zurückzukommen. Hier nur die kurze Bemerkung, daß ein Ministerium, welches einem ablehnenden Votum des Landtags nicht weicht, und nicht weichen darf, auch kein Recht hat, neben den sachlichen Gründen Persönlichkeiten mit in die Wagschaale zu werfen, oder gar den Anspruch zu erheben, einer Regierung, deren Wahlspruch „nicht Majorität sondern Autorität", dessenungeachtet, so oft es ihr beliebt, die Majorität gesichert zu sehen,

um nöthigenfalls der wankenden Autorität mit der Majorität wieder auf die Beine zu helfen.

Dagegen ist die zweite Frage, die Frage nach dem Verhältniß der Sache zur Form, die Frage, aus welchem Grunde die Regierung gerade die gegenwärtige Opposition, den Widerstand gegen die letzten Steuervorlagen als eine Opposition im schlimmen Sinne des Worts, als eine persönliche Gegnerschaft empfunden und gedeutet, bisher kaum irgendwo genügend besprochen.

Eine materielle Lebensfrage konnten die Steuern nicht sein, wenigstens hegen wir unsererseits nicht den mindesten Zweifel, daß das Ministerium auch nach Ablehnung derselben nicht nur ohne Noth und Zwang ganz in der bisherigen Weise weiter regieren, sondern auch, wie man dies schon jetzt authentisch versichern hört, die Mittel finden wird, alle wirklich dringenden Ausgaben genügend zu decken.

Eben so wird die zum Ueberdruß verkündete Theorie, nach welcher die Steuergesetzgebung ein besonders „kitzliches Gebiet" und die Bewilligung jeder von der Regierung geforderten Steuer bei Vermeidung sofortiger Revolution eine unabweisliche patriotische Pflicht, doch nur wenigen, eigenthümlich construirten Gemüthern imponirt haben. Unsererseits haben wir wenigstens die Erfahrung gemacht, daß auf dem Gebiete der Steuern die Steuerzahler jedesmal die Empfindlichsten sind, daß daher für die Ruhe der Staaten am besten sorgt, wer deren Empfindlichkeit am meisten schont, und daß überhaupt noch niemals eine Revolution durch die Nichtauflegung einer neuen Steuer entstanden ist.

Nicht minder reicht die Thatsache, daß hinter der finanziellen Frage jedesmal die Principienfrage steht, und daß gerade auf dem principiellen Gebiete schon früher Conflicte stattgefunden und vielleicht hier und da den Nachklang einer gewissen persönlichen Spannung hinterlassen haben, keineswegs aus, um den eigenthümlichen Charakter der jetzigen Krisis in das rechte Licht zu stellen. Seit dem Jahre 1849, da unsere Landesvertretung begann, haben sich vielfach Divergenzen erhoben zwischen der conservativen Partei und dem Ministerium auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, wie „auf dem der inländischen Politik", Divergenzen, die wie jene in Betreff der Gemeinde-Ordnung von 1850, anderer minder wichtiger zu geschweigen, recht eigentlich principieller Natur, und doch ist keiner derselben eine der letzten ähnlichen Auffassung zu Theil geworden.

Am verkehrtesten endlich ist die beschränkte Auffassung derjenigen, welche aus dem Umstande, daß die Regierung vier Steuer-Gesetze auf einmal vorgelegt, auf der einen Seite eine gewisse Verpflichtung des Landtags, von diesen Gesetzen doch wenigstens das eine oder andere anzunehmen, und auf der andern Seite die Folgerung herleiten, daß die gleichzeitige Ablehnung aller jener Gesetze in der That mit einem Mißtrauensvotum gleichbedeutend sei. Zu geschweigen, daß von den fraglichen

Gesetzen das eine, — die Actien-Gesellschaften betreffende, wenn auch unter unserem Widerspruch, Annahme gefunden, würde die consequente Durchführung dieser feinen politischen Doctrin wesentlich nichts Anderes bezwecken, als die vaterländische Gesetzgebung nach dem jüdischen Princip des Vorschlagens zu behandeln, und für das Ministerium gleichsam an das Mitleiden des Landtags zu appelliren. Wir sind deshalb auch weit davon entfernt, das Ministerium selbst für jene geistreiche Auffassung einiger seiner Freunde verantwortlich machen zu wollen. Wenn wir uns daneben dem Zugeständniß nicht entziehen können, daß die gleichmäßige Ablehnung einer größern Zahl gleichzeitig vorgelegter Gesetze, besonders wenn dieselbe durch gute Gründe gerechtfertigt wird, für das Ministerium allerdings ihre bedenkliche Seite hat, so kann dessenungeachtet dabei von einem Mißtrauensvotum in keiner Weise die Rede sein. Kein Maß und keine Art des Vertrauens ist im Stande, ein in seinen Grundlagen als fehlerhaft erkanntes Gesetz zu einem guten und heilsamen zu machen, und es bezeichnet eine völlige Verwirrung aller Begriffe, wenn man den Anspruch erhebt, die Annahme positiver Gesetze, deren Beurtheilung die Fassungskraft der Landesvertretung keineswegs übersteigt, als eine Vertrauenssache behandelt zu sehen. Insbesondere würde man sich mit einem solchen Vertrauens-Postulat gerade auf dem Gebiete der Steuern in dem fehlerhaftesten Cirkel bewegen. Es ist bekannt, daß nach der modernen Theorie die Regierungen nur zu geneigt sind, die Verantwortung für die größere Belastung der Unterthanen „auf die breiten Schultern der Landesvertretung zu wälzen,“ und man müßte ein französischer Senateur sein, um die dadurch dem Landtag auferlegte Verantwortlichkeit so zu verstehen, daß die materielle Seite derselben lediglich wieder als Vertrauenssache dem Ministerium gegenüber behandelt werden sollte. Ein frevelhaftes Spiel mit den heiligsten Pflichten und Rechten.

Bleibt aber so in der Stahl'schen Rede die Frage unberührt, worin der Grund zu suchen sei, der bei unläugbarer formeller Gleichheit doch den gegenwärtigen Conflict als einen materiell so wesentlich verschiedenen erscheinen und empfinden läßt: so ist die Beantwortung gewiß nicht um deßwillen unterblieben, weil dem Redner selbst die Antwort unklar oder nicht gegenwärtig gewesen sei, sondern weil der Zweck jener Rede etwas Weiteres nicht erheischte. Wir, die wir die Dinge in ihrem Zusammenhange zu erörtern, und in der Natur des Conflicts zugleich dessen Lösung zu suchen haben, wir dürfen nicht unterlassen, gerade diesen Punkt einer besonders gründlichen Prüfung zu unterwerfen; es wird sich dann auch an den Consequenzen erweisen, daß das Herrenhaus seine eigene Stellung vollkommen richtig aufgefaßt.

Die Stadtjunker.

Socialer Roman.

Cap. X. Segeband und Gerberge.

Die Häupter aller der Burgleute und Mannen von Schelklingen neigten sich tief vor dem seltsamen Paar, das langsam an der Tafel hin der Oberstelle zuschritt, von der aus der Graf ihm einige Schritte entgegenkam. Als Graf Conrad von Schelklingen zu dem Paar trat, neigte er demüthig sein stolzes Haupt, der priesterliche Greis aber legte ihm seine Hand auf den Scheitel, und männiglich sah es an seinen gen Himmel aufgehobenen Augen, daß er den Schloßherrn segne, wenn auch Niemand die leise geflüsterten Segensworte zu hören vermochte. Mit anmuthigem Lächeln trat das junge Mädchen jetzt zurück und überließ es dem Grafen, den Priester zu seinem Platz am Tisch zu führen.

In der Halle waren die Augen Aller auf den greisen Priester und seine jugendliche Begleiterin gerichtet, nur die des Junkers Conzelmann nicht, die streiften unaufhörlich über die seltenen Reize des Fräulein Segeband, und das Fräulein wußte das.

Der Graf nahm Platz auf dem Lehnsessel in der Mitte der Quertafel; rechts neben ihm saß der Greis, der ein geborener Graf von Schelklingen gleich ihm selbst war, aber den geistlichen Stand erwählt hatte, und nun jetzt im höchsten Alter, schwach am Leib geworden, sein Leben auf dem Stammschlosse des Hauses, gepflegt von den Enkeln seines Bruders, hinbrachte. Auf der andern Seite des Großoheims nahm Fräulein Gerberge, des Grafen jüngere Schwester, Platz; Gerberge war des greisen Priesters stete Begleiterin; sie hatte die besondere Sorge für dessen Pflege übernommen und übte in frommer Liebe und demüthiger Scheu Verwandten- und Christenpflicht zugleich an ihm. Schon als Kind war Fräulein Gerberge unzertrennlich von dem ehrwürdigen Greise gewesen, und seit sie zur Jungfrau herangewachsen, hatte ihr demüthiger, dem Höchsten zugewendeter Sinn immer mehr eine süße Befriedigung in dem Umgang mit dem Priestergreise und in der Pflege des fast hülflosen Oheims gefunden. Auf Schloß Schelklingen aber wurden Herr Benedictus sowohl, wie Fräulein Gerberge fast wie Heilige angesehen und verehrt. Fräulein Gerberge sah ihrem Bruder ähnlich, aber der ganze Ausdruck ihres Gesichtes war mild und fromm, freundlich und kindlich heiter; es ließ sich wohl begreifen, daß die rauhen Männer jener Tage sie für eine Heilige hielten.

Den Ehrenplatz an der andern Seite des Grafen nahm Herr Burkhardt ein; neben diesem saß Fräulein Segeband, der zur Seite der Junker Conzelmann Platz genommen, auf ihre besondere Einladung.

Mit ganz schwacher Stimme betete Herr Benedictus nun das Tischgebet, aber es war so still in der Halle, daß man die so leise

geflüsterten lateinischen Worte deutlich vernehmen konnte; darauf wurden endlich die Speisen gereicht.

Wie alle Tafeln jener Zeit war auch die des Grafen von Schelklingen fast ausschließlich mit Fleischspeisen besetzt, weil es Winter war aber vorzugsweise mit geräuchertem und eingesalzenem Fleisch, denn bei dem damaligen Stand der Landwirthschaft war man nicht vermögend die großen Viehbestände zu überwintern, darum schlachtete man im Herbst und füllte die Vorrathskammern mit ungeheuren Massen eingesalzenen und geräucherten Fleisches. Außerdem war man sehr reich an Geflügel, das wenig Aufsicht forderte und damals ganz darauf angewiesen war, sich seinen Unterhalt selbst zu suchen, namentlich hatte man keinen Mangel an geräucherten Gänsen und Enten. Dazu kam eine Fülle von Wild, eine Fülle, von der wir uns jetzt gar keine Vorstellung mehr machen können. Alle diese mannichfachen Fleischspeisen waren mit Pfeffer, Ingber, Anis und anderen Gewürzen stark versetzt; es wäre ohne solche Zuthaten auch kaum möglich gewesen, diese ungeheure Menge von fast ausschließlicher Fleischnahrung zu genießen, allerdings aber hatten diese stark gepfefferten Fleischspeisen unzweifelhaft einen Einfluß auf den Charakter des Geschlechts, der sich nur zu oft noch in zügelloser Wildheit, in wüthender Rohheit, ja oft in an Tollheit grenzender Unbändigkeit aussprach. Die von der Kirche gebotenen Fastenzeiten waren besonders auch nach dieser Richtung hin segensreich und von milderndem Einfluß. So findet das starke, unsere heutigen Begriffe weit übersteigende Trinken, zum Theil wenigstens, seine Erklärung in den übermäßig gepfefferten Fleischspeisen. Früchte hatte man fast gar nicht und Gemüse kannte man kaum.

Auf der Tafel des Grafen von Schelklingen aber sah man, der Frauen wegen, auch einige Mehl- und Milchspeisen mit vielem Zucker angemacht, und vor jedem der beiden Fräuleins stand ein Korb mit getrockneten Südfrüchten, als Datteln, Feigen, Mandeln, Myrobolanen und Kastanien.

Die Herren oben an der Tafel aßen viel, die mächtigen Leiber bedurften in Fülle der Nahrung um so mehr, als sie den größten Theil des Tages in freier Luft bei anstrengender Bewegung zubrachten, tüchtige Stücken Fleisch wurden abgeschnitten, bald da, bald dort, bald von diesem, bald von jenem, je nach Lust und Geschmack, ein Messer hatte Jeder selbst, Gabeln aber kannte man nicht.

Ein großer Becher von massivem Silber stand vor jedem Gast, den reichte er über die Schulter rückwärts dem Diener, der einschenkend die Reihe auf- und abging, und ließ ihn sich füllen mit Wein oder mit Bier, oder mit Meth, Jeder nach seinem Geschmack. Von einer heitern Unterhaltung beim Essen wußte man damals wenig, man sprach kaum, aber man aß desto mehr und nur wenn fahrende Leute ins Schloß kamen, Sänger und Gaukler, so ließ man sie singen und ihre Künste zeigen, den Gästen zur Kurzweil.

Auch an der Tafel des Grafen von Schelklingen ging es schweigsam zu, und der Junker Conzelmann, der tüchtig an einem Wildschweinsrücken arbeitete, war schier erschrocken, als Fräulein Segeband ihn plötzlich fragte, ob er aus ihrem Becher trinken wolle. Hastig schluckte der Junker seinen Bissen hinunter und begehrlich griff er nach dem Goldpokal, in welchem Segeband mit einem zierlichen Löffel von Elfenbein rührte, indem sie ihn mit seltsam funkelnden Blicken herausfordernd anblickte dazu. Der Junker hatte die Hand ausgestreckt nach dem Becher, aber das Fräulein reichte denselben nicht sofort dar, sie rührte weiter mit dem Löffel und sprach gar seltsam dazu: „Lieber Junker Ulrich, was seid Ihr doch so hastig, lasset die Gewürze erst zergehen in dem Wein, auf daß der Trank fein kräftig werde!"

Segeband sah den Junker fest an, als sie den Löffel herausnahm, sie sah ihn an dazu, als sie aus dem Becher kredenzend trank, und der Junker zitterte unter ihrem Blick, als er den Becher aus ihrer Hand empfing und ihn auf einen Zug leerte.

Wie Feuer brannte der stark gewürzte italienische Wein dem Ulmischen Junker durch die Adern, und Segeband lächelte, als sie den Pokal zurück empfing, aber sie sagte kein Wort, sondern ließ ihn frisch füllen von dem Schenken, dann mischte sie auf's Neue schweigend, aus dem silbernen Gewürzkasten, der vor ihr stand, mit dem Löffel schöpfend, die feurigen Ingredienzen mit dem feurigen Wein.

„Ihr werdet ihn noch toller machen, als er schon ist!" flüsterte Ritter Burkhardt leise dem Fräulein zu.

„Er ist klüger wie Ihr!" entgegnete Fräulein Segeband eben so leise, aber ihr Blick funkelte dem Ritter so scharf entgegen dabei, daß der sein Auge niederschlug.

Ein triumphirendes Hohnlächeln flog einen Moment um des Fräuleins Mund.

Auf der anderen Seite des Grafen, der mit der ganzen Jugendlust eines Mannes jener Zeit aß, bediente die fromme Gerberge ihren greisen Verwandten, sie schnitt ihm die weichsten Theile eines zarten Geflügels klein, sie füllte mit ihren zierlichen Fingern seinen Löffel damit und half ihm denselben zum Munde führen, sie versüßte ihm mit Honig seinen Wein und ließ ihn trinken, wie man ein Kind trinken läßt. Dieser Greis in seiner Hülflosigkeit, dieses junge Mädchen in seinem zarten und liebenden Bemühen bildeten einen seltsamen Gegensatz zu der Gruppe auf der anderen Seite des Grafen.

Glich Gerberge einem christlichen Heiligenbilde, so war in ihrer älteren Schwester so manches, was an die Göttin der Liebe der heidnischen Fabelwelt erinnerte.

Die Schloßleute, welche an der Langtafel im unteren Theile der Halle saßen, blickten oft aufwärts nach dem Herrentisch, aber man konnte bald bemerken, daß ihre Blicke alle dem Fräulein Gerberge galten, und

es sprach sich in denselben eine wirklich religiöse Verehrung aus. Niemand sah nach Fräulein Segeband, es war, als fühlten die Leute eine gewisse Scheu davor, nach der ältern Schwester ihres Herrn zu blicken.

Zuweilen auch vernahm man den klaren Ton einer sanften Stimme, es war die Stimme Gerberge's, welche einem der aufwartenden Diener sagte: „Bringe dem alten Wirich dieses Hühnerfleisch, Goswin, der alte Mann kann das harte Fleisch nicht mehr beißen!“ Oder „reiche dem Randwig einen Becher von meiner Schwester süßem Wein, er ist noch matt von seiner langen Krankheit und bedarf der Stärkung!“

Fräulein Gerberge sah Alles und wußte Alles, es war kein Kranker im Schloß, dem sie nicht mit ihrem frommen milden Sinne zu Hülfe gekommen wäre.

Das Mahl war zu Ende, die Diener reichten Waschwasser und Handtücher, was sehr nothwendig war, da man die Finger viel brauchte beim Essen; der greise Priester flüsterte sein gratias und schwankte dann, von dem Grafen und Gerberge geführt, der Pforte zu, die Diener segnend wie beim Eintreten. Als sich die Thür hinter dem Greise geschlossen und der Graf zurückkehrte, rauschte Fräulein Segeband herab am Arm des Junkers Conzelmann. Ihr stolzer herrischer Blick streifte über die Reihen der Diener hin, deren Keiner sie voll anzublicken wagte.

„Führe den Rappen heraus auf den großen Hof, Norbert!“ befahl sie einem der Diener; dieser verneigte sich und verschwand so rasch, daß es fast aussah, als habe er Eile, aus der Nähe der gebietenden Frau zu kommen.

„Willst Du heut wieder einen tollen Ritt machen?“ fragte der Graf mit spöttischem Lächeln.

„Conrad!“ antwortete Fräulein Segeband fast drohend. „Ich will dem Junker Ulrich mein Pferd zeigen!“ setzte sie dann leichter hinzu.

„Wäre morgen auch Zeit, es ist ja fast finster!“ meinte der Graf, den Junker anblickend.

„Morgen ist nicht heute,“ lautete Segeband's Antwort, „auch sind nicht alle Männer im Finstern blind.“

„Das gilt Euch, Herr Burkhardt!“ rief der Graf ärgerlich, indem er die Schwester vorüberließ.

„Glaub's selbst!“ meinte der Vogt des Oesterreichers, indem er sich mit einiger Verlegenheit den Bart strich.

Er sah dem Paare nach, bis dasselbe die Halle verlassen hatte, dann zog er den Grafen in eine Fensternische, in welcher er ihn eifrig unterhielt.

Unterdessen hatte Fräulein Segeband den großen Hof erreicht und sah mit blitzenden Augen auf einen prächtigen Rapphengst, den ihr ein Knecht entgegenführte. Es war ein schönes, mächtiges Thier, ein Schlachtroß bester Art, wohl gemacht, einen der schwer geharnischten Ritter jener Zeit zu tragen.

Der Junker Conzelmann war ein Kriegsmann wie alle Edelleute, wie alle Männer jener Zeit; zu jeder andern Stunde hätte er seine Freude gehabt an dem prächtigen Schlachtroß, in diesem Augenblick aber sah er nur Fräulein Segeband, nichts als Fräulein Segeband, welche vor ihm her zwei Schritte, groß, stolz und hoch wie eine Königin dem Roß entgegenschritt. Als sich das Fräulein dem Roß näherte, wieherte dieses laut, hob das Haupt zierlich und begann zu tanzen. Segeband faßte mit der Hand fest in die dichte Mähne des Thieres und sprach, sich nach dem Junker umwendend, mit lauter Stimme: „Ihr sollt mich reiten sehen, Junker Ulrich!"

Der Knecht, der das Roß führte, welches nur behalftert und mit einer langen Decke umschnallt war, ließ sich augenblicklich auf Knie und Hände nieder, das Fräulein trat mit einem Fuß auf seinen Rücken und schwang sich auf das Roß mit einer Behendigkeit, die aller Anerkennung werth war. Spielend nur hielt sie den Halfterriemen, sie lenkte mit ihrer Stimme Schall das edle Roß, das stolz unter der schönen Reiterin dahinschritt, durch lautes Wiehern seine Freude kundgebend.

Dem Junker Conzelmann wurde ganz seltsam zu Sinne bei solchem Anblick; es war, wie bereits bemerkt, fast dunkel schon, der pelzverbrämte Scharlachmantel des Fräuleins flog im Nachtwind, wie ein fabelhafter Vogel mit ausgebreiteten Schwingen anzusehen, hinter der Reiterin her; die hohe Gestalt Segeband's zeichnete sich in kräftigen Umrissen gegen das Halbdunkel ab, einzelne Schneeflocken fielen und lagen dann wohl einige Augenblicke auf dem schwarzen Roß, das schnaubend und stolz bald rechts bald links trat auf Befehl seiner Herrin. Der Junker wollte sich, einem unwiderstehlichen Zuge folgend, nähern.

„Bleibt da stehen, Junker!" rief Segeband herrisch, „jetzt seht, hei! hoch!"

Der Rappe stieg, dann flog er in mächtigem Sprunge vorwärts, er schoß dicht an dem Junker vorüber, den Abhang des Hofes hinunter; dem Junker dünkte es halsbrechend, er streckte die Arme aus, als wolle er das Roß halten, aber das war längst an ihm vorüber, und der plötzliche Windstoß fuhr hinter der Reiterin her so gewaltig heulend, daß dem Conzelmann ein Grauen ankam. Im selben Moment aber hörte er wieder das laute Lachen des Fräuleins, er vernahm das Schnauben des Rosses, darauf sah er von fern die weiße Hand des Fräuleins in der dunkeln Mähne schimmern, und dann hielt sie dicht vor ihm.

„Fräulein, um aller Heiligen willen!" rief der Junker, der seiner Verwirrung nicht Herr zu werden vermochte.

„Hat Euch mein Reiten erschreckt, lieber Junker Ulrich?" fragte Segeband, ohne Spott, mit verlockender Stimme, und neigte sich gegen den Junker so tief herab, daß er ihr in die Augen blicken konnte und ihren warmen Odem an seiner Wange fühlte.

Das war wie ein Traum so schnell gekommen und verschwunden,

denn ehe sich der Junker irgendwie zu besinnen vermochte, war Segeband weit von ihm, er hörte den Hufschlag des Rosses am anderen Ende des Hofes, er sah gar nichts mehr, denn die Dämmerung hatte der Nacht schnell Platz gemacht, er sah nichts mehr als die Funken, die unter den Huftritten des Rosses von einzelnen Steinen aufflogen, aber er vernahm von Zeit zu Zeit belobende und zärtliche Worte, mit denen Segeband ihr Pferd anredete. Der Conzelmann befand sich in wilder Aufregung, er sahe nicht, daß des Fräuleins alter Knecht nicht weit hinter ihm stand und rasch nach einander angstvoll große Kreuze schlug.

Plötzlich war Segeband wieder neben ihm, sie saß in einer ganz wundersamen Weise halbliegend auf dem Roß und schien sich nur mit der Rechten an den Mähnen festzuhalten.

„Wollt Ihr mit mir reiten, lieber Junker Ulrich?" flüsterte sie verlockend hinab zu ihm, „steigt auf, steigt auf, es reitet sich so schön durch Sturm und Nacht!"

Sie reichte dem Conzelman ihre Linke, und der, der hörte nicht, daß die angstvoll bange Stimme des Knechtes hinter ihm leise bat: „Thut es nicht! Thut es nicht!"

„Steigt auf, lieber Junker Ulrich, steigt auf!" lockte Segeband's Sirenenstimme noch ein Mal, da drückte der Junker die Hand des Fräuleins, ließ sie los und schwang sich kühn hinter dem Fräulein auf's Roß mit einem Schwung. Das Roß aber, empört durch den neuen Reiter, sprang augenblicklich fast mit einem riesenhaften Satze vorwärts; dem Junker schwindelte, er konnte sich nicht halten, da fühlte er, daß sich ein Arm um seinen Leib schlang und ihn vor dem Sturz bewahrte.

„Haltet Euch hart an mir, lieber Junker Ulrich," flüsterte Segeband's Stimme dicht neben ihm, „haltet Euch hart, hei! hoch!"

In wüthenden Sätzen stürmte der Rappe, gereizt durch die doppelte Last, den Abhang hinunter in die dichte Finsterniß hinein; dicht an der Mauer machte er Kehrt, so plötzlich, daß der Junker abermals gestürzt wäre, wenn er sich nicht an dem Fräulein gehalten hätte. Bald aber fühlte der Junker nicht die mindeste Beklommenheit mehr, es war ihm, als fliege er durch die Lüfte, der Odem Segeband's, den er an seiner Wange fühlte, berauschte ihn, und wenn das Fräulein ihren Rappen zu einem tolleren Sprunge antrieb: Hei! hoch! so jauchzte er: „Hei! hoch!" ihr nach.

„Norbert!" rief Segeband plötzlich.

„Hier!" antwortete die tiefe Stimme des grauen Knechtes.

„Das Fallgatter herauf, die Brücke herunter!" befahl das Fräulein, der Junker hörte es kaum.

Noch ein Mal trabte Segeband den Abhang hinauf, dann wendete sie plötzlich, riß den Junker noch fester an sich und jagte nun, das Roß durch einen einzigen scharfen Schrei heftig anfeuernd, in einer solchen Furie den Hof hinunter, daß dem Conzelmann der Athem ver-

ging; die Hufschläge des Rappen donnerten den schmalen, gepflasterten Burgweg hinunter zum Thorthurme, sie dröhnten im Wiederhall unter der Thorhalle; knarrend und rasselnd senkte sich eben die Zugbrücke, sie war noch nicht ganz nieder, aber der Rappe schnob darüber hin und war fast eher noch drüben, als die Brücke lag. An der rothen Gluth der Schmiede vorüber sauste das Thier, sein Hufschlag polterte dröhnend über die Bohlen der Mühlenbrücke — hei! hoch! die Straße des Fleckens hinab, hinein in's Gefild, in die Schatten der Nacht.

In ihren Häusern bekreuzten und segneten sich die Leute, sie vernahmen mit Schaudern das laute, scharfe Lachen und die wilden Ausrufe, mit denen Fräulein Segeband die Bewegungen ihres Rappen leitete und begleitete.

Das Getöse, das der Rappe machte, als er mit seiner Doppellast den gepflasterten engen Weg zum äußeren Thorthurme hinabstürmte, war fast in dem ganzen Schlosse vernehmbar, und der junge Graf, der mit dem Ritter Burkhardt so eben das Haus verließ, um sich in die Waffenkammer im inneren Thorthurme zu begeben, sagte ärgerlich: „Das kann nicht so dauern, ich werde den Leuten Befehl geben, die Brücke nicht herabzulassen, das ist Tollheit!“

„Gebt den Befehl nicht, Graf Conrad!“ mahnte der Ritter ernsthaft, „die Leute wagen's nicht, dem Fräulein ungehorsam zu sein!“

„Ihr habt Recht,“ entgegnete der Graf nach kurzer Ueberlegung, „sie hat so lange hier unumschränkt geboten, und die Leute halten sie für eine Zauberin!“

„Die Leute?“ fragte der Ritter, indem er stehen blieb. „Glaubt Ihr nicht, daß Fräulein Segeband mehr weiß, als Andere?“

„Also hat sie Euch doch auch noch bethört, Herr Burkhardt!“ rief der Graf lachend, aber doch auch ärgerlich, „wahrlich, Ihr habt Recht, meine Schwester weiß mehr als Andere, aber eine Zauberin ist sie darum doch nicht, ei! ei! Herr Burkhardt!“

„Ich weiß, was ich weiß,“ beharrte der hartnäckig, „die erste Gemahlin Eures Vaters, Graf Conrad, ist keine Christin gewesen, er hat sie mit aus dem Kreuzzuge gebracht, die heidnische Prinzessin!“

„Sie ist getauft worden in Rom selbst!“ sagte der Graf verdrießlich.

„Mag sein, aber das Zauberwesen hat sie verstanden zuvor schon,“ fuhr der Ritter fort, „und hat es auch nachher nicht gelassen!“

Der Graf schwieg, offenbar fand er keinen Gefallen daran, dieses Gespräch fortzusetzen, er lehnte unter dem Bogen des inneren Thores, der Ritter stand in Gedanken versunken neben ihm.

„Halt, wer geht da?“ fragte der Burgherr plötzlich laut.

„Norbert, Herr!“ antwortete der Knecht Segeband's.

„Wo ist der Junker Conzelmann?“ fragte der Graf, sich erst jetzt seines Gastes wieder erinnernd.

„Mit dem Fräulein!“ entgegnete der Knecht scheu und leise, indem er ganz nahe trat.

„Geh!“ befahl der Graf, „schicke mir zwei von den Leuten mit Fackeln für die Waffenkammer!“

Der Knecht ging.

„Sie hat den Ulmer Junker hinter sich auf's Pferd genommen und ist mit ihm davon, wie der Teufel mit einer armen Seele!“ bemerkte der Ritter, als der Knecht fern war.

„Meinetwegen,“ brach der Graf jetzt zornig aus, „ich wollte nur, der Junker hätte sie mitgenommen, aber weit!“

„Das mag wohl noch kommen,“ bemerkte der Ritter, „wenn sie in dieser finsteren Nacht nicht Beide die Hälse brechen!“

„Immerzu!“ murrte der wenig zärtliche Bruder, der sich durch das in jenen Zeiten allerdings doppelt auffällige Gebahren der stolzen Schwester in mehr als einer Hinsicht verletzt und gekränkt auch in seiner Manneswürde fühlte.

„Halt! wer geht da?“ rief er wieder.

„Ich bin es, Conrad, halt mich nicht auf!“ antwortete eine milde klare Stimme.

„Du, meine liebe Gerberge,“ rief der Graf verwundert und der Schwester die Hand reichend, „so spät noch im Hof?“

„Die alte Wasmuthe,“ erwiderte Gerberge, „fühlt ihr letztes Stündlein nahe, sie will mich gern noch ein Mal sehen, und der Oheim schläft, halt mich drum nicht auf, die alte gute Frau verlangt sehr nach mir!“

„Kommt, Herr Burkhardt, laßt uns dieses fromme Kind begleiten auf seinem Gange!“

„Das ist lieb von Dir, Conrad,“ entgegnete die Jungfer, den Arm des Bruders fassend, „und von Euch auch, Herr Burkhardt, seid schön bedankt dafür, denn ich gehe nicht gern allein über den großen Hof in der Nacht!“

„Als wenn nicht Leute genug da wären, Dich zu begleiten!“ rief der Graf im Weitergehen.

„Sei nicht böse, Conrad,“ bat Gerberge schmeichelnd, „die Leute hatten alle gehört, daß Schwester Segeband ihr Roß befohlen hatte, Du weißt, die armen Leute kommen ihr nicht gern in den Weg, wenn sie zu Pferd ist, absonderlich in der Nacht!“

Sie gingen quer über den großen Hof, um die Pforte zu einem Nebenhof zu erreichen, wo ein Theil der Schloßleute seine Wohnung hatte; da stieß der Fuß des Ritters Burkhardt an einen harten Gegenstand, der bei der Berührung laut klirrte, der Ritter bückte sich und hob ein Schwert auf.

„Es ist das Schwert des Junkers Conzelmann!“ sagte der Vogt des Oesterreichers, „ich fühl es an der Form, die Gurtketten sind beide gesprungen und zerrissen, die Stücke hängen noch daran!“

„Ach Gott, stehe uns bei in Deiner Gnade!" betete Fräulein Gerberge erschrocken und stand still.

„Was ficht Euch an, Fräulein?" fragte der Ritter verwundert, „ist's ein großes Unglück, wenn eine Gurtkette zerreißt?"

„Laßt sie, Herr Burkhardt," versetzte Graf Conrad düster und hastig, „kommt weiter, kommt!"

Der Graf schritt eilig vorwärts, er ließ seine Schwester in den Nebenhof treten, öffnete ihr die Thür zu dem Hause, in welchem die Sterbende lag, und sagte dann: „Behüt Dich Gott, liebe Schwester Gerberge, gute Nacht, ich werde Dir den alten Wirich schicken, daß er Dich zurückführt, gute Nacht!"

Ritter Burkhardt bemerkte wohl, daß das Fräulein die Hände betend gefaltet hielt, und er war kaum mit dem Grafen allein im Hof, als er hastig fragte: „Was hatte das Fräulein, Graf Conrad?"

„Seid Ihr so oft eingeritten im Schelklinger Schloß, Herr Burkhardt," antwortete der Graf ernst, indem er rascher dahinschritt, „und kennt nicht den Spruch vom verlornen Schwert?"

„Ich weiß nichts!" erwiederte der Vogt dem Grafen folgend.

„So wißt denn," sagte der Graf, indem er stehen blieb und die Fackelträger erwartete, die ihm entgegen kamen, „die Leute sprechen:

Wer sein Schwert verliert im Schelklinger Plan,
Muß ohne Kopf durch Schwaben gah'n!
Dieweil kein Schwert in seiner Hand,
Wenn feindlich ihm eins zugewandt.

Denkt an mich, Herr Burkhardt," schloß der Graf seine Rede, „das bedeutet dem Junker Conzelmann ein schweres Unglück, noch hat kein Mann ungestraft sein Schwert auf dem Schelklinger Burg-Plan verloren; die Alten unter unsern Leuten erzählen seltsame Geschichten davon! Jetzt behaltet das Schwert an Euch, und legt's verstohlen zu den alten Waffen in der Kammer, damit der Junker wenigstens nicht erfährt, wo er seine Wehr verloren, denn wenn's die Knechte sehen, so wird er's bald genug erfahren, wo Ihr's gefunden habt, und den schlimmen Spruch dazu, falls er den etwa noch nicht kennen sollte. Ihr aber, Herr Burkhardt, könnt von Glück sagen, denn der Spruch heißt weiter:

Wer ein Schwert erfand im Schelklinger Plan,
Mag unbewehrt durch Schwaben gah'n,
Dieweil ein Schwert in seiner Hand,
Wenn feindlich ihm eins zugewandt!"

Die beiden Herren traten in die Waffenhalle, die sich unter der Wölbung des innern Thorthurms befand, und es gelang dem Ritter Burkhardt, das Schwert des Junkers Conzelmann hinter einer alten Rüstung, unbemerkt von den vorleuchtenden Knechten, zu verbergen.

Der Verzicht auf Neuenburg.

Am 26. Mai dieses Jahres wurde zu Paris von den Bevollmächtigten Frankreichs, Oesterreichs, Großbritanniens, Preußens, Rußlands und der Schweiz ein Vertrag unterzeichnet, welcher, wie der französische „Moniteur" sagt, „die Neuenburger Angelegenheit endgültig regelt, und zwar einerseits durch die Verzichtleistung Seiner Majestät des Königs von Preußen auf die Souverainetäts-Rechte, welche ihm vertragsmäßig auf dieses Fürstenthum zustanden, andererseits mittelst der von dem Schweizerbunde eingegangenen Verpflichtungen, welche der Art sind, daß sie der hohen Sorgfalt des Königs Friedrich Wilhelm für die Neuenburger entsprechen." — Eine denkwürdige Erbschaft des Hauses Hohenzollern ist damit aufgegeben, ein theueres Stück aus der oranischen Habe, aber es ist außerdem — und dies ist uns das Wichtigere — wieder einmal die Revolution als erste Macht der Zeit, als souverainer Herr, mit dem die Legitimen unterhandeln, anerkannt worden.

Die oberflächliche Betrachtung begnügt sich allerdings damit, darauf hinzuweisen, daß die Existenz eines Fürstenthum-Cantons an der Seite von zwanzig Republiken-Cantons ein Unding gewesen, daß eine Austragung solch unnatürlichen Verhältnisses nothwendig geworden sei, daß Neuenburg endlich für Preußen nichts bedeutet und uns nur Geld gekostet habe. Wir nicht also. Wir fragen, warum das oranische Fürstenthum am Jura hundert Jahre hindurch ganz wohl unter den republikanischen Cantons bestehen konnte, warum aber diese Existenzmöglichkeit von *dem* Augenblicke an in der Schweiz bestritten wurde, wo die alte Freiheit der Eidgenossen, ob aristokratisch, ob demokratisch geprägt, von den Wahlcomitien und Majoritäten und Demagogien der Revolution verdrängt wurde?

Die alte Freiheit hatte die Mannigfaltigkeit der Eidgenossen und ihrer politischen Verfassungen wohl gelitten, sie duldete neben der Bauernrepublik die patricische Republik und auch das Fürstenthum, aber die Revolution verlangte die Gleichheit und die Einförmigkeit, und wie sie die *verschiedenen* schweizerischen Staaten nur als *eine* Masse einzelner gleich berechtigter Menschen betrachtete, die durch kein Gestern und keine Geschichte verschieden bestimmt sind, so sieht sie in der ganzen Schweiz auch nichts Weiteres als ein zufällig *so* großes und zufällig nicht größeres Stück der Welt und der Menschheit, das dieselben Aufgaben und Ziele hat, wie irgend ein zweites und drittes Land.

Die öffentliche Gewalt, die heut in der Schweiz herrscht, ist diesem Standpunkte verfallen, sie gehört der Revolution mit Leib und Seele an, und jede Ahnung von der Bedeutung, welche die Verschiedenheit der Einzelverfassungen für die Schweiz hatte, und jede Ahnung von der Bedeutung, welche die Schweiz für Europa hatte, ist ihr entschwunden.

Die Enkel jenes alten Kanzlers von Montmollin, von dem der selige Favarger mit Recht sagte, „ihm habe nur der Schauplatz gefehlt, auf dem große Männer sich bewähren können", sind todt oder sie sind zum Schweigen verurtheilt, und seine Weisheit, welche sich beim Aussterben des Hauses Longueville zuerst an Wilhelm von Oranien, den ersten Protector der bürgerlichen und religiösen Freiheit, der evangelischen Welt, wandte und ihm das Fürstenthum antrug, dann aber, da er zu früh starb, an den zweiten Schirmherrn derselben großen Sache, an den Kurfürsten-König von Preußen, diese Weisheit ist zum Spott der Klugen geworden.

Diese Klugen halten die Schweiz heut und gerade in Folge der „Einverleibung" Neuenburgs für consolidirter denn je, ihr Traum von einem ewig neutralen Untergrunde der politischen Fluth, in dem das verfolgte und erschreckte Gethier allem Sturme der Wellen entzogen wird, ist nun vollständig in Erfüllung gegangen, aber wir werden es erleben, daß sie bestürzt in einem gewaltigen Ruin die Folgen dieser Consolidation erblicken. Denn wie lange noch werden die inneren Zerwürfnisse, die Bürgerkämpfe in der Schweiz dauern, ohne daß fremde Einmischung trotz aller entgegenstehenden Verträge thunlich, vielleicht nothwendig wird? Wo ist dann aber noch ein Großstaat, der an den Schicksalen der Schweiz ein besonderes Interesse nimmt, nachdem der vielberühmte alte „brandenburgische Eidgenosse" geschieden ist?

Doch bescheiden wir uns mit der Gegenwart. Wie der Vertrag bemerkt, behält Se. Maj. unser König und Herr den Titel eines Fürsten von Neuenburg. Uns scheint dies nicht ganz unwichtig, und es freut uns, auf eine ähnliche Anschauung auch in der Ferne zu stoßen. Wir lesen nämlich in der Elberfelder Zeitung einen Brief aus London, der, wenn wir nicht irren, von einem englischen Publicisten, dem Abkömmling eines bekannten englischen Staatsmannes, herrührt und dem hier Platz zu geben wir uns gedrungen fühlen. Dieser Mann schreibt:

„Die Neuenburger Frage erscheint mir in einem ganz andern Lichte, als den meisten Publicisten in unserm heutigen England.

„Meine Ansicht darüber hat ihren Grund theils in dem Interesse, das ich an der Aufrechthaltung der protestantischen Grundsätze nehme, und theils in dem Mißtrauen, das das lauernde und merkwürdig thätige Bestreben des päpstlichen Stuhls und des katholischen Clerus in den letzten Jahren für die Ausbreitung ihres Einflusses und die Wiederbelebung ihrer Ansprüche auf eine allgemeine Einwirkung auf die Regierung anderer Staaten mir eingeflößt hat. Ich kann nicht sagen, daß ich im mindesten die Bewunderung für das Volk in Neuschatel habe, weil es die Gelegenheit der Revolutionen im Jahr 1848 benutzt hat, das milde Joch des Königs von Preußen von sich abzuschütteln, die wir Alle für Wilhelm Tell und seine Anhänger haben, weil sie ihr Vaterland von der Tyrannei des Hauses Oesterreich befreiten. Der König von Preußen scheint die Neuenburger wie ein Vater beherrscht und mehr Geld ausgegeben zu haben, um die Lage ihres Landes zu verbessern, als er Einkünfte von

dem Lande bezog, so wie er Alles gethan hat, um ihnen seine Achtung zu beweisen, und deshalb hat es für mich etwas Undankbares und Widriges, daß sie die Gelegenheit der politischen Verhältnisse in Berlin 1848 benutzten, um sich ganz unabhängig zu machen. Es war darin wenig Muth und hoher Geist, und das Verfahren der helvetischen Republik, die ihre Arme öffnete, um sie aufzunehmen, hat ganz den Anschein der Annahme gestohlner Güter, womit es eine trügerische Aehnlichkeit haben mag. Dennoch tadle ich das Neuenburger Volk nicht gänzlich, daß es sich einer plötzlichen Gelegenheit bediente, um seine vollkommene Freiheit zu erlangen, eben so wenig, wie ich den Vogel tadeln würde, der fortfliegt, wenn er die Thüre seines Käfigs offen findet, wenn er auch noch so gütig behandelt worden ist. Jeder rechtschaffene Mann muß indessen anerkennen, daß in dem Verfahren desselben Unredlichkeit und Undankbarkeit sich bemerkbar machen, während Freiheit und Rechtschaffenheit zusammen Hand in Hand gehen sollten. Es ist in der That einer der wichtigsten Wünsche weiser Männer, daß ein Volk frei sein möge, damit es mit Sicherheit rechtschaffen sein kann. Ich fürchte, wir dürfen für die helvetische Republik den Segen und Beistand der göttlichen Vorsehung nicht erwarten, wenn sie diese Maxime vergißt, und als ich las, wie ein Publicist geschrieben hatte, daß es für die Republik ein Ehrenpunkt gewesen sei, dem Neuenburger Volke beizustehen, so konnte ich diese Worte in Folge dessen, was mir an dem ursprünglichen Verfahren nicht als besonders ehrenvoll erscheint, nur cum grano salis annehmen.

Nach meiner Ansicht aber hat die helvetische Republik jetzt einen sehr gefährlichen Stand, und zwar wegen des Unterschieds, welcher hinsichtlich der religiösen Grundsätze zwischen den Cantons selbst besteht, und wegen ihrer Lage zwischen den beiden großen katholischen Ländern — Frankreich und Oesterreich. Ich habe oft auf die Erhaltung der Republik für so lange Jahre wie auf ein Wunder geblickt, für welches der Schweizerbund der göttlichen Vorsehung dankbar sein sollte, und ich befürchte, daß bei dem vorangeschrittenen Zustande der Militairwissenschaften und dem vermehrten Reichthum und Macht in Frankreich und Oesterreich, die Schweiz weit größre Gefahr läuft als früher, von einer dieser beiden Mächte verschlungen zu werden, wenn sich irgend ein plausibler Grund darbietet, um mit ihr einen Streit zu beginnen. Sollte dieser Tag einst kommen, was Gott verhüten möge, dann werden die Schweizer Ursache zu beklagen haben, daß sie durch einen übereilten und kaum zu rechtfertigenden Aufstand ihre politischen Beziehungen zu dem protestantischen Throne in Preußen abgebrochen, den Schutz desselben verabschiedet und die Zuneigung desselben sich entfremdet haben.

Das ist der politische Gesichtspunkt, von dem ich die Frage anblicke, und wenn ich es wagen dürfte, Ihrem Hofe und dem Neuenburger Volke bei den Verhandlungen, die jetzt (— der Brief ist am 13. Mai geschrieben —) in Paris, das nach meiner Ansicht schon mehrmals der Sitz der Treulosigkeit gewesen ist, geführt werden, einen Rath zu ertheilen, so werden sie wohl daran thun, auf einen Fall, der mir als möglich erscheint, ihr Auge zu richten. Der König von Preußen sollte den Titel als Fürst Protector von Neufchatel beibehalten, und in den Vertrag sollte eine Clausel aufgenommen werden, daß, wenn zu irgend einer Zeit die helvetische Republik sich auflösen oder die politische Verwaltung so verändert werden sollte, um die Vereinigung mit ihr dem Neuenburger Volke nicht länger wünschenswerth erscheinen zu lassen, dasselbe auf den

erklärten Wunsch des Volkes unter den Schutz des preußischen Souverains zurückkehren dürfte.

In dieser Art könnte die Schweiz sich ferner den Schutz Preußens sichern und Europa zugleich gegen die Gefahr schützen, welche die Schweiz durch ihr Verfahren in der letzten Zeit sich für die Zukunft bereitet hat."

Wir meinen, daß die in diesem Briefe ausgesprochenen Gedanken äußerst beachtungswerth sind, und daß ihr Verfasser einen tiefen Blick in den Zusammenhang der europäischen Politik geworfen hat.

Auf die Lage der letzteren werden wir in den nächsten Heften mit der Entschiedenheit zurückkommen, welche Verhältnisse verlangen, die in ihrer weiteren Entwickelung auch unserm Vaterlande mit großen Gefahren drohen.

Zur Geschichte der mecklenburgischen Landstände.

Die mecklenburgischen Verhältnisse dürfen nicht aus altem deutschen Rechte hergeleitet werden. In Mecklenburg hat sich seit sechshundert Jahren bis heute Alles eigenthümlich und anders gestaltet, als in anderen deutschen Ländern, und in Mecklenburg ist folgerecht immer an dem Grundsatze festgehalten, mecklenburgisches Recht aus mecklenburgischer Geschichte zu erläutern. Die Verfassung Mecklenburgs hat keine Fragen plötzlicher Umgestaltung oder durchgreifender Aenderungen aufzuweisen, an stetigem Fortgange friedlicher Entwickelung verknüpfen sich hier Vergangenheit und Gegenwart. Die dem deutschen Reiche eben so oft Gefahr drohende als von dort her bedrohte Unabhängigkeit hat das mecklenburgische Fürstenhaus, unter den Dynastengeschlechtern Deutschlands das älteste, und seit dem Aussterben der schlesischen Piasten, dem Erlöschen der pommerschen Herzogsfamilie, das einzige slavischer Herkunft, mit rühmlichster Ausdauer vertheidigt. Darum konnte auch Deutschland an dieser Stelle die alte landständische Verfassung allein noch eben so unberührt durch fremdartige Einflüsse von Außen, wie durch die veränderten Zustände und Bedürfnisse sich bis auf die Gegenwart erhalten.

Eine solche Verfassung ist nun allerdings wohl geeignet, den allgemeinen Fortgang deutscher Territorial-Entwickelung in eigenthümlicher Ausprägung zur Anschauung zu bringen. Professor Karl Hegel hat „wie zum Abschiedsgruß für fünfzehnjährigen Aufenthalt in Rostock" (er ist als Professor der Geschichte nach Erlangen abgegangen) dieses Studium ermöglicht durch die kürzlich veröffentlichte

Geschichte der mecklenburgischen Landstände bis zum Jahre 1555 mit einem Urkunden-Anhang von Dr. Karl **Hegel**. Rostock. Stiller'sche Hofbuchhandlung. 1856. gr. 8. S. VIII u. 215.

Der Verfasser geht von der Ansicht des gleichzeitigen Ursprungs

der Landstände und der Landeshoheit in den deutschen Territorien aus und weist an der Geschichte der mecklenburgischen Landstände überzeugend nach, wie die Ausbildung der landständischen Verfassung mit der Landeshoheit im engsten Zusammenhange erfolgt ist. (S. 4 und S. 9 ff.) In den erst germanisirten slavischen Ländern (1160) nahm die frühere unumschränkte fürstliche Herrschaft mit Einführung der deutschen Stände gleichfalls den veränderten Charakter einer deutschen Landeshoheit an. (S. 13 ff.) Die Rechte dieser Stände aber lassen sich hier um so deutlicher erkennen, als solche bei der Colonisation schon gleichsam fertig mit herübergenommen und in der Form von Privilegien genauer bestimmt wurden. (S. 23 ff.) Eben so wie der Ursprung stand weiterhin auch die Ausbildung der landständischen Verfassung mit der der Landeshoheit im engsten Zusammenhang. Durch die gemeinsame Landesherrschaft wurden die Stände, gleichwie zuerst in den einzelnen Landestheilen, so nachher im Ganzen zu dem Inbegriff gemeiner Stände und einer gemeinen Landschaft zusammengefaßt. Die Union der Stände selbst war nicht der Grund, sondern die Folge dieser äußeren Vereinigung, als ein Vertheidigungsmittel gegen die steigenden Ansprüche der Landeshoheit. (S. 56, S. 60, S. 72.) Zum ersten Male waren 1437 die Stände der gesammten mecklenburgischen Lande als Einheit zusammengefaßt. (S. 86.) Doch bezeichnet diese Vereinigung von Räthen oder Vertretern der gesammten mecklenburgischen Lande noch nicht die regelmäßige und gewöhnliche Art landständischer Mitwirkung in Landes-Angelegenheiten, und es gab noch keine vereinigte Landschaft für ganz Mecklenburg, sondern die Territorien beider herzoglich mecklenburgischen Linien erscheinen bis dahin immer noch als eine bloß äußerliche Zusammenfügung von Ländern und Voigteien ohne anderen Zusammenhang als den der gemeinsamen fürstlichen Herrschaft, und außer im vormagen Fürstenthume Wenden bestand ein größerer landschaftlicher Verband allein im Lande Stargard, welches zusammen mit den Voigteien Röbel und Sternberg das herrschaftliche Gebiet der mecklenburg-stargardschen Linie bildete. (S. 81.)

Wie auf der einen Seite die Landesfürsten sich durch ihre finanzielle Lage zu fortgesetzten Veräußerungen landesherrlicher und grundherrlicher Rechte gedrängt fanden, so mehrten sich dagegen in demselben Verhältniß die Privilegien und das Ansehen der Stände. Es ist offenbar, daß, wenn alle solche Veräußerungen für immer bei Bestand geblieben wären, die Aufrichtung der Landeshoheit und die Herstellung einer wirklichen Landesregierung völlig unmöglich gewesen wäre. (S. 99.)

Es war nun aber die Zeit gekommen, wo die Herzoge theils die veräußerten Hoheitsrechte zurückforderten, theils den besonderen Privilegien gegenüber die neuen Ansprüche fürstlicher Landesherrschaft geltend machten.

Die Nachfolger des Herzogs Heinrich (starb 1477) richteten, um

ihre Zahlungsverbindlichkeiten zu erfüllen, eine allgemeine Bedeforderung an ihre verschiedenen Lande, trafen aber bei den Seestädten Wismar und Rostock, deren Selbstgefühl durch das erneuerte Bündniß mit den andern Hansestädten verstärkt war, den lebhaftesten Widerstand. Hierüber kam es noch einmal zum Vergleich. Als aber bei dem neuen Streit über die Errichtung des Domstiftes zu Rostock jede friedliche Vermittelung sich als vergeblich zeigte, war Herzog Magnus entschlossen, Gewalt gegen die trotzige Bürgerschaft zu gebrauchen. Er wandte sich zuerst an die Vasallen, sie zum schuldigen Lehndienst und Waffenbeistand auffordernd. Von beiden Herzogen, Magnus und Balthasar, wurden die Mannen aus allen drei Landen, Mecklenburg, Wenden und Stargard, zur Tagfahrt nach Sternberg (1485, 4. Februar) einberufen. Die anwesenden Mannen zeigten in der Mehrzahl wenig Neigung zum Krieg, verwiesen statt dessen die Herzoge auf den Wortlaut des wendischen Städtebundes, wonach jede Stadt sich verpflichtet habe, nach dem Ausspruch der anderen zu Recht zu stehen, wiewohl einige von ihnen es für schimpflich hielten, daß die Herzoge sich von den Stadtbürgern sollten Recht sprechen lassen. Unwillig ritt Herzog Magnus von dannen: er hatte die Erfahrung gemacht, daß der Landesherr auch den Lehndienst der Vasallen nur von deren gutem Willen erhalten könne. Mit geworbenen Truppen und mit auswärtiger Hülfe mußte er die aufrührerische Stadt bekämpfen — sie wurde zur Unterwerfung gebracht. Hier liegt der Wendepunkt und der Uebergang zu einem neuen Verständniß zwischen Fürst und Ständen in Mecklenburg. Es bedurfte eines so kräftigen Regenten, wie Herzog Magnus war, um den ersten Versuch zur Begründung der landesherrlichen Gewalt gegen die mächtige Handelsstadt, welche für sich allein 2000 Mann zu Fuß und 200 zu Pferde geworbene Truppen gegen ihn in's Feld stellen konnte, glücklich durchzuführen. Darin, daß dieser Versuch gelang, lag eine wichtige und weit greifende Entscheidung. (S. 108.)

Als die Herzoge im Jahre 1492 von der Stadt Rostock die Abstellung der willkürlich eingeführten Accise verlangten, bezogen sie sich auf einen deshalb mit den geistlichen und weltlichen Räthen der drei Lande gefaßten Beschluß. Aus den urkundlichen Zeugnissen ist ersichtlich, daß unter den Räthen von Prälaten, Mannen und Städten die von den Herzogen zu Rath gezogenen Stände, theils im engeren Sinne von wenigen zu dem besonderen Zweck verordneten Personen, theils im weiteren von den Rath gebenden Ständen überhaupt zu verstehen sind. Diese von den Fürsten in Landes-Angelegenheiten zu Rath gezogenen und als Räthe bezeichneten Personen übten eine Art ständischer Vertretung aus, ehe es gewöhnlich war, die gesammten Stände des Landes einzuberufen. In den Streitigkeiten der Herzoge mit der Stadt Rostock traten sie als Vermittler ein. In Streitsachen zwischen den Fürsten mit den einzelnen Ständen waren

verordnete Räthe von Prälaten, Mannen und Städten erkorene Schiedsrichter, bei Uneinigkeiten der Fürsten unter einander vermittelten sie. (S. 102 — 105.)

Nach der Vereinigung Mecklenburgs unter der Gemeinschaftsregierung der Herzoge Magnus und Balthasar fand also eine landständische Mitwirkung durch mehr oder weniger Rathgeber aus den drei Landen statt, welche in Vertretung der übrigen Stände einberufen wurden, in den Streitigkeiten der Herzoge unter einander, oder mit einzelnen Ständen vermittelten, auf Rechtstagen richterliche Entscheidungen abgaben, kurz in verschiedener Weise für das Land handelten und Beschlüsse faßten. Gewiß reichte jedoch die Autorität und Wirkung dieser Vertretung nicht weiter, als die übrigen Stände keine Veranlassung fanden, Einsprache dagegen zu thun. So oft es sich aber um eine allgemeine Leistung aller Unterthanen handelte, konnte die Zustimmung weniger ständischer Räthe unmöglich allgemein verbindliche Kraft haben. Wenn also eine Steuer oder eine Kriegshülfe begehrt wurde, mußten die Landesherren sich jedesmal zuvor der Zustimmung der Mehrzahl der Landstände versichern, wogegen sodann der Widerspruch Einzelner nicht leicht mehr etwas vermochte. Ferner machte sich unter der gemeinsamen Herrschaft der Herzoge über die nur erst kürzlich zusammengebrachten Landestheile das Bedürfniß einer allgemeinen Landesordnung und umfassenden Gesetzgebung geltend: damit solche allgemein verbindliche Kraft erhielt, konnte die Einwilligung der Stände um so weniger entbehrt werden, als die Ausführung größtentheils in ihren Händen lag. Endlich mehrten sich seit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Anforderungen von Reichswegen. Um die Kosten für die Beschickung der Reichstage, so wie die dort beschlossenen Reichshülfen aufzubringen, mußten sich die Landesherren an ihre Stände wenden, von deren Einwilligung und Mitwirkung auch die Ausführung der Reichsverordnungen mehr oder weniger abhängig war.

In diesen Momenten erkennt Hegel (S. 107) vorzugsweise die Veranlassungen zur Einberufung der Stände, sowohl in den einzelnen Landestheilen, als in dem vereinigten Mecklenburg, und den Grund der häufigeren Wiederkehr der Landtage seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts.

Wenngleich nun in allen Landesangelegenheiten, welche nicht bloß mit Zuziehung von Räthen aus den Ständen zu erledigen waren, die Herzoge sich an die Gesammtheit der Stände wenden mußten, so war das doch nicht sogleich nach der Vereinigung der mecklenburgischen Lande gewöhnlich, gemeinsame Landtage zu halten, sondern man folgte noch einige Zeit hindurch der früheren Gewohnheit, die Stände eines jeden Landestheils für sich zu versammeln, so oft es sich um eine Angelegenheit handelte, bei welcher die Zustimmung der Meisten erforderlich schien. In den Urkunden dieser Zeit ist zwar von den durch die Stände be-

willigten Beden die Rede, aber keine Nachricht von einem zu solchem Zwecke veranstalteten allgemeinen Landtage enthalten. (S. 112.)

Der Ausdruck „gemeine Stände“, welcher seit der Polizei-Ordnung vom Jahre 1517 öfter begegnet, so wie der entsprechende „gemeiner Landtag“, beweisen, daß die Stände nun schon als politische Einheit und als Gesammtvertretung aller Unterthanen des Fürstenthums betrachtet werden. Als „gemeine Stände“ finden sich regelmäßig Prälaten, Mannen und Städte zusammen genannt. Erst seit dem 15. Jahrhundert waren die Prälaten als besonderer Stand erwähnt; doch sind sie wohl nicht erst damals als politisch berechtigte Stände betrachtet worden; man faßte sie, wie es scheint, früher mit den Mannen zusammen, worauf der vorkommende Ausdruck „Mannen, geistliche und weltliche“ deutet; oder sie sind in der allgemeinen Bezeichnung „geistliche und weltliche Einwohner“ mit inbegriffen. Mit den Rittern hatten sie das ehrende Prädicat von „Herren“ gemein. Doch eine regelmäßige Mitwirkung in landständischen Angelegenheiten scheinen sie erst in den letzten Decennien des 15. Jahrhunderts erlangt zu haben, wo wir sie als besondern Stand unter den Räthen aufgeführt finden.

Unter den Mannen sind sämmtliche Vasallen oder rittermäßige Lehnbesitzer verstanden. Bisweilen finden sich unter ihnen diejenigen, welche persönlich mit der Ritterwürde bekleidet waren, als Ritter oder Herren besonders hervorgehoben; doch kommt der Ausdruck „Ritterschaft“ schon im 15. Jahrhundert als gleichbedeutend mit Mannschaft vor. Die Zahl der wirklichen Ritter war damals, noch mehr zu Anfang des 16. Jahrhunderts sehr gering, und es wurde daher die Benennung Ritterschaft auf den Stand der rittermäßigen Vasallen oder Mannen im Ganzen ausgedehnt. (S. 117.) Eben so werden die Mannen seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts nicht selten als Adel bezeichnet, Adel und Ritterschaft als völlig gleichbedeutend gebraucht; und weil die Ritterschaft oder die Mannen den weit überwiegenden und einflußreichsten Theil der Stände oder der gemeinen Landschaft ausmachte, so heißt sie auch vorzugsweise die „Landschaft vom Adel“.

Die Städte wurden in den landständischen Versammlungen durch die abgeordneten Bürgermeister oder Rathmänner vertreten. Als die bedeutendsten gingen allen übrigen die beiden Seestädte Rostock und Wismar voran, welche schon vor Alters neben den Vasallen von den Fürsten zu Rath gezogen wurden. Außer diesen erscheinen noch in Vertretung der Landstädte vorzugsweise diejenigen Städte, welche auch späterhin als die wichtigeren den Vorrang als Vorderstädte in den drei Kreisen behaupten: Güstrow (Land Wenden), Parchim (Land Mecklenburg), Neu-Brandenburg (Land Stargard); bisweilen auch Schwerin, Malchin und andere. (S. 118.)

Am 1. August 1523 schlossen die gemeinen Stände der Fürstenthümer und Lande Mecklenburg, Wenden und Stargard „Gott zu

Lobe und den Fürsten so wie Land und Leuten zu Ehren, Nutz und Wohlfahrt" eine „löbliche Vereinigung," zur Aufrechthaltung ihrer Privilegien, mit Zusicherung gegenseitigen Beistandes im Falle einer Verletzung und mit Niedersetzung eines Ausschusses von Prälaten, Mannschaft und Städten zu demselben Zweck. Die Privilegien sollten aufrecht erhalten werden gegen Jedermann, also auch die Landesherren. Die Schließung dieses landständischen Bündnisses stand mit der vom Herzog Albrecht betriebenen Landestheilung im nahen Zusammenhang. Herzog Albrecht gab sich nämlich mit dem von ihm selbst unter Vermittelung der Stände im Jahre 1520 genehmigten Theilungsvertrag, welcher sich im Wesentlichen nur auf die fürstlichen Schlösser und Einkünfte bezog, Prälaten, Ritterschaft und 12 Städte der gemeinschaftlichen Regierung überwies, nicht zufrieden, bestritt nicht nur bei dem Reichsgericht die Gültigkeit desselben, sondern ging auch mit der That voran und erließ einseitige Landtagsausschreiben an die Stände, um für sich allein mit ihnen zu verhandeln und zu beschließen. Er beschied die Stände auf den 8. Juni 1523 nach der Brücke zu Sagsdorf (der gewöhnlichen Stätte der Landtage), sein Bruder, Herzog Heinrich, richtete eine Abmahnung an die Stände. Die Union der Stände wurde am 1. August 1523 zu Rostock unterzeichnet: sie war auf der vorausgegangenen Tagfahrt zu Sternberg von den gemeinen Ständen beschlossen worden, welche durch Herzog Albrecht's einseitiges Vorgehen veranlaßt wurde. Die Stände wollten durch Schließung ihrer Union der Zwietracht der herzoglichen Brüder ihre Einigkeit entgegensetzen, womit sie die Erhaltung des inneren Friedens sowohl als ihrer Privilegien bezweckten. Gegen die Landestheilung selbst konnte die Union nicht gerichtet sein, weil zu dieser die Fürsten ohne Zweifel auch nach dem Eingeständniß der Landstände selbst befugt waren. In dem Widerspruche gegen das einseitige und willkürliche Vorgehen des Herzogs Albrecht waren die Stände somit in ihrem vollkommenen Rechte, weil nach Inhalt des von ihnen in Gemeinschaft mit dem Herzoge von Pommern vermittelten Neubrandenburger Vertrages von 1520 sie beiden Herzogen mit gleichen Pflichten verwandt waren und ihnen auch in Fällen des Streits zwischen beiden Herzogen das Recht des Austrags zuerkannt war: sie wahrten also das bestehende Recht der Verträge und sicherten ihre Privilegien durch ihre Vereinigung, welche vermittelst des Bündnisses auf die Dauer befestigt sein sollte. (S. 125.) Die Landestheilung kam damals wirklich nicht zu Stande, statt ihrer erfolgte vielmehr im Jahre 1534 ein neuer Gemeinschaftsvertrag, bei welchem es auch trotz aller späteren Versuche Herzogs Albrechts und auch von ihm erwirkten kaiserlichen Mandate am Ende geblieben ist. Für die Ausbildung der landständischen Verfassung bezeichnet die Union den Abschluß ihrer ganzen bisherigen Entwickelung und zugleich den Ausgangspunkt der künftigen. (S. 126).

In dem Revers von 1555 wurden den Ständen, d. h. Mannen und Städten im Allgemeinen, ihre hergebrachten Privilegien und Freiheiten mit Erhaltung bei der wahren Religion der augsburgischen Confession zugesichert: insbesondere aber das Steuerbewilligungsrecht auch für gewöhnliche Hülfen und Landbeden, „die sie anders nicht, denn auf die vorhergehende freie und gutwillige Bewilligung zu leisten schuldig seien", und hierin war ohne Zweifel das Fundamental-Recht der Landschaft so wie das fortdauernde Triebwerk der landständischen Verfassung enthalten. Alles Uebrige — die Mitwirkung der Stände bei der Gesetzgebung, bei Ausübung der Rechtspflege, bei Verwaltung und Verwendung der Steuern, bei Ausführung der Kirchenordnung und der Polizei-Gesetze — verstand sich von selbst aus der obrigkeitlichen Stellung, welche die Stände gegenüber ihren Untersassen einnahmen, die ihnen die Handhabung der öffentlichen Ordnung mit übertrug.

Mit dem Jahre 1555 schließt Hegel's Darstellung, weil mit diesem Zeitpunkte die Grundformen der landständischen Verfassung in Mecklenburg festgestellt erscheinen.

An interessanten Einzelheiten heben wir noch hervor, daß bereits im Jahre 1218 eine deutsche Gemeinde-Verfassung vorhanden war (S. 17.), die Bemerkungen (S. 41.) über den Erwerb von Lehngütern durch Städter, die Ausführungen (S. 45 ff.) über die früheren erblichen Besitzrechte der Bauern, über die speciellere Ausbildung der landständischen Verfassung im XIII. Jahrhundert (S. 62 ff.) und über die Steuerbewilligungen im XV. Jahrhundert (S. 107.)

Das Buch ist mit großem Fleiße gearbeitet, das Material in übersichtlicher Kürze zusammengestellt, und namentlich für die Periode von 1482—1555 durch des Verfassers eigene Forschungen im Schweriner und Rostocker Archive wesentlich bereichert. Im Anfange werden 52 bisher ungedruckte Urkunden von vielseitigem Interesse mitgetheilt.

Da der Begründer und größte neuere Kenner der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte C. Fr. Eichhorn aussprach, daß das eigenthümliche Wesen der älteren landständischen Verfassung nur aus dem Studium der einzelnen Territorial-Verfassungen richtig erkannt werden könne, so darf Hegel's Geschichte der mecklenburgischen Landstände nicht blos als ein werthvoller Beitrag für die specielle Geschichte dieses Landes, sondern auch als eine dankenswerthe Förderung der allgemeinen deutschen Rechts-Studien begrüßt werden.

Wolfgang Menzel's neueste Geschichte.
1816—1856.

Keine Waffe ist in den Parteikämpfen erprobter, keine schärfer und treffender, als die, welche der Geschichtsschreiber bereitet. Die lose Reihe der Erscheinungen fügt er zur Einheit zusammen und weist die Zwecke und Ziele nach, welche in den Ereignissen erstrebt und durch sie erreicht wurden. Wo in der Ungunst der Zeiten eine Richtung trotz des Glaubens und der Reinheit ihrer Vertreter unter dem Hasse mächtiger Parteien litt, da kann er der unterdrückten Unschuld nachträglich noch zur Hülfe kommen und das, was die Einen mit Jubel und die Anderen mit Verzweiflung als Niederlage betrachteten, nachträglich als Theil eines Sieges erweisen, und so neue Hoffnungen erwecken und die Bahn neuer Siege den Resignirenden eröffnen. Wir betrachteten neulich einen Schriftsteller, der zu Gunsten des Liberalismus die Geschichte der letzten zehn Jahre zu schreiben unternommen hat und keck und ohne alle Ehrerbietung vor den ersten Forderungen der Historie ein seltsames Gebild von Täuschungen und Lästerungen uns vorgeführt hat; es begegnet uns heut ein diesem Schriftsteller stark widerstrebender Geist, der außerdem in seiner Geschichte Europa's vom Beginn der französischen Revolution bis zum Wiener Congreß und in seiner Geschichte Deutschlands sich bereits als umsichtiger und der Wahrheit und dem Christenthum treu ergebener Forscher bewährt hat. Aber wie groß auch der Unterschied zwischen Robert Prutz und Wolfgang Menzel in allen Stücken ist, in der Kühnheit, an die Darstellung von Ereignissen zu gehen, die noch im Zuge sind, begegnen sich beide. Auch Menzel will uns bis 1856 führen, noch mehrere Jahre weiter, als Prutz es versprochen hat, und schon im October dieses Jahres werden wir mit dem zweiten Bande des Werkes diesen Abschluß vor uns haben. Das Inhaltsverzeichniß des Ganzen liegt bereits vor uns, die letzten Capitel haben folgende Titel: „Die kirchlichen Erhitzungen in Deutschland und Friedrich Wilhelm IV. — Der Sonderbundskrieg und der Mazzinismus in Italien — Ludwig Philipp's Abnutzung — Die Februarrevolution — Die deutsche Revolution — Oesterreichs Gefahr — Radetzky in Italien — Das deutsche Parlament — Der ungarische Krieg — Die preußische Union und Fürst Schwarzenberg — Napoleon III. — Der Krieg gegen Rußland — Die neueste Zeit. —“

Wir sehen im Voraus, daß der gelehrte und muthige Mann, je weiter er in seiner Erzählung an den heutigen Tag heranrücken wird, auch desto einseitiger werden und sich gerechtem Tadel und begründeter Widerlegung desto mehr aussetzen wird. Seine Beurtheilung der russischen Politik während des letzten Krieges und der Beziehungen des preußischen Cabinetes zu derselben ist uns bereits aus früheren Aeuße-

rungen bekannt, sie ist einseitig und von blinden Vorurtheilen dictirt, welche zu sehr die Phraseologie der russischen Diplomatie und zu wenig die realen Machtunterlagen der russischen Politik gewürdigt haben. Bestreiten müssen wir Herrn Menzel außerdem im Allgemeinen seine Berechtigung, seiner gegenwärtigen Darstellung dieser neuesten Ereignisse den Namen einer „Geschichte" zu geben, die geheimen Triebfedern der Dinge sind ihm eben so unbekannt, als ihre nächsten Ziele, und gerade diese Zeit des dunkelen Drängens, deren schwankenden und beengenden Charakter er selber gut genug versteht, zu einer Recapitulation des Geschehenen benutzen wollen, heißt sich über den menschlichen Horizont erheben wollen. Die deutsche Bewegung, welche mit den preußischen Unionsbestrebungen schloß, ist unserm beschränkten Auge heut eine „im Sande verlaufene", um einen vielgebrauchten Ausdruck zu wiederholen; die Ansätze Rußlands zu einer Erweiterung seiner asiatischen Politik liegen, so wichtig ihre Kenntniß zur Beurtheilung der Beziehungen Englands, Frankreichs, Amerika's und Rußlands zu einander ist, noch vollständig im Dunkeln; die Geschicke des türkischen Reiches, so sehr sie berufen sind, die Lage Europa's zu beeinflussen, haben kaum begonnen, sich zu erfüllen; durch die germanische Welt geht eben ein neuer Zug, der eine Reorganisation der Gesellschaft, eine neue Consolidirung des Staates zu betreiben scheint, dessen Bedeutung sich aber noch jedem Urtheile entzieht; kurz, wir sind gerade jetzt mitten in einer Dämmerung, durch welche die seltsamsten Lichter hinfahren, und wer weiß, ob wir es mit einer aufgehenden oder einer untergehenden Sonne zu thun haben! In solcher Zeit blüht das Handwerk des Chronisten und findet sich eine Stelle für den schwermüthigen, kritischen und zweifelnden Annalisten, aber nicht für den bildenden Künstler der Geschichte.

Dabei glauben wir freilich doch gern, daß der Verfasser — wie sein Verleger, Adolph Krabbe zu Stuttgart, uns mittheilt, „redlich bemüht gewesen ist, seinen Lesern in dem Chaos der sich drängenden Ereignisse, der wiederholten und immer wieder mißlungenen Revolutionen, der Thron- und Systemwechsel, der rasch sich drängenden Constellationen unter den Großmächten rc. eine stets klare Orientirung zu gewähren, und in der scheinbar endlosen Verwirrung der europäischen Politik auf den geheimnißvollen Zug des Schicksals hinzuweisen, von welchem nach Lord Clarendon's berühmtem Worte diejenigen sich treiben lassen, welche selber nicht mehr wissen, wohin sie gehen."

In einzelnen Stücken der ersten drei uns jetzt vorliegenden Hefte des Werkes erhebt sich der hochbegabte, von uns ehrlich verehrte Verfasser allerdings zu einer beherrschenden Höhe, wie sie des Geschichtsschreibers würdig ist, und wenn der Ton seines Urtheils dabei oft schneidend wird, so dürfen wir darüber keineswegs unwillig werden, da uns auf jeder Seite ein sittlicher Ernst und eine Ehrlichkeit entgegen-

treten, von denen wir bei R. Prutz und seinem verkappten Lob und Tadel keine Spur fanden.

In solchen einzelnen Partieen seines Werkes, in denen ein historisches Urtheil ihm bereits möglich wird, begrüßen wir wirkliche Bundesgenossen unserer Stellung und Richtung und finden wir manche nachträgliche Ehrenrettung unserer Anschauungen, und manchen ursprünglichen Sieg unserer Gegner in eine Niederlage verwandelt.

Aus dem „zweiten Buche", überschrieben: „Die Reaction in Deutschland", entnehmen wir folgende Stelle, welche dem Oesterreich unter Franz I. und Metternich gilt:

Oesterreich, so unerschöpflich reich an Hülfsquellen, sank mitten im Frieden immer tiefer in Schulden. Man war zu faul und frivol, um die natürlichen Hülfsquellen zu öffnen. Man sperrte sich nicht nur durch ein kostspieliges, peinlich strenges Mauthsystem vom übrigen Deutschland, sondern auch im Innern des österreichischen Kaiserstaates selbst eine Provinz von der andern ab. Man ließ die Donauschifffahrt im Argen und Russen durften sich an den Niederungen des herrlichen Stromes festsetzen. Man ließ den Hafen von Venedig versanden und Engländer mußten mit ihren Dampfschiffen die Verbindung zwischen diesem Hafen und dem von Triest usurpiren. Dagegen borgte das jüdische Haus Rothschild in Frankfurt a. M. dem österreichischen Staate nach einander ungeheure Summen, durch die es das Danaidenfaß in Wien doch niemals ausfüllte, die den Borger immer ärmer, den Verleiher immer reicher machten. Mit diesem Borgen steigerte sich zugleich der Schwindel des Börsenspiels. Es gab aber kluge Politiker, die in der ökonomischen Verschuldung Oesterreichs eine Bürgschaft für den europäischen Frieden und für den Sieg des conservativen Princips sahen, denn dem allmächtigen Juden müsse daran liegen, daß sein Schuldner im Frieden und in geordneten Zuständen bleibe, um zahlen zu können. Dem natürlichen Sinne mußte sich jedoch das Schuldenmachen bei Rothschild als eine colossale Unnatur, als das systematische Aussaugen eines kranken Baumes durch einen überwuchernden Parasiten darstellen und die Herrschaft eines Juden über die christlichen Kaiser und Könige als ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit und ihrer Verkehrtheit. Man pflegt heute noch das Schuldenmachen der Staaten beim Hause Rothschild als etwas anzusehen, was sich von selbst verstehe, aber die Folgezeit wird lehren, in welchem ungeheuren Irrthum man befangen ist. Wenn in einer langen Friedenszeit aller Segen Gottes in Ackerbau, Viehzucht, Bergwerk 2c., alle unermeßliche Arbeit der christlichen Bevölkerung zu nichts anderem führt, als daß die Staatsschulden immer colossaler anschwellen, die Völker immer ärmer werden und der Bankier allein alles Geld zusammenhäuft, so ist das eine Unnatur, über welche man auf die Dauer Niemand mehr wird täuschen können. Wenn die europäische Pentarchie in irgend etwas gefehlt und sich versündigt hat, so ist es in ihrer Protection des Börsenspiels.

Wir stellen dem eine Schilderung der gleichzeitigen Zustände in Preußen gegenüber:

„Im Allgemeinen ging die Tendenz in Preußen fortan dahin, den patriotischen und kriegerischen Geist als unnöthig, ja sogar gefährlich geworden, zu verdrängen durch eine neue Begeisterung für Wissenschaft,

durch den Glanz der Universitäten und Schulen. Dieses löbliche Streben führte aber, gerade weil es zunächst nur als politisches Reactionsmittel diente, zu großer Einseitigkeit und Uebertreibung. Die natürliche Neigung der Nation wurde künstlich abgelenkt durch Sophisten. Schon im Jahre 1818 war der Philosoph Hegel (ein Württemberger) nach Berlin berufen worden, an die Stelle des verstorbenen Fichte, und empfahl sich der damaligen Hofpartei ausnehmend durch die geschickte Art und Weise, mit welcher er der studirenden Jugend ihre „christlich-deutsche“ Begeisterung ausredete. Kaum hat je in der altrömischen Kaiserzeit ein Hofsophist so gut seinen Platz auszufüllen und den Schein philosophischer Unabhängigkeit und Geistesfreiheit mit einer hohen Polizeiaufgabe zu vereinigen gewußt. Hegel brachte den Eingeweihten unter seinen Schülern die Hoffahrt der Selbstvergötterung bei, indem er lehrte, Gott existire nur im Ich des Menschen. In dieser Hoffahrt wandte sich der dafür gewonnene Theil der Jugend mit vornehmer Geringschätzung von den Patrioten und frommgläubigen Seelen ab. Den profanen Haufen aber lehrte Hegel, „alles Wirkliche ist vernünftig“, und wandte das auf die bestehende Staatsgewalt an, womit er der Bureaukratie unendlich schmeichelte und die jugendlichen Schwärmer für deutsche Einheit, für eine glorreiche Vergangenheit und Zukunft als thörichte Phantasten lächerlich machte. Der Hochmuth der Anhänger Hegel's war an sich nicht schlimmer, als er bei all den schwachen und schülerhaften Geistern zu sein pflegt, die sich in ein philosophisches System verrannt haben, er wurde nur insofern gesteigert, als er zugleich auf hohe Gunst von oben und Beförderung im Staate pochen durfte. Neben Hegel wirkte Professor Lachmann in Berlin als Philologe in demselben Geiste einer allein privilegirten Schulpartei. Wie Hegel der christlich-deutschen Jugendbegeisterung das Christenthum eskamotirte, so Lachmann die Deutschheit. Indem er allein die altdeutsche Sprache und Literatur zu verstehen prätendirte und das Studium derselben mit der ängstlichen philologischen Pedanterie wie einen Gamaschendienst trieb, wußte er damit die bei einem großen Theil der Jugend herrschende Liebe zur altdeutschen Vorzeit, zum Heldenalter der Nation abzukühlen, und namentlich auf das damals hochgefeierte Nibelungenlied eine dasselbe herabwürdigende Ansicht zur Geltung zu bringen, indem er es für die von einem Bänkelsänger veranstaltete geistlose Zusammenstoppelung älterer Volkslieder erklärte. Der einflußreichste unter den Gelehrten Berlins, jenen andern allen überlegen, war Alexander von Humboldt, dessen Ruhm als Reisender und Naturforscher sich über den ganzen Umfang der Erde erstreckte, der Liebling des Königs und das eigentliche Haupt der Berliner Akademie, aber auch Mitglied des französischen Instituts, und sofern er selbst lieber französisch als deutsch schrieb, im eminentesten Sinn des Wortes Weltbürger. Sein Ruhm war es vorzugsweise, der Berlin fortan zur „Metropole der Intelligenz“ erhob, in welcher der Glanz und die Ruhmredigkeit des Wissens mehr gelten sollte, als die alte Einfachheit und Tugend des martialischen Preußenthums. Diese Tendenz erstreckte sich sogar auf die tapfre Armee. Es wurde in Berlin Mode, selbst noch alte Generale mit Mappen unter dem Arme in die Vorlesungen von Professoren laufen zu sehen, die bei Hofe beliebt waren, und Blücher sagte noch kurz vor seinem Ende in Betreff der neueingeführten Prüfungen: ich danke Gott, daß ich Feldmarschall bin, denn das Lieutenants-Examen könnte ich nicht mehr bestehen. Man traut seinen Augen kaum, wenn man in den Schriften der berliner Akademie wiederholt lesen muß, wie die gelehrten

Herren am Gedächtnißtage Friedrichs des Großen über nichts Besseres Reden zu halten wußten, außer über den „Fötus des Affen", oder über „eine unentdeckte Art Springhasen" und andre dergleichen Minutiositäten. Dazu gesellte sich ferner in Berlin ein wahrhaft entnervender Goethe-Cultus, einer kriegerischen Nation wenig würdig, widrige ästhetische Wollüstelei, und fingen damals auch die Literatur-Juden an, in Berlin Posto zu fassen, und sich durch die s. g. Rahel und Varnhagen von Ense an die vornehme Modewelt Berlins anzulehnen. In diesem Kreise wurde zuerst der kleine Jude Heine gefeiert.

Wir werden auf dies bedeutende Buch, sobald es vollendet ist, zurückkommen müssen. Es ist, wie gesagt, als Ganzes nicht als Geschichtswerk, wohl aber nach seiner Tendenz, als Waffe im Kampfe der Parteien, zu würdigen, und wir werden in Folge dessen auch für unsere bestimmte Arbeit, wie sie im Programm der „Revue" vorgezeichnet ist, daraus Nutzen ziehen können. *)

Zum National-Dank.

Die Berliner Revue enthält in ihrem 7ten und 8ten Bande, 10tes und 5tes Heft, Seite 510 bis 523 und Seite 224 bis 236 zwei mit der Ueberschrift: Der National-Dank, versehene Aufsätze, in welchen der Zweck und die Wirksamkeit der Stiftung besprochen werden. Der Herr Verfasser zählt sich zu den aufrichtigen Freunden der Stiftung und hält dieselbe in ihrer Absicht und in ihren Zwecken für eine der wenigen guten Früchte, welche die Schmach des Jahres 1848 ausgebracht, und glaubt, es könne dieselbe als eine dauernde Frucht daraus hervorgehen, wenn ihr Ringen nach Gestaltung und Form sich erst abgeklärt, ihre Stellung eine staatliche Geltung erlangt haben, insbesondere aber die Theilnahme an ihren Zwecken aus dem Stadium der Freiwilligkeit und des guten Willens Einzelner in das Bewußtsein und die Gebundenheit Aller übergegangen sein wird. Nach den kund gewordenen Lebenszeichen des National-Danks hegt der Herr Verfasser nicht allein Vertrauen zur Sache, sondern auch Zuversicht für das Fortbestehen und die Weiterentwickelung des Instituts, hält jedoch dafür, daß diese Entwickelung unter andern, namentlich beschränkenden Verhältnissen seiner innern Einrichtung werde geschehen müssen, weil sonst die von der Stiftung selbst hervorgerufenen Ansprüche nicht zu erfüllen sein möchten und ihr Wollen daher, eingedenk des Ausspruches: „ultra posse nemo obligatur" an ihrem Können scheitern würde.

Dieser Besorgniß zu begegnen ist der Zweck dieser Zeilen.

Betrachten wir die Aufsätze im Allgemeinen, so zieht sich durch dieselben der an die allgemeine Wehrpflicht geknüpfte Gedanke hindurch: die Grenzen der Wirksamkeit des National-Danks seien zu weit; derselbe rufe Ansprüche hervor, deren Genügung den Besitz von Millionen erfordere und in seiner Fortentwickelung dahin führen müsse, daß künftig die eine Hälfte der Nation die andere zu ernähren verpflichtet wird. — Einer solchen Besorgniß kann jedoch, nach Inhalt des unterm 18. Januar 1854 Allerhöchsten Orts bestätigten Grundgesetzes der Allgemeinen Landes-Stiftung als National-Dank vom 15./19. November 1853, welches dem Herrn Verfasser nicht bekannt gewesen zu sein scheint, keinesweges Raum gegeben werden, da die Stiftung, zufolge der Einleitung des erwähnten Gesetzes, es nur übernommen hat, allen denen, die in ihren jüngeren Tagen für König und Vaterland die Waffen trugen, kämpften und bluteten, und welche vom Staate mit einer Invaliden-Pension noch nicht haben bedacht werden können, oder die darauf keinen Anspruch haben, die ihr Alter drückenden Lebenssorgen nach Möglichkeit zu erleichtern und ihren Lebensabend zu erheitern. Mit Hinsicht darauf, daß die Idee zur Gründung der Stiftung aus dem Eindrucke

*) Das Werk wird zwei Bände füllen, im October dieses Jahres beendet sein und im Ganzen 2 Thlr. 12 Sgr. kosten. Die Ausstattung ist sehr elegant.

hervorgegangen ist, welchen die am 31. Mai 1851 stattgefundene Enthüllung des Denkmals Friedrich's des Großen zu Berlin und der Anblick der vielen greisen Krieger aus der Zeit dieses großen Königs wach gerufen hat, soll sich die Fürsorge der Stiftung zunächst auf diese, dann auf die Krieger aus den Jahren 1806/7 und sodann auf diejenigen aus den Befreiungskriegen von 1813/15 erstrecken. Die Titel I. und VIII. des genannten Gesetzes bestimmen den Zweck und Umfang der Stiftung, so wie die Modalitäten der Unterstützungs-Bewilligungen. Danach können Unterstützungen in Geld oder Bekleidungs- und andern Gegenständen in der Regel nur an solche Veteranen und invalide Krieger vom Feldwebel und Wachtmeister abwärts bewilligt werden, welche:

1) als Combattanten in der preußischen Armee oder in einer andern Armee gedient, aber mit uns gefochten haben*) und zur Zeit als preußische Staats-Angehörige in Preußen ihren Wohnsitz haben;
2) erwerbsunfähig und zugleich völlig hülfsbedürftig sind;
3) keine Invaliden-Versorgung beziehen oder gesetzlich in Anspruch nehmen können;
4) durch ihre Führung sich einer solchen Unterstützung nicht unwürdig gemacht haben. Zu diesen Unterstützungs-Berechtigten gehören auch die früheren Compagnie-Chirurgen, wie andere den Feldwebeln und Wachtmeistern oder Unteroffizieren gleichstehende Militair-Unterbeamte. Auch kann den hülfsbedürftigen alten Soldaten-Wittwen in besonderen Fällen aus den Allerhöchst genehmigten Kirchen-Collectengeldern und sonstigen dazu ausdrücklich bestimmten Stiftungs-Fonds Fürsorge gewidmet werden; wie denn auch da, wo die Fonds es zulassen, bestimmte Stiftsstellen mit bestimmten jährlichen Beträgen zu Unterstützungen an hülfsbedürftige invalide Krieger auf deren Lebenszeit fundirt und vergeben werden dürfen.

Hiernach kann es so wenig die Aufgabe des National-Danks sein, alle diejenigen zu ernähren, welche, ohne die Feldzüge bis 1815 mitgemacht zu haben, nur in ihrem Leben einmal Soldat gewesen und nach Erfüllung ihrer gewöhnlichen Militairpflicht in Civil-Verhältnissen alt geworden sind, als Unterstützungen zu bewilligen, welche außer dem Bereiche der Möglichkeit liegen.

Kommen wir auf die von dem Herrn Verfasser wieder in's Leben gerufene, bisher vergessen gewesene Cabinets-Ordre Seiner Majestät des hochseligen Königs, wegen Unterstützung unserer im Felde invalide gewordenen Mitbürger und deren Wittwen und Waisen zurück, so war dieselbe ihrer Zeit in den Regierungs-Amtsblättern veröffentlicht; namentlich findet sich dieselbe im Amtsblatte der Regierung zu Potsdam vom Jahre 1813 S. 331 und 33 abgedruckt, trägt danach aber nicht das Datum vom 3., sondern vom 5. Juni 1813. Dieselbe hat ihre segensreichen Früchte getragen, sie aber jetzt noch zum Anhalte bei der Organisation des National-Danks zu nehmen, danach die gesammelten Stiftungs-Capitalien nebst der ganzen Vermögens-Verwaltung dem Kriegs-Ministerium, Abtheilung für das Invalidenwesen, zu übergeben, und nur die Sorge für das Zusammenbringen der Mittel zu behalten, kann, nach unserem Erachten, nicht für zweckmäßig gehalten werden; denn abgesehen davon, daß sich das Interesse für die Stiftung in den Gedanken: es ist die Pflicht des Staats, für seine Invaliden zu sorgen, nach und nach verlieren würde, so würden auch die Unterstützungsbedürftigen dabei in so fern schlechter zu stehen kommen, als sie die zu empfangenden Wohlthaten, es wäre denn, daß solche sämmtlich fixirt würden, viel später bekämen als jetzt, gar nicht zu gedenken der Schwierigkeiten und Weiterungen, welche ihnen die Beweisführung der Bedürftigkeit, im weiten Wege der Verwaltung, verursachen müßte. In keinem Falle würde durch die Vertheilung der Wohlthaten von der Centralstelle aus dem bis dat qui cito dat entsprochen werden und daher hierdurch schon ein großer Segen verloren gehen. — Wenn jene Allerhöchste Ordre die Sammlung und Vertheilung der milden Gaben damals den Ständen jeder Provinz unter Aufsicht der Regierungen und der obern Leitung des Militair-Gouvernements in die Hände gab, so war dies jener großen Zeit, in der die männliche Bevölkerung des Landes das Schwert in die Hand genommen hatte, um mit Gott für König und Vaterland verhaßter Knechtschaft zu wehren, in der selbst das Weib mit auszog in den Kampf für die Freiheit, unstreitig ganz gemäß, darauf jetzt aber zurückzugehen und die, im Hochgefühle erworbenen Preußenruhms im Volke aus dem Volke hervorgegangene Stiftung der gewöhnlichen Verwaltung zu übergeben, erscheint aus den bereits angedeuteten Gründen keinen Falls ange-

*) Die Worte: „aber mit uns gefochten" sind auf ausdrückliche Bestimmung der an des Prinzen von Preußen Königliche Hoheit, als des Durchlauchtigsten Protectors der Stiftung, und an den Minister des Innern ergangenen Allerhöchsten Bestätigungs-Ordre vom 18. Januar 1854 eingeschaltet.

messen, und würde unfehlbar den gänzlichen Verfall dieser patriotischen, auf Bruderliebe gegründeten Institution zur Folge haben.

Wie der Nationaldank nach dem schon erwähnten Grundgesetz gegliedert ist, besteht derselbe aus Regierungsbezirks- und Kreis-Commissariaten, dem Curatorium und dem Protectorate. Die Commissariate bewilligen die bei ihnen beantragten Unterstützungen, nach zuvoriger Prüfung unter den schon angedeuteten Gesichtspunkten und nach Maßgabe ihrer Mittel selbstständig. Von einer Aufforderung zur Anmeldung von Ansprüchen kann hierbei nicht die Rede sein. Das Curatorium bildet die Centralstelle der Stiftung, wirkt als solche aber nur mittheilend, anregend, überwachend und zusammenhaltend, hemmt also in keiner Weise die Selbstthätigkeit der Glieder. Insbesondere aber soll dasselbe auch einen Vereinigungspunkt bilden, dem alle Veteranen- und Krieger-Vereine in Preußen, als einer Einheits-Kameradschaft und einer harmonischen Krieger-Familie, worin die freudigste Hingebung für König und Vaterland in ihrer sittlichen Kraft und heiligen Reinheit gepflegt und gewahrt wird, angehören können, und deshalb dahin wirken, daß dergleichen Vereine und Privat-Stiftungen für gleiche Zwecke sich mit ihren Fonds der Allgemeinen Landesstiftung anschließen. Dem Protectorate endlich, welches von Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen von Preußen übernommen worden ist und welcher zu seinem Stellvertreter den Prinzen Friedrich Wilhelm Königliche Hoheit ernannt hat, stehen sämmtliche Ernennungen bei der Stiftung zu; auch hat dasselbe über die Auslegungen des Grundgesetzes und dessen Abänderungen zu entscheiden.

Staatliche Geltung hat die Stiftung durch die bereits erwähnten Allerhöchsten Cabinets-Ordres vom 18. Januar 1854, wodurch ihr Grundgesetz genehmigt worden, so wie durch die an den Minister des Innern ergangene Allerhöchste Ordre von demselben Tage, wodurch ihr Corporationsrechte zum Erwerb von Capitalien und Grundstücken verliehen worden sind. Es können daher die in den Aufsätzen angeregten Bedenken gegen die neben der Armee für die Armee bestehende Corporation unerörtert bleiben. Was dagegen die vermißte Rechnungslegung betrifft, so ist darauf aufmerksam zu machen, daß sich der Rechnungsabschluß für das Jahr 1854 in der von der Stiftung herausgegebenen Zeitschrift: „der National-Dank", Jahrgang de 1856 und zwar als besondere Beilage zum Stück Nr. 10 befindet, worauf hier nur lediglich verwiesen werden kann.

In Beziehung auf die Verwaltungskosten, welche überhaupt sowohl bei dem Curatorium als bei allen Stiftungs-Organen in der ganzen Monarchie, im Jahre 1854: 6508 Thlr. 4 Sgr. 7 Pf., mithin etwa $3,_{98}$ Procent der gesammten Brutto-Einnahme betragen haben, ist anzuführen, daß solche zum Theil aus den Debits-Einnahmen des vom National-Dank redigirten Kalenders, „der Veteran", gedeckt worden und sich für die Jahre 1855 und 1856 schon erheblich geringer stellen, sich auch noch mehr ermäßigen werden, wenn erst die Einrichtungen und Organisationen vollständig durchgeführt sind und ein ruhiger Gang in der Verwaltung eingetreten ist.

Wegen des angefochtenen Namens des Instituts: „Allgemeine Landes-Stiftung als Nationaldank zur Unterstützung der vaterländischen Veteranen und invaliden Krieger in Preußen" stimmen wir dem zwar bei, daß die Bezeichnung „invalide Krieger" daraus hätte wegbleiben können, da der Staat für diese durch die Armee-Verwaltung zu sorgen hat und in der That auch sorgt. Mit Hinsicht darauf jedoch, daß auch wirkliche Invaliden vorhanden sind, deren Verhältnisse zur Zeit ihres Ausscheidens aus der Armee von der Art waren, auf eine staatliche Versorgung Verzicht leisten zu können, die aber später in Folge ihres körperlichen Leidens unterstützungsbedürftig geworden sind, und welche nach Vorstehendem recht eigentlich der Fürsorge der Allgemeinen Landes-Stiftung angehören, wird gewiß von jeder strengen Interpretation des Ausdrucks abgesehen werden können.

Daß mit der Ausdehnung des Geschäftsbetriebs der Stiftung auch die Ansprüche an dieselbe mit jedem Jahr lauter herantreten werden, liegt in der Natur der Sache; daß aber die das Institut Leitenden aus dem Kreise der Freiwilligkeit, des Eifers und der Begeisterung in den Kreis der Beamtung treten werden, ist nach dem Grundgesetz eben so wenig zu besorgen, als daß die Dauer der Stiftung durch Erkaltung des für sie bestehenden Eifers des wohlthätigen Publicums werde gefährdet werden; denn, wenn auch naturgemäß eine Abnahme des Eifers eintreten wird, so steht doch hoffentlich eine gänzliche Erkaltung desselben gewiß so lange nicht zu erwarten, als die Nation, fortschreitend auf allen Gebieten des Lebens, mit Stolz auf die Großthaten der Vergangenheit zurückblicken wird. Daß wir uns darin nicht irren, dafür spricht die durch die sorgsame Thätigkeit der Allgemeinen Landes-Stiftung und aller ihrer Organe jüngst erst entstandene Prinz von Preußen Dienst-Jubiläums-Stiftung, welche einen Ertrag von 15,605 Thlrn. 23 Sgr. 7 Pf. Capital und von 147 Thlrn. jährlicher Rente gebracht hat. Ueberdies ist die Allgemeine Landes-Stiftung bemüht, neben den zu bewilligenden Unterstützungen nach Möglichkeit die Gelder zu capitali-

firen, so daß schon am Schlusse des Jahres 1856 bei der General-Schatz-Kasse der Stiftung allein ein in Hypotheken und anderen pupillarische Sicherheit gewährenden Papieren angelegtes zinstragendes Capital von 40,850 Thlrn. vorhanden gewesen, welches durch die Prinz von Preußen Dienst-Jubiläums-Stiftung auf 56,450 Thlr. erhöhet worden.

Auf die übrigen in den Aufsätzen enthaltenen Specialitäten, welche sämmtlich darin ihren Ausgangspunkt finden: die Stiftung müsse ihre Verwaltung, namentlich die Vertheilung der Unterstützungen an das Kriegs-Ministerium abgeben, näher einzugehen, glauben wir bei der einmal erfolgten Constituirung und der bisherigen so segensreichen Wirksamkeit der Allgemeinen Landes-Stiftung verzichten zu dürfen, aber davor mögen die Männer, welche bisher mit so großer Aufopferung und dankenswerther Ausdauer gearbeitet haben, bewahrt bleiben, daß sie vor der Unmöglichkeit, Allen zu helfen, zurückschrecken, oder auch nur ihr Beginnen, Vielen ungenügend zu helfen, für unfruchtbar halten. Wird auch für jetzt nur Unvollständiges erreicht, so kann doch, wenn der Segen Gottes auch ferner auf der Stiftung ruht — und das wird er, da die Sache auf sittlichem Fundamente steht — aus dem kleinen Saamenkorne ein Baum erwachsen, in dessen Schatten Viele Erquickung finden werden!

Was die angeregten Persönlichkeiten bei der Stiftung betrifft, so verstehen wir zwar nicht, was damit gemeint wird. Sollte sich dieser Satz aber etwa auf das umlaufend gewesene Gerücht in Beziehung auf das hohe Gehalt des inzwischen verstorbenen General-Secretairs Schiller beziehen — dem übrigens das Verdienst gebührt, den Gedanken der Stiftung in's Leben gerufen zu haben — so ist darauf zu erwiedern, daß dasselbe, so weit uns bekannt geworden, in jährlich 600 Thalern bestanden hat, und aus dem Ertrage des von ihm geschaffenen und von der Allgemeinen Landes-Stiftung herausgegebenen Kalenders: „Der Veteran“ gedeckt worden ist.

Indem wir uns auch zu den aufrichtigen Freunden der Stiftung zählen, schließen wir mit dem Wunsche, daß diese wenigen Zeilen das Ihrige dazu beitragen mögen, den Standpunkt der Allgemeinen Landes-Stiftung der Oeffentlichkeit gegenüber und auch bei denen klar zu stellen, welche bisher von ihr sagten: „Es ist Nichts damit.“ Wir dürfen gewiß den Männern an ihrer Spitze und namentlich ihrem durchlauchtigsten Protector vertrauen, daß sie in späteren Stadien der Entwickelung der Stiftung auf sachgemäße Verbesserungen des Grundgesetzes Bedacht nehmen werden.

Aus der Hauptstadt.

Berliner Pfingstvergnügen. — Berliner und Potsdamer. — Das neueste Ballet. — Der Verfall des Geschmackes. — Sehnsucht nach dem Hanswurste. — Patriotische Vorbereitungen.

Die Pfingstfeiertage sind seit Alters die Ferien der Erwachsenen Berlins. Niemand in der großen Stadt ist so sehr Sclav seines Hauses, seiner Geschäfte und seiner Gewohnheiten, als daß er sich in diesen Tagen, die einer alten Tradition zufolge stets sonnig, heiter und windstill sein müssen, nicht über das Weichbild Berlins herauswagte, um die freie Natur zu genießen, so gut, als das eben ein Berliner kann. Letzterer Zusatz ist nicht bedeutungslos, wie Jeder weiß, der nur einmal Gelegenheit gehabt hat, den Bürger und die Bürgerin der Residenz außerhalb des Berliner Gesichtswinkels zu betrachten. Wenn Schiller in einer reimschweren Stunde gesagt hat: „Schön ist die Natur überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual“ . . ., so sind wir versucht, statt des allgemeineren Wortes „Mensch“ das besondere „Berliner“ zu setzen. Wer jemals neben dem weißen Marmor einer Apollostatue den rothen Regenschirm einer Berliner „Kellermadame“ lehnen und ihr buntseidenes Kleid sich blähen sah, wer jemals in dem dämmrigen Durchblick, den künstlerisch geordnete Wipfel und Buschpartieen über eine grüne Rasenfläche und auf

den Fluß hin erlaubten, das geräuschvolle Lagerleben der Söhne der Spree erschaut hat, wie sie an heimischem Trank und heimischer Speise sich weidlich ergötzen und dann in den fettigen Papieren, welche zwischen Blumen und Grün liegen bleiben, die Spuren ihrer Picknicks zurücklassen, — der weiß, daß der Berliner eine Last des Naturfreundes, ja oft ein Fluch der schönsten Gegenden unserer Umgebung ist. Am besten wissen das die Potsdamer, und der Ausdruck, mit dem sie Angesichts der Pfingsttage sagen: „Nun kommen wieder die Berliner“ . . . ist unnachahmlich. „Die Berliner“. . . . So sprachen die Korinthier von Mummius und seinen Schaaren, so die Römer von den Hunnen. Sobald der Potsdamer dies Wort spricht, denkt er unwillkürlich an zertretene Beete in Sanssouci, an abgebrochene Blumen, beschädigte Statuen, an Verunzierungen und Störungen aller Art, denkt er an Beschränkungen des Eintrittes in die königlichen Gärten und ähnliche unangenehme Dinge. Der Potsdamer hat für den Berliner ein scharfes Auge, er erkennt ihn unter jeder Maske, und in manchem aristokratischen Elegant, der aus der Hauptstadt zu ihm kam, hat er schon den Commis und in mancher prunkenden Dame die bescheidenste der Putzmacherinnen entdeckt. Er liegt dabei in dieser Zeit der Berliner Besuche im Hinterhalte, die Straße betritt er, wenn möglich, gar nicht, sicherlich erscheint er aber nicht in den schönen Gärten des Königs, denn noch unangenehmer, als die Berührung mit dem Berliner, ist ihm der Gedanke, daß er möglicher Weise mit dem Berliner verwechselt werden könnte.

Es besteht ein tiefer Groll zwischen den beiden Stämmen, dem „unter den Eichen“ und dem vom Spreewerder, und der Berliner erwidert die Abneigung des Potsdamers, von der ganzen Malice seiner Natur Gebrauch machend, nur dadurch, daß er den Namen „Potsdammer“ mit jenem Accente und jener Lippenzusammenziehung und Schulternhebung ausspricht, welche eben so berlinisch und unnachahmlich sind, als der Gang und der Gruß eines Parisers oder der Faltenwurf eines alten Atheners es war. Ein „Potsdammer“ ist dem Berliner ein Mann der verfehlten Erwartungen, des trostlosen und bornirten Nachsehens, ein Simpel und ein Gimpel.

Im lieben Deutschland trifft man übrigens solche nachbarlichen Städtefeindschaften öfters, und es lassen sich bei der Verfolgung derselben die interessantesten Blicke in die Volksart und die Volkssitte thun.

Die jüngsten Pfingstfeiertage wurden denn vom Berliner auch mit allem Ernste dazu angewandt, an jeden Busch der näheren Umgebung seiner geliebten Heimath zu klopfen; kein Dorf im Umkreise von drei Meilen blieb unversucht, kein Trunk ungekostet, kein Miethsgaul unbestiegen, kein Landpartieenwagen unbenutzt, und leider — die meisten Spargroschen des Handwerkers und des kleinen Mannes wurden auch wohl in Bewegung gesetzt. Die Potsdamer Eisenbahn ließ vier Tage hindurch unaufhörlich Zug auf Zug nach Potsdam abgehen, und warf eine Menschenmenge nach der andern in die grüne, stille und duftige Hafenbucht von Sanssouci. Man konnte Mitleid empfinden mit den jungfräulich reinen, sanften, sauberen Anlagen, Bosquets und Blumengruppen, welche so plötzlich wie von Heuschrecken überschwemmt wurden. . . .

Dem Berliner Vergnügen fehlt leider jeder Mittelpunkt, wie ihn sonst wohl das Volksleben, auch größerer Städte, z. B. Wiens, findet. Jeder amüsirt sich auf eigne Faust, und ein gemeinsames Interesse des Volkes zu erwecken, sei es durch ein volksthümliches Theater oder eine

ähnliche Vorkehrung, war bisher hier unmöglich. Und darum erniedrigt sich auch das Vergnügen in Berlin oft in beklagenswerther Weise. Zeuge davon waren u. A. am dritten Feiertrage die zahlreichen Etablissements vor dem Halleschen Thore, in deren Mittelpunkt die Hasenhaide liegt, welche gewohnt ist, an diesem Tage besonders viel Gäste zu empfangen. —

Ehe wir in unserer kleinen Chronik des Berliner Treibens von den Pfingstfahrten der Berliner, welche ihnen durch rauhes Wetter zum Theil verdorben wurden, redeten, hätten wir einer neuen Erscheinung auf unserem Theater zu gedenken gehabt, welche in wahrhaft gespenstiger Laune in der Woche vor dem Feste auftrat und die von hinnen zu jagen, selbst der letzte Rest von Geschmack, den Berlin sich noch erhalten hat, genügen muß. Wir sprechen von Taglioni's neuestem Ballete, betitelt: „Morgano." Der Name klingt schon gefährlich, und wenn man dabei an die Morgue, das Pariser Depot von Leichen, die in der Seine aufgefunden sind und zur Recognoscirung durch ihre Angehörigen dort an eisernem Gitter ausgestellt werden, denkt, so ist man auf der richtigen Fährte des Inhalts dieses schrecklichen, von Blut und Schmutz starrenden Stückes, dessen Hauptheld, Graf Morgano, ein menschlicher Vampyr ist, der jungen Mädchen Blut und Seele aussaugt, um sich davon zu nähren und neues Leben zu schöpfen.

Es wird Niemand von uns eine genauere Darlegung des Inhalts dieses Ballets verlangen, es ist heut schon verschollen; aber eine Bemerkung können wir doch Angesichts desselben und seiner Complicen nicht unterdrücken. Es scheint Mode werden zu wollen, das Ballet als eine Arabeske zur Umrahmung der tiefsten Geheimnisse des übersinnlichen Lebens zu benutzen. Man tanzt uns auf den Brettern bereits böse Geister und Höllenfürsten vor, wir haben eine „Satanella" und hatten eine wohleingerichtete Hölle, wir wurden dann im Gegensatze dazu auch bereits mit Paradiesen, Engeln und Thälern des Friedens beglückt.

Es ist wahr, daß dabei sich Gelegenheit zur Vorführung sehr schöner, oder mindestens sehr kühner und überraschender Decorationen und Coulissen und Maschinerien bietet, daß manchem gefallenen Engel dadurch wieder die Möglichkeit eröffnet wird, sich auf goldenen Flügeln und an starken Seilen zu erheben und bis in die Suffiten zu steigen, aber es giebt doch eine Grenze, welche zu verwischen auch dem leichten Fuße einer Forti und dem Zephyrröckchen einer Taglioni nicht erlaubt ist. Mochte Friedrich Gentz in Fanny Elsler einen getanzten Goethe erblicken, wir wollen von einer getanzten Philosophie oder gar von einer getanzten Religion nichts wissen.

Die Anmaßlichkeit, mit der unsere Ballet-Compositeurs in neuester Zeit alle möglichen erhabenen und schauerlichen Stoffe in den Bereich der Pirouette und der Pas de deux gezogen haben, ist freilich einigermaßen entschuldbar, und wenigstens der größte Theil der Schuld fällt auf das Publicum, das mit der Nervenstumpfheit und Sinnesfaulheit des alternden Roms in das Theater kommt, um sich über das Mark Shakespeare's zu ennuyiren und über die tugendhaften Camelien des modernen Paris zu weinen. Der Geschmack dieses Publicums ist gefährlich, wie ein unersättlicher Meeresstrudel. Gebt ihm in etwas nach, steigt eine Stufe tiefer zu ihm herab, schnell reißt es euch die zweite, die dritte Stufe herab; es ist kein Aufhören im Sinken dabei, und der Schluß werden, wie einst, die Gladiatorenkämpfe und das Geheul der gelbmähnigen Bestien über

Menschenknochen sein. In den Massen wohnte stets ein thierisch wilder Instinct; hört auf, sie zu leiten, und sie werfen euch endlich in die letzte Barbarei hinab. Den Commentar dazu siehe in Frankreich, wo auf die Rührspiele der lüsternen Magdalenen demnächst die Stierkämpfe Madrids folgen werden. Von den Thränen des Krokodills bis zu seinem Blutmahle ist nur ein Schritt. Eine competente Feder wird auf den wichtigen Gegenstand in einem eigenen dem „Ballete" gewidmeten Artikel demnächst an diesem Orte zurückkommen.

„Graf Morgano", das neueste Ballet des Herrn Taglioni, ist, wie gesagt, bereits gerichtet; es hätte in Paris vielleicht ein außerordentliches Glück gemacht, Gott sei Dank! in Berlin widerte es noch an. Die Italiener, welche Casanova in seinen berüchtigten Memoiren so treffend schilderte, wie sie zu den dummen Deutschen kommen und mit dem Abhube ihrer Kunst, ihrer Gewandtheit und ihrer „alten Civilisation", singend, tanzend und kosend unser Geld und unser Mark mit uns theilen, haben die norddeutsche Nation sich noch nicht ganz botmäßig machen gekonnt, ja es giebt noch „Recken" genug unter uns, die Angesichts des Aladdin, der Satanella und des Morgano einen sehnsüchtigen Durst nach dem guten alten deutschen Hanswurst verspüren, und sich nicht schämen, das auszusprechen: „Den ganzen Taglioni für einen Hanswurst!"

Das Theater Berlins ist überhaupt ein kümmerlicher Ersatz für ein verlornes Volksleben. Die Saite, welche Lessing in seiner unvergleichlichen Minna von Barnhelm anschlug, hat längst aufgehört, sich zu bewegen, und doch würden gerade auf ihr die schönsten Weisen eines preußischen, eines deutschen Volksstückes gespielt werden können; statt dessen treten vor uns in ununterbrochener Reihe die Bummler, die Glücksspieler, die zweideutigen Existenzen auf und versuchen es, sich für Volksrepräsentanten auszugeben. Und das zu einer Zeit, in der die Vorwürfe für volksthümliche Stücke uns förmlich umdrängen, in einer Zeit, in welcher der zunehmende Verfall der Gesellschaft, die Durchlöcherung des goldenen Bodens des Handwerks, die Beutemacherei der kühnen Speculanten, die Glücksritterei des vollständig freien und vogelfreien Individuums so viel thränenschwere Komik darbietet. Wann kommt der Moliere für unsere „Tartuffes", unsere „Intendanten" und „General-Pächter"? —

In den letzten Tagen haben, wie wir eben vernehmen, Besprechungen vieler hervorragender Männer darüber stattgefunden, in welcher Weise eine würdige Darlegung der Gesinnungen der Hauptstadt bei der Erscheinung der Gemahlin Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Friedrich Wilhelm in den Mauern Berlins stattfinden könnte. Die Einen sprechen von einem kostbaren Ehrengeschenk, das zugleich ein Triumph hauptstädtischen Kunstfleißes sei, die Andern von einer Stiftung, die den Namen der königlichen Prinzessin in schönster Weise im Volke einführen soll, und mit einiger Verwundrung hebt der hiesige Times-Correspondent, indem er von diesen Vorbereitungen redet, hervor, daß selbst die „Kreuzzeitungsmänner" an denselben theilnehmen und Liebe für England und Sympathie für diese Heirath zeigen. Guter Wilkinson! —

Ehe wir schließen, haben wir noch eine Bemerkung an den Artikel „Aus der Hauptstadt", den unsre vorige Nummer brachte, zu fügen.

Wir gedachten dort des Prozesses Deichmann und hoben die Wichtigkeit der Stellung eines Theater-Directors und Theater-Unternehmers hervor, und forderten von einem solchen Manne die Erfüllung gewisser moralischer und intellectueller Garantieen.

Wir bleiben bei diesem Satze stehen und haben uns Angesichts so mancher Vorkommnisse nicht überzeugen können, daß die Verwaltung unserer Theater überall diese Garantieen giebt.

Wie dem aber auch sein mag, so können wir doch nicht unterlassen, Herrn Deichmann und Herrn Arndt, den beiden Angeklagten, unser aufrichtiges Mitgefühl in Betreff der Maßregeln, die gegen sie im Laufe der Voruntersuchung ergriffen wurden, auszusprechen. Es muß uns in der That ein trostloses Gefühl überkommen, wenn wir sehen, wie ein Mann auf Grund von Anschuldigungen, die sich nachher als unbestimmt und unbeweisbar darstellen, mehrere Monate seiner Freiheit beraubt wird, wie dies mit Herrn Deichmann geschehen ist.

Wir sind und bleiben die Ersten, welche mit den Waffen, die uns zu Gebote stehen, für das gute Recht eines Jeden einstehen, und wir werden unsre ganze Aufmerksamkeit einem solchen Zustande des Gesetzes und einer solchen Berechtigung der öffentlichen Gewalt schenken. Ein Staat kann nicht eher unter die freien gerechnet werden, ehe nicht die einzelnen Bürger vor Nachtheilen und Freiheitsberaubungen gesichert sind, die hinterher nicht einmal als Strafe dargestellt werden können.

Aus Belgien.

Brüssel, 2. Juni.

Die Aufregung. — Die September-Revolution und ihre Folgen. — Die katholische Kirche und Belgien. — Unterricht und Wohlthätigkeit. — Die Armuth im Lande.

Das ist ein betrübtes Pfingstfest. Die Kammern auf unbestimmte Zeit vertagt, das Gesetz über die öffentliche Wohlthätigkeit nicht todt und nicht lebendig, das Ministerium schwankend zwischen Muth und Entsagung, der König beiden Parteien gleich fern — welch ein Zustand ist das. Die Dinge sind reif, der böse Samen, der 1830 gesäet ward, ist langsam erwachsen und die Revolution hat wieder einmal die Zwietracht, den Krieg und die allgemeine Rathlosigkeit geboren.

Die Revolution von 1830 ward gemacht, um, wie damals die Männer „des Rechtes zum Aufstande“ sagten, zwei unter ein unnatürliches Joch vereinigte Stämme zur Freiheit zu führen; das Königreich der Niederlande, in welchem die tiefsten Geschichtskenner eine große und gedeihlige Schöpfung, eine wirkliche Barriere des europäischen Friedens begrüßt hatten, zerfiel in Belgien und Holland, und das neue Königreich an der Grenze Frankreichs begann, durch die Kraft eines unvergleichlich fleißigen und genügsamen Volkes getragen, allerdings ein Ringen mit den wichtigsten Hindernissen jeder staatlichen Existenz, welches die Achtung der Welt herausforderte. Aber der Gegensatz, den die clericale Partei der Niederlande bis 1830 so bitter empfunden hatte und der endlich die revolutionären Vorberathungen im Erzbischöflichen Palaste zu Mecheln hervorrief, blieb bestehen; die Blindheit starrer Formenmenschen hatte übersehen, daß er durch äußerliche Ereignisse, durch *mechanische* Thätigkeit überhaupt nicht zu lösen sei, daß er im Innern der Geister und nur durch einen *chemischen* Proceß zu vergleichen sei. Auf dem Boden einer leeren Freiheit, einer Freiheit für Alle, glaubten die Clericalen mit den liberalen Gegnern eine Uebereinkunft gründen zu können; der National-Congreß von 1831 gab dem Staate die Freiheit und der Kirche octroyirte er dieselbe Phrase.

Was fingen beide Institutionen damit an? Die Kirche begann damit, die Möglichkeit unbeschränkter Bewegung, die ihr contractlich gesichert war, dazu zu benutzen, daß sie ihre Priester, ihre religiösen Häuser, ihre Orden und Brüderschaften massenhaft vermehrte.

Im Jahre 1829 hatte das heutige Belgien 251 Klöster, 1846 hatte es deren 759, 1857 endlich neunhundert sieben und vierzig. Davon sind 800 Frauenklöster und 147 Männerklöster. Der Unterricht und die Armenpflege waren die beiden Gegenstände, auf welche die katholische Kirche, wie überall, ihre hauptsächliche Aufmerksamkeit richtete. Der Unterricht in Belgien war sehr vernachlässigt, vor Allem der auf dem flachen Lande; der Zustand des öffentlichen Wohlstandes bedingte das.

Belgien, das Land der Städte, litt seit Langem unter dem Drucke zunehmender Armuth. Wie die Debatten über das Wohlthätigkeitsgesetz ergaben, hat das Land 908,000 Familien, davon werden 89,630 als wohlhabend gerechnet, 373,000 als in bedrängten Umständen lebend (gênés) und von 446,000 heißt es, daß sie von Tag zu Tag leben und beim Zubettgehen noch nicht wissen, wovon sie am andern Tage leben sollen. Von hundert Belgiern leben neun im Wohlstande, 41 sind peu aisés und 49 sind in einer situation précaire. Solch ein ökonomischer Zustand macht die Anstrengung jeder Volksmuskel nothwendig, und nirgend findet man darum auch so, wie hier, alle Lebensalter, alle Stände beschäftigt, zu produciren, zu erwerben. Die Schule schon wird oft mit der Erwerbsarbeit verbunden, und gerade hier setzte die Kirche in richtigem Tacte auf einem für sie äußerst fruchtbaren Punkte ein. Von den 800 Frauenklöstern gehören 479 den soeurs de la Providence, die sich mit dem Unterrichte der Kinder in Stadt und Dorf beschäftigen und den größten Theil des Jahres außerhalb des Klosters zubringen. Demüthige, schlichte, treue Wesen, die nichts für sich suchen und im Elend sterben, um in Herrlichkeit aufzuerstehen. Mit solchen Mitteln gewann die Kirche leicht des Volkes Liebe, das ihr überhaupt stets treu war. Aber zu solchen Anstrengungen, welche die Kirche für Unterricht, Beschäftigung und Unterstützung des Volkes machte, bedarf sie des Geldes und wieder des Geldes. Woher es nehmen? In älterer Zeit allerdings hatte sie reiche Güter gehabt, die durch fromme Schenkungen alljährlich vermehrt wurden.

Aber schon die Oesterreicher (1786) griffen in diese bevorrechtigte Stellung der katholischen Kirche ein und die Revolution vollendete die Nivellisirung der kirchlichen Privilegien, wenn sie auch an einzelnen Punkten die tiefen Wurzeln, mit denen die Kirche (z. B. durch die Hospitalières) mit dem Volksleben verwachsen war, stillschweigend schonte.

Seit 1830 begannen die katholischen Führer, stolz auf ihren revolutionären Sieg, offener mit ihren alten Forderungen hervorzutreten, die Convention d'Anvers sicherte der katholischen Kirche wieder einen entscheidenden Antheil an dem öffentlichen Unterrichte (indem sie einer Vereinbarung zwischen Kirche und Communal-Behörden es überließ, die Schule unter kirchliche Aufsicht zu bringen. Wo die Commune sich weigerte, in solche Vereinbarung einzugehen, entzog sich die Kirche ganz der Staatsschule, der sie außerdem durch eine Masse ihrer Schulen, an denen nur Geistliche unterrichten, Concurrenz macht). Immer dringender wurden dabei die Forderungen der Bischöfe nach der Wiederherstellung der main morte für geistliche Stiftungen, und schon das halbliberale Ministerium Henri de Brouckere legte 1854 den dahin zielenden Entwurf eines Gesetzes über die Wohl-

thätigkeit vor, der aber nicht kalt und nicht warm war. Die katholische Fraction verstärkte sich jährlich mehr, und die neuesten Wahlen brachten als Resultat eine clericale Majorität. Das war das Signal zur Vorlage des gegenwärtigen Gesetzes über die charité publique, dessen Discussion die Kammer seit anderthalb Monaten beschäftigt und das ganze Land in eine unerhörte Aufregung gebracht hat. In diesem langen Gesetze ist vorzüglich zweierlei festgestellt, es soll den Corporationen, Wohlthätigkeits-Instituten der Kirche 2c. erlaubt sein, Vermächtnisse anzunehmen, und es soll den Vermachenden erlaubt sein, „administrateurs speciaux“ für ihre Vermächtnisse zu bestimmen, natürlich Cleriker.

Die Liberalen sehen, daß mit dem Augenblick, wo der Kirche wieder eine „todte Hand“ verliehen würde, ihnen gegenüber eine furchtbare unversöhnliche Macht errichtet sei, die nicht eher ruhen wird, bis sie den Liberalismus mit Stumpf und Stiel vernichtet hat. Die Partei, welche die Clericalen „die der Freimaurer“ nennen, begann, da sie sich im Centrum ohnmächtig fühlte, in allen Städten die Agitation, man sah in den Bierhäusern Adressen gegen das Gesetz ausliegen, man verbreitete Gerüchte über die Abneigung des Königs gegen das Gesetz, kurz man präparirte eine künstliche Gewitterschwüle, der leicht ein sehr reelles Gewitter mit zündendem Schlage und Zerstörungen folgen könnte.

Die Rechte hat während der Debatten in der Chambre des Députés Außerordentliches geleistet, und die Reden, welche Malou, der Bruder des Bischofs von Brügge, hielt, muß selbst „Independance Belge“ als mustergültige Stücke parlamentarischer Beredtsamkeit loben. Auf der Linken wurde nur selten ein beachtungswerther Einwand gegen die katholischen Forderungen erhoben, und geradezu lächerlich war der Ausspruch, in dem die viel belobte Rede Rogiers (25. April gehalten) gipfelte: „Seit 1830 erhoben sich eine Menge religiöser Institute, und das Volk sah sie ohne Murren entstehen, weil es darin nur die Ausübung einer verfassungsmäßigen Freiheit sah.“ In diesem Satze erreicht der Formalismus der liberalen Schule seinen Höhepunkt. Der todte Paragraph soll Wurzelerde für den Respect des Volkes für die Verfassung hergeben! Und daß dies Volk das kirchlichste, ja bigotteste der Welt ist, daß es mit Fanatismus an den Priestern hängt und im Stande ist, sich in den Straßen für diese Priester zu schlagen, das wird im Verfassungseifer übersehen! Stimmen, wie die literarische F. Tieleman's, welche dem Gesetze mit wirklich gefährlichen Waffen auf den Leib gehen, verhallen neben diesen Tiraden. Tieleman hat nämlich ein Buch über die Frage veröffentlicht, in welchem er die erste apostolische Kirche als Muster aller folgenden hinstellt und hervorhebt, daß die Apostel es waren, welche das heilige Amt des Priesters von der Sorge um die irdischen Dinge, auch die der Armenverwaltung, trennten, daß Justinian, der große Gesetzgeber, den Bischöfen ausdrücklich verbot, die weltlichen Güter der Kirche und der Armen zu verwalten, daß selbst katholische Kirchen-Concile den Geistlichen verboten haben, Hospitien und Hospitäler zu verwalten.

Auf solche Entgegnungen läßt sich der Liberalismus, der überhaupt vor aller Religion eine Scheu hat, nicht ein; er hält sich lieber an die Scandalosa und an die Einzelnheiten, und verbreitet sich über die pikanten Motive des Art. 901 des Code civil Napoléon, in welchem bekanntlich Geistlichen untersagt wird, an einem Sterbebette Geschenke für sich oder die Kirche anzunehmen.

Je mehr aber die liberale Partei von einer principiellen Erörterung

während der langen Debatten über das Wohlthätigkeitsgesetz zurückwich, desto stärker drang eben darauf die Rechte, und wahrhaft niederschmetternd war die Wendung, mit welcher Malou der Linken (in der Sitzung vom 29. April) zurief: „Ihr wollt die Religion entbehren, aber für Eure Kinder, für Eure Frauen wollt Ihr sie, und für das gemeine Volk ebenfalls, weil sie die mächtigste Wehr gegen die Barbarei und ein Schutz Eurer Sicherheit ist." (Bekanntlich lassen hier selbst die Liberalen ihre Kinder in Jesuitenschulen erziehen.)

Ich darf von Ihnen nicht verlangen, daß Sie sich für den Gang der Debatte im Einzelnen interessiren; ich beschränke mich auf das Mitgetheilte. Auffallend war die oftmalige Berufung der Clericalen auf England, auf das Land, wo die main morte, das Recht der Corporationen auf erblichen Besitz, noch so fest stehe. England, dies merkwürdige Land, weiß seine bittersten Feinde zu beschämen, und was es an historischen Gütern erhalten hat, erhielt es wegen und in Folge seiner Reformation.

Die künstliche Agitation, welche die Linke im Lande zu erregen wußte, hat für den Augenblick Erfolg gehabt, aber nur für den Augenblick. Da an eine Einschüchterung der Rechten nicht zu denken ist — denn die parlamentarische Rechte ist nur ein schwacher Ausdruck der Meinungen des katholischen Volkes, und sie thut in der Kammer nur, was sie muß, um sich vor ihren Wählern nicht zu compromittiren —, so wird die Vertagung der Kammer, die nach der Verfassung höchstens einen Monat dauern darf, wenig helfen. Zieht die Regierung inzwischen das Gesetz zurück, so wird Graf de Theux es wieder aufnehmen, die Majorität in beiden Häusern (in der Chambre eine von 21 Stimmen) ist ihm sicher, und die Liberalen haben also entweder ihre constitutionelle Maxime von dem ewigen und obersten Rechte der Majorität aufzugeben, und einen Appell an den König, qui règne et gouverne, zu machen, oder sie müssen die Revolution versuchen. Doch sie flüchten ja gern, wo es geht, aus der Tageshelle der Logik und der Consequenzen heraus!

Im Augenblick ist die Ruhe wieder in's Land gekehrt, lang aber wird sie nicht dauern. Diese Rufe, welche in den letzten Tagen in Antwerpen und Gent, in Mons und Lüttich erschollen: A bas la calotte! A bas les evêques! A bas les renegats, les couvents, les jésuites, und diese noch viel bedenklicheren, die von derselben Seite ausgingen: Vive le roi! Vivent les liberaux! werden ein Echo haben, ein böses Echo. Ich schreibe Ihnen nächstens wieder.

Entnehmen Sie aber aus diesem meinem Briefe nicht, daß ich für das klerikale Gesetz bin; ich fürchte von dem Wachsen des Einflusses der Geistlichkeit hier viel, aber ich kann die liberalen Grundsätze eben so wenig als ihre frivole Anwendung auf diesen Fall billigen. K.

Johanniter-Orden.

Die Herren Mitglieder des Johanniter-Ordens werden hierdurch in Kenntniß gesetzt, daß die diesjährige Feierlichkeit des Ritterschlages nicht am 24. Juni stattfinden wird, sondern von dem Durchlauchtigsten Herrenmeister Prinzen Carl von Preußen Königl. Hoheit bis zum Herbst verschoben worden ist.

Berlin, den 3. Juni 1857.

Der Commendator und Kanzler des Johanniter-Ordens
Eberhard Graf zu Stolberg.

Nekrolog.

Der Ehrenritter von Bernuth.

Julius August v. Bernuth, Wirkl. Geheimer Ober-Regierungs-Rath a. D., Ritter des Rothen Adler-Ordens 2. Klasse und des Johanniter-Ordens, geboren zu Hamm am 22. August 1782, gestorben zu Berlin am 8. April 1857, gehörte zu der mit jedem Jahre sich vermindernden Zahl der Männer, die sich in den Jahren 1813—15 und später eine lange Zeit hindurch in ehrenvollen und einflußreichen Stellungen um das Vaterland verdient gemacht haben.

Er entstammte, der jüngste von sechs Brüdern, einer westphälischen Familie, aus welcher zahlreiche Mitglieder sich im vaterländischen Staatsdienste bemerkbar gemacht haben.

Seinen fleißigen Studien auf dem Gymnasium zu Hamm und auf der Universität zu Erlangen verdankte er die glückliche Entwickelung seiner vorzüglichen Anlagen und den Gewinn einer so gründlichen höheren wissenschaftlichen Vorbildung, daß nach dem Ergebniß der im Jahre 1803 bei der Kriegs- und Domainenkammer in Hamm abgelegten Prüfung das damalige General-Directorium sich veranlaßt fand, den Candidaten, mit Uebergehung der Stufe eines Kammer-Auscultators, sofort als Referendarius eintreten zu lassen.

Schon der Sommer 1806 brachte ihm nach der rühmlich bestandenen letzten Prüfung die Ernennung zum Kammer-Assessor unter dem Präsidenten v. Vincke, mit welchem die schon früher angeknüpfte innige Verbindung bis zu dessen Lebensende fortbestand.

Ein ächter Sohn der Grafschaft Mark und ein Preuße durch und durch, mußte v. Bernuth, nachdem er im Jahre 1807 an die Kammer zu Minden versetzt war, alle die schweren Prüfungen ertragen, welche die Fremdherrschaft über die westlichen Landestheile Preußens verhängte. Das Gouvernement des Königreichs Westphalen sandte ihn 1808 als General-Secretair der Präfectur des Weser-Departements nach Osnabrück, im Jahre 1809 aber als Unterpräfect nach Bielefeld, als Nachfolger seines Freundes Delius, des nachmaligen Regierungs-Präsidenten zu Köln. — Wie er aber auch während der Fremdherrschaft die Treue für Preußen im Herzen bewahrte, davon zeugen die nach dem siegreichen Einzug in die westphälischen Provinzen im November 1813 erlassenen Verfügungen des Generals v. Bülow, der den bewährten v. Bernuth aus besonderem Vertrauen sofort zum interimistischen Regierungs-Commissar für die Grafschaft Ravensberg ernannte. Da galt es, selbstständig und energisch zu handeln, vor Allem die Bewaffnung für das wiedergewonnene Vaterland zu organisiren. Mit unermüdlichem Eifer unterzog er sich dieser Aufgabe, ordnete die Landesverwaltung, beschaffte die Hülfsmittel für die Armee und widmete sich, im Verein mit seiner Gattin, der Fürsorge für die verwundeten Krieger.

Die durch v. Bernuth in Bielefeld, zuletzt als Landrath und Chef der Regierungs-Commission daselbst, bethätigte und noch jetzt in dankbarer Erinnerung der dortigen älteren Bevölkerung lebende Wirksamkeit dauerte bis zum Jahre 1816, in welchem seine Ernennung zum Regierungs-Rath in Aachen und noch vor seinem Abgange dahin die Berufung zum vortragenden Rath im Ministerium des Innern erfolgte.

In dieser Stellung, deren Bedeutung durch seine im Jahre 1831 aus Königlicher besonderer Huld erfolgte Ernennung zum Mitglied des Staatsraths noch erhöht wurde, hat er, nicht nur von dem Minister v. Schuckmann, sondern auch von dessen Nachfolgern mit dem vollsten Vertrauen beehrt, mehr als 32 Jahre gewirkt.

Während dieses langen Zeitraums bearbeitete er in seinem Haupt-Amte namentlich die gesammten Anstellungs-Angelegenheiten, welche ihn in nähere Beziehung zu der größeren Zahl der noch jetzt fungirenden höheren Staatsbeamten brachten. Von dem lebendigsten Gerechtigkeitsgefühl geleitet, war er, wie von frühester Jugend an gegen sich selbst, so auch strenge in seinen Ansprüchen an die Leistungen Anderer; wo aber den Forderungen entsprochen wurde, machte sich seine ächte Humanität und die anziehende Milde seiner Formen im vollsten Maße geltend.

Der Muth der eigenen Ueberzeugung, Unerschrockenheit und Consequenz waren Eigenthümlichkeiten des Charakters, die er an Andern hochschätzte, die er aber auch selbst stets und unter den schwierigsten Verhältnissen an den Tag legte.

Solche Eigenschaften und Leistungen, denen durch Rang-Erhöhungen, wie durch Ordensverleihungen wiederholte gnädigste Beweise Allerhöchster Anerkennung zu Theil wurden, erwarben ihm in hohem Grade die Liebe und Achtung, welche ihn als

ein schöner Lohn in das Privatleben begleiteten, nachdem er, obgleich noch in vollem Besitz seltener körperlicher und geistiger Frische, am Schlusse des sorgenvollen Jahres 1848 aus den amtlichen Verhältnissen geschieden war. Dem Entschlusse, sich nunmehr von dem öffentlichen Leben fern zu halten, blieb er auch später treu, als die ihm stets besonders lieb gewesene Stadt Bielefeld aus freier Bewegung ihn zu ihrem Vertreter in der ersten Kammer gewählt hatte. Von der Zeit an war seine Muße der aufmerksamen Beobachtung des Entwickelungsganges der vaterländischen Zustände, der Beschäftigung mit wissenschaftlichen Studien, dem Genusse der Natur und Kunst, den stillen Freuden eines glücklichen Familienlebens, sowie dem Umgange mit seinen Freunden gewidmet, die, wie die Glieder seines Hauses, in ihm den Mann von edler Gesinnung und tiefem Gemüthe innig verehrten.

Erst in den letzten Jahren zeigten sich Spuren abnehmender Kraft. Insbesondere steigerte sich ein Augenleiden zu einem bedenklichen Grade. Mit männlicher Kraft und christlicher Ergebung, sowie mit der ihm auch jetzt noch gebliebenen Heiterkeit des Gemüths, trug er, die Gefahr wohl erkennend, die ihm von der Vorsehung auferlegte Prüfung, und mit derselben Festigkeit ging er, im März d. J. von einem äußeren entzündlichen Uebel befallen, der letzten Stunde entgegen, in welcher er, die Seinigen segnend und selbst entfernter Freunde noch in Liebe gedenkend, im Vertrauen auf ein einstiges Wiedersehen, durch einen sanften Tod aus diesem Leben hinweggenommen wurde.

Groß war die Theilnahme, die auf die Nachricht von dem Tode des würdigen Mannes, der über 40 Jahre in Berlin gelebt und gewirkt hat, unter den Bewohnern der Residenz und besonders unter denen sich kund gab, welche mit den Familiengliedern und näheren Freunden ihn am 11. April zu seiner Ruhestätte begleiteten.

Wappen = Sagen.

Horst.

Der Welfenherzog Heinrich, der Löwe zubenannt,
Der war einst aus zu jagen an seiner Weser Strand.
Er zog mit seinen Treuen durch dunklen Eichenforst,
Es ritt zu seiner Rechten Herr Diedrich von der Horst,
Ein Ritter stark und stattlich, ein treu westphälisch Blut,
Sein Herz wie eine Blume, wie Felsengrund sein Muth.
Und als sie baß gepirschet manch herrlich Edelwild,
Da lagern sie im Schatten sich ohne Helm und Schild,
Es strömte aus den Schläuchen des edlen Rheinweins Born,
Die Knappen füllen fleißig das goldbeschlagene Horn.
Da tönt im Waldesdunkel urplötzlich Hörnerton
Und lautes Waffenklirren, Geschrei und wildes Drohn,
Es nahen Feindesschaaren in großer Uebermacht,
Sie wagten nicht zu nahen dem Löwen in der Schlacht,
Im off'nen Felde fürchten sie seines Zahn's Gewalt,
Drum wollen sie ihn fangen in feigem Hinterhalt.
Von Osnabrück der Bischof, in blanken Stahl gehüllt,
Das Kreuz in seinen Händen, das Herz von Haß erfüllt,
Er ist's mit seinen Mannen, der wild dem Löwen droht,
Er will den Herzog fangen, sei's lebend oder todt:
„Ergebt Euch, Herzog Heinrich, Ihr seid in meiner Macht,
„Hier habt Ihr keine Mauer, kein Schloß, das Euch bewacht!“
Der Bischof ruft es höhnend und glaubt, es sei gethan,
Doch läßt so leicht sich nimmer der Löwenherzog fah'n.

Auf springen von der Erde die Welfen allzumal
Und stürzen sich gewaltig auf ihrer Feinde Zahl.
Der Herzog schwingt die Klinge, gar mancher Schädel borst,
Und treu hält ihm zur Seite Herr Diedrich von der Horst.
Nach blutig heißem Kampfe der Feinde Schaar zerstob,
Herr Diedrich Horst den Bischof von seinem Rosse hob,
Er führte ihn gefangen dem Löwenherzog vor
Und hob vier blanke Schwerter vom Boden schnell empor,
Die steckt' er vor dem Herzog in's blutgetränkte Feld,
Daß sie ein Gitter bilden, hat er sie aufgestellt:
„Ihr glaubtet, frommer Bischof, wir sei'n in Eurer Macht,
„Wir hätten keine Mauern, kein Schloß, das uns bewacht.
„Hier seht Ihr uns're Mauer, hier seht Ihr unser Schloß,
„Das Gitter unsrer Schwerter ist unsrer Fürsten Schloß!"
Der Bischof blickt so finster auf dieses Gitter drein,
Das wohl ihm fester däuchte als Erz und Marmorstein.
Nach Hünenkamp der Veste ging's drauf in froher Hast,
Den Bischof bat gar freundlich Herr von der Horst zu Gast,
Er führte ihn gar artig zur Hauscapelle hin,
Er stellt ihn vor den Altar und sprach mit ernstem Sinn:
„Auf diesem Platz, Herr Bischof, da seh' ich Euch gar gern
„Und ehre Euch als Diener des allerhöchsten Herrn!"
„Wie, seid Ihr gottesfürchtig?" Der Bischof ruft's voll Hohn.
„Das bin ich," spricht der Ritter, „doch dreist wo Menschen drohn."
Der Bischof las die Messe zu seinem eignen Fall,
Wie schlug das Herz ihm zornig bei des Tedeum's Schall.
Der Herzog hat vernommen, was dort der Bischof sprach,
Und in der weiten Halle, beim festlichen Gelag,
Da rührt' er mit dem Schwerte den Schild des Ritters an,
Und rief: „Zum ew'gen Zeichen, was Ihr für mich gethan,
Sollt Ihr von heute führen im blutig rothen Feld
Die blanken Schwerterklingen ins Gitter aufgestellt,
Und: „dreist und gottesfürchtig" soll Eure Losung sein,
Die grabt in großen Zügen auf Eurem Schilde ein!"
Die Zeiten sind vergangen, der Welfen Macht verschwand,
Ein Sproß von Hohenzollern herrscht in Westphalenland,
Doch blühen noch zur Stunde die Freiherrn von der Horst,
Ein Stamm so stolz und kräftig, wie deutscher Eichenhorst,
In ihren Adern fließet des Ahnherrn treues Blut,
Ihr Herz wie eine Blume, wie Felsengrund ihr Muth.
Sie führen noch zur Stunde im blutigrothen Feld
Die blanken Schwerterklingen, ins Gitter aufgestellt,
Und „dreist und gottesfürchtig!" ist noch ihr Losungswort,
Und dreist und gottesfürchtig, das sind sie fort und fort.

Zur Geschichte des Niederrheins.

Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins oder des Erzstifts Köln, der Fürstenthümer Jülich und Berg, Geldern, Meurs, Cleve und Mark, und der Reichsstifte Elten, Essen und Werden. Aus den Quellen herausgegeben von Dr. Theod. Joh. Lacomblet, Königl. Preuß. Archivrath und Bibliothekar. Vierten Bandes erste Hälfte: Die Urkunden von 1401—1500. Düsseldorf, 1857, in Commission der Schaub'schen Buchhandlung (C. Schoepping). LXXVI und 606 S. 4.

Der vorliegende Band des wichtigen Urkundenwerkes, welches die Grundlage für eine Geschichte des Niederrheinischen Landes bilden soll, wird von allen Freunden vaterländischer Geschichtsforschung auch über den engern Kreis hinaus, auf welchen die Urkunden sich zunächst beziehen, mit lebhafter Theilnahme begrüßt werden. Haben die früheren Bände schon nach den verschiedensten Seiten hin für eine tiefere und richtigere Erkenntniß der rheinischen Vorzeit Bahn gebrochen, so gewährt dieser vierte Theil nicht minder reiche und mannigfaltige neue Aufschlüsse, die um so bedeutender erscheinen, je mehr die Entwicklung der rheinischen Verhältnisse grade im fünfzehnten Jahrhundert in die allgemeine Reichsgeschichte nicht nur, sondern auch in die Geschicke des Europäischen Staatensystems überhaupt eingreift. Es ist die Zeit, wo sich die drei Fürstenthümer Jülich, Berg und Cleve-Mark, nachdem sie zu Herzogthümern erhoben worden, unter langen Kämpfen allmählich jener Vereinigung nähern, die einen Staat schaffen sollte, der an Umfang manchem Königreiche gleich kam und der alle Elemente besaß, um unter einem energischen Herrscher zu einer einflußreichen politischen Machtstellung zu gelangen. Das Herzogthum Geldern, das äußerste Glied in der Reihe der niederrheinischen Territorien, bleibt seit dem Tode des letzten Herzogs von Jülich und Geldern, Reinald's III. (1423) und dem dadurch herbeigeführten Anfalle Jülichs an Berg der Gegenstand streitiger Erbansprüche und eines wechselvollen Krieges zwischen den bergischen Herzogen und dem mütterlicherseits mit dem jülich'schen Hause verwandten Egmontischen Geschlechte, ohne daß es den Ersteren gelingt, sich in den Besitz des Erbes zu setzen, bis zuletzt der Streit durch die Uebertragung der bergischen Ansprüche auf Burgund (1473) ein neues Moment und damit zugleich größere Dimensionen gewinnt. Mit den Geschicken der Herzogthümer innig verbunden erscheint das Erzbisthum Köln; theils mit den Herzogen, theils mit ihren eigenen Unterthanen, und namentlich mit dem noch immer mächtigen Köln, in viele und schwere Fehden verwickelt, bezeichnen Friedrich III., Dietrich II., Ruprecht und Hermann IV. fast eben so viele, zum Theil entscheidende Wendepunkte in der Geschichte des Erzstiftes, wie in der Stellung des Erzbischofs zu den größern Vasallen, der Ritterschaft, den Städten und zum Domcapitel, die zuletzt durch die Erblandsvereinigung des Jahres 1463 auf Jahrhunderte hinaus bestimmt wird. Nehmen wir nun die interessanten Einblicke hinzu, welche die vorliegenden Urkunden in das Leben, den Rechtszustand und die Sitten einer aufgeregten, gährenden und an Merkmalen der Rohheit und Verwilderung nicht armen Zeit thun lassen, so rollt sich uns gleichsam ein Panorama der Landesgeschichte auf, wie wir es nicht getreuer wünschen können; mit jener Unmittelbarkeit und Lebendigkeit der Anschauung, die allein aus den Urkunden gewonnen wird, entstehen nach einander vor unseren Augen alle bedeutenderen Ereignisse, die Kämpfe Friedrich's III. von

Köln mit den Herzogthümern, der unnatürliche Streit des Jungherzogs Adolf von Berg mit seinem Vater Wilhelm, der Krieg Dietrich's II. von Köln mit Berg wegen Mülheim, die Erhebung Cleve's zum Herzogthume (1417), die Fehden der Cleve'schen Brüder Adolf und Gerhard, der Krieg um Geldern, die Soester Händel unter Erzbischof Dietrich II., die schmähliche Empörung Adolf's von Geldern wider seinen Vater Arnold, das Bündniß des pfälzischen Ruprecht von Köln mit Karl von Burgund gegen das Domcapitel, und in dessen Gefolge der burgundische Krieg am Niederrhein, in welchem die Belagerung von Neuß ein hervorragendes Moment bildet; daneben der innere Streit zwischen Ruprecht und dem Domcapitel und dessen endliche Ersetzung durch Hermann von Hessen; zuletzt der Erbfolgestreit zwischen Maximilian von Burgund und Arnold von Egmont, und an der Neige des Jahrhunderts die Eheberedungen zwischen Wilhelm von Jülich-Berg und Sibylla von Brandenburg (1480), zwischen Johann von Cleve und Maria von Berg (1496), die eine neue Gestaltung der Verhältnisse vorbereiten. Zwischen hindurch spielt der wachsende Einfluß des Auslandes, der sich in den Bündnissen und Verträgen der niederrheinischen Fürsten mit englischen und französischen Königen ausspricht, und im Zusammenhange damit jenes Schwinden der kaiserlichen Macht, das unter Friedrich III. bereits einen so bedenklichen Grad erreicht hatte, während die Hoheit der Landesfürsten sich immer mehr entwickelt. Alle diese und noch viele andere Verhältnisse treten uns in dem gegenwärtigen Werke in ihrem ursachlichen Zusammenhange und zum Theil in ganz neuem Lichte entgegen — wir weisen namentlich auf die Soester Fehde, die Stellung der rheinischen Fürsten zum Baseler Concil, den Streit um Kaiserswerth, und auf das Auftreten Karls des Kühnen am Niederrheine hin — und nehmen durch ihre mannichfache Verzweigung mit der allgemeinen Reichsgeschichte eine erhöhte Bedeutung in Anspruch. Auch für genealogische Studien, für die Geschichte rheinischer sowohl als überhaupt vieler deutscher adliger Familien bietet dieser vierte Band gleich den frühern reiche Ausbeute. Die Auswahl der Urkunden ist von dem um die rheinische Provinzialgeschichte hochverdienten Herausgeber mit größter Umsicht und Sorgfalt vorgenommen worden, es sind durchgängig interessante und in der einen oder andern Hinsicht wichtige Urkunden, die uns hier geboten werden. Ueberhaupt ist die strenge Planmäßigkeit der Anlage ein Vorzug, welcher dieses Urkundenwerk in hohem Grade auszeichnet; überall ist mit dem sichern Tacte, den nur eine vollkommene Beherrschung des Gegenstandes an die Hand giebt, der Faden der Geschichte festgehalten.

Wer zwischen den Zeilen zu lesen und die trefflichen Inhaltsübersichten mit den zahlreichen einführenden Anmerkungen des Herausgebers zu würdigen und zu benutzen versteht, wird in dem Werke die Grundlinien einer Geschichte des Niederrheins finden, wie dieselbe noch geschrieben werden muß und wie wir sie vor Allem von der berufenen Hand des Herausgebers erwarten möchten.

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Das Herrenhaus und die Ministerverantwortlichkeit.

Keine Minister-Verantwortlichkeit, weder nach der constitutionellen Schablone noch nach dem bureaukratischen Sentiment, keine Ministerverantwortlichkeit, weder gesetzlich noch praktisch: wir sind gewiß, daß das Herrenhaus auch hier das Rechte getroffen, und thatsächlich einen Grundsatz zur Anerkennung gebracht hat, der wie kein anderer das letzte Bollwerk des Constitutionalismus zerstört, und damit das persönliche Regiment des Königthums in höherer und edlerer Form von Neuem ermöglicht.

Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein, ist das Herrenhaus mehr wie irgend eine andere Körperschaft die geborene Gehülfin des Königthums, die eigentliche Fortsetzung und Propaganda des Royalismus durch alle Schichten des Volks, und sein Dasein allein der schlagendste Beweis, daß in Preußen das Königthum seinen königlichen Charakter bewahrt, und darum im Stande gewesen ist, königliche Gedanken in königlicher Form zu verkörpern.

Unzweifelhaft war es der Krone Preußen von Anbeginn nicht verborgen, daß — wie die Anhänger des alten bureaukratischen Systems klagend erkannten — mit der Schöpfung eines selbstständigen lebensfähigen Herrenhauses die „Verfassung verewigt" würde; unzweifelhaft hat man von Hause aus die Möglichkeit statuirt, Herrenhaus und Ministerium in schwierige principielle Differenzen verwickelt, oder gar auseinandergehen zu sehen; doch leben wir eben um deswillen der guten Zuversicht, daß die Krone Preußen das, was sie als nothwendiges Resultat vorausgesehen, auch gewollt haben muß, und daß sie das Herrenhaus nicht zu dem Zwecke so selbstständig geschaffen und hingestellt haben kann, um seine Selbstständigkeit in jedem einzelnen Falle zu verläugnen.

Haben wir es daher gegenwärtig mit einem solchen Conflicte zu thun, und zwar mit einem Conflicte, der einerseits in dem jetzigen Stadium und nach dem Schlusse der Session einstweilen durch Verständigung oder Nachgeben von einer oder der anderen Seite seine Lösung nicht finden kann, und anderseits nach unsern Vordersätzen und Principien durch Alteration des Herrenhauses oder durch Ministerkrisis und Cabinetsfragen seine Lösung nicht finden darf, so werden wir die Frage

nicht unbeantwortet lassen dürfen, wie sich Krone, Herrenhaus und Ministerium einer solchen Krisis gegenüber und zu einander verhalten.

Mit Recht hat das Herrenhaus darauf zuvörderst erwidert, daß es kein so großes Unglück sei, wenn bei mangelnder Verständigung Eins und das Andere einstweilen ungethan und der weiteren Entwickelung der Zeit und der Menschen überlassen bliebe. Es ist ja eine der Qualitäten und Aufgaben jeder Landesvertretung, für die Regierung zugleich Barometer der Zustände und Stimmungen, und Maßstab für die Reife der Menschen und der Dinge zu sein. Hierbei macht es auch keinen Unterschied, daß es sich in der vorliegenden Krisis gerade um Finanzfragen handelt, d. h. um Verfassungs- und Verwaltungs-Fragen in ihrer brennendsten Gestalt, um Fragen, die gerade deshalb so empfindlich wirken, weil man ihrer Lösung nicht mehr aus dem Wege gehen kann; denn nicht allein, daß sich die erste Hitze inzwischen bereits wesentlich abgekühlt hat und daß voraussichtlich selbst das Ministerium heute, wo es die unzweifelhaften Einnahme-Ueberschüsse des Jahres 1856 in bestimmten Zahlen übersehen kann, das Feuer einigermaßen zu dämpfen und den Widerstand des Herrenhauses in einem anderen Lichte zu betrachten geneigt ist: es kann auch keinem Zweifel unterliegen, daß schließlich selbst die brennendste Frage, abgesehen von dem Schwerte des Staatsstreichs, auf dem Wege der Legislation doch immer nur durch Verständigung über die Principien und die Endziele ihre Lösung finden kann.

Aus diesem Grunde müssen wir dem Conflict, wenngleich derselbe voraussichtlich demnächst in seiner vorliegenden Gestalt durch das Zurückziehen der einen Seite seine Endschaft erreichen wird, vorläufig als einen schwebenden behandeln, an dem wir gerade um deswillen die relative Stellung der drei genannten Factoren um so unbefangener beobachten und darlegen können.

Zuerst die Krone, sie, die nach der constitutionellen Doctrin an die Zustimmung und Contrasignatur eines verantwortlichen Ministeriums gebunden, und durch diese Instanz von allem unmittelbaren Verkehr mit ihren Unterthanen abgeschnitten war, sie hat durch die thatsächliche Verwerfung der Minister-Verantwortlichkeit Seitens des Herrenhauses die Unmittelbarkeit ihrer Beziehungen zu dem Volke wieder gewonnen. Kein „Gouvernement“, keine „Staatsregierung“ mehr, die Person des Trägers der Krone ist wieder in den Vordergrund und in ihre Rechte getreten.

Natürlich sprechen wir hier einstweilen nur von der Theorie, denn in der Praxis ist die Person des Fürsten zum Heile Preußens noch immer das Entscheidende geblieben. Dennoch aber ist auch die Wiederherstellung der rechten Theorie in ihrer Bedeutung um so weniger zu unterschätzen, als auch abgesehen von der Paralysirung der königlichen Person und des königlichen Willens durch eine geschlossene übermächtige

Bureaukratie jede falsche Doctrin, wenn auch nur allmählich, doch stetig fortwirkend, selbst die beste Praxis absorbirt.

Oder meint man in der That, daß noch viel Raum ist für die Person des Fürsten und deren Action in einem System, wo die Landesvertretung grundsätzlich blindlings mit der „Staatsregierung" stimmt, und wo demnach das Ministerium, als Herr der Majorität und Spitze der Bureaukratie dem mythischen Begriff der „Krone" oder, was dasselbe ist, der auf sich allein angewiesenen Person des Fürsten gegenüber steht. Hier ist alsdann keine andere Art des Regiments mehr möglich, als die des Bürgerkönigs, und deren Ausgang ist bekannt.

Doch nicht für die Fürsten allein, auch für die Ministerien wird lediglich durch die Beseitigung der ganz oder halb constitutionellen Theorie von der Verantwortlichkeit die rechte Stellung wieder gewonnen. Nicht genug, daß das preußische Ministerium den für die Minister bedenklichen und drückenden Theil der formellen Verantwortlichkeit abgelehnt, man muß sich auch noch von derjenigen Auffassung ihrer Stellung lossagen, welche die Vorlagen des Königs mit den Personen der Minister identificirt, und anstatt seinem Urtheile, seinen Worten und seinem Thun lediglich die eigene Ueberzeugung, die Sache selbst und die Pflichten gegen das Königthum zum Grunde zu legen, der Rücksicht und Connivenz gegen die actuellen Träger der ministeriellen Gewalt das entscheidende Gewicht beilegt. Selbstredend liegt uns hierbei Nichts ferner, als die Insinuation, daß preußische Minister ihre Stellung dazu benutzen wollten oder könnten, die monarchische Gewalt des Königthums in Preußen zu schwächen oder zu untergraben. Der Uebelstand, den wir rügen, ist Nichts als die theoretische Nachwirkung eines bereits verurtheilten Systems, eines Systems, in welchem das Streben nach einer auf die Majorität der sog. Volksvertretung gegründeten ministeriellen Allgewalt mit einem tiefen Mißtrauen gegen diese selbe Volksvertretung Hand in Hand geht, und während die Minister sich der Vertretung gegenüber gewissermaßen in einem beharrlichen Kriegszustande befinden, in welchem es gilt, durch alle Mittel zu werben, — das Königthum die ministerielle Gewalt so zu sagen an den Mindestfordernden zu vergeben trachtet, d. h. an denjenigen, welcher der Person des Fürsten noch den meisten Spielraum verheißt: ein Wechselspiel von Intrigue und Corruption, vor dem wir Preußen für immer bewahrt zu sehen wünschen. Dagegen wird es keiner besonderen Versicherung bedürfen, daß wir mit dem Wegfallen jener verwerflichen pseudo-constitutionellen Verantwortlichkeit nicht auch die materielle und moralische Verantwortung der Minister für ihre Worte und Thaten aufgehoben wissen wollen; im Gegentheil, je höher und verantwortlicher ihre Stellung, um so schärfer und feiner auch der Anspruch, den man an sie erhebt; nur daß wir die Beurtheilung der Verantwortung und was daraus folgt ihrem Herrn und ihrem Gewissen überlassen.

Das Herrenhaus endlich, es hat durch sein Auftreten und die Auslegung, die es demselben gegeben, für sich und den preußischen Landtag die Reichsunmittelbarkeit wieder gewonnen, es hat durch seine männliche, selbstständige Haltung den Landtag aus der dienenden Stellung, mit welcher ihn die Connivenz des Abgeordneten-Hauses bedrohte, wiederum zu einem ebenbürtigen Genossen des Ministeriums erhoben und in sich selbst die ständischen Elemente wieder zu Ehren gebracht, das Ständethum, welches keine ministeriellen Mitregenten, sondern nur fürstliche Räthe kennt. Zugleich haben wir, ähnlich wie England in seinem Oberhause, so in dem Herrenhause das Centrum und den Ausgangspunkt unserer weiteren politischen Entwickelung gewonnen, einer Entwickelung, die, wie sie von dem Königthum ausgegangen ist, so, bei richtiger Leitung, in dem Königthum auch ihren Abschluß erreichen wird.

Das Prognostikon einer ständischen Partei-Regierung, mit welchem man ängstliche Gemüther hie und da zu schrecken versucht, wir wünschten wohl, es wäre weniger aus der Luft gegriffen; zu unserem Bedauern fehlt der preußischen Aristokratie gerade Nichts mehr, als die Lust zum Regieren. Zugleich aber können wir unserseits die Versicherung hinzufügen, daß wir das Heil und die Größe Preußens nicht in einer ständischen Partei-Regierung, einer Regierung, welche, wie die englische, nur die einseitige Erhebung der höheren und besitzenden Klassen auf Kosten der unteren und der geistigen Güter des Volks im Auge hat, sondern lediglich in einem starken Königthum suchen; daß wir aber freilich nur ein solches Königthum für ein starkes halten, welches, den Aufgaben der Gegenwart geistig gewachsen, auch den geringsten seiner Unterthanen zu seines Gleichen zu machen und als seines Gleichen zu behandeln weiß.

Die Stadtjunker.

Socialer Roman.

Cap. XI. Das aufsteigende Gewitter.

Laut war's in dem Hof der Rothe, den der Stadtschreiber von Ulm bewohnte, trotz der noch in halbem Dämmer liegenden frühen Morgenstunde des Wintertages; im Thorgange, so wie auf den wenigen ausgetretenen Steinstufen der engen steilen Treppe, die zu dem Gemach des Hausherrn führte, in dem kleinen Vorgemach, wo ein mächtiges Feuer in dem Kamin prasselte, drängten sich bewaffnete Diener des Rathes, Hörige des Geschlechters, Diener des Hauses und Leute der Rothischen Mundschaft durcheinander, die entweder von besondern Geschäften, oder von der allgemeinen Pflicht, zur Hand zu sein, wenn man sie etwa brauchte, hergeführt waren zu rechter Zeit noch, um Theil an

dem Frühtrunk zu nehmen, den das reiche und gastfreie Geschlechterhaus reichlich austheilte.

Das Gemach des Stadtschreibers war zu ebener Erde, die engen und stark vergitterten Fenster schräg in die dicke Mauer eingeschnitten, hochgewölbt und geräumig. In der Mitte desselben stand auf vier mächtigen, aber plumpen und viereckigen Füßen ein schwerer Tisch, über welchem vom Gurtgewölbe herab an eiserner Kette eine Lampe hing, die einen Theil der mit Pergamenten und Schriftstücken bedeckten Tischplatte erleuchtete. Gerade vor diesem erhellten Theil des Tisches saß der Stadtschreiber auf einem schweren hölzernen Schemel, der keine Rückenlehne, wohl aber zwei niedrige Seitenlehnen hatte; der Roth war in einen weiten Pelzmantel gehüllt und trug eine Pelzmütze von weißem Lämmerfell auf dem Haupt. Die Füße des Stadtschreibers standen auf einem Bunde Stroh, über welches man eine Decke von Bärenfell geworfen hatte, denn trotzdem, daß ein gewaltiges Feuer in dem Kamin glühete, war es bitter kalt in dem hochgewölbten und mit Steinfliesen belegten Gemach.

Herr Otto Roth, der in den Niederlanden gereist war und die Bequemlichkeit der flandrischen Städte kannte, der die Prachtliebe der „lateinischen Franken", so nannte man damals noch die Franzosen, wie man die französischen Schweizer „lateinische Schwaben" nannte, der den gebildeteren Geschmack der Städte Italien's gesehen und gewürdigt hatte, war in dem alten Geschlechterhause zu Ulm den einfachen und rauhen Sitten seiner Väter treu geblieben, und erst jetzt ließ er für die junge Frau, welche er heimzuführen gedachte, einige Gemächer im obern Theile seines Erbhauses mit aller Prunkliebe, die seiner Zeit, und allem Geschmack, der ihm persönlich eigen war, köstlich und bequem herrichten.

Der Stadtschreiber hielt die Rohrfeder in der Hand, mit welcher er geschrieben, sein Haupt war tief niedergebeugt auf ein Pergament, an welchem ein großes Siegel hing; ganz in der Untersuchung desselben vertieft, hatte er nicht Acht, daß sein Frühstück ungenossen vor ihm verdampfte. An der Thür aber lehnte ein Wappner der Stadt, den Speer in der Linken, der blickte sehnsüchtig nach dem kräftig duftenden Würzbier und konnte gar nicht begreifen, daß ein so kluger Mann wie der Stadtschreiber einen so schönen Trank ungenossen verdampfen lassen könne.

Das Getöse, das die ab- und zugehenden Männer in dem Vorgemach schon durch ihr Hin- und Hergehen, so wie durch nicht immer leises Sprechen verursachten, schien den hohen Beamten der Stadt nicht zu stören, offenbar war er dessen gewohnt, er erhob aber sofort das Haupt, als ein Geräusch anderer Art ihm verkündete, daß sich draußen etwas nicht ganz Gewöhnliches zutrage. Er lauschte einen Augenblick, dann sagte er leise zu sich selbst: „Fast hätte ich's vergessen!" Dann befahl er dem Wappner: „Geh zu den grauen Brüdern, ich lasse den Bruder Anshelmus ersuchen, sich so bald als möglich hier einzufinden!"

Der Wappner verneigte sich und ging, durch die geöffnete Thür aber trat ein Mann in voller Rüstung ein, den topfförmigen Helm mit den mächtigen steil bis über der Nase nieder reichenden Schirmeisen keck auf dem Haupt, den eisernen Kettenkragen, der an dem Helm befestigt war, um den Hals, die Schenkel und auch die Waden mit eisernen Schuppen gepanzert, die auf das Leder seiner Bein- und Fußbekleidung aufgenäht waren. Der Stadtschreiber stand auf und ging dem Geharnischten entgegen und grüßte ihn, indem er ihm die Hand reichte.

„Gott zum Gruß, Ulrich," sprach er, „Du bist in voller Rüstung!"

„Gesegneten Morgen, Otto," antwortete der Stadthauptmann Ritter Ulrich Ströhlin, „ich will eben die Marrner lehren, etwas christlicher mit dem Spieß umzugehen, ich denke, das ist jetzt nothwendiger, als die Sprache mit dem Pfaffen, die wir eigentlich heute halten sollten!"

„Du hast nicht Unrecht, Ulrich," versetzte der Roth, indem er den Stadthauptmann zu einem Sitz am Kamin leitete, „wahrscheinlich werden wir in den nächsten Tagen die Weisheit des Vaters Anshelmus nicht so nöthig brauchen, wie die Spieße der Marrner."

„Und ich kann Dir sagen," rief der Stadthauptmann lebhaft, „daß die Leute noch ganz gotteslästerlich mit der edeln Waffe umgehen, es ist so schwer, diesen Dickköpfen eine regelrechte Führung beizubringen, das stößt noch immer ohne allen Schick darauf los; was hat's für Mühe allein schon gekostet, ihnen erst beizubringen, daß der Speer zum Stoßen dient und kein Prügel zum Dreinschlagen ist!"

Der Capitaneus seufzte schwer, der Junker Roth lächelte unmerklich, ließ sich seinem Gast gegenüber am Kamin nieder und sagte dann ernst: „Lieber Ulrich, so nöthig die Handwerksgenossen aber auch Deine lehrreiche Unterweisung in der regelrechten Waffenführung haben mögen, so muß ich Dich doch bitten, hier zu bleiben und unsere Sprache wie gewöhnlich mit dem Vater Anshelmus zu halten."

Der Stadthauptmann schaute den Stadtschreiber verwundert an.

„Du weißt," fuhr dieser fort, „daß Vater Anshelmus mit den Ehingern befreundet ist, und ich glaube, daß es nicht nützlich für uns ist, wenn die erfahren thäten, wir hätten heut die gewöhnliche Sprache eingestellt, sie könnten daraus Verdacht schöpfen, könnten auf den Gedanken kommen, daß wir etwas vorhätten, Du verstehst mich!"

„Ich verstehe Dich wohl, Otto," versetzte der Stadthauptmann, „aber —" der Krieger hielt zögernd inne und blickte halb verlegen auf den Stadtschreiber; dieser blitzte ihn scharf an und schwieg. Unmuthig warf sich der Stadthauptmann auf dem Sitz herum, daß seine Waffen laut klangen, dann sagte er: „Otto, Du weißt sehr gut, was ich sagen will, Du willst mir jetzt aber nicht zu Hülfe kommen, obwohl Du siehest, daß es mir schwer wird, zu sprechen!"

„Ich will versuchen, Dir zu Hülfe zu kommen, Ulrich," nahm der

Stadtschreiber das Wort, „Du bist nicht ganz mit mir einverstanden, Du billigst nicht ganz meinen Plan, Dich schmerzt es, daß unter dem Gethier, welches in die von uns gestellte Falle gehen soll, sich einige Junker von Ulm befinden, ist's so?"

„Das ist's nicht!" entgegnete der Stadthauptmann trübe. „Ich begreife, daß wir den Plänen des Fürsten von Oestreich, seiner Edelleute und seiner Anhänger hier in der Stadt auf ein Mal ein Ende machen müssen, wenn wir zur Ruhe kommen wollen, aber ich fürchte, daß unsere Kraft nicht ausreicht, die Gefangenen in der Falle zu halten, wenn sie ein Mal drin sind."

„Das heißt, Ulrich," erläuterte der Stadtschreiber, „Dir ist die Sache nicht geheuer, seitdem die Kraffte in Folge meines Zwiespaltes mit dem Ritter Ulrich Krafft sich zurückhalten; nun, ich gestehe Dir, daß es mir auch lieber wäre, hätte ich die Kraffte hinter mir bei der Angelegenheit, aber was soll ich thun? Den alten Ritter Ulrich plagt ein ganz besonderer Teufel, so daß ich gar nicht an ihn kommen kann, selbst wenn ich gemeiner Stadt zum Frommen jede Empfindlichkeit meinerseits bei Seite setzen wollte. Uebrigens kannst Du Dich darauf verlassen, daß die Kraffte, wenn sie auch nicht für uns sind, doch nicht gegen uns sein werden!"

„Darauf verlasse ich mich eben nicht, Otto!" widerredete der Stadthauptmann, „ich weiß wohl, daß der Ritter Ulrich gut Ulmisch ist, aber ich habe ein Vöglein singen hören, daß andere Kraffte es mit dem Oestreicher halten."

„Es wird ohne Ritter Ulrich's Geheiß kein Krafft ein Schwert ziehen!" sagte der Stadtschreiber bestimmt.

Der Stadthauptmann lächelte ungläubig.

„Ulrich", sagte jetzt Herr Roth, sich zu dem Krieger neigend, „um Dich von meinem guten Willen zu überzeugen, will ich noch heute Abend in den Krafftenhof gehen und mit dem alten Eisenkopf reden; mag aber die Sprache ausfallen, wie sie will, ich muß Deiner Hülfe in jeder Weise sicher sein!

„Das kannst Du, Otto!" rief der Stadthauptmann, seine Hand darreichend, „meiner Hülfe wärest Du sicher, selbst wenn Du nicht in den Krafftenhof gingest. Wenn ich meine Bedenken ausspreche, so mußt Du deshalb nicht glauben, daß ich zurückweiche vor der Gefahr; nein, Otto, ich weiß, daß Du Ulm zu einer mächtigen Stadt des Reichs machen wirst, und ich will in alle Wege dazu Dein Helfer sein. Ulm über Alles, Du kennst mich!"

„Ich kenne Dich, Ulrich," antwortete der Stadtschreiber, „ich verlasse mich auf Dich, auf Deine Klugheit und Deinen Muth, und wenn die Geschichte von uns redet, so soll sie sagen: das war zu der Zeit, wo die Junker Otto Roth, der Stadtschreiber, und Ulrich Ströhlin, der Stadthauptmann, die Stadt Ulm frei gemacht haben!"

Stolz und fest blickten sich die beiden Männer an; das Bewußtsein kühnen Wollens strahlte aus ihren Augen, die Zuversicht siegreichen Vollbringens leuchtete von ihren Stirnen.

„Ulm freie Reichsstadt, trutz Oestreich!" sagte der Stadthauptmann.

„Ulm frei, trutz der Freunde Oestreichs in der Stadt!" setzte der Stadtschreiber fest hinzu; dann nahm er mit leiserer Stimme nach einer kleinen Pause das Wort und sprach: „Der Tag und die Stunde ist vielleicht näher, als wir glauben. Ulrich, höre, in voriger Woche ist der Conzelmann wieder im Schelklinger Schloß gewesen über Nacht, und Herr Burkhard von Ellerbach, des Oestreicher's Vogt im Burgau, ist auch dort gewesen; die Leute sagen, das Zauberfräulein Segeband habe den Conzelmann behert; das ist möglich, aber gerade darum! Sie hat ihn behert zu einem bestimmten Zwecke. Du weißt, daß die Schelklinger Zauberin mit Herrn Albrecht von Oestreich in einem Liebesbündniß gestanden, den Conzelmann also hat der Oestreicher mit Leib und Seele. Horch auf: am Tage, nachdem der Conzelmann auf Schelklingen gewesen, ist er zu dem Ritter Anno Summerwunne, der Stadt geschworenem Feind, geritten, und hat da wieder eine Nacht zugebracht; Herr Burkhard von Ellerbach aber ist in's Burgau hinab gezogen von Schloß zu Schloß; was dünkt Dich, Ulrich?"

„Mir ist's, als sehe ich die ersten Wolken des über Ulm aufsteigenden Gewitters," antwortete der Stadthauptmann ernst, „wenn wir den Conzelmann greifen und seine Hauptanhänger, so wenden wir den Sturm ab!"

„Ulrich," rief der Stadtschreiber verweisend, „wir können dem Conzelmann nichts beweisen, den Andern noch weniger, dann lassen wir sie ledig, und die Geschichte geht von vorn an. Nein, es muß geschehen!"

„Es sei, es sei!" entgegnete der Stadthauptmann entschieden, „auf mich kannst Du rechnen, und die bewaffneten Handwerksgenossenschaften stehen zu mir, wenn auch sämmtliche Mundschaften der östreichisch gesinnten Junker gegen uns sind. Mag's denn losbrechen, je eher, je lieber, aber hast Du daran gedacht, Otto, daß die Genossenschaften, wenn sie uns geholfen haben, auch von uns ihren Lohn fordern werden?"

„Ich habe auch daran gedacht, Ströhlin!" entgegnete der Stadtschreiber ernst.

„Sie werden nicht sehr bescheiden eben sein, Otto!" bemerkte der Kriegsmann bedenklich.

„Das wäre gegen ihre Natur!" sagte der Stadtschreiber lächelnd.

„Und was thun wir mit diesen unbescheidenen Wünschen?" fragte der Stadthauptmann etwas ungeduldig.

„Wir erfüllen ihre billigen Wünsche und handeln die unbilligen herunter!" lautete die offene Antwort.

„Otto!" rief der Stadthauptmann, eben so unwillig als erstaunt,

„also hab' ich Dich neulich nicht mißverstanden, wie ich glaubte? Du willst also wirkliche Handwerksmeister als Rathsglieder annehmen? Du willst diese Leute, deren Väter unserer Väter Knechte waren, neben Dir sitzen lassen im Regiment der Stadt?"

„Ich werde es nicht hindern können, lieber Ulrich," meinte der Stadtschreiber nachdenklich, „überlege Dir wohl, die Handwerksgenossen haben Waffen, wir haben sie ihnen selbst gegeben zur Vertheidigung der Stadt, sie werden immer stärker, zuletzt werden sie sich mit Gewalt nehmen, was wir ihnen vorenthalten, und wenn diese Leute erst anfangen zu nehmen, dann ist ein Ende nicht abzusehen. Ich halte dafür, den Leuten jetzt durch eine Großmuth zuvorzukommen, welche sie an uns fesseln muß; laß doch einige von den Häuptern der Genossenschaften unter uns sitzen, laß sie Theil nehmen am Regiment der Stadt, glaube mir, diejenigen, die uns dann in gewisser Hinsicht gleich sind, werden besser, als wir es je vermöchten, dafür sorgen, daß uns die Handwerksgenossen nicht weiter lästig fallen. Es ist wahr, wir theilen dann das Regiment der Stadt mit den Genossenschaften, das aber wird erst dann der Fall sein, wenn es sich bei uns nicht allein mehr um das Regiment der Stadt, sondern auch des Reichsstandes Ulm handelt. Wir sind ausschließlich die Regenten des freien Reichsstandes, im Stadtregiment dulden wir die Handwerksgenossen neben uns, ich denke, der Gewinn ist auf unserer Seite!"

„Ich verstehe Dich nicht ganz, Otto," entgegnete der Stadthauptmann aufrichtig, „Deine Rede war länger als mein Schwert und spitzer als mein Dolch, da reicht der Kopf eines armen Kriegsmannes nicht aus, habe ich Dich aber recht verstanden, so willst Du ehrlich verfahren mit den Handwerksgenossenschaften!"

„So ist es," sagte der Stadtschreiber ernst, „ich will den Handwerksgenossen Alles das wirklich geben, was ihnen der Conzelmann nur vorgespiegelt und lockend versprochen hat; das ist meine Regierungskunst, Ulrich, die Handwerker aber haben dafür ein Gefühl, und darum kann ich mich auf sie verlassen. Was aber die Junker betrifft, die mir zunächst spinnefeind darum sein werden, so sollen sie bald begreifen, daß es für sie eine größere Ehre ist, die Stadt Ulm zu vertreten vor Kaiser und Reich, für sie Bünde zu schließen mit Fürsten und Prälaten, ihre Mannen zu führen im Kampf gegen ihre Widersacher, als lediglich über die Streitigkeiten im Weichbild und über Straßenbau und Kaufhäuser zu entscheiden. Die Ulmer Junker sind Edelleute gewesen bis jetzt, Edelleute wie die draußen mit Hörigen und Knechten, mit Zinsleuten und Sackmannen, ich werde sie zu Herren machen, ja, Ulrich, zu Herren, die wie die Fürsten freie Männer zu Unterthanen haben; und wie die Fürsten das kleine Regiment zum Theil ihren Amtleuten und Lehnsmannen überlassen, so werden wir es den Häuptern der Handwerksgenossen

überlassen, wir selbst aber werden herrschen und Standschaft im Deutschen Reich haben!"

Es war ein Hauch von Poesie in der lebhaften und doch gehaltenen Weise, in welcher der Stadtschreiber das sagte, eine Begeisterung, die den Stadthauptmann mächtig ergriff; er erhob sich in seiner ganzen Größe und sprach: „Jetzt verstehe ich Dich, Otto, jetzt erst ganz, wir werden fürstengleiche Herren sein!"

„Setze Dich nieder, Ulrich," befahl der Roth, das Feuer seines Verbündeten dämpfend, „noch sind wir nicht fürstengleiche Herren, und wenn wir's werden wollen, dürfen wir keinen Zug verpassen. Wir gehen einem schweren Kampfe entgegen, Feinde ringsum, und was schlimmer ist, Feinde unter uns. Es muß ein großer Schlag geführt werden. Ich sage Dir, Ulrich, der Schlag wird Blut und Thränen kosten, aber es muß sein. Die Feinde müssen in der Täuschung erhalten werden, daß wir nichts von ihrem Vorhaben ahnen, dann werden wir ihren Angriff zurückschlagen und zugleich alle unsere innern Feinde vernichten, der Schrecken wird heilsam nach Außen wirken, und gelüstet es die Feinde Ulms nach einem neuen Angriff, so werden sie in der Stadt selbst wenigstens Niemanden mehr finden, der daran denkt, ihnen die Hand zu bieten! Wahrlich, sie werden Niemanden finden!"

In finster drohender Weise sprach der Stadtschreiber diese letzten Worte; es war ein furchtbarer Ernst in diesem Manne, der entschlossen war, um jeden Preis die Wege zu wandeln, auf denen er Ulm zur Reichsstandschaft führen wollte.

Die beiden Männer schwiegen eine ziemliche Weile, dem nachdenkend, was sie vorhatten; da öffnete sich die Thür, ein Franziskaner trat ein, eine noch jugendlich schöne Gestalt mit geistvollem Antlitz.

„Frieden sei mit Euch, lieben Brüder!" grüßte er mit wohllautender Stimme.

„Tretet näher, Vater Anshelmus!" rief der Stadtschreiber, indem er aufstand und dem Mönch entgegenging; auch der Stadthauptmann hatte sich erhoben.

„Ihr sollt mich nicht Vater nennen, Herr Roth, die Regel des heiligen Franziskus läßt nur Brüder zu, und den Jahren nach wär' es auch nicht möglich, daß ich Euer Vater wäre; doch Ihr habt mich entbieten lassen, wie ich denke, wegen der Schule, welche Ihr gemeiner Stadt zu Ehren und Frommen aufzurichten gedenkt!"

„So ist es, Bruder Anshelmus," entgegnete der Stadtschreiber, indem er den Mönch zu dem Sitze leitete, den er selbst bisher am Kamin eingenommen; „ich habe Euch nämlich zu verkünden," setzte er hinzu, indem er auf dem großen Sessel am Tisch Platz nahm, „daß unser Werk einen recht gedeihlichen Fortgang nimmt; der Rath hat auf meinen Vortrag beschlossen, das alte Haus der Bogilline von Lautenberg zu einer Stadtschule herrichten zu lassen."

„Und ich soll Euch sagen," nahm der Stadthauptmann das Wort, „daß mein Bruder Baldewin der Schule seine beiden Wiesen an der Pfalz zu ewigem Eigen giebt!"

„Das ist viel Gutes auf ein Mal für unser Unternehmen," rief der Mönch, die Hände faltend und einen dankbaren Blick aufwärts richtend, „da freut es mich doppelt, daß ich bei unserer heutigen Zusammenkunft nicht der Einzige bin, der ohne eine frohe Botschaft kommt, denn wisset, liebe Herren, daß gestern Abend spät die Nachricht eingegangen von der Erlaubniß des heiligen Vaters in Rom zur Anlegung der Ulmischen Stadtschule. Der heilige Vater gestattet der Stadt, eine volle Schule anzulegen mit Dreigang und Viergang. Im Dreigang sollen lehren dürfen von der Stadt bestellte Lehrer geistlichen oder weltlichen Standes, Grammaticam, Redekunst und Logicam, im Viergang ebenso Rechnenkunst, Geometriam, Himmelskunde und die edle Musicam; für die Unterweisung in unserm allerheiligsten Glauben aber soll der Pfarrer, in dessen Sprengel die Schule aufgerichtet wird, sorgen, oder auf Erfordern der Stadt einen Geistlichen dazu bestellen."

„Das ist's, Bruder Anshelmus, was wir brauchen," meinte der Stadtschreiber eifrig, „so bald die Urkunde uns zugekommen, werden wir ans Werk gehen, unsere Ulmische Stadtschule soll aber nicht nur eine Schule für Gelehrte werden, sondern eine Schule für die ganze Stadt; wir wollen von klein auf anfangen, und sollen in unserer Schule auch die Kinder in deutscher Sprache beten lernen, das Credo und die heiligen zehn Gebote, das Vater Unser, denn die drei Stücke sind vor Allem das Nöthigste, darnach sollen die Kinder rechnen lernen und singen; sind die drei ersten Stücke nothwendig, so sind die drei letzten nützlich; ich denke, Bruder Anshelmus, wir stiften da ein Werk für die liebe Stadt Ulm, um das uns die Kindeskinder noch segnen werden!"

Es entspann sich unter den drei Männern nun ein lebhaftes Gespräch über die ersten Einrichtungen der Ulmischen Stadtschule, welche sie errichten wollten, und wer den Eifer gesehen, mit welchem der Stadtschreiber Roth auf diesen Gegenstand einging, mit welchem er Einrichtungen schilderte, die er bei Schulen in fremden Ländern auf seinen Reisen erkundet, der hätte schwerlich geglaubt, daß sich der Mann mit etwas Anderm noch lebhafter beschäftigen könne zu selbiger Zeit als mit dem Schulwesen. Mit gleicher Begeisterung für diesen Plan kam dem Stadtschreiber der Franziscaner entgegen, schweigsamer war der Stadthauptmann, der wohl Antheil an diesem Unternehmen nahm, dem aber das Gespräch, das er zuvor mit dem Roth geführt, nicht aus dem Sinne wollte.

Der Junker Ströhlin war ein tüchtiger Mensch, aber er war nicht über seiner Zeit wie der Junker Roth, ihn beschäftigte nur das Nächste, und so glaubte er nicht recht an den Eifer, den der Stadtschreiber in diesem Gespräch für die Schule an den Tag legte, sondern

sah darin nur die Absicht, den Mönch glauben zu machen, er sei zur Zeit mit nichts mehr beschäftigt, als mit den Einrichtungen zur Stadtschule, er bewunderte den Freund darob. Möglich, daß wirklich der städtische Politiker auch die Absicht hatte, dem Mönche diesen Glauben einzuflößen, gewiß aber war zugleich die Begeisterung des Roth für den Jugendunterricht eine reine und echte. Es war in jener Zeit noch traurig bestellt um den Unterricht, für den nahezu gar nichts geschah. Die wenigen Kloster- und Stiftsschulen bildeten fast nur Geistliche und Gelehrte, einen Laienunterricht kannte man kaum, allgemach aber fingen die Städte an, ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten, und in den Städten, wo sich keine Stiftsschulen befanden, oder wo die Geistlichkeit sich der Sache nicht annehmen wollte oder konnte, da waren es vorzugsweise die Stadtjunker, welche Schulen gründeten aus eigenen Mitteln, den Unterricht aber übertrugen sie meist der städtischen Pfarrgeistlichkeit, die von ihnen der Natur der Dinge nach abhängiger war, als die meist sehr selbstständigen Domstifter und die Klostergeistlichkeit. Der Franziscanerorden machte eine Ausnahme, aus ihm sind für das deutsche Volk viele Lehrer hervorgegangen, es war in diesem Mönchsorden ein anderer Zug als in den älteren Stiftungen, er schloß sich fast überall enger an das Volk an, als jene, die, reich geworden, des Volkes nicht bedurften. Uebrigens wurden auch Laien von Anfang an bei den Stadtschulen als Lehrer angestellt. Der Stadtschreiber Roth aber hatte mit seinem hellen Blick bald erkannt, welche Bedeutung der verbesserte Unterricht für seine Stadt habe, und darum sehen wir ihn mit solchem Eifer ans Werk schreiten. Sein Werk muß wohl in unsern Tagen geringfügig erscheinen, damals aber war's ein großes. Er wollte für seine Stadt, denn auf diese beschränkte sich seine Thätigkeit, durch die Errichtung einer Schule ein neues Werkzeug zu ihrer Hebung gewinnen, neben dem wohlgefüllten Zeughause wollte er eine geistige Rüstkammer, das war ein Gedanke, der nur bedeutenden Geistern kommen konnte in einer Zeit, wo das Dreinschlagen Alles war, wo mit dem Schwert in der Faust Alles entschieden wurde und die Gewalt nicht dem Rechte diente, sondern das Recht sich oft vor der Gewalt beugte.

Der Mönch hatte sich eben erhoben, als lautes Toben und wüstes Geschrei vernehmbar wurde auf der Straße; der Stadtschreiber ging zur Thür und fragte hinaus: „Was giebt's draußen, Hoyer?"

„Hoyer ist hinaus, um nachzusehen, gestrenger Herr!" antwortete ein anderer Diener; „ich glaube, unsere Leute sind an einander mit den Mundmannen der Kraffte!"

„Das muß wirklich ein Ende nehmen, Ulrich," sagte Herr Roth stirnrunzelnd zu dem Stadthauptmann; „seit einiger Zeit mehren sich die Schlägereien zwischen den Mundschaften in auffallender Weise!"

Der Stadthauptmann, der gewissermaßen auch für die Ruhe und den Frieden in der Stadt zu sorgen hatte, ging ungesäumt hinaus, der

Mönch begleitete ihn, der Stadtschreiber aber setzte sich, als ginge ihn die Sache weiter nichts an, zu seinen Pergamenten nieder.

Doch sollte am selben Morgen Herr Otto Roth nicht mehr ungestört bei seiner Arbeit sein; denn eine kleine Weile, nachdem sich draußen der Tumult gelegt, trat der alte Stadtknecht Hoyer ins Gemach. Ein grauer, handfester Gesell, den sie in Ulm Junker Roth's Faust nannten und beinahe noch mehr fürchteten, als den Stadtschreiber selbst.

Lautlos stand der Stadtknecht, aber kerzengrade, an der Thür; erst nach einer Weile blickte der Junker auf und sagte: „Rede!"

„Der Herr Stadthauptmann und Herr Ulrich Krafft kamen zugleich und brachten die Leute aus einander!" meldete der Knecht; „sie waren hart an einander. Rulekin, der Schuster von der Heerdbrucker Gasse, hatte sie an einander gehetzt —"

„Wer hat den Streit angefangen?" fragte der Stadtschreiber, „die Mundmannen der Krafft?"

„Nein, es waren Eure Leute!" entgegnete der Stadtknecht zögernd.

„Sag' ihnen, daß ich sie nicht mehr in meine Mundschaft nehme, hörst Du!" entschied der Junker streng, aber kalt und ohne allen Zorn.

„Gestrenger Herr!" stotterte der alte Mann.

„Was soll's?" fragte der Roth, aufmerksam werdend.

„Es waren keine Mundmannen, sondern von Euren Knechten!" gestand der Stadtknecht mühsam.

Auf dem Gesicht des Junkers zeigte sich ein halb kindliches Erstaunen. „Höre ich recht?" sagte er endlich, „ich habe es ja verboten!"

Der stolze Junker begriff gar nicht, daß die Knechte seines Hauses Etwas hätten thun können, was er verboten; als aber das Erstaunen vorüber war, kam der Zorn; sein Gesicht wurde bleich, und mit einem Tone, der dem Knurren eines gereizten Löwen glich, befahl er: „Sie sollen Alle eintreten, hörst Du, Alle, die sich betheiligt haben!"

Der Stadtknecht schien die Absicht zu haben, noch etwas zu sagen, ein Blick des Stadtschreibers scheuchte ihn aus der Thür. Aber er brauchte sie nur zu öffnen, denn die Knechte des Roth, die ihren Herrn kannten, harrten Alle bereits im Vorzimmer und traten Einer nach dem Andern ein, und zwar mit einer Entschlossenheit und Zuversicht, die den Zorn des Herrn noch mehr stachelten. Es waren sechs oder acht Mannen, fast Alle in gesetztem Alter; ihre Gesichter und Kleider zeigten die Spuren der blutigen Rauferei, aus der sie gekommen. Der Junker blitzte sie an mit seinen feurigen Augen, die Blicke Aller sanken zu Boden, der Roth rang mühsam nach Fassung, denn so zornig der Mann war, er strebte stets, seinen Zorn zu verbergen.

„Ich werde Euch peitschen lassen, bis auf's Blut peitschen," begann er endlich fast leise sprechend, aber der Ton, in dem er sprach, konnte selbst muthige Herzen beben machen, „wer fing den Streit an?"

„Ich, Junker Otto!" sagte ein Mann vortretend, ein Mann,

der mit dem Stadtschreiber aufgewachsen war, der ihn begleitet hatte auf seinen weiten Reisen, ein Günstling des ganzen Rothischen Hauses. Der Stadtschreiber überlegte, das mußte eine eigene Bewandtniß haben mit diesem Streit. „Hast Du zu Deiner Entschuldigung irgend etwas zu sagen, bevor ich Dein Urtheil spreche?" fragte er.

„Ja, Herr!" entgegnete der Knecht dreist.

„So sprich!" befahl der Herr gespannt.

„Ich stand am Thor," begann der Knecht, „da kamen zwei Leute des Ritters Ulrich Krafft, die blieben stehen vor mir und frugen mich lachend, ob denn bald Hochzeit gehalten werde im Rothenhof, ich antwortete nicht und drehte ihnen den Rücken zu; ich hielt auch die anderen Leute hier, die heraus kamen, zurück, zu antworten; die draußen aber schrieen und lachten: „Gleich und gleich gesellt sich gern! Alles Blut sei roth, und nichts passe besser, als roth zu roth!' Wir verstanden das nicht und blieben still; es sammelten sich aber der Leute mehr, schlechtes Gesindel meist, nicht lauter Leute der Krafften, es waren Leute aus vielen Mundschaften dabei und manche, die zu keiner gehören. Es war darauf abgesehen, Junker Otto, uns zu höhnen, aber wir hielten uns still nach Eurem Befehl. Da fragte plötzlich eine Stimme aus dem Haufen: Was ist die schönste Hochzeit?" und eine andere Stimme antwortete: „Wenn der Bruder die Schwester freit!" Da —"

Der Knecht hielt inne, denn der Stadtschreiber erhob sich langsam von seinem Sessel, doch dieser befahl ruhig: „Sprich weiter."

„Da brach der ganze Haufe in ein wüstes Geschrei aus" — fuhr der Knecht fort — „und ein Kerl, der dicht an der Schwelle stand, schrie mir zu: „Der Roth ist ein Jud, denn er freit seine Schwester!" und der ganze Haufe heulte: „Der Roth ist ein Jud, die Welserin ist seine Schwester, er freit seine Schwester, er ist ein Jud!"

Der Knecht schwieg ängstlich still, Alle blickten auf den Junker.

„Und was thatest Du da?" fragte der Stadtschreiber ruhig und ernst.

Mit offenen Augen und offenem Munde starrten die Leute ihren Herrn an.

„Ich schlug ihn auf den Kopf, daß er zusammenstürzte," bekannte der Diener, „und sagte ihm, daß er lüge! Die Leute aber schrieen: „Es ist wahr, es ist wahr, fragt nur Isentrud, des Marners Gerloff Weib, die der Welserin Amme gewesen ist!" Herr, da konnte ich mich nicht länger halten, wir schlugen auf den Haufen los, bis der Herr Ulrich Krafft kam und der Herr Stadthauptmann, das ist Alles!"

„Dieses Mal ist Euch verziehen, Leute," sprach nun der Stadtschreiber würdevoll, „aber merkt es wohl, ein zweites Mal verzeihe ich Euch nicht, denn ich habe Euch nicht zu Wächtern meiner Ehre gesetzt, die will ich allein schon wahren, geht!"

Die Knechte gingen, der Stadtschreiber aber befahl dem Stadtknecht Hoyer, ihm seinen Kleiderdiener zum Ankleiden zu schicken, dann setzte er sich nieder und ordnete die Pergamente, die er am Morgen durchgesehen hatte. Er schien so ruhig, und doch tobte in ihm eine Wuth, die ihresgleichen kaum haben konnte! —

Die Danisirung Schleswigs.

In den letzten Monaten und Wochen ist vielfach von den Bestrebungen der dänischen Regierung gesprochen und geschrieben worden, die dahin zielen, die deutschen Herzogthümer ihrer ständischen Rechte und hergebrachten deutschen Institutionen gewaltsam zu berauben. Die Diplomatie hat endlich die conservative Sache in Schutz genommen gegen den Radicalismus der dänischen Regierung: ob mit, ob ohne Erfolg, wagen wir nicht zu behaupten, obwohl wir das Letztere befürchten. Dagegen wird ein anderer Kampf, der schon früher begonnen hat und mit einer Erbitterung und Barbarei geführt worden ist und noch geführt wird, wie man es in unserer Zeit kaum für möglich halten sollte, mit der Niederlage der Dänen enden, mag diese heute oder morgen, in naher oder ferner Zeit enden. Das ist der Kampf der dänischen Sprache im Herzogthum Schleswig, auf den die Aufmerksamkeit unserer Leser hinzulenken uns eine kürzlich erschienene Schrift *) eines Nordschleswigers veranlaßt.

Die jütische Halbinsel (Holstein, Schleswig und Jütland), — darin stimmen Nordgermanen und Südgermanen, Scandinavier und Deutsche, Rask und Grimm, überein — war ursprünglich von südgermanischen Völkern bewohnt, von Sachsen, Angeln und Jüten, diese wanderten seit der Mitte des 5. Jahrhunderts in immer zahlreicheren Haufen nach Britannien, so daß namentlich die jütische Bevölkerung der transalbingischen Halbinsel sehr geschwächt wurde. Die Folge war, daß Nordgermanen, Scandinavier oder, wie sie später heißen, Dänen in die leer gewordenen Sitze eindrangen und allmählich Nord- und Mittelschleswig bis zur Schlei oder bis zu einer Linie von Schleswig und Husum danisirten. Zwar war der Gegensatz in einer Zeit, in der der Franke noch den Angelsachsen, der Angelsachse noch den Sachsen zu verstehen vermochte, auch zwischen Dänen und Deutschen noch nicht so groß wie jetzt, zwar wohnten Deutsche und Dänen gemischt jenseit der Schlei, ja bis zur Königsau hin, indeß hatte doch das dänische

*) Gegensätze und Kämpfe der deutschen und dänischen Sprache im Herzogthum Schleswig. Historisch dargestellt von einem Nordschleswiger. Leipzig, 1857. 93 S. in 8.

Element im Norden der Halbinsel von Mittelschleswig an das Uebergewicht. Man konnte mit Fug und Recht sagen, daß bis zur Schlei die Herrschaft der deutschen Sprache reiche, darüber hinaus (mit Ausnahme der friesischen Westküste) die Herrschaft der dänischen Sprache beginne.

Durch geschichtliche Verhältnisse war diese Grenze gezogen worden, durch geschichtliche wurde sie wieder verändert. Von Deutschland aus kamen nämlich die Sendboten des Christenthums, von hier aus deutsches Städtewesen, von hier aus die deutsche Ritterschaft, von hier aus überhaupt die eigenthümliche Bildung des germanischen Mittelalters. Knut Laward führte seit 1115 „deutsche Tracht und Sitte in seiner Umgebung ein, deutsche Sänger und Krieger umgaben ihn, während deutsche Kaufleute und Handwerker in seiner Stadt schon früher zahlreich waren." Und von da an steigt der Einfluß deutscher Bildung von Jahr zu Jahr. Das Lüb'sche Stadtrecht drang vor bis zum Norden von Schleswig, deutsch wurde die Hof- und Regierungssprache, deutsch wurden auch in den Städten die gerichtlichen Verhandlungen geführt. Dazu kamen auch für das Land deutsche Lebensverhältnisse, indem die Herzöge, wie die Lüb'sche Chronik im Jahre 1306 sagt, aus deutschen Ländern viele Ritter und Knechte einluden; „denen gaben sie Gut mit so milder Hand, daß ihnen gern Jedermann diente." In Folge dessen entstand die Schleswig-Holsteinsche Ritterschaft mit deutschem Gepräge und deutschen Landtagen und im Besitz von einem Sechstel des Landes. Die deutsche Sprache mochte sich also etwa zur einheimischen Mundart verhalten, wie am Ende des 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts die kaiserliche Canzleisprache zu den deutschen Mundarten.

Was das Mittelalter begonnen, das vollendete die neuere Zeit. Zunächst die Reformation, die in Schleswig nicht minder populär war, wie im übrigen Norddeutschland. Schon 1520 wurde der neue Glaube im Amte Hadersleben, 1522 in Flensburg gepredigt, 1525 forderte der Landtag zu Rendsburg freie Predigt des Evangeliums, und 1539 konnte Bugenhagen, gestützt auf seine Erfahrungen in den Herzogthümern, berichten, daß das Evangelium in diesem Reiche (Dänemark) rein und mit Nachdruck gepredigt werde, und daß er nirgends so große Begierde gefunden habe zur Anhörung des göttlichen Wortes. Und woher kamen die Reformatoren? Sie kamen aus Deutschland, und, sofern es Schleswiger waren, hatten sie eine Zeitlang in Wittenberg zugebracht, um die reinere Lehre aus Luther's und Melanchthon's eigenem Munde zu vernehmen. Zurückgekehrt, predigten sie dieselbe in der Sprache, in der sie von ihnen aufgenommen war. Damit Hand in Hand ging der Gebrauch der deutschen Bibel, der deutschen Gesangbücher und der deutschen Katechismen. Kurz, es geschah in Schleswig dasselbe, was in Niedersachsen geschah: die hochdeutsche Sprache wurde die

Sprache der Bildung, die dänische wurde als die niedriger stehende angesehen, wie in Niedersachsen das Niedersächsische oder das Plattdeutsch. Zu der Reformation kam noch der Umstand, daß überhaupt die mit dem Reformationszeitalter anhebende Kunstbildung erobernd aus dem Süden nach dem Norden vordrang. Selbst in Dänemark wurde die Sprache des Landes gering geschätzt und fristete nur ein kümmerliches Dasein. Die Hofsprache war deutsch, die höheren geselligen Kreise Kopenhagens sprachen deutsch, in deutscher Sprache wurde sogar das Heer bis 1773 commandirt. Kein Wunder deshalb, daß die dänische Sprache in dem deutschen Herzogthume desto mehr in der Achtung sinken mußte, desto mehr sich auf die ländliche Bevölkerung Nordschleswigs beschränkte.

In dieser Weise schritt die hochdeutsche Schriftsprache ruhig und friedlich erobernd nach dem Norden vor, bis durch die französischen Eroberungskriege, durch die Auflösung des deutschen Reichs und durch den Anschluß Dänemarks an Frankreich mit der Aufhebung der natürlichen Bande, die Dänemark mit Deutschland hätten verbinden sollen, auch der deutschen Sprache entgegengewirkt wurde. Die Herzogthümer Schleswig und Holstein, schreibt die Vorrede eines dänischen Lesebuchs vom Jahre 1809, sind Provinzen Dänemarks, und dieses ist das Hauptland. Beide Länder sollen ein Ganzes bilden, welches ohne Sprach-Einheit nicht möglich ist; denn die Verschiedenheit der Sprachen steht dem engeren Vereine entgegen, durch welchen Alle, die Einen Regenten anerkennen, im Geiste und Namen Dänen werden und Ein Volk ausmachen sollen. Daher soll es für die Einwohner der Herzogthümer die einleuchtende Pflicht sein, neben der gewohnten auch des Landes Hauptsprache zu lernen. Diese Sprache fand indeß wenig Anklang in Schleswig-Holstein, ja, erregte sogar Widerspruch, während andererseits auch die Dänische Regierung, obwohl sie allerlei Schritte zur Hebung der dänischen Sprache that, dennoch sich fern von allen Extravaganzen hielt. Ein Rescript hatte aufgefordert, da, wo Dänisch die Hauptsprache sei, dieselbe auch wieder als Kirchen- und Schulsprache einzuführen, zuvor aber über diesen Gegenstand Bericht zu erstatten. Obwohl die schleswigschen Behörden willig darauf eingingen, so wurde doch in den Berichten darauf hingedeutet, daß das Volk, welches eine solche Aenderung als Eingriff in seine alten Rechte ansehen würde, gewiß aus allen Kräften gegen die Einführung der dänischen Sprache in Kirche und Schule sich sträuben würde, oder daß die Aenderung wenigstens mit vieler Schwierigkeit verbunden sei. Ein Prediger in Handewitt predigte in dieser Zeit, um den geforderten Bericht desto gründlicher abfassen zu können, an einem Sonntage dänisch, ließ darauf die angesehensten und verständigsten Gemeindeglieder sich versammeln und stellte ihnen vor, ob sie, nachdem sie ihn deutsch und auch dänisch hätten predigen hören, sie selbst auch im täglichen Umgang nur dänisch sprächen, es nicht für zu-

träglicher hielten, wenn er ihnen ferner nur dänisch predige. Die ganze Versammlung antwortete Nein und bat, er möge sich verwenden, daß das Dänische ihnen nicht aufgedrungen würde. Kurz darauf wurden die Franzosen vom deutschen Boden verjagt, es trat die natürliche Verbindung Holsteins mit Deutschland wieder ein, und die Periode der Danomanie war vorüber.

Eine neue Periode der Agitation gegen die deutsche Sprache trat nach der französischen Juli-Revolution ein, indem die schleswigsche Ständeversammlung — natürlich verhandelte dieselbe nur Deutsch; nur ein Deputirter war im Jahre 1836 des Deutschen nicht ganz mächtig — mit berathender Stimme eingeführt wurde, andererseits die constitutionellen und radicalen Ideen der französischen Revolution in Kopenhagen einen fruchtbaren Boden gefunden hatten. Beide, die schleswigsche Ständeversammlung und die Eiderdänen in Kopenhagen, mußten bald in Kampf gerathen. Es wurde in der Hauptstadt eine „Preßfreiheits-Gesellschaft" gegründet, die das Ihrige dazu beitragen sollte, um im Schleswigschen wiederum dänische Sprache, dänische Verwaltung und Gesetze und dänische Literatur einzuführen. Dänische Bücher wurden nach Schleswig colportirt, daselbst Lesegesellschaften, ja sogar eine dänische Zeitung, die „Danevirke" begründet. Dazu zahlreiche Versammlungen und Volksfeste, die dasselbe Ziel verfolgten. „Kopenhagener Juden und Landleute aus Nordschleswig traten hier als Redner auf. Die Sprachsache war schon lange in den Hintergrund getreten. Alte dänische Geschichte, ja, Sagengeschichte und Mythologie wurden zur Belebung des Enthusiasmus vorgetragen, dänische Institution gepriesen und empfohlen, engeres Anschließen an Dänemark und Loßreißen von Holstein verkündigt, ja das Banner der skandinavischen Einheit erhoben und Hochs auf König Oscar mit Zurücksetzung von Christian VIII. ausgebracht." Dieses revolutionäre Treiben beschränkte sich indeß auf Nordschleswig; zur Danisirung von Mittelschleswig wurde erst im Jahre 1846 nach Erlaß des „Offenen Briefes" ein gewaltiger Anlauf genommen. Aber überall trat man diesen Versuchen mit Widerwillen entgegen, selbst von Seiten dänisch gesinnter Beamten. In Tondern, wo neben dänischer Volkssprache deutsche Kirchen- und Schulsprache herrschte, erklärten auf officielle Anfrage, ob die deutsche Kirchen- und Schulsprache beibehalten werden solle, von 10,000 nur 3 sich für die dänische Sprache, und diese 3 waren eingewanderte Dänen. Aehnlich war überall auch die Stimmung der ländlichen Bevölkerung. Da kam das Jahr 1848, die constitutionelle Verfassung und der Kampf Dänemarks mit Schleswig-Holstein.

Was seit 1850 in Schleswig unter v. Tillisch und dem Grafen Moltke geschehen ist, überlassen wir dem Leser in der Eingangs erwähnten Schrift einzusehen. Es sind haarsträubende Dinge, die da berichtet werden, namentlich über Moltke. So, um ein Beispiel anzuführen,

geht aus einem Districte eine Petition um Wiedereinführung deutscher Kirchen- und Schulsprache ein, die von 5500 Petenten unterzeichnet ist. Moltke erwiedert, daß die Petition mehr gegen als für die Sache spräche. Die Einwohnerzahl in den erwähnten Kirchspielen betrage 55,000; demnach wäre, nach Abrechnung der Unmündigen, die überwiegende Majorität mit dem Inhalt nicht einverstanden; daß keine entgegengesetzten Petitionen eingegangen, sei ein ehrenvoller Beweis von dem Vertrauen und der Ergebenheit, welche die Unterthanen gegen Se. Majestät den König hegten. In Folge dieser Antwort unterschrieben auch die Frauen und es gehen nun Petitionen mit ca. 24,000 Unterschriften ein. Keine Antwort. Eben so wenig wird auf die Ständeversammlung gehört. Am 18. Februar 1854 wird die dänische Schul- und Kirchensprache in Mittelschleswig eingeführt.

Die heillosen Folgen dieser Gewaltmaßregel werden sich unsere Leser am besten durch die Annahme vergegenwärtigen, als würde bei uns, namentlich auf dem Lande, plötzlich das Hochdeutsch verboten und in Kirche, Schule und vor Gericht das Plattdeutsche befohlen. Alle Continuität mit der Vergangenheit müßte da aufhören, ja, es würde das höhere geistige Leben bis ins Innerste zerstört werden. Und um so empfindlicher würde uns ein solches Verfahren sein, als uns die Schienenwege mit der größten Leichtigkeit und in der kürzesten Zeit mit dem übrigen Deutschland in Verbindung setzen. Nicht anders ist es in Schleswig. Alle Institutionen, alle Bildung sind vom Süden gekommen, nach Süden, nach der Weltstadt an der Elbe, führen die Eisenbahnen, dorthin führt aller Verkehr des Landes. Deutsch ist die conditio sine qua non der Bildung, und deswegen lassen auch dänisch gesinnte Familien ihre Kinder im Deutschen unterrichten. „Kleine lichte Punkte deutscher Bildung und Sprache entstehen so wieder bis an die nördliche Grenze, werden immer häufiger und größer und breiten so ein Netz über Schleswig aus, welches weder Verrath noch Waffengewalt zerstören kann; das ist die große Verschwörung, die hier noch immer fort agitirt und stets an neue Eroberungen denkt.“ Selbst in Kopenhagen ist deutsch können wieder das erste Kennzeichen der geistigen Aristokratie, und der „Kopenhagener erwiedert schon vielfach wieder dem Fremden, der nur unvollkommen dänisch spricht, auf deutsch, um sich als einen Mann von Bildung zu documentiren.“ Um die Zukunft der deutschen Sprache brauchen wir deshalb nicht besorgt zu sein; aber traurig steht es um die Gegenwart, traurig um die Einwohner Schleswigs, die die Ausflüsse brutaler Gewalt zu tragen haben.

Denn an Wahnwitz streift der Kampf, der hier geführt wird. Ohne die Einwirkung von Fürsten, Rittern und Obrigkeiten würden die Schleswiger nach den Deductionen der demokratischen Eiderdänen noch Odins-Verehrer sein; die deutschen Ritter sind von jeher „des Volksthums bittere Feinde“ gewesen; die Reformation löste in Schleswig nur

das eine Unrecht mit dem andern ab, die eine Ungereimtheit trat an die Stelle der andern. Kurz: die gesammte Geschichte Schleswigs seit der Auswanderung der Sachsen, Angeln und Jüten nach England wird gestrichen, um der dänischen Sprache wieder das damalige Gebiet zu vindiciren. Mich wundert, daß man es dabei läßt, die Ritterschaft zu beseitigen; warum nicht auch das Christenthum? Die Sprache ist nicht mehr die Form des Gedankens, nein, sie ist eine „moralische Person mit Rechten und Besitzthum. Mit List und Gewalt oder durch den Druck der Verhältnisse kann sie aus einem Gebiete vertrieben werden, allein der gesetzmäßige Anspruch an das Gebiet geht nicht verloren, keine Verjährung tritt ein, das Recht ist ewig, und wenn sich die Gelegenheit günstig zeigt, wird es in Kraft gesetzt.“ Aber auch die deutsche Sprache hat ein Recht, ein Recht höherer Natur, vermöge dessen sie in nicht gar zu ferner Zeit jenseits der Königsau vernommen werden wird.

Friedrich Gentz und Adam Müller.

Der vor Kurzem im Verlage von Cotta erschienene „Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Müller“ lenkt von Neuem die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums auf zwei Männer, von denen besonders der erstere eine pars magna der politischen Ereignisse in der Epoche der deutschen Stillstandsperiode war. Der andere blieb fast immer der großen Schaubühne der Handlungen fern, aber seine Schriften gehören ganz nothwendig zur Charakteristik jener traurigen Zeit, und eine Kenntniß Müller's ist außerdem zu der richtigen Auffassung Gentzens unentbehrlich.*) Mit Recht sagt das Einleitungswort zu dem vorliegenden Briefwechsel:

*) Adam Heinrich Müller war geboren zu Berlin im Jahr 1779. Im Frühjahr 1805 trat er in Wien zur katholischen Kirche über und hielt darauf zu Dresden, später (1809) zu Berlin öffentliche Vorlesungen. Vom Frühjahr 1811 an lebte er in Wien im Hause des Erzherzogs Maximilian von Este und hielt daselbst 1812 Vorlesungen. Im Jahr 1813 trat er in österreichische Dienste als kaiserlicher Landescommissär und Schützenmajor in Tirol, und half die Verhältnisse dieses Landes ordnen. Beim Wiederausbruch des Krieges mit Frankreich im Jahr 1815 wurde er dem Hauptquartier des Kaisers beigegeben und folgte der Armee nach Paris. Nach dem Frieden wurde die Stelle eines österreichischen Generalconsuls in Leipzig eigens für ihn geschaffen, und er bekleidete dieselbe bis zu seiner Berufung nach Wien. Sein Journal, die „Staatsanzeigen“, erschien 1816—1818. Im Jahr 1827 wurde er als Hofrath im außerordentlichen Dienst angestellt und war bei der Haus-, Hof- und Staatskanzlei thätig. Er starb plötzlich am 17. Januar 1829. — Seine Hauptschriften sind: die Lehre vom Gegensatz, 1804; die Vorlesungen über deutsche Wissenschaft und Literatur, 1806—1807; von der Idee des Staats, 1809; die Elemente der Staatskunst, 1809; Theorie der Staatshaushaltung, 1812; Versuch einer Theorie des Geldes, 1816; von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesammten Staatswissenschaften, 1819.

Was Gentz betrifft, der mehr in der Oeffentlichkeit wirkte, dessen äußeres Leben daher allgemeiner bekannt ist, so werden die folgenden Bemerkungen genügen.

Friedrich Gentz war geboren zu Breslau 1764. Er trat 1802 in österreichi-

Wenn Gentz, der Rationalist und practische Staatsmann, und Adam Müller, der Mystiker und theosophische Staatskünstler, sich so merkwürdig anzogen, und so oft sie sich auch abstießen, immer wieder zusammenstrebten, so erklärt sich die Erscheinung eben aus dem Trieb zur gegenseitigen Ergänzung in zwei nach Geist, Gemüth und Willen grundverschieden angelegten Wesen. Ihre Nerven, die nur die große Erregbarkeit überhaupt gemein hatten und fast auf alles so verschieden reagirten, waren nur in Einer Richtung gleich aufgezogen und gestimmt, in der Idiosynkrasie gegen auffallende meteorische Bewegungen, zumal die electrischen Entladungen in der Luft. Die Gewitterfurcht zieht sich von beiden Seiten seltsam durch den ganzen Briefwechsel durch.

Der Gegensatz zwischen Gentz und Müller ist in der That eben so groß als die Attraction, welche beide Charaktere auf einander ausübten. Wie oft hat Adam Müller es versucht, den kalten und scharfverständigen Gentz zur Religion zu führen, nicht bloß zur katholischen Kirche. Der „Briefwechsel" giebt darüber die interessantesten Aufschlüsse. So schreibt Adam Müller (1. März 1817, von Leipzig) an Gentz:

„Ihr Herz erlaubt nicht, daß Sie irgend etwas anders, als mit Adel und Elevation thun können. Aber daß Sie so große Dinge mit so voller Seele und mit so schönem Herzen — nun schon dreißig Jahre lang — ohne Gott treiben können, dessen Wesen Ihnen doch mit der Sache des Rechts und der Ordnung, um die Sie, wie Wenige dieses Jahrhunderts, sich verdient gemacht, unaufhörlich vor Augen stand — diese Betrachtung kann mich mit der tiefsten Wehmuth über die Gebrechlichkeit der menschlichen Dinge erfüllen: ohne Gott — d. h. ohne eigentliches Gebet, ohne Sacrament, ohne Communion, ohne leibhaftige Gemeinschaft des Trostes und der Hoffnungen (wenn nicht mit den Zeitgenossen, doch) mit den würdigsten und besten der vorangegangenen Zeiten — oder, wenn diese Erde aufgegeben werden soll, wegen der Abendluft, die sie von sich giebt, mindestens ohne tüchtige Vorbereitung für die Ewigkeit! Herr! wenn das, was wir Schwächlinge in der majestätischen Gegenwart einer zweitausendjährigen Kirche, die sich wenigstens nie und nirgends widersprochen hat, glauben — nicht wahr ist; wenn der Ausschuß von allen Zeiten, die gemeine sinnliche Zweifelei Recht behält und es sich endlich ergiebt, daß es mit dem Néant nach diesem Leben seine Richtigkeit hat: — was haben wir dann verloren? — W e n n e s a b e r w a h r i s t? Wie dann? — Liebster Gentz! mir sind Ihre stilleren Verhältnisse mit Gott, wenn ich so sagen darf, Ihre verschämte Devotion, selbst die nie verläugnete innere Demuth Ihres Geistes (die herrlichste aller Tugenden) nicht unbekannt. Was hält also Sie zurück, die Ueberzeugungen Ihrer Seele nunmehr förmlich zu erleben, und an die erste glückliche Hälfte Ihres Lebens nun eine segenvolle letztere zu fügen?"

Darauf antwortete Gentz:

„Kann ich dafür, daß meine Empfänglichkeit für gewisse Dinge mit den Jahren, anstatt größer zu werden, geringer wird? Ist der Mensch

---

sche Dienste als kaiserlicher Rath, später Hofrath; er war der Protocollführer bei allen europäischen Congressen seit Bonaparte's Sturz, zu Wien, Aachen, Carlsbad, Troppau, Laibach, Verona; er war, selbst durch die lebhaftesten Wünsche seines Freundes Müller, nicht zu vermögen, zur katholischen Kirche überzutreten, wenn er auch zu Zeiten, wie mehrere seiner Briefe bezeugen, nahe genug daran war, und starb im Sommer 1832.

Herr über die Richtung, die seine Gedanken nehmen? Und wenn Sie etwa behaupten wollten, in einem gewissen Grade solle er es sein, es sei Pflicht, daran zu arbeiten, daß seine Gedankenreihe viel mehr nach diesem, als nach jenem Punkte hin laufe, so frage ich weiter: Setzen Sie dadurch nicht schon als gegeben voraus, was erst erreicht werden müßte? Und kann der Mensch denn sich selbst eine neue innere Gestalt, eine neue Seele, einen neuen Ideengang schaffen? Was ich an Ihnen als etwas Unbegreifliches und immer als eine Art von Wunder anschaue, kann ich das mir aus eigener Kraft beilegen, wenn ich es auch in der That für das Beste und Höchste hielte?"

„Es ist wahr, daß es eine Zeit gab, wo ich den Ideen und Gefühlen, denen Sie in mir die Oberhand wünschten, näher war, als heute. Soll ich Ihnen über diese Zeit die volle Wahrheit sagen? Hier ist sie. Ich bin froh, daß ich auf halbem Wege stehen blieb. Es fehlte mir damals, wie jetzt, an der Grund- und Urbedingung jeder wahren Vereinigung mit Ihrer Lehre, an der Fähigkeit, zu glauben, wogegen meine Vernunft sich auflehnt. Ich bestrebte mich aufrichtig, ernsthaft — Sie sind oft Zeuge davon gewesen — diese Fähigkeit in mir zu entwickeln. Daß es mir nicht gelungen ist, kann ich mir unmöglich zur Schuld anrechnen lassen. Wenn ich aber damals meiner inneren Neigung Gehör gegeben, wenn ich irgend einen Schritt gethan hätte, der mich — sobald jene Fähigkeit abging — auf immer mit mir selbst entzweien mußte, was wäre aus mir geworden? . . . ."

„Seitdem ich das kleine Etablissement in Weinhaus, das Sie in seiner ersten Rohigkeit kannten, besitze, habe ich die Natur unendlich lieb gewonnen, und seit meiner Zurückkunft von Paris zieht mich nichts so sehr an, als Botanik und alles, was dazu gehört. Diese Gegenstände, wie man sie auch betreiben mag, haben eine weit größere Verwandtschaft mit der Erde als mit dem Himmel. Ferner: alles, was nicht durchaus praktisch ist, ekelt mich heute an; und hieraus entspringt eine Stimmung, in welcher es sehr schwer ist, sich mit dem Ueberirdischen zu beschäftigen. Der Hauptpunkt bleibt indessen immer, daß mir der Glaube fehlt; und diesem Mangel ist schlechterdings nur durch ein Wunder abzuhelfen."

„Was den Zustand nach dem Tode betrifft, so weiß ich nur so viel, daß er so, wie Sie und andere höchst würdige Männer sich ihn etwa denken (ob ich gleich nie begriffen habe, wie Sie sich ihn eigentlich denken), nicht sein kann. Die übrigen Fragen beunruhigen mich gar nicht. Die Idee einer positiven Gefahr, wenn das oder jenes doch zuletzt wahr wäre, geht aus einem so crassen Anthropomorphismus hervor, daß sie mich unmöglich schrecken kann. Ich fasse sie nicht einmal, und damit ich sie nur fassen könnte, müßte abermals jenes Wunder geschehen, dem ich mich nicht widersetzen will, wenn es etwa geschieht, das ich aber durch kein menschliches Mittel herbeizuführen weiß."

Und je heftiger Müller in Liebe und Angst in den Freund dringt, desto fester und abgeschlossener gegen jede Annäherung religiöser Stimmung zeigt er sich. Es tritt uns hier eine überraschende Aehnlichkeit Gentzens mit Goethe entgegen. Beide bedeutenden Menschen fühlen eine Sicherheit in sich, ein Gleichgewicht und ein seelisches Wohlsein, das sie für das Göttliche ganz gleichgültig zu machen scheint. Beide gefallen sich in einem Hinaufsehen zu sich selbst, in einem Dogmatismus ihrer Individualität, der erschreckend ist. Selbst Goethe hat übrigens diese

Beharrlichkeit im Gleichgewichte, diese Sattheit und diesen Glauben an das eigene Ich nicht deutlicher bezeichnet, als Gentz in einem seiner hier vorliegenden Briefe. Er schreibt am 21. März 1807 an Müller:

„Nein! Im Denken mag es immerhin kein Absolutes geben, und in jedem Fall mag das Bestreben, das Absolute in ein System zu bringen, eitel und thöricht sein. Aber es giebt ein Absolutes, ein ewig Ruhendes und ewig Beruhigendes im Gemüth des Menschen. Im Gegensatz mit dem Fortschreitenden, welches freilich den Begriff von Leben charakterisirt, mögen Sie es Tod nennen; aber dieser Tod ist des Lebens Leben, und ohne diesen Tod ist das Leben nur eine grenzenlose Qual. Jetzt habe ich es gefaßt, was Sie unter dem Flüssigen verstehen; über dies höllische Wort — das eigentlichste Emblem der Hölle — ist mir endlich das Licht aufgegangen. Ich wollte, ich hätte nie von diesem gehört. In diesem Flüssigen und in dem Frieden der Geschichte (soll wohl gleichbedeutend sein mit: „des Geschehenden") gehen alle meine Heiligthümer unter."

Welch einen tiefen Blick in das Wesen Gentzen's lassen diese wenigen Worte thun. Der innige Zusammenhang zwischen seiner individuellen Art und zwischen seiner ganzen Geschichts-Auffassung tritt daraus hervor. Weil er die übersinnliche Welt zu ignoriren bestrebt war, weil der Gedanke seiner Abhängigkeit und der Bedürftigkeit aller Menschen, von Gott abhängig zu sein, ihn anwiderte, darum ist ihm auch die große Führung der Welt durch Gott, der Wandel der Ereignisse und das Wachsen und die durch die Gegensätze hindurchgehende Entwickelung der Geschichte verhaßt. Sein Ideal ist — so unglaublich das klingt — der Stillstand, er ist der eigentliche Conservative, er allein konnte dies alberne, vielfach gemißbrauchte Wort mit Recht für sich gebrauchen; die Entwickelung aber, „das Flüssige", ist ihm der Radicalismus, die Hölle.

Es gehörte der ganze stürmische Idealismus Adam Müller's dazu, um solch einem Geiste gegenüber immer von Neuem mit Bekehrungs-Versuchen zu beginnen, und nachdem seine Bemühungen, auf Gentzen's Gemüth einzuwirken, zurückgewiesen waren, mit philosophischen Deductionen von Neuem anzuheben. Die Jahre 1817 und 1818 sind reich an Briefen, in denen Müller derartig Gentz zu überreden sucht.

Adam Müller huldigt in praxi nicht minder als Gentz dem Stillstande. Auch ihm ist ein Fortschreiten in der Freiheit, eine Entwickelung des Staates ein Unding, er haßt England, für das er in seinen Jugendjahren schwärmte und das er niemals genau genug kennen lernen zu können erklärte, als das Stammland der Revolution und des Radicalismus gründlich; er ist für die Politik Metternich's begeistert, aber wie ganz anders steht er doch bei seinem unerschütterlichen Glauben an einen persönlichen Gott, an eine Erlösung der Menschheit, vor uns da, als Gentz, wie rührend inconsequent wird er in Folge dessen so oft und gesteht denselben Menschen, welche er als Unterthanen zur ewi-

gen Blindheit und Regungslosigkeit verurtheilte, auf der anderen Seite so Großes zu!

So kommt Adam Müller denn auch in jedem Augenblick, besonders, wo er das Gebiet der reinen Theorie verläßt, mit Gentz und dem politischen System Metternich's in Widerspruch. So hatte Gentz am 7. October 1819 aus Wien geschrieben:

„Es bleibt bei meinem Satze: „Es soll zur Verhütung des Mißbrauchs der Presse binnen . . . Jahren gar nichts gedruckt werden. Punktum." Dieser Satz als Regel, mit äußerst wenigen Ausnahmen, die ein Tribunal von anerkannter Superiorität zu bestimmen hätte, würde uns in kurzer Zeit zu Gott und zur Wahrheit zurückführen."

Darauf erwidert Adam Müller:

„Soll der durchaus verneinende und prohibitive Charakter der Gesetze vom 20. September fünf Jahre hindurch behauptet werden, so gehen wir in der Hauptsache, in dem Streben nach einer Aristokratie der Gesinnung, oder nach der Entstehung eines geistlichen Standes, wesentlich rückwärts. Ich z. B. würde es heut nicht wagen, nur so freimüthig zu sprechen, als es in meiner theologischen Grundlage geschehen ist; keine Censur in Deutschland würde eine solche Dissertation passiren lassen, die ehrliche aus Aengstlichkeit, die falsche aus Schadenfreude nicht. Was also soll werden? Der Krebs unserer schändlichen Theorieen der praktischen Politik, die Sittenverderbniß der verwaltenden Menschen sollen ungehemmt, ja befördert und ermuntert fortwüthen können? Die Zweizüngigkeit unserer besten Regierungen, die mit der Linken genau so viel Fluch als mit der Rechten Segen verbreiten, soll fortdauern? und die Lehre der Wahrheit, welche sich gerade in Deutschland zu unwiderstehlicher Festigkeit und Reinheit ausgebildet, soll zugleich mit dem Lug und Trug der Revolution verstummen?

Es sei ferne, daß ich in die Ansichten des „Journal des Débats" von der Preßfreiheit, als integrirenden Bestandtheils der repräsentativen Verfassungen, eingehe; aber gewiß ist, wer aus so edlen und großen Absichten Schweigen gebietet, der muß selbst etwas ganz Ueberschwengliches und dabei Positives zu sagen und zu lehren haben. Ein vacuum kann nicht sein: sollen die unteren Kräfte verstummen, so müssen die oberen reden; es muß dafür gesorgt werden, daß sie zum Worte kommen, man muß sie zu vereinigen und zu beleben wissen. Nachdem man die Bösen gebannt hat, muß man die Guten entbinden und um sich vereinigen."

Gentz wird durch diese Forderungen Adam Müller's nach neuen Positionen, die von der Seite Metternich's ausgehen sollen, nach der offenen Anerkennung eines großen, ewigen Principes für alle Staatsthätigkeit beunruhigt und verstimmt. Wie konnte auch ihm und dem ähnlich denkenden Metternich zugemuthet werden, sich feierlich zu solchen „mystischen und orthodoxen" Sätzen zu bekennen, als z. B. der von Müller vorgeschlagene war: „Der Gehorsam aus der Freiheit ist die Grundlage der Staaten."

So schreibt denn Gentz in Betreff eines neuen Buches A. Müller's an diesen Folgendes:

„Für uns kann diese Ihre Schrift in *einer* Rücksicht Schaden stiften. Die Revolutionsmänner werden uns, ihren Gegnern, sagen: „Hört, was eines eurer großen Orakel lehrt! Unsere Ansicht vom Staate, vom Volkswillen, von der Volkssouverainetät &c. verwirft er freilich, und das mit großer Verachtung; die eurige aber behandelt er nicht besser. Er verlangt eine *dritte*, von der ihr aber so fern seid, als wir, und die *beide* nicht so bald realisiren werden. Mithin, Irrthum gegen Irrthum und Verderben gegen Verderben, laßt uns bei dem Unsrigen bleiben!" Dies ist vielleicht die einzige, in einem gewissen Sinne anti-praktische Richtung Ihrer Schrift. Die Revolutionairs werden darüber frohlocken, weil sie, obgleich gehörig mit Füßen getreten, doch den Vertheidiger der alten Ordnungen in denselben Staub herabgezogen sehen werden. Gewiß ist, daß Sie durch Strafgerichte dieser Art uns andern armen Teufeln die Arbeit und das Leben sehr sauer machen. Wir sollen nun den äußern Feind bekämpfen *und zugleich uns selbst von Grunde aus reformiren. Mein langsamer und temporisirender Kopf erliegt unter dieser Aufgabe*; ich ehre darum aber nicht weniger den Ihrigen, der sich durch keine Schwierigkeit abschrecken läßt."

Gentz sucht, von A. Müller immer mehr bedrängt und auf die Nothwendigkeit, tiefere Begründungen des Absolutismus als die bloßen Bayonnete anzuerkennen, immer wieder verwiesen, durch folgendes Raisonnement den ungestümen eifrig katholischen Freund zu beschwichtigen:

„Ohne Regel und Gesetz kann keine Gesellschaft wahrer Menschen gedacht werden. Diese Regel und dieses Gesetz können aber keine Haltung haben, wenn sie von bloßer Willkür, sollte es auch die aufgeklärteste sein, ausgehen. Denn Willkür gegen Willkür, ist am Ende Jeder gleich befugt, die seinige für die beste zu halten. Es muß ein höheres Gesetz geben. Dies kann nur in der Religion zu finden sein, und zwar nur in einer Religion, die den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, welches, außer der christlichen, noch keine andere auch nur versucht hat. Selbst hier aber kann das höhere Gesetz keine feste Wurzel schlagen, wenn es nicht von einer fortdauernden gesetzgebenden Macht regelmäßig verwaltet wird. Es muß folglich eine Kirche bestehen; und in dieser Kirche muß Einheit und Unwandelbarkeit in allem Wesentlichen das erste Princip sein. Sobald man einmal zugiebt, daß die Vernunft des Einzelnen in Sachen der Religion, nicht bloß unter der Hand rebelliren (welches sich nicht immer vermeiden läßt), sondern für ihn selbst und gar für Andere gesetzgebend werden kann, muß das nämliche auch für alle Staatsverhältnisse gelten; und von dem Augenblicke an fällt die Gesellschaft auseinander und alles sinkt in den wilden Naturzustand zurück.

Kirche und Staat dürfen immer nur sich selbst reformiren; das heißt, jede wahre Reform muß von den in beiden constituirten Autoritäten ausgehen. Sobald der Einzelne oder das sogenannte Volk in dieses Geschäft eingreifen darf, ist keine Rettung mehr.

So weit bin ich mit meiner Theorie vollkommen im Reinen. Aber leider ist das bloß der *historische* Theil derselben. Die gegenwärtigen Uebel und ihre Ursachen und ihre ferneren Wirkungen sind mir vollkommen klar.

Wie soll es aber besser werden? Ich habe gewiß großen Respect vor Ihrem Genie, mein Freund; aber wenn ich Ihre *positiven* Vorschläge betrachte, so sinkt mir der letzte Muth. Mich dünkt, Sie wissen

selbst so wenig Rath, daß Sie, wie ein verzweifelter Arzt, exotische Goldtinkturen verschreiben, die Niemand habhaft werden kann. In einem Zeitalter, wo man fast nur noch par procédé Gott statuirt, verlangen Sie — Glauben an die tiefsten Geheimnisse der Offenbarung. Unter Menschen, denen jeder Ueberrest privilegirter Klassen ein Gräuel ist, wollen Sie einen wohlgeordneten Feudalismus einführen. Ihre Arzneien verschmähe ich nicht; wenn Sie die Alleinherrschaft der Kirche wieder herstellen können, will ich gern meine Vernunft so lange kasteien, bis sie auch das Unbegreiflichste annimmt; und erreiche ich es nicht ganz, so wird Gott mir vergeben. Jeder Feudalismus, selbst ein sehr mittelmäßig geordneter, soll mir willkommen sein, wenn er uns von der Herrschaft des Pöbels, der falschen Gelehrten, der Studenten, und besonders der Zeitungsschreiber befreit. Aber wie sollen denn diese wahren Reformen zu Stande kommen? Wer soll sie beginnen — und wer ausführen? Können Sie, um consequent zu verfahren, leugnen, daß man weit, sehr weit zurückgehen müßte, um auch nur einige der Wurzeln unserer jetzigen Uebel zu treffen? Und wenn es denn wirklich (was ich jedoch nicht glaube) mit weisen und festen Beschlüssen pro futuro gethan wäre, können Sie auch nur diese, so wie die Sachen heute stehen, so wie die Regierungen, deren Stellung und Gesinnung ja auch ein Product aller früheren Verkehrtheit ist, einmal beschaffen sind, mit irgend einer vernünftigen Wahrscheinlichkeit erwarten?

Auf den Satz, daß nur die Regierungen Reform treiben dürften, antwortet A. Müller:

Der neue Körper von Europa bestehet nicht, wie der eben zerfallene, aus bloßen Regierungen und Staaten. Welche Puissancen anderer Art sind hinzugekommen? Ich werde mich hüten, die sogenannten politischen Parteien, die scheinbaren Agglomerationen der öffentlichen Meinung für bleibende Wesen zu halten. In keinem Zeitalter hat die Verstandesmeinung weniger gegolten oder vermocht, als in dem unsrigen; niemals hat man weniger gehört und sich dem Einflusse der Ideen hingegeben.

Aber die Gewalt der physischen Bedürfnisse, der Drang der Geld- und Schuldverhältnisse, der Mangel positiver Lehre und die Hungersnoth nach Gottes Wort (wie der Prophet Amos sagt) — Uebel, denen die einzelnen Regierungen abhelfen weder können, noch wollen, diese setzen einzelne Menschenklassen in den Fall, sich, ohne Rücksicht auf Territorial-Grenzen, aneinander zu schließen und, was ich Conföderationen nenne, zu bilden. Je realer das Bedürfniß ist, aus dem sie entspringen, und je weniger die einzelnen Regierungen dagegen zu helfen wissen, um so nothwendiger wird die aufmerksamste Surveillance abseiten der Begründer des neuen Europa. Sie wissen zu genau, wie innerhalb des großen Cadres von Europa, den die Congresse aufgestellt, das Meiste der freien Entwicklung der Kräfte, also anständiger Selbsthülfe, überlassen ist, und wie wenig sich die Regierungen mit ihrer Finanz und Polizei Rath wissen. Die Regierungen sind nur wichtig durch ihre Armeen; daß diese Armeen in letzter Instanz dem System, welches in Aachen definitiv festgestellt worden, angehören, und daß sich das Princip des unbedingten, persönlichen Dienstgehorsams der Armeen (durch Wrede's unverkennbar großes Verdienst, was man auch quod formam über die Adressen der baierischen Regimenter und dann noch insbesondere über die Protestation der berliner Landwehr in den auswärtigen Zeitungen denken mag) neuerdings scharf abschließt,

von allem übrigen Industrie- und geistigen Wesen aussondert, betrachte ich als einen der größten und wirksamsten Fortschritte zum Guten.

In allen andern Administrations-Rücksichten sind die Regierungen leider, und eingeständlich, zu bloßen Parteien herabgesunken und erwarten nun den Gegner, der sich ihnen gegenüberstellen wird. Daß es die sogenannten Kammern oder constitutionellen Autoritäten in dem Zeitsinne des Wortes nicht sein werden, ist gewiß. In den Verhandlungen der baierischen Kammer z. B. finde ich, die eigentlich revolutionären, also sehr realen Regungen abgerechnet, nur die auf Bildung der Landräthe gerichtete Motion wesentlich. Hier hat sich offenbar das Urbedürfniß angemeldet; nämlich das der Conföderation der lokalen und provinziellen Interessen, eine Wirklichkeit, vor der Constitutions-Schäkereien von selbst in ihr Nichts zerfallen. — —

Vorläufig kommt Alles darauf an, wo möglich eine Aristokratie des Geistes in Deutschland zu begründen, die große Mehrzahl der wahren Gelehrten auf irgend eine unauffallende Weise zu vereinigen, einen Mittelpunkt wenigstens der anständigen, wenn auch noch nicht der guten Gesinnung zu stiften, wozu allerdings mit den Jahrbüchern ein höchst würdiger Anfang gemacht ist.

Glauben Sie gewiß, die deutsche Jugend ist, wie sie Beckedorff beschrieben, viel ernsthafter und nüchterner, auch viel sittlicher, als man in Oesterreich denkt. Ich habe hier Recht auf eine Stimme, weil ich auf der frequentirtesten Universität in Deutschland lebe. Wie empfänglich würde sie für wahre positive Wissenschaft und für die ritterliche Idee der Freiheit in dem Gehorsam sein, wenn ihr von den allgemeinen, philosophischen und politischen Lehrstühlen herab irgend etwas Anderes als leere Begriffe und die gemeine, revolutionäre Freiheit geboten, wenn sie zur Liebe, anstatt, wie seit Napoleons Zeit bis jetzt, zum Hasse erzogen würde!

Und an einer andern Stelle lesen wir von Müller an Gentz:

„Aber ich frage Sie, kann man der theils durch natürliche, theils durch künstliche, theils durch unnatürliche Mittel aufgeregten Thätigkeit des Geistes Grenzen anweisen, ohne ihr das positive Gut zu zeigen, dem dies Opfer gebracht worden ist? Kann man der Presse irgend eine Grenze anweisen, so lange der Grundsatz: daß aus dem Kampfe der Geister erst politische Wahrheit und wahre Erkenntniß hervorgehen solle, und daß in dieser Rücksicht die gesammte Vergangenheit unmündig gewesen, unwiderlegt bleibt? Jede abwehrende Maßregel bleibt für den, welchen sie trifft, so lange ein Act der Gewalt, bis er überzeugt wird, daß ein positives Gut höherer Ordnung durch die Abwehrung gerettet wird. Daß die Erhaltung der regierenden Dynastieen und der an ihre Existenz geknüpften Ordnung ein solches Gut sei, läugnen die Gegner, weil man alle Consequenzen des Begriffs der Volkssouverainetät, des falschen Natur- und Staatsrechts, die in den Augen jener Leute die eigentlichen dii majorum gentium sind, ruhig bestehen läßt.'

Kurz, wer die Geister in so starken Formeln zu bannen unternimmt, der muß den Geist, aus dem er solche Thaten thut, deutlich zu erkennen geben; er muß:

1) den Vorrang der positiven und körperlichen Doctrinen, worauf die europäischen Throne seit Jahrtausenden gegründet sind, vor den philosophischen Theorieen, denen zu gefallen man die Preßfreiheit will, die Kühnheit haben auszusprechen; er muß

2) die realen Theilnehmer der bürgerlichen Ordnung von Europa,

die possidenti, die Hausväter und alle die, welche mehr am Herzen tragen, als das augenblickliche Geld und die Vernunft des Tages zu befriedigen vermag, um seine — tam antiqua et tam nova — Fahne zu versammeln wissen; er muß

3) der positiv guten Sache und ihren Vertheidigern Berührungen und Tribünen zu verschaffen, hohnlächelnd setze ich hinzu, er muß dafür zu sorgen wissen, daß sie nicht vor allen andern die zuerst geächteten sind, und daß sie nicht am allerempfindlichsten von dem Censurbann getroffen werden.

Wir stehen an der Grenze, wo es ohne Vereinigung über die positive Lehre nicht mehr abgeht. Fehlte an dieser Ueberzeugung in mir noch ein Loth, so hat Ihre treffliche Arbeit einen Centner in die Wagschale geworfen. Warum erfreut sich die gute Sache keines einzigen Organs, wie Sie sehr richtig bemerken? Weil die Regierungen die positiven moralischen Wahrheiten, die ihren Privatgelüsten widersprechen dürften, noch mehr zu scheuen haben, als die philosophischen Chimären, die doch wahrscheinlicher Weise nur ihr Haus und ihren Staat bedrohen, während sie selbst ad tempus vitae sich durch ihre Civilliste gedeckt glauben."

So erblicken wir in Adam Müller einen edlen, der wahren Freiheit und dem sittlichen Fortschritte unbewußt ergebenen Geist, der aber durch falsche Voraussetzungen und durch eine unselige Verbindung des Katholicismus mit den irdischen, staatlichen Angelegenheiten gehemmt wird und jedesmal, wo er das Bein heben will, von einer starken Kette sich festgehalten fühlt. Aber trotzdem hat er Gutes gewirkt und einen Fortschritt, an dem er nicht Theil nehmen konnte, doch durch die eine Seite seiner Doctrin, durch seinen Gegensatz zu dem Stabilismus und der Selbstgenügsamkeit Gentzens gefördert.

Wir schließen diese Anzeige mit der Wiedergabe eines merkwürdigen und tief wahren Wortes, das A. Müller Angesichts der Niederwerfung der corsischen Weltherrschaft ausrief. Er begegnet sich mit Gentz in einem großartigen, wahrhaft classischen und in keinem Augenblick verleugneten Hasse gegen Napoleon, aber wie Gentz zu diesem Gefühl durch seine übertriebene Liebe zum Bestehenden, das Napoleon umstürzte, geführt wird: so Adam Müller durch seine Begeisterung für eine göttliche Weltregierung, für eine große organische Ordnung Europas. A. Müller schreibt aus Vicq bei Nancy unter dem 4. Juli 1815 an Fr. Gentz Folgendes:

„Selten haben wir das Geheimniß unserer Schwäche so verrathen, als in diesem für die Alliirten so glänzenden Augenblick. Ein Krieg ohne Manifest ließ sich hören, und war nicht ohne précédent; aber ein Krieg ohne die Möglichkeit eines ordentlichen Friedensschlusses, da das Subject, der Gegentheil fehlt, mit welchem man abschließen könnte, ist gewiß unerhört. Die Pariser sind früher überzeugt, als wir, daß es auf eine Restauration der Bourbons ankomme, und wir müssen eigentlich aus den Pariser Zeitungen erfahren, daß wir einen bloßen europäischen Gleichgewichts- und Tractaten-Executionskrieg geführt haben.

Ueber die Frage (die viel besprochene), was mit Napoleon zu thun sei, gäbe es eigentlich nur die eine schlichte Auskunft: daß er den könig·

lichen Tribunalen zu überliefern sei. Statt dessen fordern ihn die Alliirten, ohne zu wissen, was mit ihm anzufangen sei. Waren wir consequent und schrieben, ohne nach solchen Albernheiten als die Stimme einer großen Nation zu fragen, das Jahr 1815, so zusammenhängend als Ludwig XVIII. das einundzwanzigste seiner Regierung, so war das göttliche Recht aller Throne auf ein halbes Jahrhundert durchgesetzt, während jetzt ihm gegenüber das lächerliche Recht der Völker, eine Art von Willen zu haben, von ganz Europa wenigstens auf eben so lange anerkannt ist.

Wir sind bis jetzt einen großen Theil des Elsasses und Lothringens durchstreift, und eine ganz ordinäre Spitzbubenbande ausgenommen, hat die große Nation uns nichts von ihrem Willen spüren lassen.

So hat es kommen müssen: das Erstgeburtsrecht der Throne hat sich behauptet, aber eine Art von Gespenst — Talenten- und Ideenrespect, Volkssouveränitätstraum — hat von allen europäischen Mächten zehn Jahre nachher in feierlichen Tractaten anerkannt werden müssen, nachdem es nur noch in dem Munde einiger Pariser Redacteurs, einiger Freiheitsphilister existirte; zehn Jahre nachdem der letzte wahre Hauch jener Begeisterung für eine Regeneration der Welt durch die Jugendkraft neuer und leichter Begriffe verathmet war; und genau in dem Augenblick, wo auch die Religion der Adler, der bloßen physischen Kraft, des abgeschmackten Ruhmes zu Schanden werden sollte.

Liebster Freund! wer möchte die ewige Hand verkennen, welche uns, an der Spitze von 700,000 Mann, einem gewissen Geheimniß des Glaubens huldigen ließ, einer Kraft der Ideen, die allerdings in den europäischen Völkern schlummert, und die, unter dem barbarischen Namen der Volkssouverainetät, unverständig, aber um so siegreicher gerade dann anerkannt wurde, als es ausgemacht war, daß sich für die Volkssouverainetät eigentlich kein Finger in ganz Europa mehr rührte.

Es ist ein empörender Unverstand, von dem Willen und der Thatkraft der Völker zu reden, ohne das Maß der Ideen zu haben, welches sie vereinigt und bewegt; und dann, an die Haltbarkeit einer Idee (also einer Volkstimmung) zu glauben, die nicht durch höhere Offenbarung unwiderstehlich da ist.

Dies sind die natürlichen Empfindungen auf einer Reise durch Frankreich im Jahre 1815 an der Spitze von mehr als einer halben Million schwer bewaffneter Menschen und mehr als 400 Batterien des schwersten, auserlesensten Geschützes, die einen Feind suchen und ihn nicht finden."

Adam Müller schrieb mit diesen Worten einen Prolog zu der neueren Geschichte Europas, wie er nicht erschütternder und großartiger geschrieben werden kann. Er schrieb, was in andrer Form Lord Clarendon während des orientalischen Krieges wiederholte: „Wir werden getrieben, wir treiben dahin."

Aus der Hauptstadt.

Die neuesten Unglücks-Bulletins. — Feuerwerke zum Welt-Untergang. — Ein Webergesell vor dem Staatsgerichtshof. — Die Invaliden-Leierkasten. — Fräulein Marie Seebach.

Unsere Straßen beginnen denen einer mäßigen Provinzialstadt zu gleichen; der Verkehr wird matter, und nur unter den Linden erhalten die ab- und zuströmenden Fremden ein Stück des bewegten Bildes, das sonst diese große Stadt bietet. Wem es möglich ist, der geht in's Gebirge, oder an die See, oder in ein grünes Thal, und sei es auch nur eines der bekannten, welche nach dem bekannten Ausdrucke trente- und quarantehaltige Quellen haben. Die Berliner Zeitungen warten indessen, wie es scheint, vergeblich auf die solch einer Zeit entsprechende Nachrichtendürre. Im Gegentheil haben sie sich seit einigen Tagen in förmliche Unglücks-Bulletins verwandelt, und es kam z. B. vor, daß uns ein einziger Tag die schreckliche Enthüllung der Katastrophe im Hauensteintunnel in der Schweiz, ein Erdbeben auf der Grenze zwischen Nord- und Mitteldeutschland, die Explosion des hiesigen Dobermont'schen Feuerwerkslaboratoriums und den Tod von vier Menschen und endlich eine heftige Feuersbrunst in Leipzig meldete.

Das Auffliegen der Dobermontschen Werkstatt beschäftigt das öffentliche Gespräch noch überall. Die Ursache dieser gewaltigen Explosion wird niemals bekannt werden, keiner der Betheiligten ist mehr am Leben, und man weiß nur, daß sich an dem Orte, von dem die Entzündung ausging, Niemand befand. Die Feuerwerkskörper, welche explodirten, waren, wie man sagt, bestimmt, bei einem großen Feuerwerke, das am 13. Juni abgebrannt werden sollte, gebraucht zu werden. Ob dasselbe ebenso, wie ein anderes, das bereits, „um die Lücke auszufüllen," an Stelle des verunglückten zu demselben Tage an den Straßenecken auf riesigen Placaten angezeigt wird, bestimmt war, den Berlinern ein Bild der Himmelskörper in ihrer Verwirrung und in ihrem Zusammenwirken zum Weltuntergange zu geben, wissen wir nicht. Besagtes Placat verspricht uns indessen eine förmliche Luftschlacht von feurigen Sonnenkörpern, und das in Dimensionen, welche unsere Phantasie übersteigen. Freilich ist das Papier geduldig und hat schon manche Versprechungen ausgehalten, und außerdem ist das Feuerwerk in Treptow angekündigt, wo nach altem Berliner Volksglauben der Regen niemals versäumt, sich zu gegebener Zeit einzufinden und Raketen und Illuminationen in nassen Beschlag zu legen.

In der letzten Woche kamen hier mehrere ältere politische Processe zum Austrage, der eine gegen einen heut in London lebenden unbedeutenden Flüchtling jüdischer Abkunft gerichtet, der im Jahre 49 in einem kleinen lausitzer Blatte eine Majestätsbeleidigung ausgesprochen hatte, der andere, aus derselben Zeit stammend und mit derselben Anklage gegen einen Studenten gerichtet, der dritte wegen Hochverraths. Der letztere Proceß führte uns einen jener unglücklichen Handwerksgesellen vor, die ihr Elend und ihre innere Noth dreist zum guten Theil in das Schuldbuch der modernen Gesellschaft schreiben dürfen. Ein Webergeselle, geboren zu Templin in der Mark Brandenburg, wird dem Staatsgerichtshofe vorgeführt, ein Mensch, der einst in besseren Tagen des Handwerks in der Ruhe der Heimath gelebt hätte und gestorben wäre. Aber die moderne Unruhe, der Mangel jener alten Festigkeit des Meisterhauses, trieb ihn in die Ferne;

er treibt sich in Frankfurt und in den revolutionären Versammlungen in Hanau 1849 herum, er wird Freischärler in Baden, er flieht nach der Schweiz, er wird neapolitanischer Soldat, er kommt endlich, von einer dunkeln Sehnsucht getrieben, in die Heimath zurück, wo ihn, wie er wohl weiß, die Anklage und darauf das Gefängniß erwartet. Wohl durfte der Gerichtshof mildernde Umstände annehmen, und der Angeklagte ist mit zwei Jahren Kerker genugsam bestraft, denn er wird durch die Fenster seiner Haftzelle Manchen erblicken können, der frei herumgeht, obgleich er an der moralischen Urheberschaft des Vagabondenthums und des Hochverrathes theilnimmt, die diesem armen Gesellen zur Last gelegt wurden.

Welch ein Unterschied doch zwischen heut und der alten Zeit! Damals wußte der von der Wanderung heimkehrende Geselle von seltenen Bräuchen des Handwerks, von alter sonderlicher Sitte vor dieser oder jener Lade im Auslande, von merkwürdigen Wahrzeichen und preiswürdigen Einrichtungen der Zunft zum Schutze der Handwerksehre und des Meisterhauses zu erzählen, heut kann er sich höchstens der Theilnahme an einer geheimen Arbeiter-Verbrüderung oder der Bekanntschaft mit diesem und jenem revolutionären Windbeutel rühmen. So schwand altes, schönes, farbiges Volksleben, wie es in der Fülle der ständischen Unterschiede und in der Stärke jeder Standesehre blühete, dahin, und die trostlose Einförmigkeit einer glatten und platt ebenen Masse beleidigt dafür heut unser Auge und hält die moderne Polizeigewalt beständig in Athem und unter den Waffen. Sie ist wirklich nothwendig geworden diese Gewalt, wir läugnen es nicht, denn die ursprünglichen Gewalten, welche die große Zahl der früheren kleinen Kreise zusammenhielten und regierten, die Zünfte und Innungen, welche den Gesellen wie den Meister in strenger Zucht hielten, sind gefallen. Aber zugleich ist auch eine Abneigung gegen jeden Rest von Eigenthümlichkeit und Frische im Volke entstanden, welche noch mehr thut, als die Polizei, um die neu entstandene Einförmigkeit zu erhalten und noch weiter zu fördern. Es sind kleine Dinge, in denen diese Abneigung hervortritt, fast zu klein, um erwähnt werden zu können. Was soll es z. B. bedeuten, wenn eine sonst treffliche Stiftung sich gegenwärtig bemüht, unsere alten Invaliden, die mit ihrem Leierkasten den Finken des Thiergartens Concurrenz machten, zur Ruhe zu setzen und ihnen den Ertrag ihrer Orgelklänge abzulösen? Warum läßt man diese alten Leute nicht bei einer Beschäftigung, in der sie dem Publicum Gelegenheit bieten, seine Mildthätigkeit zu zeigen und in der sie zugleich das einförmige Getreibe unseres Volkslebens als immerhin doch eigenthümliche und anregende Gestalten unterbrechen? Mindestens lasse man ihnen doch die Wahl, ihr musikalisches Handwerk weiter zu treiben und ihre lungenlahmen Drehorgeln weiter zu handthieren oder es gegen eine Pension abzutreten. Viele werden sicher mit uns die Invaliden-Leierkasten im Thiergarten vermissen.

Die alte Leidenschaft des Berliners für das Theater ist wieder erwacht, und auch unsre Zeitungen haben sich der Wiederkehr des alten Geschmackes gefügt und geben den Theater-Recensionen wieder größere Ausdehnung. Das Ereigniß der Theaterwoche ist das Erscheinen des Frl. Marie Seebach auf unserm Hoftheater. Eine feine elastische Gestalt, blond und zart und von norddeutscher Tiefe und Innigkeit. Sie spielt die großen tragischen Rollen des Gretchens, der Julia ꝛc. und findet Seitens des Publicums großen, ja ungemessenen Beifall. Sie gehört durch

ihre Studien und ihr Spiel einer älteren, classischen Zeit der deutschen Schauspieler an, sie will vor Allem wahr sein im Ausdruck ihres Gefühles, und sie verschmäht die hohle Declamation und die matte Weichheit unserer sentimentalen Hofschauspielerinnen.

Aus Frankreich.

Litterarische Neuigkeiten. — „Revue des deux Mondes“ — Dupont-White: L'Individu et l'État. — Zersetzung der Volksbestandtheile. — Tod eines modernen Dichters. — Curiosität aus dem Elsaß.

Unter den angekündigten neuen Erscheinungen finden wir eine Geschichte der letzten Jahre von dem unermüdlichen Granier de Cassagnac, in welcher interessante Mittheilungen über die Haltung der republikanischen Majorität gegenüber dem Prinz-Präsidenten gegeben werden; wir werden noch darauf zurückkommen, so wie auf ein Werk des Herrn Rouvion, früheren Redacteurs des „Courrier de la Somme“ und beständigen Anhängers der Regierungsgrundsätze Louis Philippe's, über die Geschichte der Jahre 1830—48. Immerhin ein interessantes Buch, schon als Gegenbild zu Louis Blanc; doch die wahre Geschichte jener Jahre wird erst da sein, wenn ein Historiker klar zu Tage gelegt haben wird, warum denn trotz aller Vorzüge, trotz aller geistigen Ueberlegenheit, die seine Anhänger an demselben rühmen, jenes Regiment, wie das Glück von Edenhall, in einem Augenblick zersplittert werden konnte. Alle Apologieen, alle Lobpreisungen machen natürlich die Verwunderung darüber nur um so größer. Eine so große Anzahl unläugbar geistvoller Männer, unterstützt durch eine reiche, mächtige und auf ihre Stellung so eifersüchtige Klasse der Nation, und ein so jäher Fall! Es gehört in jedem Falle eine große Entsagung dazu, um so tiefe Schäden im Lebensproceß seiner eigenen Nation aufzudecken.

Die „Revue des deux Mondes“ hat einige interessante Artikel in ihren letzten Nummern gebracht; Villemain setzt seine Memoiren über das Kaiserreich fort; daneben freilich ein unglaublich jämmerlicher Roman aus dem Leben der Pariser Künstler und Grisetten von H. Murger, der die gewöhnlichen Typen unbarmherzig reproducirt und in dem sich jene altgallische Unterjochung des Mannes unter das Weib in abstoßender Weise geltend macht; Artikel über die Eisenbahnen in Spanien und Rußland; Etwas über Goethe's Jugend, mit Benutzung von Lewes Buche; endlich aber eine höchst bemerkenswerthe Arbeit über den französischen National-Charakter von dem geistreichen Kritiker Emile Montégut, der längst eine nähere Berücksichtigung in Deutschland verdient hätte. Wir gehen hier näher ein auf ein Buch von Dupont-White (Senator, wenn wir nicht irren), da es, ohne das neue Régime mit einem einzigen Worte zu erwähnen, doch offenbar geschrieben ist, um dem Gedanken-Inhalt des jetzigen Gouvernements einen Ausdruck zu geben, oder überhaupt einen solchen Inhalt erst zu schaffen. Es ist geistvoll, wenn auch ein wenig eilig und abgebrochen geschrieben, mit Vermeidung alles directen Lobes bestimmter Persönlichkeiten, mit einer liberalen Beimischung, die über das Programm der jetzigen Regierung hinausgeht, wenigstens in Bezug auf die Preßfreiheit zum Beispiel. Der Verfasser will die Sphäre der Thätigkeit des Gouvernements bestimmen; sie ist, nach ihm, ausgefüllt durch den „Fortschritt“ und die „Civilisation“. Hüten wir uns, sagt er, a priori jeden

Despotismus zu verfluchen. Er ist dem Menschen nothwendig, denn er allein bändigt seine egoistische Natur, die durch die brennenden Privat- und die immer verwickelteren Generalinteressen in ihren Bestrebungen noch mehr erregt und gespornt wird. Der Kampf des Capitals und der Arbeit z. B. findet seinen Richter einzig nur im Staate. Den „Fortschritt" zu definiren ist nicht schwer. Es ist eine höhere Stufe ebenso wie eine weitere Verbreitung der Moralität, Würde, Wissenschaft und des Wohlseins. Er führt neue Wesen in die Menschheit, neue Glieder in die Gesellschaft ein, neue Souveraine in den Staat (cité); er bringt neue zu beschützende Rechte, neue zu disciplinirende Kräfte der physischen oder ökonomischen Ordnung, (Credit, Association, Dampf, Electricität); er entwickelt das Gewissen, daher eine raffinirtere Moral, detaillirtere Pflichten. Alles dieses ist oder schafft, mit einem hübschen Ausdruck, „matière à gouvernement". Der Fortschritt ist mit einem Worte „ein Wachsthum an Leben", aber „il faut le dire tout net", dadurch auch ein „Wachsthum an Verbrechen", denn jeder Ueberfluß an menschlicher Lebenskraft muß sich im Bösen wie im Guten zeigen. Der Egoismus ist der unumstößliche Grund unserer Natur. Die einzige, eben so wenig unbegrenzte als geheimnißvolle Macht, welche das Individuum bessert, ist die Erziehung. Diese aber kann die Natur der Wesen nicht verändern, hier ist die Grenze für den innern Fortschritt der Menschen, „das ganze Gesetz kann sein Wesen nicht durchdringen und in Hingebung (dévouement) umwandeln. So bleibt also dem Fortschritt doch im letzten Grunde nur eine äußere Sphäre der Wirksamkeit. Wichtig ist, daß er einzig durch den Staat bewirkt werden kann. Sein Wesen ist die durch das Gesetz ausgedrückte Macht der Vernunft zu sein und nicht die Macht des durch die Laune verdorbenen Menschen. Mit ihm erscheinen die Rechte des Menschen und auch seine Freiheit, denn der Mensch ist frei, wenn er verpflichtet ist, das gleiche und allgemeine Recht seiner Mitmenschen zu respectiren. Es wird nun nachgewiesen, wie der Staat den ökonomischen, politischen und moralischen Fortschritt hervorbringt und befördert. In der Geschichte ist der Staat aufgetreten als der natürliche Zerstörer und nothwendige Nachfolger der Kasten. Wenn es je große Worte gegeben hat, so sind „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" solche, aber sie können sich nicht selbst bethätigen. „Die Revolutionen sagen solche Sachen zu ihrer ewigen Ehre, die Gouvernements allein können die Versprechungen derselben halten." Zuerst kommt die Gleichheit in Betracht. Durch ihre Einführung zeigt und gewinnt der Staat Kraft. Er hat in dieser Beziehung auch fast Alles gethan; die Abschaffung der Negersclaverei, die religiöse Toleranz kommt von ihm. Mit dem Wachsen der Macht des Staates wird dieser aber, bei dem steten Wachsen der modernen Bedürfnisse und des modernen Fortschrittes, auch immer nöthiger. Es ist zum Beispiel der Industrie, wie sie sich in einer fortschreitenden Gesellschaft zeigt, wesentlich, Pauperismus zu erzeugen und dadurch mehr Regierung herbeizuführen (susciter du gouvernement). Daß dem Staate zuletzt dann doch nur eine äußere auf der Basis der materiellen Interessen ruhende Wirksamkeit übrig bleibt, wird auch ziemlich deutlich ausgesprochen. „Die Action des Staates in den modernen Zeiten ist besonders ein Amt des Fiscus, denn er fängt in unseren Tagen nicht das Werk der Moralisirung und allgemeinen Disciplinirung wieder an, in dem sich der antike Gesetzgeber gefiel. Heute gehören die Religion, die innere persönliche Moral und auch das Aufwands-

gesetz nicht mehr zum Wirkungskreise des Gesetzes." Jede Pflicht des Staates ist eine Schuld des Staatsschatzes; daher ist dieser moderne Staat auch theuer. Es wird unter Anderem die Pflicht des Staates zur Wohlthätigkeit berührt und seine Sorge für das Wohl der Massen. Dabei finden sich die Worte: „Die Zeit ist erfüllt, da der Socialismus der Regierungen kommen konnte und mußte. Nichts gleicht einem Abenteuer weniger, als die Erscheinung dieser Idee. Von ihr vor Allem darf man sagen: arrivée et non parvenue. — Das Buch ist also ein Versuch zur philosophischen Begründung einer Centralisation, wie sie die unumgängliche Folge von 1789 ist, dessen Grundsätze auf's Strengste festgehalten werden. Es empfiehlt sich den Männern der Staats-Omnipotenz jenseit und diesseit des Rheines außerordentlich; denn es weiß von jener Freiwilligkeit der Mitwirkung der Stände, der Corporationen 2c. zu den Gesammtzwecken des Volkes nichts, gar nichts; es hat alles Volksleben und alle gesellschaftliche Thätigkeit durch einen Maschinen-Apparat ersetzt, der in Bureaux, Referaten und Gensd'armen besteht. Man muß indeß so gerecht sein, anzuerkennen, daß diese Philosophie sich auf dem Boden der französischen Nationalität bewegt und auch versucht, ihre Basis im Charakter des Volkes nachzuweisen. Es ist dies der nicht am wenigsten interessante Theil des Werkes, weil er zeigt, mit wie klarem Bewußtsein diese neuesten Tendenzen verfahren. Das französische Volk, heißt es, zählt mehr Leute, die ihre Eitelkeit als ihre Gewinnsucht befriedigen wollen, und mehr, die nach Aemtern als nach Geld streben. Der Verfasser geht so weit zu sagen: „Gewisse Nationen wollen nicht tyrannisirt werden, anderen genügt es augenscheinlich, daß jeder gleiche Chancen habe, die Tyrannei auszuüben." Es wird dann ausgesprochen, daß dies eine Armuth des National-Charakters sei und daß die Nation zur Freiheit erzogen werden müsse. Die Geschichtsphilosophie ist daher dieselbe, wie die aller Freunde der Centralisation. Ludwig XI., Richelieu, Ludwig XIV., Colbert sind ihre großen Werkzeuge. In England wird eine ähnliche in den letzten Jahren aufgetauchte Tendenz zur Centralisation nachgewiesen, das englische Volk übrigens, wie der Protestantismus mit großer Vorliebe behandelt. Wenn das Buch wirklich ein Programm sein sollte, so ist die unbedeutende Stellung, welche es der Religion und der Kirche anweist, merkwürdig; der letzteren werden über ihre Wirksamkeit im Mittelalter so viele Lobsprüche gespendet, daß es scheint, als sei dieselbe damit zugleich als beendet angesehen. Die Religion erscheint als ein großes Mittel zur Erziehung der Völker, aber sie ist nicht Alles. Das Buch endet mit einer Theorie über die Mischung der Racen, als der Grundlage aller Civilisation, welche indeß ohne Geist durchgeführt wird. In jedem Falle ist es ein interessanter Beitrag zur Kenntniß der Tendenzen des heutigen Frankreichs.

In einer nächstfolgenden Besprechung werden wir zeigen, wie diese Theorieen mit einer merkwürdigen Bewegung zusammenhängen, welche fast schon Monomanie geworden ist, mit der Tendenz nämlich, das heutige französische Volk für wesentlich celtisch in seiner Abstammung und seinem Charakter zu erklären. Die Sache gewinnt für Deutschland Wichtigkeit, überwiegend freilich in gelehrter Beziehung, indem täglich neue Broschüren und Bücher über die Celten, ihre Sprache und besonders ihre Ueberbleibsel in Deutschland gebracht werden, doch aber auch als ein Zeichen der Zeit für den Süden besonders, wo in Baiern besonders schon vom „Gallischen Stammbruder" gesprochen worden ist. —

Alfred de Musset, das ausgezeichnetste lyrische Talent des modernen Frankreichs, ist in einer entsetzlichen Misère des Geistes endlich gestorben. Seine gänzliche Verzweiflung an allen Dingen und Ideen hatte ihn auf dieselben Wege wie einst Grabbe geführt. Man hat von ihm gesagt, daß, wenn die Grazie unsterblich wäre, er es sein würde. In der That ist er einer eingehenderen Charakteristik würdig, in Frankreich hat der nie ruhende Lamartine eine solche angekündigt. Auf einige seiner Compositionen kann man anwenden, was er selbst so schön gesagt hat:

Les chants désespérés sont les chants les plus beaux,
J'en connais d'immortels, qui sont de purs sanglots.

Seine Confessions d'un Enfant du Siècle, wenn auch sein schwächstes Product, werden ein interessantes Denkmal zur psychologischen Geschichte unseres Jahrhunderts bleiben; sie werden stets als ein beredtes Zeugniß von den Wirkungen dastehen, die Byron's dämonische Sinnlichkeit und Weltverzweiflung auf seine Zeitgenossen gehabt hat, obgleich damit de Musset's Originalität als Dichter nicht angetastet werden soll, zumal da er in einigen glänzenden Versen sich selbst so kräftig dagegen verwahrt hat. —

Freunden deutscher Sprache bieten wir folgende, offenbar von einem Deutschen geschriebene Zeilen aus der Vorrede zu einem kleinen Uebungsbuche für den französischen Sprach-Unterricht im Elsaß, zugleich als ein vollkommen gültiges Zeugniß für das lebendige Fortblühen deutscher Zunge in jenen Gauen: „L'Enseignement de la langue française a passé par le zèle éclairé de l'Administration supérieure jusque dans les salles d'asile de l'Alsace, où malheureusement l'allemand est jusqu'aujourd'hui la langue exclusive du plus grand nombre. J. Leser, Instituteur communal.“ —ck.

Johanniter-Orden.

Se. Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

Den Rittergutsbesitzer Friedrich Gustav Freiherrn v. Korff, auf Laukitten, Kreis Heiligenbeil,
„ Hauptmann und Landschafts-Rath v. Dewitz, auf Drahnow, Kreis Deutsch-Crone,
„ Rittergutsbesitzer Leonhard Grafen v. Klinckowström, auf Korklack, Kreis Gerdauen,
„ Hauptmann im 1. Garde-Landwehr-Regiment und Rittergutsbesitzer Herrmann Freiherrn v. Esebeck, auf Wangnick, Kreis Preuß. Eylau,
„ Major und Kreisdeputirten v. Horn, auf Gehlweiden, Kreis Goldapp,
„ Premier-Lieutenant in der Escadron des Landwehr-Bataillons (Bartenstein) 33. Infanterie-Regiments und Rittergutsbesitzer Botho Freiherrn von Korff, auf Schönbruch, Kreis Friedland,
„ Kreisdeputirten und Rittergutsbesitzer von der Marwitz, auf Friedersdorf bei Seelow,
„ Den Kammerherrn August v. Holstein, zu Berlin,
„ Oberforstmeister bei der Hof-Kammer der Königlichen Familiengüter Freiherrn v. Schele,
„ Geheimen Regierungs-Rath im Ministerium des Königl. Hauses v. Kresigk,
„ Regierungs-Präsidenten v. Selchow, zu Frankfurt a. d. O.,

den Rittergutsbesitzer Wilhelm Grafen v. Schwerin, auf Göhren bei Woldeck in Mecklenburg,
" Major im 7. Kürassier-Regiment v. Enckevort,
" Hauptmann im 1. Garde-Regiment zu Fuß v. L'Estocq,
" Geheimen Ober-Bergrath im Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten Krug v. Nidda,
" Premier-Lieutenant a. D. und Kreisdeputirten v. Arnim, auf Millmersdorf, Kreis Templin in der Uckermark,
" Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer v. Behr-Negendanck, auf Semlow, Kreis Franzburg,
" Rittergutsbesitzer und Curator des adeligen Fräulein-Stifts zu Barth v. Gadow, auf Hugoldsdorf, Kreis Franzburg,
" Rittergutsbesitzer v. Behr, auf Vargatz, Kreis Greifswald,
" Rittergutsbesitzer, Mitglied des Herrenhauses v. Glasenapp, auf Buchwald, Kreis Neu-Stettin,
" Rittergutsbesitzer v. Zitzewitz, auf Nippoglense, Kreis Stolp,
" Regierungs-Rath a. D. und Rittergutsbesitzer v. Geibler, zu Stargard,
" Rittergutsbesitzer v. Dewitz, auf Wussow, Kreis Schlawe,
" Rittergutsbesitzer v. Glasenapp, auf Grünwald, Kreis Belgard,
" Rittergutsbesitzer Johannes Grafen zu Stolberg-Wernigerode, auf Altenhagen, Kreis Franzburg,
" Rittergutsbesitzer v. Zastrow, auf Wusterhanse, Kreis Neu-Stettin,
" Kreisdeputirten und Rittergutsbesitzer v. Heyden-Buschmühl, auf Groß-Below, Kreis Demmin,
" Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer Albert Gustav v. Hennigs, auf Stremlow, Kreis Grimmen,
" Major im 7. Artillerie-Regiment v. Westernhagen,
" Premier-Lieutenant im 4. Landwehr-Dragoner-Regiment Ferdinand Heinrich Erdmann Prinzen zu Schönaich-Carolath, zu Saabor, Kreis Grünberg,
" Rittergutsbesitzer Freiherrn v. Seydlitz und Kurzbach, auf Winiec, Kreis Mogilno,
" Regierungs-Vice-Präsidenten Freiherrn v. Mirbach zu Posen,
" Majoratsbesitzer, Mitglied des Herrenhauses Rudolf Freiherrn v. Schlichting, auf Schlichtingsheim, Kreis Fraustadt,
" Rittergutsbesitzer Lebrecht v. Klitzing, auf Dziembowo, Kreis Chodziesen,
" Rittmeister und Escadrons-Chef im 1. Ulanen-Regiment Freiherrn v. Richthofen,
" Rittmeister u. Escadrons-Chef im 4. Ulanen-Regiment Frhrn. v. Barnekow,
" Landrath des Kreises Bomst v. Unruhe-Bomst, zu Wollstein,
" Major a. D. und Führer des 2. Aufgebots vom 2. Bataillon (Freistadt) 6. Landwehr-Regiments Keck v. Schwartzbach, zu Görlitz,
" Rittergutsbesitzer v. Nathusius, auf Hundisburg, Kreis Neuhaldensleben,
" Herzoglich Sachsen-Altenburgischen Kammerherrn, Mitglied des Herrenhauses Christoph Freiherrn v. Hardenberg, auf Ober-Wiederstedt im Mansfelder Gebirgskreise,
" Landrath des Kreises Langensalza v. Marschall,
" Präsidenten der General-Commission zu Merseburg, Freiherrn v. Reibnitz,
" Rittergutsbesitzer Freiherrn v. Grote-Schauen auf Schauen, Kreis Halberstadt,
" Rittergutsbesitzer Vollrath v. Krosigk, auf Poplitz, Kreis Halle,
" Major im Garde-Kürassier-Regiment v. Treskow,
" Hauptmann im Generalstabe 7. Armee-Corps v. Rothkirch-Panthen,
" Oberst und Commandeur des 40. Infanterie-Regiments (8. Reserve-Regiment) v. Natzmer,
" Hauptmann und Compagnie-Chef im 39. Infanterie-Regiment (7. Reserve-Regiment) Freiherrn v. Puttkamer,
" Königlich Dänischen Kammerherrn und Major der Infanterie Frederik de Castonièr, zu Kopenhagen,
" Kurfürstlich Hessischen Hof-Marschall a. D. Carl von der Lancken, zu Frankfurt am Main,
" Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Vice-Land-Marschall Johannes Freiherrn v. Maltzan, auf Groß-Luckow in Mecklenburg,
" Großherzoglich Sachsen-Weimarischen Kammerherrn Rudolph v. Kalitsch, auf Kühnitsch bei Wurzen im Königreich Sachsen,

den Fürstlich Schwarzburg-Rudolstadtschen Kammerherrn, Hauptmann und Adjutanten Sr. Durchlaucht des regierenden Fürsten, Clemens Freiherrn v. Schauroth,

nach Prüfung derselben durch das Kapitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, Prinzen Carl von Preußen Königliche Hoheit, zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Nekrolog.

Der Ehrenritter von Kleist.

Einer der Letzten, die uns aus den großen und größesten Tagen unserer Geschichte als ehrwürdige Zeugen übrig geblieben, ist heimgegangen, ein hoher edler Mann, der, was Wenigen gegeben ward, mit einem umfassenden Blicke den Aufgang und den Niedergang mehrerer Epochen in der Erinnerung und im Andenken an eigene Theilnahme überschauen konnte: die waffenstarke Monarchie des großen Friedrich; die zuversichtliche Wendung Preußens gegen das republikanische Frankreich; den Fall des Vaterlandes und wiederum den Fall Napoleon's; den zweiten schwereren Fall Preußens in jener Märznacht des Jahres achtundvierzig, und darauf doch wieder eine neue Auferstehung dieses lebenskräftigen Königreichs. Und mit lächelnder Miene konnte der stille alte Herr darum wohl, wenn er seine Gedanken über solch eine Vergangenheit schweifen ließ, hier und da sagen, er komme sich vor wie Jemand, den der Tod übersehen und vergessen habe. In diesen Tagen aber, da er zum neunundachtzigsten Male auf den Feldern des alten Stammsitzes die Saat der Ernte entgegen reifen sahe, ward endlich auch er eingesammelt in die ewigen Scheuern.

Am 2. Juni c. verstarb im 89. Jahre der Senior der v. Kleistschen Familie, der Hauptmann a. D. Ritter des St. Johanniter-Ordens George August Christian v. Kleist auf Nemitz. Geboren am 2. April 1769, trat der Verstorbene im Jahre 1784 bei dem Regiment Brüsewitz-Dragoner ein und machte noch unter Friedrich dem Großen zwei Revuen mit. Unter dem Könige Friedrich Wilhelm II. nahm er Theil an der Rhein-Campagne, und bewährte sich auch dort als pflichtgetreuer tüchtiger Soldat, gleich geliebt und geachtet von Untergebenen wie Vorgesetzten. Er ward bald Regimentsadjutant, avancirte dann zum Hauptmann und ward in die Adjutantur des Feldmarschalls Blücher aufgenommen. Dort fand ihn das traurige Jahr 1806. Er wurde im Hauptquartier des Fürsten bei Lübeck im Jahre 1806 gleich vielen Anderen gefangen, jedoch auf Ehrenwort entlassen, so daß er, so schmerzlich ihm dies auch war, an den späteren Feldzügen keinen Theil mehr nehmen konnte, vielmehr seine Entlassung einreichen mußte. Ein Handschreiben, das der damalige General v. Blücher bei dieser Gelegenheit an ihn richtete, zeigt ganz besonders, welche Anerkennung die Persönlichkeit und die militairischen Tugenden des Hauptmann v. Kleist in den Augen des Feldherrn gefunden hatten. Herr v. Kleist zog sich jetzt auf seine väterlichen Güter zurück, die, in mehreren Kreisen Hinterpommerns belegen, durch ihre Ausdehnung wie durch ihren inneren Werth ihn zu einem der begütertsten Edelleute der Gegend machten. Hier trafen ihn bei den fortdauernden

Truppenmärschen große financielle Verluste, die er indeß nicht allein ruhig trug, sondern kaum zu bemerken schien, indem er fortfuhr, alle Truppen stets mit größter Bereitwilligkeit und Gastfreiheit aufzunehmen. Er ward in Folge dessen in der französischen Armee bald allgemein unter dem Namen „le bon capitaine“ bekannt. Es trat in dieser schwierigen Periode seines Lebens auf das Entschiedenste jene helle und imponirende Seite seines seltenen Charakters, die ideale Beurtheilung der äußeren Dinge der Welt, hervor, eine Eigenschaft, die ihm in guten und bösen Tagen treu blieb und die seinem edlen, schönen Antlitz den stolzen und doch liebenswürdigen Zug verlieh, der dem Ritter so wohl steht, aber heut leider auf immer wenigeren Gesichtern wiedergefunden wird. Mit seinem unbefangenen Blicke erkannte der feste Patriot, daß in einer Zeit, wo das Vaterland in letzten Opfern zu verbluten drohte, wo der König um seine Existenz rang, es dem einzelnen Unterthan nicht gezieme, um sein einzelnes Habe und Sonderinteresse große Anstrengungen zu machen oder davon gar auf Kosten des Ganzen so viel als möglich zu retten. Sein Patriotismus, wurzelnd in alter Lehnsfolge und in altbefestigtem Grundbesitz, war außerdem ein so unmittelbarer, daß ihm eine Scheidung zwischen persönlichen und vaterländischen Interessen unmöglich wurde. So hielt er ohne Wanken in bösester Zeit auf seinen Erbgütern aus, während Andere Haus und Hof sich selbst und den ein- und ausziehenden Feinden überließen.

Im Jahre 1811 verheirathete sich der Verstorbene mit einer Tochter des Landmarschall v. Flemming auf Böck, welche Ehe mit zwei Kindern — einem Sohne — dem Landrath a. D. Anton v. Kleist auf Remitz und einer Tochter, der Gräfin Marie v. Przebendowska gesegnet wurde.

Er verließ seit seiner Vermählung seinen ländlichen Wohnsitz, das schön gelegene Remitz im Schlawer Kreise, nicht wieder und widmete sich hier in der Stille neben seinen Beschäftigungen als Gutsherr und der theilnehmenden Sorge um alle ihm näher Tretende der Lecture und dem Studium der Schriftsteller seiner Jugendzeit. Einen begeisterteren Verehrer des großen Friedrich, als den Hauptmann von Kleist, gab es nicht, er war mit den Schriften des Heldenkönigs ebensowohl vertraut, als mit seinen Thaten, und er folgte seinem großen Kriegsherrn auch in der Huldigung vor einer Zeit und Geistesrichtung, welche man heut zu einseitig würdigt und deren scharf verständige, menschenfreundliche und praktische Bestrebungen im Auge des späteren Geschichtsschreibers erst ganz nach Verdienst anerkannt werden möchten. Plutarch und die Werke des großen Friedrich standen in des Verstorbenen Bibliothek neben den bekanntesten französischen Autoren des vorigen Jahrhunderts in erster Reihe. Aber selten war trotz dieser Neigung für Frankreich ein Mann deutscher, als er. Was bei ihm das Aeußere versprach, dieser feingebildete Kopf mit der gewölbten Stirn und den hohen Schläfen, dies blaue schöne Auge, dieser zarte Mund mit den feinen beredten Lippen, die noch im spätesten Alter so leicht und so bezeichnend zu lächeln wußten: das hielt das Innere treulich. Sein Mitgefühl und sein Mitleid waren stets wach, sie galten dem Tagelöhner im Dorfe und dem auf der Chaussee vorüber wandernden Handwerksgesellen und jedem stillen und verborgenen Herzeleid gleicher Weise; was aber diese seine Herzensthätigkeit so ganz besonders werth machen mußte, war der feine Tact, mit dem er ohne viel Worte den Ort errieth, wo Leid und Sorge wohnten und wo zu trösten war. So mußten

ihn Alle lieben und verehren, Alt und Jung, Reich und Arm, und lauter, als es irgend eine Schilderung kann, sprach zu seinem Lobe der ehrerbietige Blick, mit dem ihn Alles grüßte, wenn er, auf seinen Stock gestützt, das Käppchen auf dem weißen Haupte, nach dem Dorfe hinging, um hier und dort in eine niedere Stube zu treten.

Aber so weich und mild diese seltene Menschennatur gestaltet war, wo es galt, dem Menschen den Menschen zu zeigen, so fest und unnachgiebig stand er bei aller feinen und liebenswürdigen Form in seinen Ueberzeugungen als politischer Mann, als ein realer Theil der preußischen Verfassung da. Er fühlte sich in seinem Rechte und in seiner Pflicht als Grundherr, als Erbe einer langen Reihe von „Fürsten im Kleinen", ihn drückte das moderne Beamtenthum, seine Ordonnanzsüchtigkeit und Vielschreiberei und seine Einmischungen in alle kleinen und auf sich selbst gewiesenen Dinge tief, er klagte oft bitter über die neuere Gerichtsverfassung und über die unruhige Fluth unserer Gesetzgebung, welche das Rechtswissen und Rechtsbewußtsein im Volke zu erschüttern drohe; er sehnte sich nach einem König, der selbst regiere und die Ordnung der kleinen Verhältnisse des Lebens seinem Volke selbst überließe. Nur ungern sprach sich übrigens der Verstorbene über diese neue Zeit aus, sie lag ihm zu fern, und der Mangel an Interesse für sie machte es möglich, daß er Dinge, welche sich erst kürzlich ereignet hatten, schnell wieder vergaß, sich dagegen aller Ereignisse aus des großen Friedrich Zeit mit einer Lebhaftigkeit und Treue wieder erinnerte, die erstaunlich war. In diesen fernen vergangenen Tagen weilte er am liebsten, und gern hörte ein Jeder ihn von den großen Revuen, von seinen Remontezügen nach Galizien und Bessarabien, von seinen Erlebnissen an dem glänzenden Hofe Friedrich Wilhelms und Louisens, von seinem Jugendleben unter den stolzen Gensd'armen, damals einem der vornehmsten Regimenter, erzählen.

Als Veteran aus König Friedrichs Zeit war er das einzige Ehrenmitglied der Allgemeinen Landesstiftung im Cösliner Regierungsbezirk.

Noch in seinem späten Alter wurde er durch einen besonderen Gnadenact beglückt. Als Se. Majestät der jetzt regierende König bei einer Reise durch Pommern das Gut Nemitz berührte, geruhte Allerhöchstderselbe anzuhalten, den Wagen zu verlassen, sich in leutseligster Weise mit dem Verstorbenen zu unterhalten, und ihm demnächst den St. Johanniter-Orden zu verleihen. Wenngleich derselbe vor Rührung kaum Worte des Dankes auszusprechen vermochte, machte doch dieser Beweis der Allerhöchsten Gnade einen tiefen Eindruck auf ihn, und die Erinnerung an jenen Tag blieb seinem Gedächtniß bis zu seinem Ende fest eingeprägt. Das Jahr 1848 mit seinen Folgen konnte und mochte er nicht begreifen, auch die Wahl seines Sohnes zum Abgeordnetenhause erfreuete ihn nicht. Dem Unterthanen des großen Friedrich waren das unerklärliche Dinge.

Sein Lebensende war heiter und ruhig, und bis zuletzt blieb sein Geist kräftig und bewegt und dieser seltenen Natur getreu. Am 6. Juni d. J. ward er in dem Gewölbe unter der Dorfkirche zu Nemitz bestattet. Ein hochedler Mann ruht da, ein Rittersmann ohne Furcht und Tadel, einer der treuesten und begabtesten Zeugen großer Tage und seltener Höhe des Vaterlandes, ein Herz voller Milde und Güte, das die Menschen offen und uneigennützig geliebt hat. Gott schenke ihm eine fröhliche Auferstehung! H. K.

Wappen-Sagen.

Alvensleben.

Die erste Fahne soll führen
Graf Alvo aus Brunos*) Land,
Auf daß alle Welt mag spüren,
Wie stark ihm Herz und Hand!

Hoch führte die erste Fahne
Graf Alvo beim Krönungsamt,
Des edeln Geschlechtes Ahne,
Das seinem Leben entstammt.

Und als das „Sanctus“ ertönet
Im lateranensischen Dom,
Und als Herr Carl war gekrönet
Zum deutschen Kaiser von Rom,

Da nahm er drei weiße Rosen,
Der reinen Ehre Bild,
Und schmückt' mit den makellosen
Des Grafen Alvo Schild;

D'rauf thaten sich auf die Pforten,
Das Volk erfüllte den Dom,
Laut sprach mit ernsten Worten
Der große Kaiser von Rom:
„Männliche Herzen für's eiserne Hemde,
„Zagenden Seelen die Schilde sind fremde,
„Der Schild ziemt mit Rechten nur edlen Gesellen,
„Er hasset und scheut die zur Schande sich stellen.
„Gott will, daß man die Schilde nie finde
„Bei feigem Gesinde,
„Er will, daß die Seinen
„Bei allen Gemeinen
„Voll Tugend erscheinen.
„Dem Argen, dem Feigen, dem unfrommen Schelme
„Ziemen nicht Schilde und taugen nicht Helme;
„Der Schild ist nur da, um Ehre zu wecken,
„Nicht Schande zu decken.
„Wer furchtsam erbleichet,
„Die Ehre entweichet,
„Die Schand' ihn erreichet!“

So hat den kühnen Helden
Der große Carl bedacht,
Wie alte Sagen melden,
Für manche That der Schlacht.

Noch heute blüh'n die Rosen
In Alvenslebens Schild
Der Ehr', der makellosen,
Uraltes Silberbild.

---

*) Brunonis vicus, d. i. Braunschweig.

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Das Herrenhaus und die Regierungspresse.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß ein Ereigniß, welches in der parlamentarischen Geschichte Preußens einzig dasteht, die Haltung des preußischen Herrenhauses während des letzten Landtags und vorzüglich in seiner Schlußperiode, in der Presse Preußens und des übrigen Deutschlands bis jetzt verhältnißmäßig nur wenig Beachtung und Besprechung gefunden hat. Freilich fehlte es nicht an erfreulichen Aeußerungen von verschiedenster Seite über eine Thätigkeit und Selbstständigkeit, die den Einen unerwartet kam und welche die Erwartung der Andern wenigstens übertraf; freilich fehlte es nicht an Geständnissen, welche darauf hindeuteten, daß sich selbst unter den bisherigen Gegnern der altständischen Bildungen und ihrer hervorragenden Persönlichkeiten ein Bruch mit der modernen Theorie zu Gunsten der „gegebenen Staatsverfassung" und der „gegebenen Staatsgrundlagen" vorbereitet, aber jene Aeußerungen und diese Geständnisse blieben Ergüsse des Augenblicks, und in den meisten Fällen beruhigten Diejenigen, welche ihrer Stellung nach verpflichtet sind, der öffentlichen Meinung und den Gesinnungen des Volkes zum Ausdruck zu helfen, sich und ihre Abonnenten damit, daß man lieber erst die weitere Entwickelung des Herrenhauses, etwa seine nächste Sitzungsperiode abwarten wolle, um dann recht gründlich über seine Tendenzen und seine Aussichten zu raisonniren.

Hat die Presse im Allgemeinen, so weit sie diese Hinausschiebung bevorwortet oder stillschweigend gefördert hat, sich einer Verkennung ihrer ersten Pflichten schuldig gemacht und gezeigt, wie weit sie noch hinter ihrer ältesten Schwester, der englischen, zurücksteht, die in solch einem Falle alltäglich und in den tausend Variationen, deren solch ein fruchtbares Thema fähig ist, die Bedeutung der loyalen Opposition des Herrenhauses erwogen und ermessen: so ist es vor Allem die *preußische Regierungspresse*, welche unseres Erachtens hinter ihrer Aufgabe zurückgeblieben ist, indem sie bisher hartnäckig über eine so überaus wichtige Angelegenheit schwieg.

Die Opposition des Herrenhauses gegen das Ministerium, nicht bloß gegen seine Steuervorlagen, sondern auch gegen mehrere in demselben herrschende principielle Anschauungen, z. B. in Betreff der Ausdehnung der Gütergemeinschaft auf Westphalen, ist und bleibt ja doch

eine Thatsache, die weder in ihrer Bedeutung für die Gegenwart noch für die Zukunft beseitigt werden kann: weder für die Gegenwart, denn das Veto des Herrenhauses hindert in Wirklichkeit die Steuerempfänger, mehr Geld als bisher vom Volke einzuziehen; noch für die Zukunft, denn nur ein der Verhältnisse ganz unkundiger Mann kann sich dem Glauben hingeben, daß die Abstimmungen der letzten Apriltage 1857 im Hause der Herren ihren Ursprung irgend einem zufälligen und vorübergehenden Einflusse der Temperatur oder einer ungünstigen Constellation verdankten. Die Minister aber wissen sicher am besten, daß hier eine Opposition vorliegt, welche wider Willen gemacht, nicht bloß aus der tiefsten Ueberzeugung aller einzelnen preußischen Pairs, sondern aus der Eigenthümlichkeit der Institution des Herrenhauses selbst, aus dem Umstande geboren ist, daß dieses Haus sich in der überwiegendsten Mehrzahl seiner Mitglieder als eine geborene Vertretung der altpreußischen Verfassung fühlt: als eine geborene Vertretung der ersten preußischen Interessen, der mächtigsten preußischen Familien, Reichthümer, Gutscomplexe und Corporationen, der ältesten Rechtssatzungen des Landes, endlich desjenigen Gefüges unserer Verfassung, auf welchem die Krone Preußens ruht und welches eben die gewaltige Selbstthätigkeit und die großartigen Lebensäußerungen der großen Könige Preußens möglich machte. Als Friedrich der Große Schlesien eroberte und sich neben und unter die Großmächte Europa's setzte, war es diese geborene Vertretung des königlichen Charakters unserer Verfassung, waren es diese in ihrem kleineren Kreise von demselben Gesetze des Königthums getragenen Herren, welche Geld und Armeen zusammenbrachten, welche einen Staat, dessen äußere Kraft und dessen Regierung eine Zeit lang ganz in die Feldlager aufging, zusammenhielten und seine inneren Hülfsquellen und Saaten am Leben erhielten; als die große That des Freiheitskrieges vorbereitet und ausgeführt wurde, waren es vorzüglich diese geborenen Vertreter der altpreußischen Verfassung, welche den königlichen Gedanken und Aufruf in's Leben führten und das alte Verhältniß des Bauern und Edelmannes, des Patriciers und Schutzverwandten nach außen gegen den Feind wandten und zu dem des Führers und des Soldaten umprägten. Es zeigte sich da wieder — und man soll das auch heute nicht vergessen und die Regierung wird es aus der Geschichte des ihr untergebenen Beamtenthums wissen, welches auch nur so lange Ansehen im Lande bewahrt, als es noch irgendwo und wie mit den alten natürlichen, geborenen Autoritäten durch Abkunft oder Anlehnung oder Nachahmung zusammenhängt — es zeigte sich auch da wieder, daß ein Befehl, und sei er noch so wohl ersonnen, weder ein Gesetz, noch eine Obrigkeit schaffen kann, daß die Dinge so weiter gehen, wie sie erwachsen sind.

Das Herrenhaus fühlt sich heut, wo die längere Zeit hindurch in der Vereinzelung bestandenen Elemente desselben wieder um einen Punkt,

um die Krone, die recht eigentlich ihre Krone ist, zusammengetreten sind, in diesem Bewußtsein, Haupt an Haupt aus geborenen Obrigkeiten zu bestehen, eben so stark als verantwortlich, — verantwortlich dem Lande, wie dem König gegenüber, und im Gefühl seiner Stärke kann es nicht zugeben, daß irgend Jemand ihm einen Theil seiner Verantwortlichkeit, damit aber auch seiner geborenen und jetzt durch den König neu anerkannten Rechte abnimmt. Seine letzte Sitzungsperiode war nur eine offene und ruhige Declaration, daß die geborenen Obrigkeiten, die Hunderte von verantwortlichen Herren vor dem Lande auch förmlich wieder in ihre alten Pflichten eingetreten sind.

Es handelt sich also hier, wie gesagt, um kein augenblickliches, vorübergehendes Aufbrausen, um keine Opposition der Intrigue, sondern um eine bleibende Stellung, um einen bleibenden Gegensatz gegen Anschauungen, welche bisher auf Kammern und Ministerien und Cabinete in Europa eine große Herrschaft ausgeübt haben.

Einem solchen Zustand fest ins Auge zu sehen und über ihn ein offenes Urtheil nicht zurückzuhalten, hat die ministerielle Presse unseres Erachtens die entschiedenste Pflicht nicht bloß darum, weil das Land in einer gewissen Spannung auf den ungelösten Gegensatz zwischen Herrenhaus und Ministerium sieht, nicht bloß darum, weil es von großer Wichtigkeit ist, daß die Mitwirkung an der Entwicklung Preußens, welche seit Langem, besonders herausgefordert durch die feierlichen Aufforderungen Sr. Majestät unseres jetzt regierenden Königs seit 1840, im Innern der Geister besteht, durch eine aussichtslose und unklare Situation, wenn auch nur zeitweise, nicht gehemmt, sondern durch eine offene Erörterung über den schwebenden Gegensatz seitens der Regierung neu gestärkt und neu gefördert werde: nicht blos darum —, sondern noch vielmehr deshalb, weil ihr heut wie niemals die Gelegenheit geboten wird, positiv der Regierung und dem Königthum vor allem Volke zu nützen.

Den gefährlichen Vertheidigern der modern-constitutionellen Theorie, denen, welche den Staat für ein Theater mit ruheloser Actenfolge und ewig wechselnden Coulissen halten, welche meinen, daß das Menschengeschlecht in den Wandlungen und Revolutionen des Staatskörpers seine höchsten Aufgaben verfolgt und dabei wo möglich schon hier hienieden seinen Himmel erreicht, diesen Feinden aller Kronen und alles Völkerfriedens kann jetzt die preußische Regierungspresse auf das Entscheidendste begegnen und ihnen den letzten Rest des Glorienscheines rauben, der noch in den Augen des großen Haufens ihr Haupt umgiebt.

Der Herr Minister-Präsident selbst hob schon vor mehreren Jahren in einer in der damaligen zweiten Kammer gehaltenen Rede hervor, daß, möge man selbst die Demokratie im Staate anerkennen, doch der Constitutionalismus eine solche Anerkennung nicht erwarten dürfe. Es leitete den Herrn Minister dabei dieselbe Ueberzeugung, daß die Unruhe der „Staatsentwickler" den Staat in Gefahr bringen und ver-

nichten müsse, und jedenfalls sahe seine Sehnsucht schon damals nach einem festeren Halte der preußischen Verfassung aus, der diesen Unruhigen das Handwerk legen möchte. Er sieht heut diesen Halt erreicht.

Und mag es immerhin der Presse, welche speciell diesen oder jenen der Herren Minister vertritt, heut noch unmöglich sein, ohne Weiteres den bestehenden Gegensatz zwischen Regierung und Herrenhaus zu Gunsten des letzteren auch in Rücksicht auf die einzelnen zufällig hervorgetretenen Punkte dieses Gegensatzes — Salzsteuer, Gebäudesteuer — zu lösen: die Pflicht hat sie dennoch vor allen, ein Ereigniß zu preisen, welches wie mit einem Schlage eine Macht des Bestehenden innerhalb unserer Verfassung und als ihren rechten eigentlichen Boden enthüllt, eine Macht des Bestehenden, welche in der ganzen Reihe ihrer Würdenträger nach demselben Gesetze geformt ist, auf welchem die Krone Preußens und damit die Weihe, die Kraft, die Größe und Zukunft unseres Vaterlandes beruhen.

Was aber dies Ereigniß besonders so preisenswerth macht, ist dies, daß das Herrenhaus, wie es sich als ein starker Unterbau des Staates und des Volksganzen ausweist, keineswegs in der Weise französischer Pairskammern mit stummer Miene sich abwehrend verhält, sondern seine organische Stellung innerhalb des Volkes, in und über dem Volke zu einer wirklichen Vertretung des Volkes und zu seiner Legitimation für die Richtigkeit des Ausdrucks der Volksmeinung benutzt, und das Bewußtsein von der Genugsamkeit der alten geschichtlichen Gesetze unseres Staatsorganismus überall von Neuem belebt. Auf diese Punkte zurückzukommen und sie der constitutionellen Haltlosigkeit und ihrer ewigen revolutionären Unruhe entgegenzuhalten, ist die schönste und nothwendigste Pflicht, welche heut die Presse, die den Räthen des Thrones am nächsten steht, zu erfüllen hat.

In geistig so erregten, so schnell lebenden Zeiten, wie die unsrigen sind, darf kein Augenblick verloren werden, muß die erste Gelegenheit als die beste benutzt werden, muß darum diese kurze Pause zwischen der offenen Declaration der Besitzergreifung alter Pflichten durch das Herrenhaus und der ersten umfassenden Uebung dieser Pflichten dazu Zeit geben, den Sinn des Volkes für die ganze Bedeutung solcher hohen, adligen, uneigennützigen Bethätigung, welche zugleich die sicherste Garantie des Thrones und des Volksfriedens und aller Blüthen solch eines Friedens ist, zu öffnen und zu schärfen. Und wer möchte dies erfolgreicher anregen, als die der Regierung nahe stehende Presse?

Die Stadtjunker.

Socialer Roman.

Cap. XII. Der Stadtschreiber von Ulm.

Während der Junker Otto Roth eine Fassung äußerlich zu zeigen im Stande war, die er bei der schweren Beleidigung, die ihm zu Theil geworden war, sich keineswegs wirklich bewahrt hatte, geriethen seine zahlreichen Freunde, die bald genug erfuhren, was vor dem Rothenhof geschehen war, in große Bewegung. Es war unerhört, daß eine solche Beschuldigung erhoben wurde gegen einen so vornehmen Mann wie der Stadtschreiber Roth, gegen eine so angesehen versippte Jungfrau wie Fräulein Jacobine Welserin! Der gemeine Mann konnte es in jenen Zeiten in keiner Weise wagen, auf eigene Faust eine solche Beschuldigung auszusprechen, deshalb, das war sofort für Alle ausgemacht, mußte ein hochstehender Feind des Roth sich dieses schmachvollen Mittels bedient haben. Wer war dieser Feind? Als die Frage zuerst aufgeworfen wurde, antwortete man allgemein: der Ritter Ulrich Krafft!, denn das neuerdings eingetretene Zerwürfniß der beiden angesehenen Männer hatte großes Aufsehen erregt, um so größeres Aufsehen, als die Sippen der Rothe und der Krafte lange Zeit hindurch Hand in Hand gegangen und dieselben Ziele verfolgt hatten. Auch waren es ja Mundmannen des Krafftischen Hauses, welche die Rothischen Knechte zum Kampfe gereizt. Wenn man aber an den zwar heftigen, aber ehrlichen und rechtschaffenen Ritter Ulrich dachte, so verwarf man augenblicklich den Gedanken, daß der sich einer solchen Verleumdung, als einer wahrhaft schmachvollen Waffe bedient haben sollte. Auch wurde sehr bald bestimmt versichert, daß es nicht Krafftische Mundmannen gewesen, welche die Beschuldigung ausgesprochen. Jedenfalls aber machte dies Ereigniß das ungeheuerste Aufsehen in Ulm, und etwa eine Stunde nachdem es geschehen, waren fast alle Häupter der Ulmischen Stadtjunker im Rauener Krafftenhof zusammen, um von dem Ritter Ulrich selbst zu hören, was er zu der Sache sage. Natürlich war es, daß in diesem Augenblick Niemand Belieben trug nach einer Unterredung mit dem Otto Roth, die besten Freunde des Stadtschreibers hielten's für besser, ihm in diesem Augenblick aus dem Wege zu gehen. Dagegen eilte Alles auf den Krafftenhof, der bald in allen seinen Räumen und Vorplätzen dicht gefüllt war mit den Knechten und Mundmannen der Junker, die in der Thorstube lebhaft hin und her redeten, denn es war keineswegs so gekommen, wie die Meisten gehofft und wie die Freunde des Stadtschreibers lebhaft gewünscht hatten. Ritter Ulrich beobachtete nämlich eine ganz seltsame und im höchsten Grade auffallende Zurückhaltung. Auf die erste Frage seiner nächsten Verwandten hatte er kurz und gut erklärt, daß er keinen Theil an der Sache habe, daß er, obwohl er mit

dem Junker Roth in Zwiespalt gerathen, es für unwürdig halte, so zu verfahren, damit aber hatte er sich begnügt und allen weitern Fragen ein Stillschweigen entgegen gesetzt, welches auf eine Weise gedeutet werden konnte und unter diesen Umständen gedeutet werden mußte, welche der Behauptung an sich, nämlich, daß die Jacobine Welserin eine Schwester des Junkers Roth sei, ein furchtbares Gewicht gab.

Da die Junker kamen und gingen und die Angelegenheit auch außerhalb lebhaft verhandelten, so wurde das Benehmen des alten Herrn Krafft bald bekannt und immer dichter drängte sich das in auffallender Weise aufgeregte Volk nach dem Nauener Krafftenhof, die dahin führenden Straßen erfüllend.

Die Sache wurde sehr ernsthaft, die Mundschaften der verschiedenen Sippen geriethen bald hier bald dort an einander, der Stadthauptmann ließ verschiedene Rotten der unter seinem Befehl stehenden Handwerkergenossenschaften zu den Waffen greifen, auch ließ er sofort die Thore sperren und stärker besetzen. Der Bürgermeister dachte daran, die Rathmannen zusammen zu berufen, denn die Stadt nahm mehr und mehr einen höchst drohenden Anblick an. Mehrere Geschlechter, mit den Rothen versippt und befreundet, empört über das eigenthümliche Benehmen des Ritters Ulrich, verließen laut drohend den Krafftenhof und bewaffneten ihre Knechte und ihre Mundschaften. Junker Conrad Krafft, außer dem Ritter Ulrich der einzige lebende Sproß des Langenauer Zweiges, hieß jetzt auch die Krafftischen sich waffnen, und es war noch lange nicht Mittag, als ganz Ulm in Waffen klirrte. Niemand wußte, was geschehen könne, was geschehen werde, offenbar aber konnte ein Wort als zündender Funke in diese Aufregung fallen und einen Brand anfachen, zu dessen Löschung es blutiger Ströme bedurft haben würde.

Der Schultheiß sowohl, wie der Bürgermeister und der Stadthauptmann hatten mehrere Male vergebens nach dem Stadtschreiber geschickt, ihre Boten hatten denselben nicht zu Haus gefunden und gemeldet, daß die Leute des Stadtschreibers in großer Besorgniß um ihren Herrn seien und den Krafften eine furchtbare Rache drohten, wenn dem Junker Otto etwas zustoße. Da die Aufregung stieg, so begaben sich der Schultheiß, der Bürgermeister und der Stadthauptmann noch ein Mal selbst in die Wohnung des Stadtschreibers, und als sie ihn wirklich nicht zu Hause fanden und von den Knechten nur erfuhren, daß er, nur von dem Stadtdiener Hoyer begleitet, bald nach dem Tertialäuten, also seit fast drei Stunden schon, ausgegangen, da eilten sie, die hohen Würdenträger, nach dem Krafftenhof, wo sie viele Rathsglieder anwesend wußten, oder vermutheten. Die Haltung der Menge, durch welche diese Häupter der Stadt auf ihrem Wege kamen, war nicht unbedenklich, man vernahm Verwünschungen gegen die Rothe, aber auch gegen das Junkerregiment überhaupt, und wenn sich auch die Leute in unwillkürlicher Unterordnung zurückzogen und den Herren Raum ließen,

so waren doch Viele in ihren Manieren unverschämt genug, und der alte Herr Gwärlich, der Bürgermeister, ein etwas stolzer und hochfahrender Herr, kam im heftigsten Zorn im Krafftenhof an.

„Ihr habt uns da einen heißen Brei zugerichtet, Ritter Ulrich," schrie er, in die Thorstube tretend, „he, laßt Euch nicht vom Teufel der Feindschaft blenden, sprecht, wie Ihr fast immer sprecht, offen wie ein freier Mann, glaubt Ihr wirklich, daß die junge Welserin die Schwester ihres Verlobten ist?"

Auf diese etwas barsche Anrede wurde der alte Krafft blutroth vor Zorn, und seine Hand fuhr nach dem Schwert; begütigend traten einige seiner Sippen zu ihm: „Nach meinem Glauben habt Ihr nichts zu fragen, Gwärlich!" antwortete er endlich unwirsch, indem er seinen Zorn niederschluckte.

Der Schultheiß trat jetzt zu ihm, Einer seiner ältesten Freunde, und fragte, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte: „Was sollen wir thun, Ulrich? die ganze Stadt ist in Bewegung, wir haben die Thore schließen lassen, die Mundschaften sind aneinander, Du bist gut Ulmisch, Ulrich, und weißt Bescheid mit dem Regiment, sag' Du uns, was wir thun sollen, diese gefährliche Aufregung zu stillen, denn wir mögen nichts befehlen, was Dir unlieb sein könnte!"

Der Schultheiß hatte den rechten Ton getroffen, einem freundlichen Wort und einer Berufung auf seine gute Ulmische Gesinnung widerstand der alte Krafft niemals, und jetzt sagte er gleich besänftigt: „Ich bedaure sehr, daß die Stadt durch die Nichtswürdigkeit meiner Mundmannen, wie es heißt, in solchen Aufruhr gebracht worden ist, bei meinem Eid, ich habe nichts gethan an diesem bösen Stück, denn bin ich auch seit einiger Zeit verfeindet mit dem Junker Roth, so halte ich doch ihn sowohl wie mich selbst zu hoch, um solche Waffen gegen ihn zu brauchen. Das glaubt mir Jeder von Euch."

„Wir sind davon überzeugt!" rief man dem Ritter zu, der aber fuhr fort: „Der Aufruhr wird sich auch beschwichtigen lassen, seid ruhig, Ihr Herren, so lange ich noch Athem habe, soll kein Ulmisch Blut fließen in einer Sache, in der mein Name genannt wird; Conrad, laß die Knechte meines Hauses die Waffen ablegen, fordere von unsern Mundmannen die Waffen zurück! Ich denke, man wird in Ulm keinen Krafft angreifen, auch wenn er unbewaffnet ist."

Der Junker Conrad Krafft ging den Befehl seines Oheims auszuführen. Die Häupter der Stadt, welche sofort begriffen, welchen beruhigenden Eindruck die kluge Maßregel des alten Ritters machen müsse, drückten ihm in jeder möglichen Weise ihre Zufriedenheit aus. Der brave Mann fühlte sich durch diese Anerkennung nicht wenig geschmeichelt, und einmal weich geworden, übertraf er sich selbst. „Jetzt, Ihr Herren," sagte er, „wollt mich zu dem Stadtschreiber begleiten, ich will dem Junker Roth selbst erklären, daß ich mit der Sache nichts zu thun

habe, ich thue das weder meinetwegen, noch um des Roth willen, der ist zu klug, um mich solcher Dinge theilhaftig zu glauben, aber ich thue es der Stadt wegen, denn das Gesindel muß sich beruhigen, wenn es mich mit dem Roth zusammensieht in Frieden!"

Der Ritter hatte kaum ausgesprochen, da erscholl ein wildes Geschrei unten; die Herren sahen sich einen Augenblick an, dann eilten sie zu den Fenstern.

Eben wurde die Sexta, die Mittagsstunde, geläutet von den Thürmen der Stadt, eine dichte Menschenmenge wogte in der Straße vor dem Hofe, lautes, aber unverständliches Geschrei ertönte fortwährend. Ritter Ulrich sah, daß sein junger Verwandter, zu dessen Füßen auf der Schwelle des Hauses die Waffen niedergelegt wurden, innehielt.

„Alles, was zu meinem Hause gehört, giebt die Waffen ab!" rief der Ulrich Krafft mit Donnerstimme hinunter.

„Was ist das für ein Geschrei?" fragte der Stadthauptmann aus dem Fenster.

„Weiß nicht, Herr! Sie schreien da Oben!" erwiederte man von Unten.

„Da habt Ihr's," rief der Reichsschultheiß plötzlich, „da ist der Roth!"

In der That, langsam und stattlich einherschreitend, kam der Stadtschreiber die Straße hinab; er war in seine Prunkgewänder gekleidet und trug die große goldene Ehrenkette, die ihm der Kaiser gegeben, um den Hals, seine Linke lag leicht auf dem Schwertgriff, mit der Rechten winkte er befehlend den Leuten. So kam er näher; überall machte ihm das Volk ehrerbietig Platz, und jetzt erkannte man auch, daß das Geschrei ein Jubelruf war, der dem Roth galt.

„Bei Sanct Johannis hellem Feuer!" rief der Reichsschultheiß bewundernd, „der Roth ist doch ein ganzer Mann!"

„Das ist er," bestätigte der Ritter Krafft aufrichtig, „aber Ihr seid Zeuge, liebe Herren, daß ich schon vordem Befehl gegeben, die Waffen abzulegen!"

„Wir sind es! Wir sind es, Ritter Ulrich!" bekräftigten die Anwesenden.

„Ob er zu mir heraufkommen wird?" fragte der alte Krafft, als er sah, daß der Roth immer mehr sich näherte.

„Gewiß wird er das," versicherte der Stadthauptmann, „heute Morgen sagte er mir's, daß er Euch aufsuchen wolle, um sich mit Euch zu besprechen!"

Ritter Ulrich ging unruhig auf und ab.

„Geht zu Haus, Leute!" klang die befehlende Stimme Otto Roth's dicht vor dem Hofe. „Laßt Euch durch schlechtes Gesindel nicht zusammenhetzen. Geht! Geht!"

„Die Rothen! Die Rothen hoch!" schrie die Menge.

„Stopft Eure Mäuler mit Eurem Mittagsbrot, geht,“ befahl der Roth wieder, „geht!“

Die Persönlichkeit des Stadtschreibers mußte mächtig auf die Menge wirken, denn sie war immer dünner hinter ihm geworden, und als er an die Schwelle des Krafftenhofes trat, verliefen sich die Letzten.

„Ist Herr Ulrich daheim, Conrad?“ fragte der Stadtschreiber eintretend.

„Er ist es, Herr Otto!“ antwortete der junge Krafft, sich unwillkürlich verbeugend.

Der Roth erstieg von ihm geleitet die Treppe und trat dann, ein freundliches Lächeln in dem ernsten Angesicht, in die Thorstube.

„Ei! ei! Otto Roth, wie habt Ihr die Stadt im Stich lassen können an diesem Tage?“ rief der Bürgermeister dem Eintretenden entgegen, indem er den Finger halb scherzend halb drohend aufhob gegen ihn.

„Haben Euch mehrfach beschickt und laden lassen, Junker!“ setzte der Schultheiß lächelnd hinzu, der sich wieder ganz sicher fühlte, seit er den kühnen Mann neben sich sah, vor dessen befehlendem Wort sich ein Aufruhr zerstreut hatte, der ihm kurz zuvor noch so drohend erschienen war.

„Ihr habt nicht geglaubt, daß der Ulrich Krafft bei solcher Sache betheiligt, Roth?“ fragte der alte Ritter, indem er dem Stadtschreiber entgegen ging und ihm die Hand reichte.

„Würde ich hier sein, Ritter Ulrich, wenn in meiner Seele auch nur eine Spur dieses Glaubens wäre?“ entgegnete der Stadtschreiber, des biedern Ritters Hand schüttelnd, „Ihr aber, gestrenge Herren,“ wendete er sich an die Häupter der Stadt, „wollet einem fröhlichen Hochzeiter verzeihen, daß ihn Eure Ladung nicht daheim gefunden; sonst seid Ihr meines willigen Gehorsams versichert, ein Roth ist immer da, wenn ihn Ulm ruft! verzeiht also, liebe Herren, und vernehmt, daß auch ich Euch vergeblich aufgesucht. Ich war nach Rang und Würden erst in Eurem Hof, Herr Schultheiß, dann bei Euch, Herr Bürgermeister, dann beim Stadthauptmann, nun führte mich mein Weg zu dem Ritter Ulrich Krafft, dem die nächste Ehre gebührt nach den Häuptern des Ulmer Regiments, und es freut mich sehr, daß ich Euch alle hier beisammen finde, Herren und liebe Freunde, denn nun kann ich hier meine Werbung anbringen und damit lade ich Euch Alle zu meiner Hochzeit auf nächsten Sonntag geziemend ein, verhoffend, daß Ihr mir die Ehre gönnen werdet, mich zu geleiten, wenn ich meine Braut einhole auf der Pfalz und sie zur Kirche führe, verhoffend auch, daß Ihr mit gutem Willen bei meinem Ohm, dem Ritter Hans Roth, das Hochzeitmahl nehmen wollt nach der Trauung!“

Als der Roth so gesprochen, entstand eine tiefe Stille im Gemach, keiner der Anwesenden sprach ein Wort und die Blicke Aller sanken zu Boden, denn die Augen des Stadtschreibers leuchteten in einem mäch-

tigen Lichte und flammten Jedem entgegen, der ihn anzublicken versuchte.

„Ich bin Dein Brautführer, Otto," sagte der Stadthauptmann, entschlossen, „Du mußt wissen, was Du thust!"

Der Stadtschreiber reichte dem Freunde die Hand; der Bürgermeister, welcher fühlte, daß ein längeres Schweigen den stolzen Junker beleidigen werde, nahm nun das Wort und sprach seine Verwunderung darüber aus, daß die Hochzeit, die vordem auf den letzten Sonntag vor den Fasten festgesetzt gewesen, nunmehr so bald am dritten Tage solle gefeiert werden.

„Herren und liebe Freunde," antwortete der Roth, „es sind heute Morgen, wie Ihr Alle wißt, vor meinem Hause Reden geführt worden, welche nicht nur mich und meine verlobte Braut, die Jungfrau Jacobine Welser, kränken, sondern auch das Andenken meines längst begrabenen lieben Vaters und der Frau Welserin, die Gott Beide, wie ich verhoffe, zu seiner Seligkeit aus Gnade angenommen haben wird, auf's Schnödeste verunehren; um diese Verleumdungen aber in ihrer ganzen Elendigkeit zu zeigen, nehme ich von heute ab am dritten Tage die Jungfrau Jacobine Welserin zum Gemahl, und ich denke," der Stadtschreiber erhub dräuend seine Stimme, „es wird von diesen Verleumdungen Niemand in Ulm auch nur zu flüstern wagen, wenn die junge Welserin das Weib Otto Roth's ist!"

Es lag eine solche Zuversicht und eine so stolze Sicherheit in dem Benehmen wie in der Rede des Junkers, daß die Herren sämmtlich, die von dem Zweifel Alle nicht unberührt geblieben waren, jedes Mißtrauen aufgaben und sich laut bereit erklärten, dem Roth als Trauzeugen und Hochzeitgäste zu dienen. Nur der Krafft hatte noch nicht gesprochen, als aber Otto Roth's Augen sich auf ihn wendeten, da hub der alte Ritter seine beiden Hände auf und rief hingerissen: „Bei meinem Eid, es soll Niemand von dem alten Ulrich Krafft sagen, daß eines alten Weibes und eines schmutzigen Knechtes Rede mehr gegolten habe bei ihm, als das Wort eines freien Edlen dieser Stadt; Otto Roth, wollet vergessen den jungen Hader über der alten Freundschaft, die uns selbst und unsere Sippen so lange eine Ehre gewesen, nehmt mich neben dem Stadthauptmann als Euren Brautführer an!"

„Von Herzen gern, lieber Ritter Ulrich!" entgegnete der Roth freudig, die Hand des alten Mannes drückend, „nun aber," setzte er hinzu, „da Ihr Alle, liebe Herren, überzeugt seid, daß jener schmutzige Haufen von Verleumdungen auch kein Körnlein Wahrheit in sich hält, denn hättet Ihr nicht diese Ueberzeugung, so hättet Ihr meine Einladung auch nicht annehmen können; nun will ich Euch mittheilen, aus welcher Quelle diese Reden hervorgegangen und zu welchem Zweck sie zu dieser Frist verbreitet worden sind, auch wie es möglich war, daß sie geglaubt werden konnten!"

Unwillkürlich bewunderten die Herren, Jeder in seiner Weise, die unnachahmliche Gewandtheit, mit welcher zuerst der stolze Junker ihnen das Bekenntniß abgenommen, danach aber der kluge Stadtschreiber ihnen die Erklärungen gab, die von dem Erstern nie zu erlangen gewesen wären. Otto Roth wußte vortrefflich, was er that, ihm als Edelmann war es genug, daß die Herren erklärt hatten, ihm und nicht den Verleumdungen zu glauben, der städtische Politiker in ihm aber konnte die vornehmen Standes- und Amtsgenossen nicht mit der brennenden Neugierde, den wahren Sachverhalt zu erfahren, nach Hause senden. Die unbefriedigte Neugierde konnte eine Mißstimmung gegen ihn erzeugen, aus welcher sich der Junker sonst wenig gemacht haben würde, die er aber jetzt der größeren Pläne wegen, mit denen er sich trug, um jeden Preis vermeiden wollte.

Wirklich war die Neugierde der Herren so groß, daß sie dem Junker sofort näher traten, Alle, selbst der alte Ritter Ulrich Krafft nicht ausgenommen, der doch sonst gar nicht gern die Stunde seiner mittäglichen Atzung in so ungebührlicher Weise hinausschob. Die linke Hand wie zur Beruhigung auf den Leib gelegt, trat auch er in den Kreis und neigte neugierig sein Haupt. Der Junker aber sprach keineswegs leise, sondern ganz laut, wie ein Mann, der seiner Sache vollkommen sicher und gewiß ist: „Den älteren von diesen lieben Freunden hier wird es erinnerlich sein, daß der Junker Philipp Welser, der Vater meiner verlobten Braut, erfunden wurde eines Morgens erschlagen am Hungerbühl, mein lieber Vater aber war es, der damals ganz absonderlich eifrig die Nachforschungen zur Entdeckung des Mörders leitete, wie ihm denn das auch zukam, da das Geschlecht der Rothe vielfach versippt war mit den Welsern, überdem aber auch mein lieber Vater und Herr Philipp Welser durch eine treue Waffenbrüderschaft verbunden waren mit einander. Die Herren wissen auch, daß die Untersuchungen, die mein lieber Vater vornahm, bald genug zum Ziele führten, daß die Mörder, denn es waren ihrer drei, entdeckt wurden, daß man auch den Anstifter des Mordes erfuhr; daß mein lieber Vater aber um des Vortheils gemeiner Stadt willen und auf Bitte der das Regiment führenden Junker abstand vom weitern Verfolg der Sache, das wissen die Herren!"

Der Stadtschreiber hielt einen Augenblick inne, denn die Herren sahen aus, als wüßten sie von alle dem kein Wort, der alte Krafft aber redete eifrig drein und sprach: „So ist es, genau so, der alte Erwein Ehinger war damals Stadtschreiber, es trug sich alles genau so zu, in dem Jahre, da ich zum ersten Male Bürgermeister war. Der Anstifter des Mordes war ein Dienstmann des Herzogs Albrecht, der, ein junges Prinzlein noch, damals zuerst im Burgau erschien; es war um König Rudolphs willen, daß die Stadt damals ihr Recht nicht verfolgen wollte gegen einen Mann des jungen Fürsten."

„So kommen wir der Sache näher, ich danke Euch, Herr Ulrich,“ fuhr Otto Roth fort, „hört also, liebe Herren, daß der junge Fürst von Oestreich seine Augen auf die schöne Welserin geworfen hatte, die ein Weib gewesen sein soll, so schön wie ein Wunder, wenn auch weniger häuslich und sittsam wie unsere deutschen Frauen insgemein, sintemalen sie eine Welsche gewesen von Geburt aus der kunstreichen Stadt Florenz. Die Landesart der Frauen ist dort freier als bei uns, und ihr Benehmen hat der armen Frau Welserin manch üble Nachrede zu Wege gebracht, obwohl ihr in Wahrheit Niemand hat einen Vorwurf machen dürfen. Herr Philipp Welser aber, der sein Gemahl liebte über Alles, war nicht ohne Eifersucht, wie Männer sind, wenn sie in späten Jahren noch eine Junge freien, und bewachte es sorgfältig; nun kam es, daß er über Land ging, nach seinen Leuten zu sehen, und über Nacht ausblieb, so bat er meinen lieben Vater jedes Mal, die Nacht in seinem Hause zu bleiben und über das Seine zu wachen. Zwar sagte er niemals, daß er solchen Dienst heische um seines Weibes willen, aber mein lieber Vater, der seinen Cumpan genau genug kannte, wußte es wohl, ließ sich aber nichts merken und that den geforderten Wachtdienst mit gutem Willen. Niemand in Ulm wußte, daß der Roth wachte, wenn der Welser fern war. Da begab es sich, daß der junge Fürst von Oestreich ein Weib fand in der Stadt, durch das wollte er Botschaft senden an die Frau Welserin, vermeinend, er habe ihr Herz gewonnen, weil sie freier war mit ihm nach ihrer welschen Weise, als die andern Frauen. Das Weib machte sich eine Abwesenheit des Herrn Philipp zu Nutz und wollte sich bei Nacht in den Welserhof stehlen; sie kam wirklich hinein, aber sie fand den Roth wachsam statt des Hausherrn. Mein lieber Vater setzte dem Weibe hart zu und entließ selbiges nach scharfer Bedrohung unter dem Versprechen des Schweigens. Das Versprechen ward nicht gehalten, denn geheimnißvoll wurde dem Welser kund gethan, daß der Roth sich zur Nacht in seinem Hause aufhalte, wenn er fern sei. Gewiß konnte der Welser dazu lachen, aber er konnte es nicht hindern, daß Einige meinen lieben Vater für den Liebhaber der Welserin hielten und ein dunkles Gerücht davon unter die Leute brachten. Als nun der Herr Philipp Welser jämmerlich erschlagen wurde, und mein lieber Vater um gemeiner Stadt willen abstehen mußte vom Bluträcheramt, da gewann jenes Gerücht so an Kraft, daß die Welserische Sippe sich von dem Mägdlein zurückzog, welches die arme Frau zween Tage nach dem jämmerlichen Tode ihres Gemahls geboren hatte. Es war eine Gnade Gottes, daß die unglückliche Mutter die Geburt ihres Kindes um wenige Stunden nur überlebte, denn sie war als eine Welsche den Sippen ihres Mannes verhaßt und hatte als Fremde keinen Anhang und keine Stütze. Mein lieber Vater aber und mein Ohm, Herr Hans, nahmen sich des Kindleins an und haben es groß gezogen; das Kindlein aber ist Jungfrau Jacobine Welserin, meine verlobte Braut. Herr Albrecht

von Oestreich ist der That, die an dem Welser verübt wurde, unschuldig. Die Mannen, die das Blut vergossen, glaubten wohl für ihn zu handeln, aber sie handelten nicht mit seinem Wissen und Willen, das hat mein lieber Vater selbst noch erkundet, und ich kann das sagen dem mächtigen Fürsten zur Ehre. Nun, liebe Herren und Freunde, ich habe Euch da wohl eine verwundersame Geschichte erzählt, klang auch wohl stellenweise schier fabelhaft ins Ohr, aber es ist kein Wörtlein drin, für das nicht noch heut, nach zwanzig Jahren fast, Zeugen aufgerufen werden könnten. Der Junker Ehinger und Ritter Ulrich hier wissen zuverlässig Alles, was sich auf gemeine Stadt bezieht; mein Ohm, der alte Herr Hans, weiß Alles, was seinen Bruder, meinen lieben Vater, betrifft. Das Weib, dessen sich der Fürst von Oestreich zum Botschafttragen bediente, ist die Walburg, so als Schaffnerin in des Ehinger's Hause ist, und Isentrud, das Weib des Marners Gerloff, welche dazumal eine Gürtelmagd der Welserin gewesen, kann über Alles Auskunft geben, was sich im Welserhof zugetragen seiner Zeit. Jetzt aber haben Neid und Haß die alte vergessene Lüge auf's Neue an's Tageslicht gefördert, in der Absicht, die Geschlechter der Kraffte und der Rothe gegen einander mehr und mehr zu verhetzen. Der Anstifter dessen, was sich heute am Morgen vor meinem Hause ereignete, ist der um andere Dinge schon übel angesehene Schuster Rulekin; laßt Euch sagen, daß der Mann sowohl, wie sein Weib, abhängig ist von der Walburg, der Schaffnerin des Ehingers. Das habe ich Euch sagen wollen!"

Die Herren waren sehr befriedigt von der Erklärung des Stadtschreibers, zugleich aber auch von dem Schluß derselben überrascht, mancherlei wurde hin und her gesprochen und gefragt; Otto Roth erklärte noch, daß er Befehl gegeben habe, sich des Schusters Rulekin und seines Weibes zu versichern, daß er aber aus Achtung gegen einen so angesehenen Mann wie Junker Erwein Ehinger erst dann das Weib Walburg gefangen nehmen lassen wolle, wenn sie der Schuster bezüchtige.

„Warum sagst Du nicht, Otto," fragte der Stadthauptmann etwas unvorsichtig, „daß dieser elende Schuster oft mit dem Junker Conzelmann gesehen wird?"

„Weil ich Ulmische Geschlechter erst dann verklage, wenn ich nicht anders kann, wenn ich muß!" entgegnete der Stadtschreiber ernst und mit einem bedeutenden Blick auf seinen rückhaltlosen Freund. Dieser schwieg.

Danach trennten sich die Herren in guter Freundschaft, Ritter Ulrich aber sagte beim Scheiden zum Stadtschreiber: „Wegen des Rulekin und der Walburg müssen wir heut noch zusammen reden, ich komme zu Euch nach der Complete!"

Was am Morgen fast Jedermann in Ulm zu glauben geneigt

war, darüber lachte am Abend Jedermann; das entschiedene Auftreten des Stadtschreibers, die Festsetzung seiner Hochzeit auf den dritten Tag, seine Versöhnung mit dem alten Ritter Krafft endlich, hatte dem Gerücht jedes Fundament genommen.

Cap. XIII. Am Fünfherrensteig.

Zwei Tage lang hatte es unaufhörlich geregnet, Schnee und Eis waren geschmolzen, alle Wasserbecken flossen über, reißend strömten die überfüllten Bergwässer den Strömen zu, überall von Berg zu Thal lebendiges Rinnsaal; Fußpfade wie Heerwege schier grundlos und der schnaubende Ostwind, der sich bei Einbruch der Nacht aufgemacht hatte, vermochte nur mühsam einzelne der schweren Regenwolken zu zerreißen und dem matten Sternenlicht hier und da auf kurze Zeit einen Durchgang zu verschaffen. Das tiefste Dunkel lag auf der Stadt Ulm und der Gegend ringsum, einzelne Lichter allein und ein von Zeit zu Zeit sich erhebendes Hundegebell konnten dem verspäteten Wanderer etwa die Nähe der Stadt verkünden und ihm allenfalls die Richtung seines Weges andeuten.

Dem Manne aber, der da lehnan über Acker und Feld, über Wiese und Waldblöße der hohen Forst zueilt, dem konnten sie nichts nützen jene Zeichen, denn er hatte sie im Rücken, er kam offenbar von Ulm her und lief dem hohen Bergwalde zu. Mit regelmäßiger Schnelligkeit glitt die dunkle Gestalt des Mannes über die Gefilde dem Walde zu, nichts hemmte seinen Lauf, der mehr der trabenden Bewegung eines Hundes oder Pferdes als dem Schritt eines Menschen glich; geräuschlos war der Tritt, und die Wenigen, welche verspätet heimkehrend, ihm am Thore der Stadt begegnet waren, hatten vor der gespenstig an ihnen vorüberhuschenden dunkeln Gestalt erschreckt ein Kreuz geschlagen. Jetzt war der Mann schon so weit von der Stadt, daß er eine Begegnung nicht mehr zu fürchten brauchte, dennoch war seine Bewegung nicht langsamer geworden, nicht rascher und nicht langsamer, immer dieselbe, regelmäßig und geräuschlos. Fast eine Stunde mochte der Mann also gelaufen sein, er hatte längst den mit Nadelholz dicht bestandenen Höhenzug erreicht und wand sich auf Pfaden, die ihm genau bekannt sein mußten, denn er zeigte trotz der Dunkelheit an keinem Punkte irgend welche Spur von Unsicherheit, durch die wilde Forst aufwärts, da stand er plötzlich still und lauschte eine Weile.

Er vernahm Laute, Laute menschlicher Stimmen, das Brausen des Nachtsturmes zu seinen Häupten, das Rauschen der Rinnsaale unter seinen Füßen, das bange und ängstliche Stöhnen und Knarren der Tan-

nen im Winddruck mochte jedes andere Ohr irren, die Sinne dieses Mannes waren nicht irre zu führen, er erkannte Menschenstimmen.

„Sie sind uneinig und hadern, denn ich bin nicht da!" sagte er vor sich hin, dann lief er weiter in der Richtung, aus welcher er die Stimmen vernommen.

Nach einer Weile erreichte er die Spitze eines kleinen Hügels, der sich unbewachsen mitten in der Waldwildniß erhob, von fünf verschiedenen Seiten her liefen fünf schmale Pfade den Hügel hinauf und trafen oben zusammen. Fünf Herren konnten sich da oben die Hände reichen und doch Jeder auf seinem eigenen Grund und Boden stehen, zwei Geistliche und drei weltliche Herren. Am Fünfherrensteig hieß der wüste Ort.

Jetzt stand der einsame Wanderer allein da oben, ganz laut erklangen die Stimmen streitender Männer, langsam und ganz geräuschlos glitt der Wanderer bis zu einer Stelle, wo der Hügel jäh abfiel in eine tiefe Schlucht. Zwei hohe Bäume hoben ihre blätterlosen Kronen hoch empor über die Ränder der Schlucht, unten aber brannte ein kleines Feuer zwischen drei großen Felsblöcken und dunkle Gestalten standen hadernd darum.

Einige Augenblicke lauschte der Mann, dem wir bisher gefolgt sind, dann rief er hinab: „Hadert nicht am stillen Ort!" Ein Schrei des Entsetzens folgte, der Mann aber, einen Ast ergreifend, schwang sich in die Schlucht hinab auf einen der Felsblöcke, von diesem glitt er nieder und stand plötzlich vom hellen Schein des Feuers umstrahlt mitten unter den Genossen.

Der Mann war Rulekin, der Schuster von der Heerdbruckergasse in Ulm.

Wilde verlumpte Gestalten waren es, die den Schuster umstanden und ihn mit scheuen Blicken anstarrten, sein Mahnruf von oben, seine plötzliche Erscheinung hatten ihnen ein unbezwingliches Grauen eingeflößt, und der Schuster schien sich des Eindrucks zu freuen, den er hervorgebracht, denn erst nach einer langen Weile sagte er befehlend und selbst mit einem Anfluge von Hoheit: „Wie könnt Ihr wagen, laut zu reden am stillen Ort? wißt Ihr, daß hier nur Einer allein laut redet, ich, Euer Meister! Ihr glaubtet mich zu Ulm im Kerker, wißt Ihr nicht, daß mich keine Kette halten kann und keine Mauer gegen meinen Willen?"

Die anwesenden Männer, es mochten einige zwanzig sein, senkten die Köpfe und wagten kein Wort zu erwidern.

„Wir sind arme Leute zumal," nahm der Meister in milderer Weise das Wort, „das Joch der fremden Herren liegt schwer auf uns und die Götter verbergen zürnend noch immer ihr Antlitz, Brüder sind wir im Glück gewesen, wollen sich die Brüder im Unglück verlassen? Nein, wir wollen einig sein, der Zorn der Götter wird ein Ende haben, wir

werden heimkehren in das Land, wo die Fürsten unseres Stammes herrschen, wo wir frei und reich sind, wie unsere Väter waren, ehe der Zorn der Götter sie in die Hand der Fremden gab, die sie hierher in die Knechtschaft führten. Wir können aber nicht heimkehren, wenn wir uneinig unter uns sind, ich habe Euch das oft gesagt."

„Ja, das hast Du uns oft gesagt, Rulekin," nahm da ein alter Mensch mit verworrenem Bart- und Haupthaar, der noch verwilderter und verlumpter aussah, als seine Gefährten, zögernd das Wort, „ja, ja, Du hast oft versprochen, uns in das Land unserer Väter zu führen, wo wir frei zu unsern alten Göttern beten können und nicht zu arbeiten brauchen, aber Du führst uns nicht, Rulekin, Du betrügst uns, Du betrügst uns, Du weißt den Weg nicht."

„Schweige, alter Birdan!" befahl der Schuster, „ich weiß den Weg, ich könnte Euch heute hinführen, wie aber soll ich's machen? Meinst Du, daß uns die Herren so frei ziehen lassen? Glaubst Du, daß Dein Kloster Dir nicht wird nachjagen lassen? Wir müssen unserer Viele sein, Freund, und wir müssen Waffen haben, hier wird man uns nur ziehen lassen, wenn man uns nicht halten kann."

„Als wir das letzte Mal hier zusammen waren," fuhr der alte Klosterknecht hartnäckig fort, „zähltest Du uns fünfmal hundert vor, die zu uns gehörten, sind das nicht genug?"

„Du bist nicht irr, Birdan," versetzte der Schuster, „wir sind über fünfhundert schon, aber Weiber und Kinder mitgezählt, nicht siebenzig streitbare Männer, dennoch würde ich's wagen, also Euch zu führen in der Väter Land, wenn diese siebenzig nur bewaffnet wären. Aber was haben wir an Waffen? Nichts außer einigen Speeren und Messern. Ohne Waffen kommen wir nicht durch, denn wir müssen viele Tage lang an der Donau hinziehen, weit, weit, ehe wir unser Ziel erreichen, durch Wildnisse und feindliche Männer, darum müssen wir Waffen haben!"

„Wir werden keine Waffen haben, wir werden in der Knechtschaft sterben," sagte der alte Knecht muthlos, „unsre Väter sind in der Knechtschaft gestorben vor uns, unsere Kinder verderben in der Knechtschaft nach uns. Wehe!"

„Wer das Herz verliert, wird den Fuß nicht setzen in das Land der Väter!" entgegnete der Schuster fest und fuhr dann fort: „Hört mich, Ihr verstreuten Blätter von einem großen Baum, ich will Euch sammeln, denn die Götter haben mir gesagt: gehe aus und sammle sie! Hört mich, die Sonne wird noch ein Mal untergehen, ein Mal noch, dann werden wir Waffen haben!"

In eigenthümlicher Bewegung drängten sich die Knechte, denn Alle waren hörige Knechte umwohnender Herren, um den Schuster; in den stumpfen und zugleich wilden Gesichtern zuckte es, wie Blitze zucken durch Nachtgewölk; der Gedanke schon, Waffen zu bekommen, gab den

Leibeigenen eine Art von Mannesbewußtsein. Der Schuster bemerkte es wohl, und die Hand ausstreckend, sprach er: „Einer ist unter Euch, der mir ein Zeichen bringen muß, gebt mir das Zeichen!"

In der That trat ein junger Mensch vor und reichte dem Schuster eine Wurzel, die mit dem Messer so zugeschnitzt war, daß sie allenfalls eine menschliche Gestalt vorstellen konnte. Mit scheuen Blicken schauten die Genossen der Teufelsgilde, denn diese waren es, auf ihren Meister, der näher zum Feuer trat, um das Zeichen genauer zu betrachten.

„Das Zeichen ist richtig, der Tag ist nahe!" sagte Rulekin, „tretet näher, Brüder!"

Dicht um ihn traten die Genossen.

„Morgen Abend nach dem letzten Läuten ist Jeder von Euch in der Stadt. Ihr kennt Alle den Stein am Lamparterhof, den Platz, wohin ich Euch Alle, Jeden einzeln, schon ein Mal beschied, damit Ihr ihn genau kennen solltet; verbergt Euch, wo Ihr wollt. Nach dem Läuten schleicht Ihr Euch Alle nach jenem Platz, dort werde ich Euch Waffen geben, Jedem ein Schwert, einen Speer und eine Blechhaube. Es wird ein Kampf sein in der Stadt, wir werden durch die Straßen laufen und: Oestreich! Oestreich! rufen. Jeder von Euch sucht so viel Schwerter und Waffen zu erbeuten wie er kann; wir werden uns zusammenhalten und uns nicht in den Kampf mischen; mögen die Herren sich gegenseitig erschlagen! Das Gögglinger Thor ist offen, mag im Kampf siegen, wer da will, Ihr bringt die erbeuteten Waffen hierher in Sicherheit; wir werden Waffen haben für uns und alle unsre Brüder. Wenn ich nicht hier bin, so streitet und habert nicht mit einander, verbergt die Waffen in der Höhle, so weit nach hinten als möglich, damit sie nicht leiden durch die Nässe. Jetzt geht heim, schweigt, und seid morgen zu rechter Zeit am rechten Ort! Geht!"

Mit einer Art von Hoheit winkte Rulekin seinen Genossen zu, langsam entfernten sich diese mit geräuschlosen Tritten, sie zerstreuten sich nach allen Richtungen; der Schuster blieb allein bei dem nur noch matt glimmenden Feuer stehen.

Tiefe Stille herrschte um ihn, hoch über ihm hin brauste der Sturm, er hob sein Haupt empor, sah sich ängstlich forschend rings um und sprach dann flüsternd: „Ihr Götter meiner Väter, ich flehe zu euch, gebt mir ein Zeichen, daß ihr mir helfen wollt, mich und die Brüder frei zu machen von dem Joch der Herren, die euch Teufel nennen, die euch verachten und sich doch vor euch fürchten; Götter meiner Väter, ich kann euch nicht anrufen bei euren Namen, denn sie sind uns verloren gegangen in der tiefen Knechtschaft, höret mich, höret mich!"

Der Meister der Teufelsgilde hielt inne und lauschte lange, denn er erwartete mit Bestimmtheit ein Zeichen, aber es wurde ihm keins, und abermals begann er flüsternd: „Sie hören mich nicht, oder dürfen sie mich nicht hören? sollte es doch wahr sein, was mir der Mönch Ans-

helmus sagte? sollte der Christengott Macht haben über die Teufel? sollten die Götter meiner Väter nicht im Stande sein, mir und meinen Brüdern zu helfen? Nein! nein! mein Vater hat mich gewarnt, auf das Wort der Christenpriester zu hören, ihr Wort macht schwach, ein Zeichen, gebt ein Zeichen!"

Da brauste ein gewaltiger Sturmstoß heulend über die Schlucht und faßte die obersten Spitzen der alten Bäume, sie mächtig schüttelnd; schaudernd fuhr Rulekin zusammen, ein dürrer Zweig aber brach ab und fiel mitten in die erlöschenden Kohlen des Feuers, hell auf loderte noch ein Mal die Flamme, von der Nässe bespritzt, und knisterte Funken sprühend.

Da warf sich der Meister der Teufelsgilde nieder, er drückte sein Gesicht an den Erdboden und sprach mit bebender Stimme: „Ich fühle eure Nähe, ihr Götter, ihr spracht zu mir im Sturm, ihr gabt mir euer Zeichen im Feuer, ihr wollt mir beistehen!"

Lange blieb der unselige verblendete Mensch am Boden liegen, also zu den Göttern flehend, die nicht ein Mal einen Namen mehr hatten. Ein ängstlicher Glaube an namenlose Götter war das einzige Erbtheil, das diesen Nachkommen von leibeigenen Kriegsgefangenen, wahrscheinlich slawischer Abstammung, in jenen Gegenden nach Menschenaltern der Knechtschaft geblieben war. Diesen elenden Rest eines todten Götzenglaubens aber hielten die fast stumpf gewordenen Menschen fest mit unbesieglicher Zähigkeit, weil er ihnen untrennbar war von dem Gedanken ihrer ehemaligen Freiheit. Sie waren freie Männer gewesen unter den alten Göttern, von denen sie selbst die Namen nicht mehr wußten; der Christengott hatte sie durch seine gewappneten Ritter zu Knechten gemacht, das war eine Thatsache, welche lauter sprach als die spärliche Predigt der Priester bei fast gänzlichem Mangel an Lehre.

Als sich Rulekin erhob, zitterte er an allen Gliedern; der unselige Mensch war überzeugt, daß ihm seine Götter nahe gewesen in Sturm und Flamme, daß sie ihm Zeichen gegeben, und daß er sich ihres Beistandes getrösten könne bei seinem Unternehmen. Dieser Schuhmacher von der Heerdbruckergasse bedurfte von Zeit zu Zeit solcher Zeichen, denn oft genug fühlte er seinen Glauben an die alten Heidengötter wanken, er lebte in einer christlichen Stadt, das christliche Leben umgab lebendig sein ganzes Dasein, er verthierte nicht draußen wie die leibeigenen Knechte fern von den Menschen. Rulekin war ein kluger Mensch in seiner Weise, von machtvollem Ehrgeiz gestachelt, an ihm konnte die Erkenntniß nicht vorübergehen unbeachtet von ihm, er konnte nicht wie die stumpfen Knechte, die er zu seinen Genossen, zu seinen Unterthanen gewissermaßen gemacht, in dumpfem Hinbrüten an eine unklare, fast völlig verwischte Vergangenheit eine nebelhafte Zukunft knüpfen. Er hatte auch eine Gegenwart und fand das Christenthum überall auf seinem Wege. Der Schuster aber hatte von seinem Vater nicht nur die ver-

sönliche Freiheit geerbt, sondern auch die Meisterschaft in der Teufelsgilde; seit undenklichen Zeiten war bei seinem Geschlecht die Meisterschaft der Teufelsgilde gewesen, der Ahnherr seines Geschlechts war der Sage nach, an die der arme Mann fest glaubte, ein Fürst gewesen des freien Volkes, in der Kriegsgefangenschaft wurde er ein leibeigener Knecht wie alle seine Stammesgenossen. Aber er blieb unter ihnen doch noch ein Fürst und Priester, und wenn dieses Fürsten- und Priesterthum sich endlich auch zur Meisterschaft einer geheimen und verbotenen Verbindung, der Teufelsgilde, verzerrt hatte, so war es doch immer noch mächtig genug, den armen Rulekin zu fesseln. Von Vater auf Sohn hatte sich im Geschlecht des Schusters die Kunde vererbt von dem Wege, auf dem zur Heimath der Altvordern einst das Volk zurückkehren werde. Das Volk war verstreut, oder verkommen, oder hatte sich, frei geworden, seßhaft gemacht, Rulekin aber forschte seit Jahren bei den Kaufleuten nach den Wegen, er war zu der Kenntniß gelangt, daß an der Donau hinunter bis nach Ungarn und dann nordwärts die Straße führe, auf der er sein Volk zurück bringen werde. Von Jugend auf vertraut mit diesem Gedanken, war all sein Sinnen und Trachten auf diese Führerschaft gerichtet; er hatte zahllose Schwierigkeiten überwunden; er hatte sich Sandkorn auf Sandkorn zusammengetragen; er hatte nichts unbenutzt gelassen, darum klammerte er sich so fest an den armseligen Rest Götzenglauben. Sein ganzes Leben war ja null und nichtig ohne denselben, er konnte ihn nicht aufgeben, und dennoch wäre es vielleicht geschehen, vielleicht hätte er doch dem finstern Treiben der Teufelsgilde entsagt, wenn nicht eine Erscheinung in sein Leben getreten wäre, die ihn vollständig verwirrte und in Netze verstrickte, aus denen er sich nicht mehr zu befreien vermochte.

Zehn Jahre vor dem Beginn unserer Erzählung etwa, kurz nach dem Tode seines Vaters, war Rulekin in der wilden Forst einem wunderbaren Frauenbild begegnet, das ritt langsam dahin auf einem prächtig geschirrten Roß und sang mit lauter Stimme ein Lied vor sich hin, ein Lied in einer fremden Sprache: Rulekin aber kannte die Weise des Liedes und kannte auch die Worte, wenn er den Sinn auch nicht wußte. Das Lied hatte seine Großmutter oft gesungen, wenn er bei ihr lag als Knabe neben dem Feuer in der verfallenen Erdhütte am Bolzenpfühl, und als er das Lied vernahm, da fielen ihm auch einzelne Worte wieder ein, welche ihm die Großmutter gelehrt, Worte, die er längst vergessen hatte, Reste der Sprache, die das Volk gesprochen, von dem er stammte, als es noch frei war, die es nach und nach verloren hatte in den Menschenaltern der Knechtschaft. Als das wundersame Frauenbild aufgehört hatte zu singen, war ihm Rulekin in den Weg getreten und hatte all die fremden Worte, deren er sich noch erinnerte, feierlich hergesagt wie ein Gebet. Das Frauenbild hatte ihn seltsam angesehen von oben herab und dann gesagt: „Du sprichst Worte aus einer Sprache,

die Du nicht verstehst, was soll das?" Rulekin aber hatte geantwortet: „Die Sprache haben meine Väter gesprochen, als sie noch freie Männer waren in ihrem eigenen Lande!" Da hatte das Frauenbild ihn wunderfreundlich begrüßt, hatte mit ihm lange geredet, hatte ihm viel erzählt vom fernen Lande, aus dem er stammte, und ihm vertraut, daß sein Volk daselbst noch mächtig sei Noch oft seit jenem Begegnen hatte Rulekin die hohe Frau gesehen, bald hier, bald dort, denn sie war die Tochter einer Fürstin des Landes, aus dem die Väter des Schusters gekommen, sie glaubte gleich ihm an die alten Götter, sie hatte ihm versprochen, ihm zu helfen, die Reste des Volkes in die alte Heimath zurückzuführen, und Rulekin gehorchte ihr blindlings. Wie sollte er ihr nicht glauben? Wie sollte er ihr nicht dienen? War sie doch die Tochter eines mächtigen Herrengeschlechtes im Lande, Fräulein Segeband, die Grafentochter von Schelklingen! Seit aber Rulekin dem Fräulein dienstbar geworden, war sie die Herrin der Teufelsgilde, und groß war ihre Wissenschaft durch diese. Fräulein Segeband aber benutzte ihre Verbindung mit dem Schuster nicht nur, um mit Hülfe der Teufelsgilde Alles zu erfahren, was sich in der Umgegend begab, was sie in den Stand setzte, die Leute durch eine Art von Allwissenheit in Erstaunen und Furcht zu bringen, sie bediente sich derselben auch geradezu bei ihren vielfachen, dunkeln Plänen. In Ulm namentlich wirkte Rulekin in ihrem Sinne, in ihrem Auftrag, er unterstützte den Junker Ulrich Conzelmann, bewachte ihn aber auch, und der Junker war ganz in die Gewalt des verführerischen Weibes gerathen, hauptsächlich weil Segeband sich von jedem seiner Schritte unterrichtet zeigte. Segeband verfolgte den Junker mit der eifersüchtigen Liebe der ältern Frau, der Conzelmann aber hatte keine Ahnung von der alten Verbindung der Schelklinger Grafentochter mit dem Ulmer Schuster, den er für sein gehorsames Werkzeug hielt. Er hatte keine Ahnung davon, daß Rulekin einen Todeshaß gegen ihn hege, denn auch dieser war dem unwiderstehlichen Zauber Segeband's erlegen und träumte, mochte ihm das Fräulein vielleicht auch Veranlassung dazu gegeben haben! daß er einst als Häuptling seines freien Volkes der Gemahl Segeband's sein werde. Das war der Traum, an welchem sich der arme Schuster wieder stärkte und erquickte, wenn er lechzend vor Durst im Sonnenbrand des Sommers dahinjagte, der schönen stolzen Herrin eine Botschaft zu bringen, wenn er hungernd und frierend im stöbernden Schnee in ihrem Dienst dahinschritt. Zehn Jahr und darüber war Rulekin der schönen Zauberfrau von Schelklingen also dienstbar, Vortheile hatte ihm der Dienst noch nicht gebracht, aber er hatte ihn mit neuen Stricken festgebunden an den Götzenglauben, ihm die Rückkehr vom Irrwahn unmöglich gemacht.

Doch kehren wir zurück zur Schlucht am Fünfherrensteig.

Als sich der Meister der Teufelsgilde aus seiner liegenden Stellung erhoben und etwas von seinem Schrecken erholt hatte, setzte er sich

dicht an's Feuer, Hände- und Füße zugleich wärmend an der Gluth, welche die Asche aushauchte, denn er zitterte vor Frost. Der arme Mensch fühlte sich schwach, er hatte wegen seiner Theilnahme an den Auftritten, welche wir in unsern letzten Capiteln geschildert, verhaftet, zwei Tage im Kerker gesessen, heute hatte man ihm gesagt, er sei frei, die verlobte Braut des Stadtschreibers Roth habe ihn freigebeten am Vorabend ihres Hochzeittages; ohne sich um Weib und Kind zu kümmern, war der Schuster zuerst vom Gefängniß aus zu dem Junker Conzelmann gegangen und dann in den Wald zur Schlucht am Fünfherrensteig geeilt; er fühlte sich schwach und matt, aber er war nicht der Mann, sich solchen Gefühlen hinzugeben. Wie zu seiner Stärkung betrachtete er die seltsam geschnitzte Wurzel, das Zeichen, das ihm einer der Genossen gebracht, er beugte sich nieder und blies in die Asche, um es besser zu sehen; bei dem rothen Licht, das einen Augenblick über die Figur zuckte, schien ihm das rohe Schnitzwerk Leben zu bekommen, mit leisem Schauder schob er es in seinen Busen und sagte flüsternd: „Es ist das Bild eines Gottes meiner Väter!“ Bald darauf erhob er sich, deckte die Feuerstelle mit einem breiten und platten Stein und stieg dann langsam aus der Schlucht herauf.

Er stand auf dem Gipfel des Hügels, der Regen hatte ganz aufgehört, der Sturm hatte etwas nachgelassen, aber bis auf's Mark erkältete sein scharfer Zug den einsamen Mann, der nach den Zeichen des kommenden Tages spähete, dann aber den Hügel hinunterlief und sich mit jener regelmäßigen Bewegung eines geübten Fußgängers von dem Fünfherrensteig entfernte.

Rulekin lief nicht in der Richtung nach Ulm durch den Wald, der sich bald um ihn lichtete, er entfernte sich mehr und mehr von der Stadt, je weiter er lief, je schneller lief er, und eine matte, bleiche Dämmerung wurde bemerkbar, als er endlich ein schmales Seitenthal erreichte, in das er mit großen Sätzen hinuntersprang.

„Sie ist noch nicht da!“ sagte der Schuster sehr befriedigt, als er keuchend unten stand und sich die schweißtriefenden Haare aus der Stirn schob, um sie von der scharfen Morgenluft kühlen zu lassen.

Sie war noch nicht da, aber sie ließ auch nicht lange warten auf sich, denn kaum hatte Rulekin gesprochen, als er auch von fernher Hufschlag vernahm.

„Sie kommt! sie kommt!“ rief er entzückt.

Laut wieherte ein Roß und einige Augenblicke später flog Fräulein Segeband auf ihrem schnaubenden Rapphengst daher, drei oder viermal umtanzte das unbändige Roß den Schuster, dann stand es und Segeband legte ihre Linke auf das Haupt des armen Mannes, der ihr eigen war mit Leib und Seele.

„Hast Du mein Zeichen bekommen, Mann?“ fragte das Fräulein.

„Ich habe es, Herrin!“ antwortete der Meister der Teufelsgilde.

„Es ist heut der Tag!“ fuhr Segeband fort, „Du weißt, was Du zu thun hast?“

„Ich weiß es, Herrin!“ versetzte Rulekin seufzend.

„Sollte ein Unfall stören,“ sprach das Fräulein, anscheinend, ohne auf sein Seufzen zu achten, „sollte ein Unglück geschehen, der Anschlag fehlschlagen, so sorgst Du mit allen Deinen Leuten dafür, daß der Junker Conzelmann sicher die Stadt verläßt, hörst Du?“

„Ich höre es, Herrin!“ flüsterte Rulekin.

Segeband strich mit ihrer weichen, warmen Hand leise und langsam über das Gesicht ihres Dieners, der unter dem Eindruck dieser Liebkosung erbebte.

„Wir brauchen diesen Junker noch zu anderen Dingen!“ flüsterte sie, sich nieder neigend.

„So liebt Ihr ihn nicht?“ fragte der Schuster hastig.

Segeband lachte leise, schlug ihm leicht auf die Wange und sprach dann ernst: „Frage nicht, Mann, sondern gehorche!“

„Ich war nie ungehorsam!“ rief der Meister der Teufelsgilde feurig.

„Dein Gehorsam war treu, Deine Belohnung wird groß sein!“ sagte das Fräulein verlockend, dann befahl sie wieder herrisch: „Wo hast Du das Zeichen, welches ich Dir sandte, gieb es!“

„Lasse es mir, Herrin!“ bat Rulekin.

„Ich darf nicht!“ erklärte Segeband rasch; sie blickte den Schuster fragend an, der sein Gesicht zu ihr erhoben hatte.

„Es ist das Bild eines der Götter, unter denen unser Volk frei war.“

Segeband nickte.

„Wie heißt sein Name? Wie nennen sie ihn?“ fragte Rulekin dringend.

Scheu sah sich das Fräulein um, dann trat sie dem Meister der Teufelsgilde näher, legte ihren Arm auf seine Schulter, beugte sich nieder zu seinem Ohr und flüsterte: „es ist das Bild des Todesgottes Pikullos!“

Sie trat von dem Bezauberten zurück.

„Pikullos, der Todesgott!“ flüsterte Rulekin glückselig, „Pikullos, ja, so ist es, ich hörte den Namen schon!“

Das Fräulein beobachtete den Mann scharf eine Weile, dann befahl sie wieder: „Gieb mir das Bild!“

Der Schuster reichte es ihr zögernd.

„Du sollst es haben, Mann,“ sagte Segeband, das Zeichen in ihrem Busen verbergend, „wenn diese Tage vorüber sind; wohin ich Dir dies Bild auch sende, Du wirst dem folgen und gehorchen, der es Dir bringt!“

„Ich werde es, Herrin!“ war Rulekins Antwort.

„Alles bleibt, wie wir verabredet, Mann," nahm das Fräulein noch ein Mal das Wort, „leb wohl bis heute Abend, wir sehen uns in Ulm, wenn Alles gut geht, im anderen Falle morgen früh an dieser Stelle!"

„So sei es!" sagte der Meister der Teufelsgilde.

Er fühlte noch ein Mal sein Haupt leicht berührt von Segebands Hand, dann sah er sie in dem nebelhaften Dämmer des Morgens verschwinden.

„Pikullos, Pikullos, Todesgott, ich rufe Dich!" rief Rulekin, „Gott meiner Väter, ich weiß Deinen Namen, Pikullos! Pikullos!"

Er lief, seine letzten Kräfte zusammennehmend, den Weg zurück, auf dem er gekommen, der Stadt zu. Er hatte den Todesgott nicht umsonst beim Namen gerufen.

Der Evangelische Bund in Berlin.

Stahl, Hoffmann und v. Tippelskirch auf der berliner Pastoral-Conferenz.

Auf dem religiösen und kirchlichen Gebiete schreiten wichtige Bewegungen vor, auf welche wir nicht unterlassen dürfen, auch an diesem Orte unser Auge zu richten.

Ganz neuerdings erinnert uns eine Debatte daran, welche auf der hiesigen lutherischen Pastoral-Conferenz — es war am Mittwoch, 10. Juni — geführt wurde, und an der einerseits der Geh. Rath Prof. Dr. Stahl, andrerseits Gen.-Superintendent Hoffmann, Pastor v. Tippelskirch u. A. theilnahmen. Es handelte sich um ein Urtheil dieser Pastoral-Conferenz über die Evangelical Alliance, einen Bund, dessen Grund bekanntlich in England gelegt ward, und der eine engere Bekanntschaft und eine freiwillige Verbrüderung aller evangelischen Christen auf Grund einer zunehmenden Würdigung der Thatsache und des Principes der Reformation des sechszehnten Jahrhunderts anstrebt.

Dieser „Evangelische Bund", der aus dem Schooße der schottischen Presbyterial-Kirche, einer allerdings sehr einseitig anti-römischen Gemeinschaft, entstanden ist, erfreut sich des Schutzes, Beistandes und der Nachfolge sehr großer und hoher Kreise in England und Deutschland, und auch Se. Majestät unser König und Herr haben ihn Seiner Protection versichert und gern darin gewilligt, daß die nächste Versammlung der durch die Welt verstreuten Mitglieder des Bundes in seiner Haupt- und Residenzstadt Berlin, der ersten Hauptstadt des Protestantismus auf dem Continente, abgehalten werde. Der Evangelische Bund hat es weder in England noch hier verstanden, Gegner innerhalb der von ihm selbst zu Freunden angerufenen Confessionen zu

vermeiden, und wenn zunächst wohl daran ein gewisses Maß von Unbesonnenheit Schuld war, z. B. hier u. A. gewisse Worte seiner an unsern König gerichteten Deputation, „die Evangelical Alliance wolle zwischen Pharisäismus und Sadducäismus hindurchgehen", so ganz besonders doch auch der Ursprung derjenigen Bestandtheile des Bundes, welche mit Recht oder mit Unrecht bis jetzt als Kern und innerster Halt desselben angesehen werden, und die sowohl der schottischen Presbyterial-Kirche als anderen, der Formenfülle der englischen Hochkirche entgegengesetzten, religiösen Gemeinschaften angehören.*) Dieser Gegensatz in England ist uns, so weit wir die Hochkirche jener Insel kennen, begreiflich, denn er vertritt dort leider nur zu oft die reinste Fülle religiösen Gemüthslebens, inbrünstigster Andacht und großartigster Bruderliebe gegenüber einem starren Formelwesen, das in der Länge und steifen Uniformität ceremoniöser Gottesdienste, in dogmatischen Vorlesungen statt practischer Predigten und in einem unwürdigen Nepotismus und Vicarien-System große und traurige Mängel offenbart.

Es heißt aber in echt englischer Zuversichtlichkeit und Beschränktheit verfahren, wenn man, wie einzelne Mitglieder der Evangelical Alliance unstreitig gethan haben, diesen Gegensatz ohne Weiteres nach Preußen überträgt und in Professor Stahl zum Beispiel einen zweiten Doctor Pusey oder gar im General-Superintendenten Büchsel einen neuen hochkirchlichen Bischof erblicken will. Nichts ist willkürlicher und anmaßlicher, und solche Anmaßung verdient daher auch bei dem ganz anderen Zustande unserer Landeskirchen-Einrichtung eine ernstliche Rüge. Die evangelische Kirche in Preußen kann — sei es im Vorübergehen bemerkt — schon darum nichts von den souverainen, prächtigen und formkalten Alluren ihrer hochkirchlichen Schwester zeigen, weil ihr die Selbstregierung eben sowohl als Reichthümer und jenes wichtige sociale Element der Aristokratie fehlen, und weil sie an Stelle des letzteren in der Person ihrer Würdenträger und eigentlichen Vertreter in gesellschaftlicher Beziehung kaum noch auf die mittleren Klassen des Volkes verwiesen ist. Tiefer liegende Unterschiede in dem Verhältniß der englischen Hochkirche und unserer evangelischen Landeskirche zu Rom, die sich aus dem viel schrofferen Bruche unserer evangelischen Landeskirche mit der früheren römisch-katholischen Kirchengestalt unserer Lande ergeben, erwähnen wir dabei noch nicht einmal.

Aber wie ernstlich auch jene Anmaßung gewisser Engländer und Schotten, die an der Evangelical Alliance betheiligt sind, zurückgewiesen werden muß, so ist man doch nicht im Rechte, für diesen Fehler den „Bund" selbst verantwortlich zu machen, der keinesweges seinen Gegensatz gegen den Katholicismus bis zu einer Verfolgung des Katholicismus über die Grenzen der römischen Kirche hinaus treiben

*) Die Evangelical Alliance zählt aber nach dem Berichte des Gen.-Sup. Dr. Hoffmann auch viele tausend Mitglieder der Hochkirche unter ihre Mitglieder.

will, sondern eine Idee vertritt und fördert, welche ihre Wiederbelebung hauptsächlich der Zeit der Reformation verdankt und aus der in dem Mittelpunkte alles Christenthums gegründeten Lebensgemeinschaft der apostolischen Gemeinden herstammt.

Diese Idee ist die Darstellung einer wahrhaft apostolisch-evangelischen Gemeinschaft sowohl durch die geordneten Diener des Wortes als durch die wirklichen Christen in der Gemeinde, durch Priester also und Laien. Der evangelische Bund findet seine Berechtigung und zugleich die Erklärung seiner Zunahme und seines Erblühens eben darin, daß er dieser Idee huldigt und damit einer wachsenden Bewegung auf dem Gebiete des religiösen und kirchlichen Lebens beisteht, welche leider noch nicht von allen Freunden der Kirche und des Evangeliums klar erkannt wird, welche aber gleichwohl schon an verschiedenen Orten, z. B. in den Begebnissen und Einrichtungen der innern Mission, in den evangelischen deutschen Kirchentagen, an ihrer Verwirklichung arbeitet. Man kann allerdings der Verwirklichung dieser Idee mit tadelnswerther Einseitigkeit dienen und dadurch dem Bestande der geschichtlichen Kirchengemeinschaften gefährlich werden, und es giebt in der That im Evangelischen Bunde Elemente, welche solche Gefahren heraufzubeschwören bemüht sind, aber aus dem Vorhandensein dieser Elemente darf man so wenig die Unverträglichkeit dieses „Bundes" mit der lutherischen Kirche folgern, als vielmehr gerade die Idee der Berechtigung des christlichen Laienthums in der Kirche, an welche diese Elemente doch immerhin anknüpfen, berufen erscheint, den Weg der Reformation weiter zu verfolgen und damit die Entwickelung auch der lutherischen Kirche zu fördern.

Denn wie alle irdische Erscheinungsform den Mängeln dieser Zeit ausgesetzt ist, so auch die lutherische Kirche; und je mächtiger durch die Person, nach der sie genannt ist, ihr erster äußerer Impuls auf ihre weitere Entwickelung wirken mußte, desto mehr setzte sie auch der Reinheit der Lehre die Ausbildung der Kirchenverfassung nach denselben Mustern, welche dicht neben denjenigen (apostolischen) für die Lehre zu finden waren, hintenan, und überließ es der reformirten Kirche als einen dieser eigenthümlichen Vorzug, sich bei ihrem oft großen Mangel an geeigneter Unterrichtung der Gemeinde im Dogma um die „gereinigte Kirchenverfassung" große Verdienste zu erwerben. Eine Anerkennung dieses zwiefachen und doch gegenseitig bedingten Berufes fehlt leider in beiden Kirchen noch sehr.

Hat nun auch die reformirte Kirche in den meisten ihrer Gemeindebildungen dem christlichen Laienthum eine hervorragendere Stellung auch äußerlich zuerkannt und gesichert, als die lutherische Kirche, so fehlt es doch auch in ihr nicht an Anzeichen, daß diese ursprünglich wohl gefügte Verfassung verknöchern möchte, wo sie nicht von Neuem

mit dem innersten Kerne des kirchlich-christlichen Lebens in dauernden Zusammenhang gebracht würde.

Ausgleichungen nicht bloß und nicht sowohl, als Austauschungen und Befruchtungen zwischen den Gütern und eigenthümlichen Vorzügen thun darum allen bestehenden evangelischen Kirchengemeinschaften Noth, und wo dieses Bedürfniß in richtiger Art ergriffen und an seiner Befriedigung gearbeitet wird, da wird dem Boden einer gedeihlichen Zukunft ein schöner Grundstein hinzugefügt. Solch ein Werk aber wird innerhalb des Evangelischen Bundes betrieben, und wenn er den Laien einen Ort gewährt, in welchem sie zunächst wohl einen Anstoß zu einer regeren und geordneteren Betheiligung am kirchlichen Leben erhalten können, so bereitet er damit an einem sehr wichtigen Punkte die Neuordnung der evangelischen Kirche und vielleicht noch viel gewaltigere Vorgänge außerhalb ihrer Grenzen vor.

Aus dieser thatsächlichen Bestimmung des Evangelischen Bundes ergiebt sich nun einentheils, warum er als solcher gegen die heutigen Kirchen in ihrer Besonderheit nicht feindselig gesinnt sein kann, vielmehr von der möglichsten Vielheit der in ihm vertretenen Kirchengemeinschaften die Größe seiner Arbeit und seiner Resultate, nämlich die möglichst lebendige und im richtigen Verhältniß geordnete Organisation des Laienthums in der kirchlichen Gemeinde, ev. in den höheren kirchlichen Ordnungen, abhängig erachten muß: und es ergiebt sich daraus andrerseits, warum er — ohne sich irgendwie gegen die großen christlichen Schätze, welche die katholische Kirche in sich birgt, zu verblenden — dennoch eine Betheiligung der römischen Katholiken an seinem Werke und seinen Versammlungen nicht für thunlich hält. Nicht darum, weil er die Katholiken nicht will, sondern darum, weil die katholische Kirche das Laienthum in seiner ursprünglich durch die apostolische Gemeinde sanctionirten Stellung in der Kirche nicht will; nicht darum, weil in ihm nicht Raum für die Christen aller Bekenntnisse wäre, sondern darum, weil derjenige Katholik, welcher in ihm Platz nähme, sich einer Freiheit bedienen würde, welche ihm durch die Gesetze seiner Kirche versagt ist. Das Laienthum hat in der römisch-katholischen Kirche keinen Platz, und jeder wahre Katholik wird darum die Bedenken, welche Stahl in seinem (des Katholiken) Interesse gegen den Evangelischen Bund äußerte, als ganz und gar nicht am Orte und als eine Advocatie betrachten, welche der Advocat nicht in Sachen seines Clienten, sondern aus andern Rücksichten betreibt.

Wir sind nicht geneigt, in Betreff dieser Rücksichten mit Stahl zu rechten; wir glauben zu wissen, daß sie aus tiefer Religiosität und aus einer Weltanschauung herrühren, die gewillt ist, in Erwartung eines schweren und entscheidenden Kampfes auf dem Boden der alten Gesellschaft einen möglichst innigen Bund aller alten geschichtlichen Mächte, der päpstlich-katholischen Kirchenmacht sowohl wie der russischen Cäsa-

reopapie, wie aller legitimen Throne, zu wünschen und, so viel an ihr ist, zu fördern. Wir unsererseits können uns aber an der Sache eines solchen Conservatismus, dessen Gipfel in der Gestalt Gentzens wir in unserem vorigen Hefte zeichneten, nicht betheiligen; wir glauben im Gegentheil, daß, falls ein solcher Entscheidungskampf in Zukunft zu erwarten, es die heiligste Aufgabe der Gegenwart ist, nicht mit Opfern an eigenem Leben und an eigener Frische die Möglichkeit weiterer Bundesgenossen für jene Zukunft zu suchen, sondern im Vertrauen auf Gott, den Lenker der Weltgeschicke, und im Vertrauen auf den christlich-germanischen Geist, in dessen ersten Lebenssitz wir gestellt sind, dem Heere der Feinde und Zerstörer so viel als möglich Soldaten und Führer abwendig zu machen. So werden wir, indem wir das Körnlein Wahrheit, das wie in allem Irrthume, auch in dem ihrigen liegt, für uns ausbeuten und in die weitere Gestaltung und Ausprägung unserer großen Wahrheiten aufnehmen, unser Lager und unsere Mannschaft immer mehr befestigen und vergrößern.

Anmerkung:

Die mehr theologische Seite der Angelegenheit, wie auch derjenigen Debatten der Pastoral-Conferenz, welche zu diesen Zeilen Anlaß geben, liegt der „Berliner Revue" ferner, und es sind daher auch aus obigem Aufsatze die darauf bezüglichen Stellen nach näherer Erwägung fortgeblieben. Bemerkt sei nur in Kurzem, in speciellem Bezug auf die Rede Stahl's, die wir nur nach dem Referat in Nr. 135 der „N. Pr. Z." kennen, daß in derselben besonders zwei Stellen in's Auge zu fassen sein möchten. Die erste ist die, in welcher der gewandte Redner sagt: „Ferner, wenn der Evangelische Bund die Gemeinde der Heiligen darstellen will, so muß er auch über die römischen Katholiken sich ausdehnen." . . . Dies wenn enthält eine falsche Unterstellung, und es ist jedenfalls ein Anderes, wenn ein Verein, wie der Evangelische Bund, an der Darstellung der Gemeinde der Heiligen mitwirken, und ein Anderes, wenn er diese Gemeinde kurzweg darstellen will, also ein ausschließliches Recht auf diese Darstellung geltend macht. Während nun der „Evangelische Bund" durchaus nicht auf eine ausschließliche Vertretung der Gemeinde der Heiligen Anspruch macht, erhebt die katholische Kirche diesen Anspruch auf das Lauteste. Man würde statt jenes Stahl'schen Satzes also eher das Umgekehrte aussprechen können: „Ferner, wenn die katholische Kirche die Gemeinde der Heiligen ausschließlich darstellen will, so kann der Evangelische Bund sich nicht auf die Katholiken ausdehnen." Die andere Stelle ist diese: „Auch kann der Evangelische Bund nicht sagen, er habe die wahre Substanz christlicher Lehre, denn die katholische Kirche enthält eine große Fülle von Wahrheit, die auch die Reformatoren nicht weggeworfen haben, sondern nur von dem offenbar Irrigen befreit." Das hier unterstrichene Denn ist

nicht ausreichend, da bei einer großen Fülle von Einzelnheiten doch die eigentliche Substanz fehlen kann. In diesem besonderen Falle aber ist nach der Lehre der evangelischen Bekenntnißschriften und Kirchenväter, wie nach dem durch neuere römisch-katholische, dogmatische Vorgänge gestärkten evangelischen Bewußtsein, dieser Fülle der Wahrheiten, welche die römische Kirche unzweifelhaft besitzt, eine bestimmte Beeinträchtigung der Erfassung dieser Wahrheiten beigefügt, eine Beeinträchtigung, welche alle einzelnen römisch-katholischen Christen trifft und welche nach derselben Lehre evangelischer Bekenntnißschriften und evangelischer Kirchenväter diese Fülle der Wahrheiten leicht zu einer todten und illusorischen macht. Eine todte Wahrheit aber ist keine Wahrheit mehr. Andere Punkte der Stahl'schen Rede, die auf thatsächlichen Irrthümern beruhten, z. B., daß „der Evangelische Bund" ein bestimmtes neues Bekenntniß aufgestellt und eine eigne Abendmahlsfeier eingerichtet habe, wurden in der Pastoral-Conferenz durch den Dr. Hoffmann sogleich berichtigt.

Rhein-Fränkische Skizzen.

I.

Es ist ein wunderbares Land, dieser weite Fleck deutscher Erde, den man die Rheinlande nennt, wunderbar durch seine gesegneten Auen, wunderbar zumal durch seine Vergangenheit, die mehr als die eines andern deutschen Gebietes an die einstige Größe und Herrlichkeit deutscher Nation gemahnt. Hier an den Ufern des grünen Rheinstroms ist die Heimath uraltester Sage, da tummeln sich Siegfrieds und Dietrichs kühne Recken, da dämmert auch der erste Tag deutscher Geschichte, und wie er nun angebrochen ist, rauschen die Wellen des Rheins an blühenden Ebenen, an mauergewaltigen Städten und Burgen vorbei, in deren Umgebungen sich gar manche der großen Entwickelungen deutscher Geschicke vollziehen. Von der Römerherrschaft und den Stürmen der Völkerwanderung bis zu unserm Jahrhunderte herab, wie sind da die Rheinlande der Schauplatz der buntesten und wechselvollsten Ereignisse, wie ziehen da vor unsern Augen alle jene Schaaren vorüber, jene Frankenzüge vor Chlodwig, Chlodwig selbst mit seiner siegreichen Macht, Karls des Großen hehre Riesengestalt an der Spitze seiner Krieger, dann seine Söhne und Enkel im Bruderstreite, die wilden beutesüchtigen Normannen, die Heere Arnulfs und der sächsischen Könige im Kampfe um Lothringen wider Frankreich. — — Am Rhein ist es, wo sich die deutschen Stämme zur Königswahl versammeln, zu Aachen im Dom steht der Krönungsstuhl, hier bereiten sich die Geschicke des salischen Kaiserhauses, und bis zu den letzten Tagen der Hohenstaufen bleibt das rheinische Land ein Mittelpunkt deutscher Culturentwickelung. Und auch

dann noch, als der Schwerpunkt der Ereignisse mehr und mehr in den Osten fällt und die rheinischen Territorien eine selbstständigere und abgeschlossenere Haltung gewinnen, spiegeln sich fort und fort in der rheinischen Geschichte alle bedeutenden Wandlungen der Nation in Kirche, Staat, Sitte und Familie; und wer es verstände, was die Wogen des Rheins sich murmelnd erzählen, der möchte ein gar ergreifendes Lied von dem Leben und Weben des deutschen Volkes, von seinen Thaten und Schicksalen, seinem Auf- und Niedergange in Freud und Leid erkunden. Am Rhein hat das deutsche Volk gleichsam seine Jugend verlebt und daher ist nach Riehls schönem Ausdrucke jene Heimwehseligkeit zurückgeblieben, „die den Deutschen auch dann so oft beschleicht, wenn er kein Rheinländer ist.“ Aber nicht nur als die Wiege und als ein Mittelpunkt deutscher Geschichte sind die Rheingegenden merkwürdig, sondern auch als dasjenige Land, in welchem die fränkische Stammes-Eigenthümlichkeit sich im Gegensatze zu den angrenzenden Sachsen stets am Entschiedensten bewahrt und entwickelt hat. Wie der aus den Sikambern und manchen andern niederrheinischen Stämmen erwachsene Völker-Verein der Franken mit dem dritten Jahrhundert zuerst in der Geschichte erscheint, im vierten Jahrhunderte die wankende Römer-Herrschaft am Rheine erschüttert und am Beginne des fünften Jahrhunderts das alte Ubierland für immer erobert hat, treten allmählich die Grundzüge fränkischer Art und Verfassung hervor, welche dem Lande südlich von der Ruhr bis zu den alemannischen Gegenden des Oberrheins auf alle Zeiten ihren Stempel aufgedrückt haben. Leichteren und beweglicheren Sinnes als der ernste bedächtige Sachse, zeigt er auch da, wo er seine Nationalität im Wesentlichen unvermischt erhalten hat, eine Tendenz, die starren Gegensätze zwischen germanischem und römischem Volksthum auszugleichen. Die Zeit, in welcher bei den Franken zuerst eheliche Gütergemeinschaft und Theilbarkeit des Grundbesitzes bei Erbfällen aufkam, liegt jenseits der historischen Tradition: während das Gesetz der männlichen Erbfolge nach dem Rechte der Erstgeburt in den sächsischen Gauen alle Stände beherrscht und die ganze Hofesverfassung bedingt, hatte sich bei den Franken nur der Adel das Vorrecht bewahrt, das weibliche Geschlecht von der Erbfolge im Stammsitze auszuschließen und diesen, den „Ansedel“, wie er gegen Ende des Mittelalters hieß, dem ältesten Sohne zu sichern. Es sind dunkle Zeiten, an die dieses privilegirte Erbrecht des fränkischen Adels erinnert; Zeiten, von denen noch das salische und ripuarische Gesetz zeugen, wenn diese das weibliche Geschlecht für unfähig zur Erbfolge im Stammgute oder im Sallande erklären. Wie aber schon in jenen frühen Jahrhunderten, in denen sich das salische Recht ausbildete, wenigstens die Söhne zur Theilung des Erbes berufen waren, so blieb auch bei dem hohen Adel und der Ritterschaft das ganze Mittelalter hindurch der Grundsatz in Geltung, daß die Kinder

an dem übrigen liegenden und beweglichen Erbe gleichen Antheil hatten, sofern nicht das Lehnsverhältniß eines Gutes die Vorrechte des Erstgeborenen in besonderer Weise begünstigte oder der Eintritt in den geistlichen Stand Söhnen und Töchtern einen Erbverzicht auferlegte. Das herrschende Lehnssystem, das Einströmen der nachgeborenen Kinder des Adels in die zahlreichen geistlichen Stifter und der Umstand, daß auch die verheiratheten Töchter gemeiniglich mit einer Mitgift abgegütet wurden, mußten indessen hier die Theilbarkeit des Eigenthums mannichfach beschränken, und als mit dem sechszehnten Jahrhundert das römische Testament und die Fideicommisse herrschend wurden, waren neue Grundlagen der Befestigung und Zusammenhaltung des adligen Grundbesitzes gewonnen, welche bis zur französischen Revolution in ungeschwächter Kraft blieben.

Ueberblicken wir die Verhältnisse des adeligen Grundbesitzes im rheinischen Frankenlande nach ihrer historischen Entwicklung, so schweift unser Auge zurück in jene ferne Vergangenheit, in der sich in und aus dem Hofe des Altfreien die Elemente der fränkischen Hofesverfassung gestalteten. Vor uns dehnt sich eine weite Strecke Landes aus, auf welcher hin und wieder Wohnhäuser sichtbar werden; es sind die Hufen von Mansen, welche mit dem stattlichen Hauptgebäude in der Mitte den Begriff des Salhofes bilden, an dessen Besitz sich die Grundherrlichkeit über das umliegende Land, die Berechtigung zu Wald, Weide, Jagd und Fischerei und die Gerichtsbarkeit über Freie und Unfreie des Bezirkes knüpfen. Nahe bei dem Herrenhause liegen die Wirthschaftsgebäude, unter denen sich der sogenannte „Viehhof" durch seinen Umfang auszeichnet. Hohe Zäune und Einfriedigungen, meist auch Gräben und Bäche bezeichnen die Grenzen des herrschaftlichen Wohnsitzes. Rings um den Salhof aber breiten sich seine Aecker, in ganze, halbe oder viertel Hufen (eine Hufe umfaßt bekanntlich 60 Morgen) gesondert, welche den Hörigen oder dem Hofesgesinde, der familia curtis, gegen jährlichen Zins und unter Verpflichtung zu besonderen Abgaben und Diensten überlassen sind. Wo diese Hüfener, Köthener oder Knechte wohnen, da haben sich zum Theil kleinere Höfe gebildet, und auch auf dem abhängigen Grund und Boden des weiteren Umkreises treten Nebenhöfe hervor, die dem Haupthofe untergeordnet sind und so den Ring des Hofesverbandes schließen. Der Salherr ist es, der von sämmtlichen Einwohnern der allmählich entstehenden Villa den Grundzins bezieht; unabänderlich erscheinen die Hüfener an dem einmal festgesetzten Tage*) im Herrenhofe, um dem Herren oder dessen Verwalter, dem Schultheißen, den Jahreszins zu entrichten. Der Schultheiß, entweder ein vollfreier oder ein halbfreier Dienstmann, hat an der Spitze der Schöffen, oder Geschworenen, die zuerst aus den freien Besitzern der

*) Zu Martini oder zu St. Remigien. (1. Octbr.)

Nebenhöfe, später aus den Hofeshörigen zusammentreten, Recht zu finden und zu weisen; dreimal im Jahre hält der Gerichtsherr die großen Hoftage ab, an denen Alles, was zu Ring und Geding gehört, erscheinen muß. Da wird das Hofrecht gehandhabt, in streitigen und peinlichen Rechtsfällen entschieden und über säumige Schuldner die Entsetzung vom Gute verhängt. Wie der Hörige bestimmte Dienste für den Hof zu leisten hat, so entrichtet er dem Herrn Abgaben beim Antritte seines Nutzungsrechts, bei Heirathen und Todesfällen.

Nicht anders ist es im Ganzen und Großen während der Zeiten, die uns hier zunächst vorschweben, etwa in der Periode vom zehnten bis dreizehnten Jahrhundert, bei den zahlreichen Besitzungen, die der Kirche und kirchlichen Corporationen, Stiftern, Abteien, Klöstern durch Schenkungen und Ankauf zugeflossen sind. Der Arm der weltlichen Gerichtsbarkeit reicht nicht in die Bezirke, in denen die Kirche und ihre Glieder die Herrschaft über Grund und Boden besitzt; auf daß es aber den geistlichen Stiftungen nicht an einer Vertretung bei jener und zugleich an einem Schirme gegen fremde Angriffe fehle, sind Vögte über ihre Güter gesetzt, denen bestimmte Pflichten und Rechte zukommen und die sie theils über einzelne Höfe und Verbände, theils auch über ganze Corporationen ausüben. Diese Vögte, dem hohen Adel oder dem Ritterstande angehörig, sind es auch, die das Hoch- und Blutgericht hegen und die auf den Haupthöfen die drei großen Gerichtstage abhalten, wo dieses nicht durch das Haupt der kirchlichen Genossenschaft selbst geschieht. Auf den Höfen der Abteien und Stifter finden wir Schultheiße als deren Verwalter, freie Männer, denen der Hof anfänglich meist auf Lebenszeit oder höchstens mit der Erlaubniß, denselben dem ältesten Sohne zu vererben, zu Zins übertragen ist, während erst allmählich erbliche Verleihungen üblich werden. Auch ein Theil des kirchlichen Zehnten ist Adligen und Freien erblich oder zeitweise übertragen. Diesem großen Kreise, der ohne Einbuße seiner persönlichen Freiheit mit den geistlichen Gütern eng verbunden ist, steht in eigenthümlicher Weise eine große Klasse von Hörigen gegenüber, die man mit dem Namen der Wachszinsigen bezeichnet. Es sind zum Theil sogar ehemals freie Leute, die sich in den Stand der Unfreien begeben haben aus kirchlich-frommer Gesinnung und um des mächtigen Schutzes der Kirche zu genießen; sie haben dem Altare der Kirche, zu der sie in ein Dienstverhältniß getreten, einen jährlichen Zins in Wachs oder Geld zu entrichten, und eine Heirathsabgabe, um die Erlaubniß zur Verehelichung zu erhalten; stirbt ein Wachszinsiger, so fällt der Herrschaft, welcher nach der ursprünglichen Ansicht die ganze Hinterlassenschaft gehörte, das beste Kleid, das zweitbeste Stück Vieh und Geräth, oder wenn er solches nicht hat, eine entsprechende Geldsumme, nach dem Maße seines höchsten Zinses bemessen, zu, eine Abgabe, welche bekanntlich den Namen Kürmede führt. Im Ganzen ist der Wachszinsige persönlich ungleich freier, als der

eigentliche Leibeigene oder Hörige, und daher wird er auch bestimmt von jenen, den homines servilis conditionis, unterschieden. Was ihm besonders eigenthümlich ist, die Verpflichtung zur Kürmede, das hat sich allmählich auch über unfreie, halbfreie und vollfreie Besitzer, über Hüfener und Pächter, auf ritterliche Familien, Stifter und Klöster ausgedehnt; daneben gilt fast allgemein die Verpflichtung zu einem Antrittsgelde, der sogenannten Vorheuer, zu Abgaben beim Wechsel des Aufsitzers, dem Gewerf und zu anderen nach Zeit und Ort verschiedenen Leistungen.

Die Hörigen standen der ursprünglichen Auffassung nach im Eigenthum ihres Herrn. Noch im zwölften Jahrhunderte kommt es öfter vor, daß dieselben geradezu verschenkt oder verkauft werden. Ein Jahrhundert später finden wir dagegen das Verhältniß bereits wesentlich gemildert; es ist der Einfluß der Kirche und das Aufblühen der Städte, deren Bevölkerung zuerst größtentheils aus freigewordenen Hörigen bestand, was auch den Unfreien eine größere Selbstständigkeit verleiht. Fortschritte zu persönlicher Freiheit und zu wirklichem Eigenthum sind jetzt deutlich zu erkennen. Der Hüfener ist nicht mehr ein veräußerlicher Gegenstand, das Recht, welches er an der Hufe besitzt, ist meist ein vererbliches geworden, und er entrichtet daher die Kürmede als eine Art von Erbschaftssteuer. Die Dienstleistungen im Hofe sind auf gewisse Tage und Zeiten im Jahre beschränkt und können sogar mit Geld abgelöst werden. Unter manchen zusammenwirkenden Umständen bereitet sich die Umwandlung der persönlichen Hörigkeit in ein bloß dingliches Untergebenheitsverhältniß vor. Im 15 Jahrhunderte hören wir noch von eigenen Leuten und Laten, aber es sind durchweg Leute mit Eigenthumsrechten, die den übrigen Unterthanen der gemeinen Rechtsfähigkeit nach gleichstehen, und nicht der Person, sondern dem Gute des Herrn zugehörig sind, und überall hat der Kreis des Freien in Stadt und Land sich immer mehr erweitert. Die jülich-bergische Rechtsordnung vom Jahre 1555 kennt keine Leibeigenschaft und Eigenhörigkeit mehr.

Ein großer, vielleicht der größere Theil herrschaftlicher Güter war in den Zeiten, deren wir zuletzt gedachten, in Erbpacht verliehen. Nachtheilige Erfahrungen mancher Art hatten zwar im dreizehnten Jahrhundert die geistlichen Corporationen bewogen, ihre Güter nur noch auf Zeitpacht, zu 10, 12, 20 und mehr Jahren, zu übertragen. Dennoch aber überwiegen auch bei jenen die Erbpachten bald wieder und haben bis in die neuere Zeit den Vorrang behauptet. Es war natürlich, daß es bei allen Verleihungen dieser Art Grundsatz blieb, daß das Pachtobject, dessen directes Eigenthum dem Verleiher zustand, nicht zersplittert werde. Und so sehen wir Hörige und Erbpächter durch die Jahrhunderte hindurch in Erbfolge und Erbtheilung beschränkt, wie es das Interesse des Herrn oder des Hofes gebot. Die Erbfolge der Wachszinsigen war bestimmt geregelt und bevorzugte den ältesten Sohn; eben so

ging die Erbfolge im Pachthofe auf den ältesten oder auf einen vom Vater oder der Gutsherrschaft bestimmten Sohn über, unter gütlicher Abfindung der übrigen Geschwister. Das feste Band, welches auf diese Weise die abhängigen Höfe an den Haupthof und die Pächter an den Pachtherrn knüpfte, verlieh den Ersteren die Mittel einer festen Existenz und das Bestreben, den Zustand der ihnen verliehenen Güter durch Fleiß und Cultur möglichst zu heben. Das Pachtverhältniß war ein für beide Theile günstiges und ist namentlich von Seiten der Stifter und Abteien in einer Weise aufgefaßt worden, die dem Pächter innerhalb der ihm auferlegten Pflichten zur Hebung seines Wohlstandes weiten Spielraum ließ. Das Recht der Pfändung und Entsetzung des säumigen Schuldners, welches der Gutsherrschaft zukam, ward im Ganzen selten und nur im äußersten Nothfalle gehandhabt. Dagegen stand es den Pächtern frei, das Gut mit Genehmigung der Herrschaft an einen Dritten zu veräußern.

Der Einfluß, den die geschilderten Verhältnisse auf das Erbrecht und den Grundbesitz des Adels und der kleinen Leute ausübten, erstreckte sich aber nicht auf das frei eigene Gut, das Allodium, welches dem Freien oder Halbfreien gehörte. Hier galten schon in früher Zeit jene Grundsätze, die wir schon oben besprochen haben. Das Allodium, welches der Erbpächter besaß, zerfiel nach seinem Tode in so viel Kindstheile, als Kinder da waren. In den Städten war das Princip der Theilung allgemein, und so war die Parcellirung des Bodens im 14. und 15. Jahrhundert am Rheine schon ziemlich weit vorgeschritten. Wie dennoch gewisse Anschauungen und Rechtsgewohnheiten ein Uebermaß in dieser Beziehung noch verhinderten, darüber erlaube ich mir Ihnen nächstens Einiges mitzutheilen.

[Kirchenglocken.] Zur Signatur unserer Zeit gehört die Vertiefung des Geistes vieler und grade der hervorragenderen Zeitgenossen in die Einzelnheiten, sei es des uns umgebenden, sei es des vergangenen Lebens. Es war nicht bloße Lust am Gegensatze, welche uns aus den unerquicklichen Allgemeinheiten, aus den Abstractionen, welche in den letztvergangenen Jahrzehnten das geistige Leben Deutschlands zu beherrschen schienen, zu der liebevolleren Behandlung aller Einzelnheiten herüberführte: es war vor Allem das immer stärker hervortretende Gefühl, daß sich, je höher die Herrschaft der Abstracta stieg, je mehr man vom „Staate" im Allgemeinen, von der „öffentlichen Wohlfahrt und ihren obersten Forderungen" 2c. redete, desto höher auch eine ganz abscheuliche Verlogenheit der Menschen und die Möglichkeit für den gemeinsten Egoismus stieg, sich mit der Maske der edelsten allgemeinen Zwecke zu bedecken. Das deutsche Gemüth haßt aber überhaupt die allgemeinen Bezeichnungen und die allgemeinen Begriffe, mit denen sich eben so wenig eine farbige Anschauung verbinden läßt, als sich in Folge dessen von ihnen etwas denken läßt. So konnte denn auch das verächtliche Herabblicken auf das Mittelalter,

eine ganz besondere Errungenschaft der aufgeklärten Zeit und ihrer Allgemeinheiten, nicht lange andauern; die Geister sind schnell zu der Betrachtung der tausend Einzelnheiten des Mittelalters zurückgekehrt und eine neue und gerechtere Würdigung desselben ist bereits im Anzuge, sowohl in Betreff kleiner als großer Dinge. Man beurtheilt Staat und Stand, Corporation und Zunft des Mittelalters bereits gründlicher, man würdigt die Wissenschaft und die Kirche im Mittelalter gerechter, man thut immer tiefere Blicke in die Kunst jener Zeit. Von den verschiedensten Seiten her ist man thätig, die alten Bauten, die alten Bilder, die alten Handwerkskünste zu studiren, ihre Vorzüge hervorzuheben und an ihnen für den heutigen Tag zu lernen, und an vielen Orten erkennt man bereits, daß das düstere Mittelalter es weiter gebracht hat und gebildeter war, als wir. Der bischöfl. Caplan B. Zehe zu Münster, der außerdem Kunstconservator der Diöcese ist, gab so eben eine Schrift über die Glockengießerkunst des Mittelalters heraus, in der von Neuem diese Superiorität des Mittelalters hervorgehoben wird. Wir entnehmen der interessanten Veröffentlichung Folgendes:

„Die ehrwürdigen Kirchenbauten altkirchlicher Zeiten werden wieder mit ganz andern Augen angesehen, als vor zehn Jahren. Man erkennt sie wieder als die schönen Producte echt christlicher Kunst unserer Vorfahren, und überall entsteht ein Wetteifer, dieselben wieder in altem Schmuck herzustellen und die Schandflecken frevelhafter Behandlung der letzten Zeiten zu verwischen. Der Kirchenbau aller christlichen Jahrhunderte ist durch gründliches Studium Kunstverständiger in allen seinen Formen hinlänglich beleuchtet. Die Reste der Bildhauerei und Malerei des Mittelalters sind bereits die Muster junger Künstler geworden. Kurz, es ist kein Gegenstand in und an der Kirche vom Hochaltar bis auf das Schloß an der Thür, welcher nicht von Künstlern und Kennern in's Auge gefaßt worden ist. Nur ein Hauptproduct christlicher Kunst, die Glocken, haben bisher noch nicht die Aufmerksamkeit der Kunstkenner auf sich gezogen. Was die Baukunst leistete in den verschiedenen christlichen Jahrhunderten, was die Bildhauerkunst und Malerei schuf im Verlaufe des Mittelalters, die Producte der Goldschmiedekunst, die zarten Arbeiten der Stickerei und Weberei, die tüchtigen Handwerksleistungen guter altchristlicher Zeiten, ist durch Beschreibung und Zeichnungen hinlänglich an's Licht gezogen; was aber die Glockengießerkunst verstanden hat, darüber schweigt bis jetzt die Kunstgeschichte."

Alles, was man über diese Kunst in Encyclopädien, Conversations-Lexiken und sonst in darüber handelnden Schriften findet, beschränkt sich auf wenige unbestimmte Notizen, daß etwa der Bischof Paulinus von Nola die Glocken erfunden habe, d. h. die bereits besonders im Oriente gebrauchten Schellen und Glocken vergrößert habe 2c. Aber alle bestimmteren Nachrichten fehlen ganz und gar bis zum Ende des XVII Jahrhunderts, wo es von einem französischen Pater S. J. Marsenne heißt, daß er zuerst Berechnungen für die richtige Glockenform bekannt gemacht habe. Als die eigentlichen Erfinder der vollkommnen Glockengießerkunst wurden die um dieselbe Zeit in den Niederlanden lebenden Brüder Emony angegeben. Diese haben in jener Zeit der Glockenspiel-Liebhaberei auf Staatskosten allerlei Versuche gemacht, und sind wirklich zu dem Resultate gelangt, daß sie nach bestimmten Berechnungen des Schlagringes, des Durchmessers, der Höhe und der Form ganz genau nach jedem Tone Glocken gießen konnten, eine Erfindung, welche ihre Familie Namens Petit, jetzt Edelbrock, in Gescher bei Coesfeld, als eine Art Geheimniß

bewahrt hat. Das ist aber eine durchaus verkehrte Behauptung, daß die Emony erst diese Erfindung gemacht haben, und verräth eine totale Unkenntniß aller älteren Glocken. Vielmehr wird es richtig sein, daß im XVII. Jahrhundert, wo wenige Glocken gegossen wurden, die Berechnung der Glockenform, welche unter den Glockengießern immerhin als ein Geheimniß bewahrt wurde, ganz unbekannt geworden war, und die Emony auf eigene Versuche angewiesen waren. Dabei dienten ihnen aber die älteren Glocken als Maßstab, und durch genaue Ausmessung derer Verhältnisse sind sie jedenfalls zu ihrem Resultate gekommen. Das große Verdienst haben allerdings die Emony's und die Petit's, daß sie diese schöne, für die Feier des Gottesdienstes so bedeutungsvolle Kunst wieder in's Leben riefen. Denn daß wirklich nach dem sechszehnten Jahrhundert von dieser Kunst nicht viel mehr verstanden wurde, daß die Meisten damals keine sicheren Berechnungen und Maaße hatten, beweisen manche in sich nicht rein tönende Glocken, und viele nicht rein zusammenstimmende Glocken, welche im siebenzehnten und zum Theil im achtzehnten Jahrhundert gegossen sind.

Lassen wir nur die Hälfte der mittelalterlichen Glocken, welche auf den Thürmen der Diöcese Münster hangen, selbst reden, so gewinnen wir die entgegengesetzte Ansicht, daß der ausgebildete Glockenguß nicht erst im siebenzehnten Jahrhundert erfunden sei, sondern daß man wenigstens schon im XIII. Jahrhundert verstanden hat, die Glocken in reinem Tone zu gießen, daß besonders im XV. Jahrhundert, aus welchem die Diöcese viele sehr gute Glocken und vollständige Geläute besitzt, die Glockengießerkunst sehr geblüht hat, so daß die Glocken jener Zeit viel reiner und wohlklingender sind, als alle neuen. Kurz, wer Gelegenheit hatte, diese Geläute, welche in den Ausgangsjahren des Mittelalters gegossen sind von einem Wolter Westerhues und Gerhardus de Wou, zu hören, muß kühn behaupten, daß die Reinheit und der Wohlklang ihres Tones trotz aller spätern Erfindungen noch nicht wieder erreicht worden ist.

Aeltere, als im XII. Jahrhundert gegossene Glocken sind wohl nicht mehr zu finden, und wenn sie vorhanden sind, so kann ihr Alter schwerlich bewiesen werden, weil man vor dem XIV. Jahrhundert selten Jahreszahlen findet."

Das Schriftchen, das vor Allem zu weiteren Forschungen anregen will, sichert vollständig auch der „großartigsten Leistung im Bereich der Töne", der Glockengießerkunst, die mittelalterliche Blüthe. Die Bewegungen, welche auf die Reformation folgten, und der dreißigjährige Krieg haben auch ihre Geheimnisse verschüttet, und erst in neuerer Zeit kommt man auf dieselben zurück.

Aus der Hauptstadt.

Auf dem Alexanderplatze. — Wollmarkt. — Wollzucht und Actien-Speculation. — Frau Commerzienräthin im Atlas-Wagen. — Auf der Rennbahn. — Berliner Volksfeste. — Studien auf der Rennbahn. — Marie Seebach.

Berlin steht im Glanzpunkte seiner Sommer-Saison; auf dem Alexanderplatze hat man lange Reihen starkbalkiger Hallen errichtet, deren leinewandene Wände berufen sind, das wenn auch nicht goldene, doch goldbedeutende Vließ der Schafe unserer Felder und Ställe zu bergen. Die Herren vom Lande sandten in einer langen Reihe von Eisenbahn-Waggons

von allen Seiten die langen Säcke hierher, in welchen das viel begehrte Product ihrer Zucht und ihrer Schur zusammengedrängt ist, und der fingerschnelle, behende Sohn Israels sowohl, als der ernste Kaufmann Albions, als der ehrsame Tuchfabrikant Luckenwaldes machen mit Scheere und Brille die Wanderung zwischen den langen Säcken dahin, an denen die Eigenthümer oder ihre Vertreter harrend stehen. Man würdigt diese festen, gebräunten Herren vom Wollsacke hier in der That nicht genug. In England sitzt der Regierung höchste Person auf solch einem Wollsack, und sie deutet dadurch sehr bestimmt an, auf welche Grundlagen eine Regierung sich stützen kann. Ein Staatsphilosoph des derb realen Alterthums würde die Ackerbauer und Wollzüchter als die Constituanten des Landes, als seine lebendige Verfassung betrachtet haben; Letztere geben Kleidung und Schutz gegen die Kälte, Dinge, nicht weniger nothwendig, als die tägliche Nahrung. Und welch Risico im Namen der Gesellschaft, aber dabei doch nur auf eigene Gefahr, übernahmen diese Herren, ehe sie mit der Wolle ihrer Schafe auf den Alexanderplatz von Berlin kamen? Man denke, wie lange diese Schafe auf Weide gingen, wie nahe dort an ihnen vielleicht eine allgemeine Sterblichkeit, eine Seuche oder dergleichen vorüberging; man denke an die complicirte Wirthschaft, die ihretwegen in der Gutsverwaltung eingeführt werden mußte; man vergleiche endlich im Gedanken das Capital, das sie repräsentiren, mit dem Capital, welches die ruhig und vornehm im Geldschranke liegende, oder an der Börse herumlungernde Actie darstellt. Das Capital, welches der Gutsherr, wie in Saaten- und Bodenverbesserungen, so auch in seinen Schafheerden anlegt, ist täglichen Verlusten, unaufhörlichen Gefahren ausgesetzt; es wird täglich neu gewagt, während das nimmer fehlende Gesetz des Gewinnstes für die Actie oder den Staatsschuldschein durch die leichte Coupon-Scheere versinnbildlicht wird. Und doch ist die Actie und jedes Werthpapier und jeder Werth nur denkbar Angesichts des Hintergrundes von Ackerbau und Viehzucht, aus welchen beiden die Originalwerthe entstammen, durch deren Eintritt auf den Markt alle anderen Werthe erst hervorgerufen, dem Werkzeuge des Handwerkers erst Beschäftigung, seiner Arbeit erst ein greifbarer, in Essen, Trinken und Kleidung verwandelbarer Verdienst gegeben, auf welche beide endlich in letzter Instanz alle Werthpapiere, ob sie sich Staatsschuldscheine nennen oder Privat-Actien, fundirt sind.

Wir rathen unsern etwas kurzsichtigen Berlinern sehr, bei ihren jetzigen Promenaden über den Alexandermarkt solche Gedanken nicht ganz von sich zurückzuweisen; grade dort, wo neben dem Wollmarkte und um den Wollmarkt sich die City Berlins, reich gesegnet mit jüdischen und christlichen Geldhändlern, Börsenmännern, Getreide- und Waarenspeculanten, erhebt, findet sich der Stoff zu fruchtbaren, oft auch zu sehr bitteren Vergleichen, und wenn heut oder morgen die israelitische Frau Commerzienräthin X ...., ihre Kammerdame, ihren Bologneser und ihren in echte Spitzen gehüllten kleinen Isidor neben sich, mit prächtigen, silbergeschirrten Rappen in einem mit Atlas ausgeschlagenen Wagen aus London, gnädig und dünn lächelnd an einem sonnverbrannten Wollverkäufer, dessen Namen so alt ist wie diese Monarchie und so erprobt wie Demant, vorüber fährt: so ist damit ein Commentar zu der Rede gegeben, in welcher der Herr Minister für landwirthschaftliche Angelegenheiten die Creditpläne unserer Grundbesitzer zurückwies, dessen schlagende Kraft und scharfe Illustrationen alle Thaten der Casaubone und Hemsterhuis übertreffen.

Wie die Wollherren, müssen auch die Herren der Pferdezucht und der Rennbahn oft vergeblich Anerkennung ihrer Bestrebungen fordern.

Ihr Motto schon deutet in seiner abwehrenden Form darauf hin: Pro republica sumus, dum ludere videmur. (Wir sind des allgemeinen Besten und des Staates wegen da, während wir nur unser Vergnügen zu suchen scheinen.) . . Ihre Rennbahnen erstrecken sich auf dem Tempelhofer Felde dahin, auf einem glatten, grünen Boden, den in der Ferne ein Waldsaum und nach der Hauptstadt zu Aecker begrenzen. Leichte, aber zweckmäßige und schützende Tribünen sind für das Publicum errichtet, dessen elegante Damenwelt ebenfalls mit großem Interesse die Kämpfe und Siege des schönsten Thieres der Schöpfung verfolgt. Welch ernsthafte Studien aber machen an diesen Renntagen besonders die Männer, Studien für den Landbau, wie für das — Schlachtfeld. Der junge Lieutenant, der mit ganzer Seele und leuchtenden Augen den Gang jenes und die Zugkraft dieses Pferdes verfolgt, Muskeln und Sehnen der schönen Renner in ihrem Spiel und in ihrer Arbeit betrachtet, dann selbst einen solchen „Gedankenpfeil" — wie der poetische Araber öfters sein Pferd nennen soll — besteigt und auf ihm erst bedächtig sich sammelnd, dann alle Kraft des Schenkels erprobend, dahinsaust, um alle anderen Renner zu übertreffen, — wer will ihn beschuldigen, seine Zeit einer bloßen noblen Passion zu opfern, wer giebt nicht zu, daß er seinen Dienst freiwillig auch außerhalb der Manége und dem Exercirplatze seiner Garnison fortsetzt! Der Landwirth verfolgt dort ähnliche Zwecke und gleich wichtige.

Das lustige Berlin hat stets für die schönen Pferde, die buntjackigen Reiter, die rauschenden Musiken und das Getreibe der aristokratischen Physiognomieen aus allen Ländern da draußen auf dem Tempelhofer Felde große Vorliebe gehabt, es versäumt in keinem Jahre, mit Weib und Kind, fliegenden Budikern, großem Speise- und Flaschenvorrath, wo möglich Drehorgeln und Miethsgäulen, kurz, dem ganzen Apparate seines concessionirten Humors hinauszuziehen, sich längs der Barrièren der Bahn zu lagern, und, mit Zeichen des Beifalls und Mißfalls gegen die vorüberfliegenden Reiter abwechselnd, unaufgefordert ein unbeachtetes Kampfrichterthum zu übernehmen.

Wir sagten Anfangs, daß Berlin jetzt im Glanzpunkte seiner Sommersaison stehe, aber nicht allein Wollmarkt und Pferderennen tragen dazu, wie sonst, bei; diesmal hat eine höhere Betheiligung der Kunst merkwürdigerweise gerade diesen Theil des Jahres, sonst so arm an künstlerischen Erscheinungen und Genüssen, ausgezeichnet. Kurz, ehe das Schauspielhaus seine Pforten schließen wollte, kurz, ehe seine Mimen sich in Deutschland verstreuten, um Gastrollen zu geben oder Bäder zu nehmen, erschien bei uns Fräulein Marie Seebach, die Schauspielerin, über welche wir schon im vorigen Hefte einige Worte sagten. Wir gedenken ihrer hier noch einmal, ihrer großen Bedeutung und des großen Eindrucks wegen, den sie auf uns gemacht hat.

Marie Seebach ist eine Künstlerin, ihr gebührt dies vielfach mißbrauchte Wort, und ihre geistige Physiognomie besitzt den bemerkenswerthesten und unterscheidenden Zug des Künstlerantlitzes, die Demuth, die in Anstrengung und mit gebeugtem Haupte nach dem Ideale ringt, in hohem Maße. Das muß allerdings in einer Zeit, in welcher man gewohnt ist, das Theater nur noch statt eines Brausepulvers zu benutzen, wie eine geschraubte Phrase klingen, und gerade ernstere Naturen werden darum, als sie eben diese Worte: Demuth — Ideal — — lasen, die Nase gerümpft haben. Mögen sie einmal wieder das Theater besuchen und diese Dame sprechen hören und sich bewegen sehen. Bei ihr ist, ganz wie die Alten es lehrten, und was sie von Jedem, der sich den Musen widmete, forder-

ten: vollständiger Besitz des Handwerkes und dann dessen, was sie Mathematik nannten, anzutreffen. Das heißt, um modern zu reden, diese Schauspielerin hat zuerst mit ernstem Fleiße alle äußere Hanthierung, die zu ihrer Kunst gehört, gelernt, sie hat im Gesang und in aller Rede vom leisesten Wohllaut bis zur düstersten Disharmonie ihre Stimme geschult, ihr Körper gehorcht ihr Glied für Glied auf den ersten Wink, sie hat die Gewandung und den ganzen äußeren Apparat für den Darsteller in allen Einzelnheiten mit dem practischen Auge des Gewerksmanns kennen gelernt. Dann aber hat sie auch die Gesetze studirt, aus welchen Wohllaut und Harmonie hervorgehen, die Harmonie der Farben und des Lichtes, die Harmonie, welche in der Perspective herzustellen ist, die Harmonie der Gruppen und der Stellungen; endlich die höheren Gesetze, welche dem Wachsen der Gefühle und der Leidenschaften und allen seelischen Actionen zu Grunde liegen. So nahm sie das Handwerk und die Wissenschaft zur Vorbereitung, um zur Kunst vorzuschreiten. Sie wollte diese, obwohl Genie, nicht im Fluge erobern, sie hatte nicht diesen thörichten Glauben an sich, dessen Uebermuth in heutiger Zeit so manche bedeutende Kraft verblendet und daran gehindert hat, Entsprechendes zu leisten, jenen Uebermuth, der es als unnöthig erscheinen läßt, zuerst etwas Tüchtiges zu lernen und dann zu schaffen und zu lehren. Fräulein Seebach ist noch eines jener altväterlichen Genies, welche zu arbeiten verstehen und daran glauben, daß der Schweiß vor alle hohen Ziele der Kunst gestellt ist. Bedächtig geht sie ihren Gang, und da sie noch nicht auf der Höhe des Weges angelangt ist und größere Uebung ihr noch bevorsteht, merkt man wohl hier und da, daß die Last der gesammelten Schätze, von denen sie an passendem Orte spendet, sie ein wenig bedrückt. Was wissen unsere Genialischen, welche keine Mühe und Schwierigkeit kennen und Alles können, von dieser mühsamen und ernsten Kunst? Fast möchten wir sie rechtfertigen, indem wir sagen, die Schauspielkunst sei solcher Kraftausgabe nicht werth. Aber, da wir nun einmal in so bedeutender Persönlichkeit so viel Vollendung vor uns sehen, sollen wir uns darüber nicht doch ohne solche Nachgedanken erfreuen? Als „Gretchen", als „Julia", als „Jane Eyre" — überall sahen wir diese junge Dame mit wundersamer Meisterschaft glänzende Menschengebilde, die auf dem schmalen Horizonte zwischen der Wirklichkeit unseres Lebens und dem sonnenhellen Himmel einer Dichterphantasie in reinem Lichte dahinwandeln, verkörpern. Aus hundert Beobachtungen der Wirklichkeit hatte sie stets eben so viele kleineren Züge, die das Seelenleben dem äußeren Menschen mittheilt, gesammelt und damit das Bild ihrer Rolle ausgestattet, aber dann das Ganze mit einem Geiste erfüllt, den sie bei ihrem Dichter oder in dem Gesammtleben der Nation, aus der heraus sie spielte — England in der Jane Eyre — gefunden. Man hat sie wegen dieses Spieles mit Seydelmann verglichen, gewiß ein großes Lob, das aber nicht ausreicht, schon darum nicht, weil sie ein Weib ist.... Wir geben es auf, den Zauber und die Kunst ihres Spieles schildern zu wollen, das hieße, eine Seele bildlich darstellen wollen, und man kann eine Seele so wenig beschreiben, als das wundersame Farbenspiel des im Mondschein fluthenden Meeres und das bewegliche Lächeln eines schönen Antlitzes; aber wir wollen doch zum Schluß nicht verschweigen, daß von allen denen, die hier über diese Schauspielerin öffentlich geurtheilt haben, E. Kossak ihr Eigenthümliches am tiefsten erfaßt hat. Schon der eine Satz aus seiner Beurtheilung, den wir hier folgen lassen, macht unserem Gefühle das deutlich. Er lautet:

„Es giebt eine Schreiberei und eine Schauspielerei, die wie Kinder

nur nach dem Glänzenden greift und alles nebenbei Liegende leicht abfertigt; die Beleuchtung der verborgeneren Seiten des Gemüthslebens, die Betonung sanfterer Naturlaute, die Hervorhebung eigenthümlicher gebrochener Farben im Colorit des inneren Menschen, scheint aber doch eine höhere, als ein entschiedener Fortschritt zu betrachtende Aufgabe für befähigte Geister zu sein."

Diese Aufgabe ist die der Seebach, und sie löst sie mit ergreifendem Geschick, und über den sinnenden Zuschauer kommt dann jene sanfte Rührung, von der Winkelmann spricht und von der er so oft gesteht, daß sie ihn Angesichts des tönenden Gleichmaßes antiker, mit vollen Mitteln des Handwerkes und genauer Kenntniß der Anatomie gemeißelter, dann aber doch von einem idealischen Leben umgossener Marmorgestalten voll ergriff.

Aus Belgien.

Brüssel, 6. Juni.

Die Vertagung der Kammern und des Wohlthätigkeitsgesetzes.

In der That, der König Leopold hat in seinem Briefe an den Minister des Innern Recht, wenn er die Ereignisse der letzten Zeit vor allen übrigen, welche während der sechsundzwanzig Jahre seiner Anwesenheit in Belgien vorkamen, hervorhebt. Kühner ist die Theorie vom constitutionellen König noch niemals in die Praxis eingeführt, und Thiers dachte gewiß niemals, daß das Wort: „Le roi regne mais il ne gouverne pas" in dieser Aufrichtigkeit und Consequenz von einem Monarchen angewandt werden würde. Angesichts so furchtbarer und trauriger Enttäuschungen, wie die reinen Constitutionellen sie seit zehn Jahren auf dem ganzen Erdenrund erlebt haben, gönnt unser Herz allerdings ihnen gern die Erquickung, welche der königliche Brief ihnen bereiten muß. Hier ist ein Monarch, dessen Persönlichkeit zum Differenzpunkt zwischen diesem und jenem Willen, zwischen Ja und Nein wird, hier ist ein Ministerium, das seine Ueberzeugungen behandelt wie einen Winterpelz, den man im Sommer beim Kürschner zur Bewahrung vor Motten deponirt.

Aber leider ist es der Fluch des reinen Systems des Constitutionalismus, in seinen letzten Consequenzen seinen ersten großen Sätzen zu widersprechen. So auch hier. Die Transigenten werden zu Traditoren, wie die altchristliche Kirche sich ausdrückte, die Beugung vor der öffentlichen Meinung führt bis zur Verläugnung der Majorität, der Constitutionalismus wird gegen die Constitution ins Feld geführt, der König schließlich, der von dem Bestreben ausgeht, das Gleichgewicht der Waagschalen zu erhalten und die Ruhe, und sei es auch nur die der Erstarrung, herbeizuführen, übt einen moralischen und sichtbaren Druck auf die Majorität aus, kurz am Ende der reinsten Verfassungsmäßigkeit erhebt sich die Ignorirung der obersten verfassungsmäßigen Grundsätze.

Die wirklichen, die sogenannten privaten Gesinnungen des Königs waren freilich längst bekannt. Se. Majestät gehört durch Erziehung und Lebensbildung einer rationalistischen Richtung an, die mit immer bedenklicheren Augen das Wachsthum der katholischen Institutionen im Lande verfolgen mußte. Die Liberalen wußten das, und darum riefen sie an jenen Abenden, wo sie die Jesuitenhäuser umdrängten, ihr Vive le roi!

Aber die Rechte, die sogenannte clericale Partei, hatte dessen ungeachtet, weil sie die große Klugheit und Zurückhaltung des Königs kannte,

dennoch auf ihn bis jetzt bis zu einem gewissen Maße Vertrauen gesetzt. Wie wird dies jetzt, wo er alle Belgier auffordert, „sich zu enthalten, d'agiter toute question qui peut allumer la guerre dans les esprits?" wo er den tiefen und naturgemäßen Drang der Rechten nach einer weiteren Ausbreitung beschwören will? Ich antworte auf diese schweren Fragen nicht, ich kann Ihnen aber vorläufig melden, daß die Häupter der clericalen Partei, Graf Merode, Graf de Theux ꝛc., auch von bedeutenden ausländischen Capacitäten, wie Graf Montalembert, berathen, sich zu ernsten Entschlüssen sammeln. Sie nahmen — vergessen Sie das nicht — 1831 das Königthum an, als eine unpersönliche Institution; die alten Bande der Treue und der Erinnerung an alte Lehnspflicht, welche sonst den Adel an die Throne binden, fehlen hier; und dieser Mangel wird die Entschlüsse der Rechten, welche zunächst das Geheimniß der Häupter bleiben werden, beeinflussen.

Die nächste Kammer wird erst 1858 zusammentreten, aus ihr wird das Ministerium den Entwurf des Gesetzes über die Wohlthätigkeit zurückziehen, aber dann wird sich jedenfalls Graf de Theux im Namen der Mehrheit erheben, und wird er dem Zurückzuge seine Zustimmung geben? Thut er es nicht, dann bleibt noch ein Mittel, die Auflösung der Kammer und Neuwahlen; aber dieses Mittel ist gefährlich wie der Kaiserschnitt, denn diese Neuwahlen würden größere Aufregung im Lande verbreiten, als eine Fortsetzung der Debatten über das Gesetz gethan hätte.

Johanniter-Orden.

Ehrenritter von Kleist.

Nachtrag.

Wir gaben in unserer vorigen Nummer den Nekrolog des edlen Herrn George von Kleist, der unter vier preußischen Königen der Armee, den Geschlechtern des Landes und weiten Kreisen verschiedensten Berufes als Vorbild und thätiger Freund gelebt hat. Es geht uns heut noch die Abschrift des Briefes zu, welchen der damalige General-Lieutenant von Blücher, dessen Adjutant v. Kleist in Lübeck 1806 war, an diesen richtete, als ihm der gezwungene Abschied, den v. Kleist in Folge seines den Franzosen bei seiner Gefangenschaft gegebenen Ehrenwortes nahm, bekannt wurde. Dieser Brief lautet wörtlich:

„Ew. danke ich ergebenst für Dero gefällige Anzeige des nachgesuchten von Sr. Majestät Ihnen bewilligten Abschiedes aus dem Militairdienst, indem ich mein Bedauern nicht zurückhalten kann, daß die Armee an Sie einen allgemein anerkannten vorzüglichen Offizier verliert; dies kann indessen nicht die aufrichtige Theilnahme an Ihrem künftigen Wohl und die Gesinnungen wahrer Hochachtung beeinträchtigen, womit ich zu beharren die Ehre habe Ew.

ganz ergebenster Freund und Diener
v. Blücher.

H. Q. Treptow a. R., den 21. Januar 1808."

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Die Preußische Demokratie und der Moment.

Es giebt Unverbesserliche, die nicht sehen und nicht hören wollen, die sich dergestalt in ein altes System verrannt und vertieft haben, daß das ganze Leben draußen ihnen darüber fremd ward, die da glauben, daß sie von besonderer geistiger Bedeutung sind, weil einst wirklich bedeutende und geistvolle Männer dasselbe, was diese Unverbesserlichen heut bekennen, gelehrt und geglaubt haben. Der Spenerschen Zeitung aber sei es gesagt, daß man doch sehr bornirt sein kann, wenn man auch das Bekenntniß Montesquieus und De Lolmes wörtlich wiederholt. Die Systeme haben stets nur eine relative Wahrheit, sie sind ein verstandesmäßiger Ausdruck jener tiefen Ahnung, welche das Menschengeschlecht vorwärtsführt und welche immer bestimmter hervortritt und in neuerer Zeit immer deutlicher auf eine ganze Reihe paralleler Entwickelungen, derjenigen auf dem staatlichen, derjenigen auf dem wissenschaftlichen, auf dem künstlerischen, auf dem kirchlichen, als auf Wege hinweis't, auf deren jedem zu einem Theile und in einer bestimmten Form an der Verwirklichung des geahnten Ideals gearbeitet werden soll und gearbeitet wird. Bei den großen Staatsphilosophen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erhebt sich das Nachdenken zum ersten Male zur Erforschung des christlichen Staatszweckes, und sie bilden in Folge dessen eine Lehre von der Gewaltentheilung und dem Gewaltengewichte aus, welche im Zusammenhang mit den unzweifelhaften Mißständen ihrer Epoche, im Zusammenhang ferner mit ihrer Persönlichkeit, ihren philosophischen, religiösen und socialen Bestrebungen sich als ungemein geistvoll und bedeutend charakterisirt, die aber, in der ganz anderen Zeit um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in der Starrheit ihres Buchstabens, losgelöst von ihren Entstehungsgründen wiederholt, lächerlich und unsinnig klingt. Wir haben mit den Unverbesserlichen, welche solche Anachronismen begehen, nichts zu thun: Nachzügler der Idee, werden sie in der Wüste einsam sterben.

Längst hat ja selbst die Wissenschaft, die doch auch wiederum den Dingen erst nachfolgt und aus ihnen abstrahirt, neuere Systeme gebil-

det, und längst hat sich, was uns viel beachtungswerther ist, unter den Vorwärtsschreitenden eine große und energische Fraction ausgesondert, die innerlich mit dem alten constitutionellen System schon längst fertig war und bei ihrer deutschen, philosophischen Bildung, in Folge dessen in Gefahr stand, in ein noch schlimmeres Abstractum, in die Theorie der reinen Republik, der Anarchie zu verfallen. Es ist kaum ein Decennium her, daß diese Gefahr schon hereingebrochen erschien. Es waren die Tage der Gebrüder Bauer, Max Stirners und der ganzen Nachfolgerschaft Arnold Ruges. Aber das deutsche Gemüth spielte auch hier wieder den Theorieen und der Ruhelosigkeit des deutschen Kopfes einen recht schönen Streich; das Jahr 1848 stellte die Theoretiker auf den Punkt, zu wählen zwischen einer practischen, blutigen Ausführung ihrer gedanklich bereits ganz wohl construirten Republiken und zwischen einer motivirten Entsagung von diesen Phantomen. Es war ein bitterer Kampf, in dem der deutsche Roman der Zukunft seine glänzendsten Vorwürfe finden wird, dieser Kampf, der Angesichts solch einer Nothwendigkeit zur Wahl in vielen sehr bedeutenden Geistern begann; wir haben ihn im Stillen wohl verfolgt und in dieser Zeitschrift öfters auf seine Wendungen aufmerksam gemacht, und wir stehen nicht an, zu bemerken, daß unseres Erachtens heute der gute Engel, das deutsche Gemüth mit seinem Respecte vor den wirklichen Dingen, mit seiner liebenden Anerkennung altväterlicher Art, mit seiner Lindigkeit in der Behandlung reformbedürftiger Einrichtungen, in diesem Kampf das Haupt höher hebt denn je früher.

Das geistvollste demokratische Blatt Deutschlands, die hiesige „Nationalzeitung“, zeigt uns dies ziemlich offen durch die Haltung, die es noch den jüngsten Beschlüssen des Herrenhauses gegenüber einnahm, in die es eintrat, als es im Herbste 1855 sich entschieden für die Betheiligung der demokratischen Partei an den Wahlen erklärte. Hier offenbarte sich ein Glauben an des Vaterlandes Bestimmung und ein preußisches Gefühl, das im schärfsten Gegensatze gegen die demokratische Theorie stand und über sie siegte. Die Bemerkungen, mit welchen die „Nationalzeitung“ die Debatten des Herrenhauses begleitete, und ferner ihr neulicher Artikel: „Rückblicke und Aussichten“, welche Erwiederungen auf die Betrachtungen der „Kreuzzeitung“ über den letzten Landtag sind, zeugen auf's Neue von dieser Willigkeit der preußischen Demokratie, den gegebenen Dingen gerecht zu werden und die Ideale nicht in den Schulen der Systeme, sondern auf dem Boden der Wirklichkeit zu verfolgen.

Bei allen den großen Gegensätzen, welche uns von der Demokratie scheiden, müssen wir darin eine Annäherung an uns erkennen, die uns die ernstliche Pflicht auferlegt, auch unsererseits Alles zu thun, um einen Factor der öffentlichen Entwickelung, der so wichtig ist, wie die preußische Demokratie, dem vaterländischen Wesen so nutzbar als mög-

lich zu machen. Vergessen wir dabei nicht, daß diese Demokratie in gewissen Hauptereignissen unserer Geschichte, in glorreichen Epochen und Persönlichkeiten derselben einen Halt und Anschließungspunkt gefunden hat, und daß sie schon darum gerade von uns, die wir eben die Doctrinen zu Gunsten der gewordenen, realen Zustände bekämpfen, in ihrem thatsächlichen Bestande gewürdigt sein will.

Nicht daß wir von jetzt an gegen die Irrthümer und Sünden dieser Demokratie duldsam würden und über ihre Willkürlichkeiten schwiegen; aber das ist unsere Aufgabe, einer weiteren Annäherung derselben an uns, so weit es in unserer Macht liegt, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen.

Unter diesen Hindernissen steht die Gespensterfurcht, welche bei den meisten Demokraten lebt, obenan. Die „National-Zeitung" schrieb noch neulich, die „N. Pr. Ztg." wende ihre Blicke rückwärts bis in die Zeit vor dem großen Kurfürsten und suche die Trümmerstücke der ständischen Gliederung des Mittelalters zusammen, die Verwirklichung des Staats-Ideals der äußersten Rechten würde uns hinter die alte Monarchie, wie sie seit 1848 bestand, zurückwerfen; aber wenn wir auch nicht annehmen können, daß geschichtskundige Männer, wie die Redacteurs der „National-Zeitung", ernstlich glauben, daß andere vernünftige Männer, sollten sie auch Junker und Romantiker sein, ernstlich an eine derartige Zurückschraubung denken, so zeigen uns doch solche Bemerkungen, daß die „National-Zeitung" eine bestimmte Gespensterfurcht ihrer Leser berücksichtigen muß, um nicht ihr Vertrauen zu verlieren.

Wir, als politische Partei, dürfen solch einen, wenn auch bornirten Standpunkt nicht ignoriren, und wir werden darum, wo nur dazu Gelegenheit gegeben wird, offen aussprechen müssen, daß wir die Güter, welche die monarchische Action seit dem großen Kurfürsten, welche die Aufklärungszeit uns gebracht hat, durchaus nicht geringschätzen, sondern ihre Bedeutung für die Weiterentwicklung eines Staates, an dessen Zukunft wir glauben, anerkennen.

Die Stadtjunker.

Socialer Roman.

Cap. XIV. Die rothe Hochzeit.

Die Nacht war wiederum angebrochen mit Sturm und Regen — ein stattliches Geleit edler Junker, die Würdenträger Ulms voran, hatte eben unter Trompeten- und Paukenklang den Stadtschreiber Otto Roth und sein junges Gemahl heimgeführt in den Rothenhof am Stege aus der Behausung des alten Ritters Hans Roth, wo ein köstliches Hochzeitmahl gehalten worden mit aller Pracht und aller Würde, wie es sich für einen vornehmen Geschlechter und hohen Diener der Stadt ziemte.

Der Stadtschreiber entließ, mit dem Valettrunk dankend, unten die Herren, die sich, von dem Fest ermüdet, in ihre Häuser zurückbegaben; oben stand die junge Frau allein in dem fremden Prunkgemach, das sie jetzt zum ersten Mal sah, das von Stund ab ihre Heimath sein sollte.

Sie war noch in vollem Hochzeitstaat, die liebliche Jacobine; das grüne Kränzlein auf dem Haupt, mit dem langen weißen Schleier daran; Kranz und Schleier, die Symbole der Jungfräulichkeit und Züchtigkeit, die nur die Hand des Gemahls berechtigt war von ihrem Haupt zu nehmen. Von weißem Sammet war das Brautkeid, sich eng anschließend an den blumenhaften Wuchs, dicht mit Perlen benäht, mit breiten Säumen von Scharlachtuch an den Aermeln und unten. In Rubinenfeuer flammte das Goldband um den schmalen Hals, mit Rubinen besetzt war der Leibgürtel, von welchem eine Menge feiner Goldkettchen, kunstreicher Mailänder Arbeit, handbreit niederhingen, und Rubinen zierten die dicken Spangen an den Handgelenken; das kurze Oberkleid, vorn offen und ohne Aermel, war von violettem Sammet mit weißem Pelz gefüttert.

So stand das junge Weib und harrte der Rückkehr des Gemahls; es war ihr bang und ängstlich zu Sinn in den fremden Umgebungen, sie lauschte den Schritten der Weggehenden, sie lauschte auf die Grüße, mit denen sie schieden, und ein feines liebliches Roth lief über das zarte Antlitz, wenn sie die Stimme des geliebten Mannes erkannte.

Endlich ward es stiller unten und Jacobine ließ sich nieder in dem großen Prachtsessel, der am Kamin stand, er mußte jetzt kommen, und doch kam er nicht. Die Hochzeiterin wurde nicht ungeduldig, aber in seltsamer Verlegenheit spielte sie mit ihren weichen Fingern, es kam wie eine bange Ahnung über sie.

Da tönten harte Schritte draußen, Jacobine flog auf von ihrem Sitz, sie that mit ausgebreiteten Armen einen Schritt hinein in das

Gemach, als sich die Thür öffnete, aber die Arme sanken langsam nieder und fast entsetzt starrte die junge Frau ihrem Gemahl entgegen.

Der Stadtschreiber war nicht im Hochzeitschmucke mehr, wie sie ihn kurz zuvor gesehen, sondern geharnischt vom Scheitel bis zur Sohle, einen schwarzen Waffenrock trug er über dem Harnisch, darüber eine weiße Feldbinde, schwarze und weiße Federn schwankten über dem hohen Helm. Außer mit Schwert und Dolch war der Junker noch mit einer Streitart bewaffnet, einer Waffe, die mit starker Spitze und breiter Schneideplatte versehen, eine furchtbare Wehr im Handgemenge sein mochte.

„Das Weib des Stadtschreibers von Ulm darf nicht bangen und zagen," sagte der Junker ernst, indem er den mit eisernen Ringen benäheten linken Arm um sein Gemahl schlang und es an seine Brust drückte; „fürchte nichts, meine theure Jacobine, ich stehe in des Höchsten Schirm und Schutz, ich gehe einen schweren Gang, aber tröste Dich, ich kehre siegreich heim und eine neue Zeit beginnt für diese Stadt mit Deinem Hochzeittage!"

Ernst und langsam sprach der Junker, bange und stolz zugleich blickte sein Weib auf zu ihm, sie verstand kaum, was er sagte, aber der geliebte Mann war ihr nie so erhaben erschienen, wie in diesem Augenblick; die Bedeutung des Mannes, dem sie sich zugeschworen, trat ihr in diesem feierlichen Augenblick stärker als je in's Bewußtsein, und mit unverzagtem Herzen, wenn auch mit bebender Lippe, sprach sie: „Geh mit Gott, mein Otto!"

Da küßte sie der Stadtschreiber auf den Mund und sagte leise: „Leb wohl, mein süßes Weib, bete für mich, leb wohl!"

Er führte sie zu dem Sessel am Kamin zurück, streifte ihre Stirn noch ein Mal mit einem flüchtigen Kuß, ließ sie niedersitzen und eilte dann mit raschen Schritten hinaus.

Draußen im Vorgemach stand Isentrud, die Amme der jungen Frau.

„Geh hinein, Isentrud, geh!" befahl ihr der Junker, „Du lässest sie nicht allein, bis ich zurück bin!"

„Ja, gestrenger Herr!" entgegnete die gute Frau und eilte hinein, der Junker aber stieg klirrend die Treppen hinunter.

Der ganze Flur war mit bewaffneten Dienern des Rothschen Hauses erfüllt.

„Ihr weicht nicht von der Stelle," befahl der Junker wieder, „es mag kommen, wer da will, Niemand darf mein Haus betreten!"

„Segne Euch Gott, Herr, Gott schirme Euch!" antworteten die Diener leise.

Der Stadtschreiber trat hinaus in die Nacht, nur sein Leibknecht Hoyer folgte ihm; an der Thür stand der Stadthauptmann Ritter Ulrich Ströhlin mit einem kleinen Haufen Bewaffneter.

„Wie ist's, Ulrich?" fragte der Roth leise.

„Alles in Ordnung!" antwortete der ebenso, „kurz vor der Complete hat der Conzelmann die Stadt durch das Gögglinger Thor verlassen; ich habe nicht das geringste Mißtrauen gegen den Thorwart, aber ich bin überzeugt, daß der Angriff dort geschieht, darum habe ich zwei Rotten Marrner, auf die ich mich verlassen kann, dort aufgestellt!"

„Nur nicht zu früh, Ulrich, ich bitte Dich," flüsterte der Stadtschreiber fast flehend, „die Zukunft dieser Stadt liegt von jetzt an mehr in Deiner als in meiner Hand."

„Du sollst bei mir bleiben, Otto," entgegnete der Stadthauptmann beruhigend, „sobald wir die Sicherheit haben, daß sie durch das Gögglinger Thor kommen, begeben wir uns selbst dahin, ich werde das Zeichen erst geben, wenn Du es verlangst!"

Der Stadtschreiber drückte die Hand des Freundes, und Beide schritten, von einer kleinen Schaar Bewaffneter gefolgt, die Straße hinunter.

An der Ecke blieb der Junker stehen, er flüsterte eine Weile mit seinem Knecht Hoyer, der alsbald in der Dunkelheit verschwand. Sie gingen weiter, an verschiedenen Seiten wurden sie leise angerufen.

„Wach Ulm! wach Ulm!" lautete der Feldruf.

Es kamen Meldungen, daß in einzelnen Geschlechterhöfen Bewegungen bemerkt würden.

„Beschicke jetzt den Ritter Krafft, Ulrich," befahl der Stadtschreiber, „laß ihm sagen, Oestreich komme über Ulm, aber Ulm sei wach! Wir haben es so verabredet, halt da! was ist das? Ruhe!"

„Gestrenger Herr, ein Wächter vom Frauenthor," meldete ein Mann herantretend, „der Junker Röbel Krafft von Dellmensingen begehrt dringend Einlaß!"

„Bringt ihn her!" befahl der Stadthauptmann.

Die Herren richteten ihre Schritte nach dem Frauenthor, auf halbem Wege kam ihnen der Junker laufend und in höchster Aufregung entgegen.

„Ulm ist in Gefahr!" rief er den Herren keuchend zu, sobald er sie erkannte.

„Still, still, junger Mensch, wir wissen es und wachen, wie Du siehst," antwortete der Stadtschreiber, „was weißt Du?"

Ein großer Zug gegen das Gögglinger Thor, der Adel aus dem Burgau, der Schelklinger voran!" sprach der Junker fast odemlos, „ich habe sie belauscht, habe mein Pferd stehen lassen und bin zu Fuß an's Frauenthor, sie müssen gleich heran sein!"

„Geh' Du zu Deinem Ohm, dem Ritter Ulrich," befahl der Stadtschreiber, „geh, gehorche und sprich, ich ließe ihm sagen, Oestreich komme über Ulm, aber Ulm sei wach! Bleib dem alten Mann zur Seite. Gott befohlen!"

Nach allen Seiten hin eilten die Bewaffneten, die dem Stadthauptmann gefolgt waren, mit dessen Befehlen in die Stadt, die Herren aber liefen dem Gögglinger Thor zu.

Zwei Rotten Speerträger aus der Genossenschaft der Marrner oder Kürschner standen dort hinter einem vorspringenden Hause. Noch herrschte tiefe Stille.

„Du bist der Leute sicher oben an der Kette?" fragte der Stadtschreiber.

„Ich bin es," entgegnete der Stadthauptmann zuversichtlich, „meine eigenen Knechte haben die Kette beim Weinhof vorgezogen, ich habe eine Rotte der Bier- und Weinschröter dahin gestellt und die besten Mannen Deines Hauses dazu!"

„Horch!" unterbrach der Stadthauptmann.

„Es ist die Zugbrücke, die der Schurke herabläßt!" zürnte der Stadthauptmann.

Einige bange Augenblicke folgten, dann sah man mehrere dunkele Gestalten aus der finstern Wölbung des Thorthurmes hervorschlüpfen, und gleich darauf quoll eine ganze Schaar unter dumpfem Waffenklirren heraus auf den kleinen Platz, der das Thor von der Straße schied. Der ganze Haufe stürzte der Hauptstraße zu. Jetzt erklangen dumpfe Hufschläge unter dem Thor, Reiter erschienen auf dem Platz, zwei und zwei zogen sie der großen Straße zu. Offenbar hatten Alle Befehl, sich des Weinhofs und des Mittelpunktes der Stadt zu bemächtigen und sich nicht in Nebengassen zu zerstreuen. Sobald die ersten Reiterpaare in die Straße eingebogen waren, wurde es lebendig, der Hufschlag weckte die Schläfer. Einzelne Stimmen erklangen.

Plötzlich rief eine laute Stimme aus dem Reiterzug: „Oestreich! Haus Oestreich über Alles!"

„Oestreich! Oestreich!" heulten Hunderte von Stimmen dem ersten Rufer nach.

„Das war des Conzelmann Stimme?" flüsterte der Stadtschreiber seinem Freunde zu, „der Conzelmann stieß den ersten Ruf aus!"

In dem Augenblick wurde die große Nothglocke angezogen und schickte ihre hallenden Töne über die Stadt. Die Wächter aber auf den Weichthürmen stießen in ihre Hörner mit aller Macht, als wollten sie die streitbaren Ulmer Herren, die längst in ihren Gräbern schliefen, vom Tode auferwecken und aufrufen zur Vertheidigung ihrer Stadt. Hastig und unordentlich sprengten noch immer Reiter durch das Gögglinger Thor in die Stadt.

„Otto! Otto!" bat der Stadthauptmann.

„Noch nicht! noch nicht!" weigerte sich der Stadtschreiber fest.

Wildes Kampfgetöse klang jetzt nieder aus der Stadt.

„Sie sind an der Kette, nun stehe Gott dieser guten Stadt und uns bei!" betete der Stadthauptmann.

Der hallende Ruf: „Oestreich! Oestreich!" der die ganze Länge der Straße bis zum Thor niederdonnerte, antwortete dem Stoßgebet des Junkers, wildes Geschrei, Waffengetöse, Pferdehufgestampf, Hörnerschall und Glockenklang folgte dem Feldruf.

„Otto! Otto!" bat der Stadthauptmann fast flehend.

Der Stadtschreiber stand wie von Stein, die dunkel gähnende Wölbung des Gögglinger Thores fest im Auge; endlich neigte er sich zu dem Stadthauptmann und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr, dieser gab den Befehl weiter; langsam lief er durch die Reihen der Speerträger. Immer lauter und wüster wurde das Geschrei und das Getöse des Kampfes; da kam die erste Botschaft, der Junker Röbel war es, ihn sandte sein Ohm, der alte Ritter Ulrich, er stand gut oben, die Kette, welche man gegen den Reiterangriff quer über die Straße gezogen, hielt; hinter ihr schlugen sich die Ulmer wie Bären, der alte Ritter Krafft hatte den Befehl übernommen. Andere Botschaften lauteten weniger gut, der Conzelmann hatte mit seines Hauses Mundmannen durch eine Seitenstraße vordringend den Rothenhof am Stege angegriffen und kämpfte dort; auch die Mundschaften der Welser und anderer östreichischer Junker waren im Gefecht, nur der Ehingerhof hatte sich nicht geöffnet, der greise Junker Erwein Ehinger hatte in der letzten Stunde noch Gegenbefehl gesendet von seinem Hause auf der Heerdbruckergasse.

Herr Otto Roth hörte das Alles mit an, es schien ihn nicht zu rühren, plötzlich hub er die Streitart in der gepanzerten Rechten empor und rief mit Donnerstimme: „Ulm wacht! Ulm wacht!"

„Ulm wacht!" vorwärts alle Rotten!" befahl der Stadthauptmann.

Mit einem Tritt trat die ganze bewaffnete Masse vor auf den Platz am Thor und stellte sich, rechts und links die Seiten-Gassen deckend, in einer dichten Hecke auf.

Der Junker Röbel Krafft warf sich mit zehn oder zwölf Mannen in den Thorthurm, den die leichtsinnigen Feinde nicht einmal besetzt hatten. Das Fallgatter aber wurde nicht niedergelassen und die Zugbrücke wurde nicht aufgezogen, der Ausgang also blieb frei; so hatte es der Stadtschreiber befohlen.

Unten stand Herr Otto Roth, die Streitart in der Faust, dicht am innern Thor auf einem Prellstein, und die Rottmeister der Handwerksgenossen sahen nur auf ihn, denn der Stadthauptmann war in das Innere der Stadt geeilt, um den Plan, der bis jetzt völlig gelungen war, nun zum glücklichen Ende zu führen. Dieser Plan war jetzt klar genug: der Roth ließ den Ueberfall, der ihm verrathen war, geflissentlich eindringen in die Stadt, an der Kette sollte er aufgehalten, dann geworfen und endlich durch die Hecke der Speerträger hinaus getrieben werden durch das Thor, welches man geflissentlich offen hielt. Herr Roth wollte den Schelklinger Grafen und andere Häupter des Adels, die dabei wa-

ren, nicht gefangen nehmen, er wollte sie entrinnen lassen, denn ihre Gefangenschaft würde Ulm in schlimme Verwickelungen gebracht haben, dagegen wollte er sich aller Ulmischen Junker, die zu Oestreich hielten, bemächtigen.

Wie ein Symbol des höchsten Wächter- und Schutzamtes der Stadt lehnte Herr Otto Roth an dem Pfeiler des inneren Thores, sein Herz klopfte gewaltig, aber er rührte sich nicht, der große Moment war da.

Plötzlich wurde es hell in den Straßen, und zu gleicher Zeit sprühte helles Licht nieder von dem Thorthurm, aus dessen Luken und Scharten der Junker Röbel Fackeln ausstecken ließ.

„Festgestanden, Ihr guten Männer von Ulm," rief der Stadtschreiber, „für die Stadt! für die Stadt! Ulm wacht!"

„Ulm wacht! Ulm wacht!" antworteten die Speerträger.

„Ulm wacht! Ulm wacht!" klang es aus der Stadt deutlich wieder, schon den Feldruf der Oestreicher übertönend.

„Der Stadthauptmann ruft!" schrieen die Marrner und stellten sich, die Speere zum Stoß senkend, fest auf den linken Fuß.

Gleich darauf kam ein lediges Roß die Straße herunter geprescht in vollem Lauf, einen Augenblick stutzte es, dann schnob es, sich aufbäumend, in wilden Sätzen unter dem Jubelgeschrei der Marrner durch die Reihe und verschwand unter dem Thurm. Dem Roß folgten einzelne Fußknechte, auch sie stutzten bei dem Anblick der eisernen Hecke, deren Spitzen und Stacheln rothglüheten im Schimmer der Fackeln, unter dem Hohngeschrei der Speerträger flohen sie hindurch unberührt. Dann kamen einzelne Reiter und ganze Haufen von Knechten. Offenbar waren die Oestreicher oben geschlagen.

„Junker Rehme!" schrieen die Marrner, „wohin so eilig?"

Ein Speerstoß warf das Roß nieder, der Junker selbst wurde gefangen und gebunden ins nächste Haus geführt.

Für jeden flüchtenden Ritter hatten die Ulmer ein höhnendes Wort, das sie ihm mit auf den Weg gaben, die Ulmischen Junker dagegen, die flüchten wollten, wurden sämmtlich niedergeworfen und gefangen.

Da galoppirte ein starker Trupp die Straße nieder, die rothen Kreuze machten den Schelklinger kund, voran Graf Conrad, der Helm war ihm vom Haupt geschlagen, er blutete heftig und hielt sich im Sattel, krampfhaft mit beiden Händen in die Mähnen seines Rosses fassend.

„Dank Euch, daß Ihr doch noch zu meiner Hochzeit gekommen, Graf Conrad!" rief ihm der Stadtschreiber mit tiefer Stimme zu. Der Graf schaute auf bei dem Hohnwort, sein Roß trug ihn vorüber. Aber die Marrner hatten das Wort vernommen und jubelnd schrieen sie: „Rothe Hochzeit! Rothe Hochzeit!" Und wenn sie die Junker niederwarfen, so sagten sie höhnend, die Herren seien zur rothen Hochzeit geladen und dürften das Fest so früh nicht verlassen.

Da jagte auch der Ritter Anno Summerwunne heran, der Stadt geschworener Feind, Ulms Todfeind; langhinflatternd flog sein weißes Panzerhemd im Nachtwind; des zersprungenen Schwertes Griff in seiner Hand zeigte, daß er sich tapfer gewehrt.

„Summerwunne! Summerwunne!“ heulten die Ulmer Speerträger.

„Ritter Anno, die Stadt Ulm schenkt Dir Leben und Freiheit!“ donnerte die Stimme des Stadtschreibers.

Schäumend vor Zorn hielt der alte Edelmann sein Roß mit übermächtiger Anstrengung, dann trieb er's gegen den Stadtschreiber. Der aber schmetterte von der Höhe des Prellsteins, auf dem er stand, herab mit seiner Streitaxt einen wuchtigen Hieb auf die Eisenhaube des Pferdes, der diese zerbrach und das Pferd augenblicklich todt niederwarf.

„Rette zu Fuß das geschenkte Leben, die geschenkte Freiheit, wenn Du nicht reiten magst!“ höhnte der Stadtschreiber.

Der Strom der Flüchtlinge riß den Ritter mit sich fort durch das Thor, über die Brücke. Immer dichter und wilder wurde jetzt die Flucht, aber immer enger wurde die eiserne Dornengasse der Speerträger auf Befehl des Stadtschreibers.

„Keiner darf heraus, den wir behalten wollen, Ihr guten Leute von Ulm!“ rief der Stadtschreiber, „und sollten wir sie nur einzeln durchlassen!“

Der Jubel der Mannen sagte ihm, daß sie ihn verstanden: „Rothe Hochzeit! Rothe Hochzeit!“

„Sie werden an die rothe Hochzeit denken!“

Wer flüchtete, kam durch, wer angriff, wurde niedergestoßen; nur die Ulmer Junker wurden gefangen.

Da kam's mit regelmäßigem Hufschlag heran.

„Rechts und links ausfallen, zwei und zwei!“ tönte die laute Stimme des östreichischen Voigts im Burgau.

„Für die Eller! Für Eller!“ antworteten die Reiter des Ritters Burkhardt von Ellerbach.

„Steht fest!“ schrie der Stadtschreiber, der den geübten Kriegsmann gleich erkannte, „streckt die Speere vor, Ulm wacht!“

Die Ellerbachschen Reiter rasselten gegen die Lanzenwand der Handwerksgenossen.

Da sprengte Herr Burkhardt heran, er wollte sein schäumend und hauend Roß halten, das im Schmerz der empfangenen Wunden tobte, er vermochte es nicht.

„Freien Paß für den Voigt des Fürsten von Oestreich!“ klang die tiefe Stimme des Stadtschreibers, und seine gepanzerte Hand streckte sich schützend aus über den Ritter.

„Rothe Hochzeit! Rothe Hochzeit!“ heulten die Speerträger.

Herr Burkhardt von Ellerbach und seine letzten Reiter flohen durch das Thor.

„Der Junker Conzelmann ist gefangen!“ rief der Stadtknecht Hoyer dem Stadtschreiber zu.

„So ist dieses Werk hier zu Ende!“ antwortete dieser. Dann befahl er mit lautem Ruf: „Die Zugbrücke herauf, das Gatter nieder, Ulm wacht!“

Eine Abtheilung der Marrner besetzte den Gögglinger Thorthurm; als sie eingezogen, sprang der Stadtschreiber von dem Prellstein und schritt über den Platz, wo noch immer einige verspätete Flüchtlinge zu Gefangenen gemacht oder niedergeschlagen wurden.

Junker Röbel gesellte sich zu dem Stadtschreiber, der seinen Stadtknecht fragte: „Sind die Herren versammelt?“

„Sie sind es, gestrenger Herr!“ antwortete dieser, „und sind, Eurem Befehl gemäß, fortwährend von dem Stand des Kampfes unterrichtet worden!“

„So geh' und heiß' die Glocken schweigen, Ruhe in Ulm überall!“ befahl der Roth.

Da kam ihm der Stadthauptmann entgegen, von Junkern, Rottmeistern und Fackelträgern begleitet; sein Anblick verrieth, daß er dem Kampf nicht unthätig zugesehen; schweigend reichten sich die Männer die Hand und sahen sich in's Auge. Der Blick galt mehr, als die feurigen Glückwünsche, mit denen Alle den Stadtschreiber begrüßten.

„Laß alle Mundschaften und alle Knechte auseinandergehen, Ulrich,“ flüsterte der Stadtschreiber, „die Rotten der Handwerksgenossen halte zusammen, die Bierschröter und Marrner besetzen die Pfalz und lassen Niemanden ein, der nicht das Wort hat, das Wort ist: So straft Ulm! Hörst Du!“

Der Stadthauptmann entfernte sich, der Stadtschreiber aber ging, von einem sich immer vergrößernden Haufen begleitet, durch die Straße, in welcher der kurze, aber heftige Kampf getobt, Alle erzählten von den Erlebnissen und namentlich von dem kühnen Angriffe des Schelklinger Grafen, der gegen die Kette anspringend sie endlich wirklich durch die Wucht seines Rosses im heftigen Anprall zerrissen; aber der Ritter Ulrich Krafft hatte fester gehalten, als die Kette, und mit einem Hieb seines Morgensterns den Helm des Grafen zerschmettert.

Jetzt erst dachte der Stadtschreiber seines jungen Weibes, er sendete den Junker Röbel Krafft mit einem Gruß nach dem Rothenhof und ging nun nach der Pfalz. Vor dem Thor derselben, wo ihn der Stadthauptmann und Hoyer erwarteten, entließ er die, welche ihm gefolgt waren, und ermahnte sie nach Hause zu gehen.

Eben erklang das Laudesgeläut, oder die Matutin, die Frühmette, es war also etwa vier Uhr Morgens; mit bleichem und ernstem Antlitz trat der Roth durch die Bogenthür in den ersten Hof der Pfalz. Dort hatte der Stadthauptmann die Marrner aufgestellt, die zum Theil am

Gögglinger Thor gefochten hatten. Der Roth blieb einen Augenblick vor der Reihe stehen.

„Ihr seid gut Ulmisch," sagte er dann mit einem merkwürdig ernsten und fast traurigen Ausdruck, „Alles für Ulm, Alles für Ulm!"

„Alles für Ulm, gestrenger Herr!" antworteten die Handwerksgenossen mit gedämpfter Stimme.

„Wir haben Ulm gerettet, auf Euch kann ich, und Ihr könnt auf mich zählen!"

Der Roth fragte nicht, er sagte es, und dieses Wort war das höchste Lob für die Handwerksgenossen, der Roth stellte sie sich gleich, und sie wußten fast Alle augenblicklich, was das zu bedeuten hatte. Es giebt Augenblicke, namentlich Zeiten gemeinsam großen Handelns, wo sich die Menschen verstehen auch ohne Worte.

„Rothe Hochzeit!" antworteten die Mannen bedeutungsvoll.

Der Stadtschreiber und der Stadthauptmann traten in die Halle, ein Speer senkte sich ihnen entgegen.

„So straft Ulm!" flüsterte der Stadthauptmann.

Die beiden Freunde kamen in den hell erleuchteten Rathssaal; die Junker von der Schöffenbank, von der Rathsbank und der Gemeindebank waren alle versammelt; sie eilten den Eintretenden entgegen, schüttelten ihnen die Hände und beglückwünschten namentlich den Stadtschreiber lebhaft.

„Wahrlich!" rief der Bürgermeister Gwärlich, „will's Euch jetzt gestehen, Bruder Roth, daß mir bang genug zu Sinne gewesen, seit Ihr mir den Handel vertraut; Gott segne Ulm und schenke dieser Stadt immer so kluge und treue Diener, wie Ihr seid."

„Laßt das, Herr Gwärlich, laßt das," wehrte der Stadtschreiber den Dank ab, „der Stadthauptmann verdient Euren Dank bisher, er hat Alles gethan, Alles angelegt und vollendet; Ulrich Ströhlin und unser lieber alter Ritter Krafft haben Ulm's Dank verdient; mein Werk ist noch zu thun!"

„Nicht so, nicht so," sagte der Stadtschultheiß dagegen, „wir wollen der Stadt Dank den beiden tapfern Männern nicht schmälern, aber wir Alle wissen, was wir Euch schuldig sind; wohl habt Ihr noch ein Werk zu thun, edler Roth, ein Werk, für das Euch erst unsere Kinder recht danken werden; jetzt sprecht!"

Alle zum Regiment der Stadt gehörenden Junker waren versammelt und traten dicht um den Stadtschreiber; dieser aber sprach mit lauter Stimme: „Herren und Freunde, Ihr wißt Alle, was sich begeben hat in dieser Nacht: diese unsere Stadt ist ungewarnt, ohne Aufkündigung des Friedens, überfallen worden, unser Leben, unsere Freiheit waren in höchster Gefahr, unser Herr Gott hat sie abgewendet, aber es ist Blut dabei geflossen, und das schreit zum Himmel! Herren und Freunde! Die Stadt Ulm ist reich und mächtig, und darum hat sie

ihre Feinde; Feinde wird sie stets haben, die da trachten werden, sie unter ihre Botmäßigkeit zu bringen; diese Stadt aber kann sich ihrer Feinde nur dann erwehren, wenn die Feinde keine Freunde finden innerhalb der Mauern dieser Stadt, darum ist es unsere, des Regimentes heilige Pflicht, dafür zu sorgen, daß kein Feind Ulm's Freunde findet in dieser Stadt, wenn ihm ein Angriff gelüstet. Ist das auch Eure Ansicht?"

„Sie ist es!" antworteten die Junker einstimmig.

„So müssen wir ein Gericht hegen über diejenigen unter uns, welche dem Feind, der uns in dieser Nacht überfiel, Hülfe und Beistand leisteten. Herren und Freunde, das ist ein ernstes Ding, denn die Männer, um deren Anklage es sich hier handelt, sind angesehen in dieser Stadt; sie haben zum Theil zahlreiche Mundmannen und viele Knechte, sie sind mit uns selbst versippt, und ihre Namen haben einen guten Klang im Lande; aber wer Ulm groß und frei machen will, der darf Alles das nicht ansehen, und deshalb müssen die Männer vor ihr Gericht gestellt werden!"

„Sie müssen es! Ulm über Alles!" antworteten die Junker.

„Das Gericht", fuhr der Stadtschreiber noch ernster als bisher fort, „muß sofort gehegt werden, die Strafe muß der That folgen auf dem Fuß; wir müssen strafen und dürfen keine Fürbitten annehmen, ja, wir dürfen nicht einmal in die Lage kommen, Fürbitten zu hören; das Wohl der Stadt heischt unerbittlich ein sofortiges Gericht! Das habe ich Euch sagen wollen, in Euren Händen liegt Ulm's Zukunft!"

„Laßt die Bänke stimmen, ob wir zur Zeit Gericht hegen sollen," rief der Bürgermeister, „der Stadtschreiber verlangt es in gemeiner Stadt Namen!"

Die Junker traten in drei Gruppen zusammen, der Stadtschreiber blieb allein in der Mitte des Saales stehen, offenbar waren die Herren nicht einig, namentlich sträubten sich die alten Herren von der Schöffenbank gegen ein Gericht im Dunkel der Nacht, gewohnt nur nach dem Brauch zu richten, wollten sie nichts wissen von einem Gericht, das so gegen den Brauch verstieß. Endlich rief der Bürgermeister, der im vollen Rath den Vorsitz hatte: „Was wünscht die Gemeindebank?"

„Die Gemeindebank ist einstimmig für augenblickliche Hegung des peinlichen Gerichts!" antwortete der Stadthauptmann, als Vorsitzender der Gemeindebank, auf der diejenigen zwölf Junker saßen, welche von den Handwerksgenossenschaften gewählt, diese im Rath zu vertreten hatten.

„Was sagt die Rathmannenbank?" fragte der Bürgermeister wieder und antwortete sich dann selbst, denn er saß den zwölf Junkern, welche den eigentlichen Stadtrath bildeten, selbst vor: „Die Rathmannen gemeiner Stadt sind für sofortige Hegung des Gerichtes!"

Es war eine Minderheit von drei Stimmen auf der Bank.

„Was entscheidet die Schöppenbank?" fragte der Bürgermeister zum dritten Male.

„Hegung des Gerichts zur Stelle!" antwortete der Reichsschultheiß, der dieser ebenfalls aus zwölf Junkern gebildeten Bank, welche das eigentliche Gericht war, vorstand.

Die Schöppenbank war getheilt, aber die Stimme des Schultheißen gab bei Gleichheit den Ausschlag.

„Laßt die Frohnboten eintreten," befahl der Bürgermeister, „der ganze Rath bildet den Umstand!"

„Laßt auch von den Handwerksgenossen eintreten, auf deren Speeren in dieser Nacht das Heil der Stadt beruhte!" rief der Stadtschreiber.

„Es sei dem so!" entschied der Bürgermeister.

Die Frohnboten traten ein und stellten einen Tisch vor die Bank am oberen Ende des Saales, auf den Tisch legten sie einen weißen Stab. Zahlreich füllten die eintretenden Marrner den Hintergrund des Saales.

Der Reichsschultheiß und die Schöppen legten ihre Schwerter ab und nahmen Platz; vor dem Tisch saß auf einem Stuhl der Reichsschultheiß mit bedecktem Haupt, den Mantel um die Schultern, die Beine übereinandergeschlagen, rechts und links neben ihm auf der Bank saßen ebenso die Schöppen, alle mit dem Gesicht nach Morgen; der Platz, auf dem sie saßen, wurde eingehegt durch eine Schnur, welche die Frohnboten hielten. Der Platz war heilig und durfte nicht betreten werden. Alle, welche diesseits der Schnur standen, hießen der „Umstand", hier war der ganze Rath und die Marrner der Umstand.

Da schlug der Reichsschultheiß mit dem weißen Stabe auf den Tisch und fragte unter tiefer Stille, einen der Schöffen beim Namen aufrufend: „Ulrich Krafft, ist es Zeit das Ding zu eröffnen?"

Er fragte absichtlich den Ritter Ulrich, denn, wie schon bemerkt, hielten es mehrere Schöffen für zu früh; nach rechtem Brauch mußte das Ding zwar bei steigender, aber scheinender Sonne eröffnet werden. Ritter Ulrich indessen antwortete ruhig: „Ihr könnt das Ding eröffnen, wenn Ihr von Gott die Gnade und vom Kaiser die Macht dazu habt!"

Da erhub der Reichsschultheiß seinen Stab und sprach feierlich: „So hege ich denn hier ein recht Geding von unseres lieben Herrgotts wegen, von wegen unseres gnädigsten Herrn Kaisers und auch von Gerichts wegen. Ich verbiete Alles, was ich verbieten soll, und erlaube Alles, was ich erlauben soll. Ich verbiete unziemliche Worte und überflüssige Rede und zeige den Schöffen an, daß ich das verboten habe. Ich frage: ob ich dies Geding so gehegt habe, daß ich uns einen Frieden wirken mag!"

Da antworteten die Schöffen alle zusammen: „Ihr habt das Geding so gehegt, daß Ihr uns einen Frieden wirken könnt!"

„So wirke ich uns denn," fuhr der Reichsschultheiß fort, „einen Frieden von wegen unseres lieben Herrgotts, von wegen des gnädigsten Herrn Kaisers und von Gerichts wegen. Ich wirke hier einen Frieden dem Richter auf dem Stuhl, den Schöffen auf der Bank und allen denen, so jetzt zugegen sind oder noch sein werden, auch allen denen, so sich heut an Gleich und Recht genügen lassen. So aber Einer wäre, der diesen Frieden bräche, dem soll man mitfahren als einem Friedebrecher, er sei Mann oder Weib. Ich frage, ob ich diesen Frieden also gewirkt habe, daß er soll und mag zu Hülfe kommen allen denen, die gegenwärtig sind oder sein werden, auch allen denen, die sich an Gleich und Recht wollen genügen lassen?"

„Ihr habt ihn gewirkt also!" antworteten die Schöppen wie vorher alle auf ein Mal.

„Wer klagt?" fragten die Frohnboten.

„Ich klage!" sagte der Stadtschreiber.

„Wer bist Du?"

„Otto Roth, edel- und freigeboren."

„Was klagst Du?"

„Ich klage Mord, Todtschlag und Verwundung, Verrätherei, Friedbrechen und Friedbruch!" sagte der Stadtschreiber langsam.

„Wer zeugt mit Dir?"

„Die Verbrecher sind alle ergriffen auf handhafter That und gefestet in des Gerichtes Hand!"

Aller Blicke ruhten auf dem Stadtschreiber, Einigen entfuhr ein Schreckensruf, denn Viele mochten geglaubt haben, daß sich die Beklagten zum Theil gerettet, oder daß sie, minder betheiligt, der schwersten Ahnung entrinnen konnten. Auf handhafter That ergriffen unter solcher Anklage, war keine Rettung mehr möglich. Das Gericht war nun nichts weiter als eine Formalität. Auf Befehl des Richters wurden jetzt die Gefangenen eingeführt, einundzwanzig Junker der Stadt Ulm, Alle mit den Schöppen und Richtern und dem Umstand verwandt, bekannt und verschwägert. Sie vermochten nicht zu läugnen, wessen sie beklagt wurden, sie versuchten es auch nicht, es wäre überflüssig gewesen, die im Kampf empfangenen Wunden zeugten schon gegen sie, sie waren eben auf handhafter That ergriffen. Einige schienen verzagt, die meisten waren trotzig, finster grollend blickten sie auf den Stadtschreiber; der Junker Conzelmann zürnte laut und mußte zur Ruhe verwiesen werden, die meisten von ihnen aber glaubten doch nicht, daß es ihnen an's Leben gehen werde.

Der Reichsschultheiß erklärte nun, die Klage sei begründet, die Missethäter auf handhafter That ergriffen, die Sache sei bewiesen, und befahl den Schöppen, das Urtheil zu finden. Da standen die Schöppen auf, legten ihre Mäntel ab und besprachen sich untereinander, riefen auch

mehrere von dem Umstand herzu, berathschlagten und fanden endlich das Urtheil.

„Wir haben das Urtheil gefunden!" sagte mit lauter Stimme Ritter Ulrich Krafft.

„Was für ein Urtheil habt Ihr gefunden!"

„Der Stadthauptmann soll die Beklagten nehmen und ihnen das Haupt abschlagen lassen mit dem Beil!"

Ein lauter Schrei ertönte, das Urtheil aber wurde gevollbordet, denn die Schöppen traten einzeln und stehenden Fußes an den Tisch und legten zum Zeichen ihrer Zustimmung einen Finger auf den Bord desselben. Niemand wagte das Urtheil zu schelten, das nunmehr der Reichsschultheiß den Verurtheilten verkündete. Darnach wurde das Gericht mit derselben Feierlichkeit geschlossen, mit der es eröffnet worden.

Als das Gericht geschlossen war und die Verurtheilten, die noch nicht wußten, daß die Vollstreckung des Urtheils sofort erfolgen würde, fortgeführt worden waren, ertheilte der Rath dem Stadtschreiber noch den Auftrag, von seinetwegen der Hinrichtung beizuwohnen.

„Ich kenne meine Pflicht!" entgegnete Herr Otto Roth, „morgen in unserer gemeinsamen Sitzung werde ich dem Rath berichten, wie Ulm gestraft hat, aber ich werde dann auch fragen, wie Ulm die Männer zu belohnen gedenkt, die heute Ulm gerettet haben mit ihren starken Speeren und unverzagten Herzen!"

„Wir werden Eure Vorschläge hören, edler Roth!" sagte der Reichsschultheiß.

„So werde ich," sprach Otto Roth mit erhobener Stimme, „dem Rath erklären, daß die Handwerksgenossen, wie freie und muthige Männer für die Stadt streitend, bewiesen haben, daß sie der Mundschaft entwachsen, ein Recht darauf haben, sich selbst durch ihre eigenen Meister im Rath zu vertreten."

Ein lauter Jubelruf der Marrner erscholl, aber er verstummte plötzlich, denn herrisch befahl der Stadtschreiber: „Ruhe, noch sitzt Ihr nicht im Rath, Ihr habt noch kein Recht, hier zu reden, merkt Euch, daß man die Form achten muß, wenn man ein Recht erhalten will!"

Keiner der Marrner öffnete den Mund.

In großer Aufregung trennte sich der Rath.

Zwei Stunden später etwa ging ein bleicher stiller Mann langsam von der Pfalz nach dem Rothenhof am Stege, ein einzelner Diener folgte ihm — das war der Junker Otto Roth, der Stadtschreiber von Ulm! Er hatte einundzwanzig Köpfe fallen sehen, einundzwanzig Köpfe!

Rothe Hochzeit, ja wohl, rothe Hochzeit!

Cap. XV. Die Tage nachher.

Seltsam genug sah's aus in der Stadt Ulm in den Tagen, welche auf die „rothe Hochzeit" folgten; eine Anzahl von Geschlechterhöfen war ganz geschlossen, denn die Besitzer gehörten entweder zu den einundzwanzig, welche ihre Zuneigung zu dem Hause Oestreich in des Stadtschreibers blutiger Hochzeitnacht mit dem Kopf gebüßt hatten, oder sie hatten die Stadt flüchtig verlassen, denn ein furchtbarer Schrecken war über sie gekommen, als sie vernommen, was jenen in der Pfalz geschehen. Die Freunde und Anhänger der Gerichteten und Geächteten aber wagten kaum, sich sehen zu lassen, obwohl sie gar nichts zu fürchten hatten, und saßen still verschlossen in den entlegensten Gemächern ihrer Behausungen, dem blutigen Roth und seinem Anhang fluchend in ohnmächtigem Groll.

Niemand redete laut von den Gerichteten, aber es ging wie eine furchtbare Sage durch die Stadt, der Stadtschreiber Otto Roth habe funfzig Geschlechter hinrichten lassen in jener Nacht, auf dem innern Hofe der Pfalz, und als der Arm des Henkers erlahmt sei bei den Letzten, da habe der Roth seinen Mantel abgeworfen, das Henkerbeil ergriffen und die Letzten selbst abgethan, indem er gesagt: „Alles für Ulm!" Die Sage hatte übertrieben, der Roth hatte der Execution schweigend zugesehen, aber in der Sage klang das wieder, was man sich versehen zu können glaubte von der unerbittlichen Strenge des mitleidlosen Stadtschreibers. Die Marrner, von denen eine Rotte den Hinrichtungen beigewohnt, galten neben dem Roth für die Retter Ulms in jener Nacht, sie aber schwiegen über das, was auf der Pfalz geschehen war, hartnäckig; dagegen hielten sie, wie alle Genossenschaften der Handwerker, fest zu dem Roth, der ihr Stolz und ihre Hoffnung war. Niemand durfte wagen, sich ungünstig über den Stadtschreiber zu äußern, wo Einer von ihnen zugegen war.

Die mächtigen Sippen der Rothe, der Kraffte, der Ströhline und Gwärliche hielten fest zusammen, und der ganze Rath folgte dem Einfluß des Stadtschreibers, durch den er zu einer kühnen und fruchtbaren Politik hingerissen wurde. Persönlich verhandelte der Stadtschreiber mit den hervorragenden Mitgliedern der Genossenschaften, und langsam, aber sicher wurde die Umwandlung der Handwerksgenossenschaften in Zünfte, d. h. in verbundene Genossenschaften verschiedener Handwerker mit politischen Rechten und Pflichten, durchgesetzt.

Die Handwerksgenossenschaften wußten wohl, warum sie so fest zu dem Otto Roth hielten; durch ihn, durch den eisernen Aristokraten erhielten sie die lange eifrig erstrebten und eben so lange beständig verweigerten politischen Rechte; Herr Otto Roth setzte die Zunftmeister unter die edeln Geschlechter auf die Gemeindebank. Aber er machte keine

Zugeständnisse an die Demokratie damit, im Gegentheil, die Bank der Zunftmeister, seine Schöpfung, wurde ein mächtiger Wall für die regimentsfähigen Geschlechter gegen die Handwerker, er machte die Zunftmeister zu Aristokraten, die eifersüchtig über ihren neuen Ehren und Rechten wachten.

Auch die auswärtige Politik des Stadtschreibers bewährte sich vollkommen; es war kein Ritter von Bedeutung bei dem Ueberfall getödtet oder gefangen worden; Ulm beobachtete ein tiefes Stillschweigen, es klagte nicht über den verrätherischen Angriff; der Graf von Schelklingen und Ritter Burkhardt der Voigt waren zwar empört über das Nichtgelingen des Anschlags, aber sie wußten's dem Roth doch Dank, daß er nicht noch klagte, und Herr Albrecht von Oestreich, der darauf aus war, sich jetzt die Kaiserkrone auf's Haupt zu setzen, schickte den Abt von Muri nach Ulm, um mit dem klugen Stadtschreiber von Ulm zu verhandeln.

Ulm war keine königliche Pfalzstadt mehr, es war thatsächlich schon eine freie Stadt an einer ehemaligen Reichspfalz, aber ihre Freiheit war eine bestrittene, sie hatte noch keine rechtliche Stellung im Reich. Der Grund zu dieser rechtlichen Stellung, zur Reichsstandschaft, wurde in den Unterredungen zwischen dem Abt von Muri und dem Stadtschreiber gelegt. Je mehr sich die Erfolge der Rothischen Politik zeigten, desto zuversichtlicher folgte ihm der Rath, und auch diejenigen Junker, welche bislang dem kühnen und klugen Manne nur zögernd, mißtrauisch und gezwungen nachgegeben hatten, schlossen sich jetzt inniger an ihn an und unterstützten ihn, Jeder auf seine Weise, lebhaft bei seinen Mühen.

Doch in den nächsten Tagen nach der „rothen Hochzeit", dieser Name blieb die halb geheimnißvolle Bezeichnung der blutigen Nacht, war's noch nicht so weit und Herr Otto Roth war für die große Mehrzahl der Junker, selbst derer, die zum Regiment gehörten, ein Gegenstand tiefen Mißtrauens, was ihn freilich nicht hinderte, sein Bestes für seine Stadt zu thun, ihm aber doch viele Mißhelligkeiten zuzog, die ihm um so unangenehmer fielen, als er eben mit größeren und wichtigeren Dingen beschäftigt war.

Nicht weit vom Frauenthor, dem alten Hofe der Münzer Hausgenossenschaft von Ulm schräg gegenüber, lag das Erbhaus der Conzelmänner, das der Junker Ulrich Conzelmann bei Lebzeiten bewohnt hatte; er bewohnte es noch, denn in der festverschlossenen Flurhalle stand ein einfacher Sarg von rohem Tannenholz, der barg die sterblichen Reste des unruhigen, ehrgeizigen Edelmannes. Eine schwarze Decke lag über dem Sarge, zu Häupten desselben stand ein Leuchter mit zwei, drei Kerzen, zu Füßen des Sarges saßen zwei graue Mönche und beteten die Leichengebete. Eine alte Frau ging ab und zu. Eine Muhme des todten Junkers war's, das einzige Mitglied des Conzelmannischen Ge-

schlechts, das in Ulm zurückgeblieben war, alle Uebrigen hatten, sich mehr oder minder schuldig fühlend, die Stadt verlassen.

Die Leichen der Hingerichteten hatte man deren Verwandten, wenn sie darum baten, ausgeliefert unter der Bedingung, daß sie ohne alles Gepränge, ohne jedes Aufsehen in den frühesten Morgenstunden begraben würden.

Zwei Personen waren noch in der düstern Flurhalle, sie saßen an einem großen Tisch, der mit Speise und Trank besetzt war; Walburg, die Schaffnerin des Junkers Erwein Ehinger, und Rulekin, der Schuster, hielten allein das Leichenmahl für den vornehmen Geschlechter, sonst war Niemand erschienen, und auch sie waren nicht hier mit gutem Willen und dem Todten zu Ehren, sie waren hier auf den Befehl eines Wesens, dem sie in diesem Augenblick Beide nur widerstrebend gehorchten, denn auf der Heerdbruckergasse lag der greise Junker Erwein im Sterben, und Walburg hatte ihn gar ungern verlassen, der Rulekin aber, an Kopf und Arm mehrfach verwundet, hatte sich mühselig hierher geschleppt, Beide gehorchten dem Befehl des Fräuleins Segeband, aber Keiner wußte das vom Andern.

Die alte Jungfrau Conzelmannin ging düster wie die Trauer selbst durch das verödete Erbhaus ihres Geschlechtes, sie hatte keinen Theil an den kühnen Plänen ihres Vetters Ulrich genommen; die alte kluge Geschlechterin hatte den trotzig wilden Verwandten mit scheuer Bitte insgeheim zuweilen abgemahnt von seinem Unternehmen, sie hätte seinen Ehrgeiz gern in andere Bahnen einlenken sehen, aber die Stellung der Frau war überhaupt damals nicht eine solche, daß ihr Wort von Gewicht hätte sein können, und dann war der wilde Ulrich Conzelmann, bezaubert von Segeband's Reizen, trunken von Ehrsucht, der Letzte, der auf die leise Mahnung der alten Muhme hörte. Die Conzelmannin hatte vorausgesehen, was sich ereignen würde, so fest und sicher voraus gewußt, daß sie durch nichts überrascht wurde; man sagte in Ulm, sie habe schon den Sarg für den Ulrich drei Tage vor der rothen Hochzeit im Hause gehabt. Zuversichtlich hatte sie die Leiche ihres Verwandten von dem Stadtschreiber verlangt, sie wußte, daß er ihr dieselbe nicht vorenthalten würde; sie hatte für Speise und Trank gesorgt, reichlicher als nöthig war, denn sie hatte auf ein zahlreicher besuchtes Leichenmahl gerechnet. Aber der sterbliche Theil des Junkers stand länger, als gebräuchlich war, über der Erde, und sie machte keine Anstalt, ihn in der Familiengruft beisetzen zu lassen, welche sich bei einer kleinen Kirche, etwa eine Stunde von Ulm, befand; die Conzelmänner hatten allda ein Gut. Als am Abend des fünften Tages nach der rothen Hochzeit die Walburg eintrat, die, wie in allen Geschlechterhöfen Ulms, auch in dem der Conzelmänner wohlbekannt war, schien die Geschlechterin von ihr eine Nachricht oder eine Botschaft zu erwarten; beinahe ängstlich lud sie dieselbe endlich ein, Platz zu nehmen an dem Tisch,

auf dem das Leichenmahl gerüstet war. Rulekin, den Schuster, der namentlich in letzter Zeit viel aus- und eingegangen bei ihrem todten Vetter, beachtete sie kaum.

So saßen denn diese beiden Menschen allein beim Leichenmahl des vornehmen Junkers, sie aßen und tranken, schweigend, in Gedanken versunken, aber des Verstorbenen kaum gedenkend. Walburg war mit ihren Gedanken an dem Bette ihres sterbenden Herrn, des Junkers Erwein Ehinger, der in wüthenden Zorn ausgebrochen war, als sie ihn gegen Abend verließ, der vielleicht alle die günstigen Bestimmungen, die er in Bezug auf seine Verlassenschaft für Walburg getroffen, in der letzten Stunde noch umstieß und sie so um die Frucht einer langjährigen Thätigkeit brachte. Innerlich bebte Walburg vor Wuth, aber sie hatte doch nicht gewagt, dem Befehle Segeband's zu trotzen, der sie an den Sarg Conzelmann's bannte.

Noch schwerer war dem Schuster Rulekin der Gehorsam geworden; ja, er hatte dem ersten Boten, den ihm Segeband sendete, getrotzt und erklärt, er könne dem Befehl nicht Folge leisten, er könne, wund und krank, sein Lager nicht verlassen; da hatte ihm Segeband durch seine Tochter, die kleine Lylse, das heidnische Götzenbild aus Baumwurzel geschnitzt, das wir schon ein Mal in seiner Hand sahen, zugesendet, und mit innerem Widerstreben war der wunde Mann in Nacht und Kälte, dem Gebot der Herrin gehorsam, in das Conzelmannische Haus gegangen.

Da saß der unselige Mann, mit sich selbst schwer zürnend, daß er nicht den Muth gefunden, der dämonischen Macht zu trotzen, welche das Zauberweib von Schelklingen über ihn übte, obgleich er fest entschlossen gewesen, sich den Banden zu entreißen, mit denen sie ihn verstrickt. Die Erlebnisse der letzten Tage hatten einen merkwürdigen Eindruck auf den armen Menschen gemacht. In jener blutigen Hochzeitnacht des Stadtschreibers hatte der Teufelsgildemeister, wie wir wissen, seine Genossen geführt und hatte geglaubt, den Kampf benutzen zu können zur Erlangung von Waffen und Wehr. Es war aber anders gekommen, der Junker Conzelmann hatte ihn nicht von seiner Seite gelassen, die Knechte und Mundmannen des Geschlechters hatten die Mitglieder der Teufelsgilde in ihre Reihen genommen, und so hatte er den Angriff mitgemacht, den der Conzelmann auf dem Rothenhof am Stege unternahm, theils um sich an seinem Todfeind zu rächen, demselben einen empfindlichen Schlag zu versetzen und ihn wo möglich gefangen zu nehmen; theils aber auch, um auf einem anderen Wege zum Weinhof zu gelangen. Conzelmann wußte ja nicht, daß dem Roth sein ganzer Anschlag verrathen war. Am Stege aber war der Kampf sehr bald im höchsten Grade mörderisch geworden, denn der Rothenhof war stark besetzt, wie wir wissen, und das trefflich bewaffnete Gesinde hielt nicht nur Stand, sondern machte einen siegreichen Ausfall auf die Schaar des Conzel-

mann, die, in furchtbare Enge eingekeilt, weder rück- noch vorwärts konnte, weil einige Rotten der Lanzenträger aus den Handwerksgenossenschaften ihr in den Rücken gekommen waren. Der Junker Ulrich Conzelmann hatte sich wie ein Bär gewehrt, bis zum Thor des Rothenhofs hatte er sich Bahn gebrochen, fast auf der Schwelle desselben war er niedergeworfen worden, und er hätte seine trotzige Seele unter den Fußtritten der Kämpfenden ausgehaucht, wenn man ihn nicht erkannt und gefangen hätte. Dicht neben ihm war der Teufelsgildemeister gefallen, den vorher schon mehrfach Verwundeten streckte ein Keulenschlag nieder, der ihm die Blechhaube zerbrach und ihn schwer betäubte.

Als Rulekin aus seiner schweren Ohnmacht erwachte und wieder zu sich kam, vernahm er dicht an seinem Ohr eine sanfte liebliche Stimme, und als er mühsam die Augen aufschlug, sah er eine weiße Frauengestalt, welche sich tief niederneigte zu ihm, und zu ihm freundlich sprach: „Versuche, ob Du nicht einen Schluck Wein nehmen kannst, armer Mensch!"

Der Teufelsgildemeister glaubte einen der Engel vor sich zu sehen, von denen er unter den Christen gehört, es war aber Frau Jacobine, das junge Gemahl des Stadtschreibers, das nach Beendigung des Kampfes herabgekommen war, die Verwundeten zu pflegen. Rulekin, vor Frost und Fieber zitternd, trank aus dem Becher, den ihm die Geschlechterin bot, und lauschte bang und entzückt zugleich dem süßen Ton der klaren Stimme, mit der sie ihm Muth zusprach. Er saß auf dem Estrich in dem Flurgang des Rothenhofes, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, er faßte mit der Hand nach dem Kopf, der ihm heftig schmerzte. Frau Jacobine hatte ihm bereits ein Tuch darum gewunden, das mit heilkräftigem Wasser benetzt war.

„Versuche, ob Du aufstehen und zum Feuer kommen kannst!" sprach die Geschlechterin milde und reichte dem Verwundeten mit ermuthigendem Lächeln die weiße zarte Hand.

Rulekin wagte nicht, diese Hand zu berühren, doch erhob er sich wirklich, als er aber stand, schwankte er und wäre wieder niedergesunken, wenn ihn nicht auf den Wink der Frau einer der Fackelträger untergefaßt und ihn zu dem Feuer in der Vorhalle geführt hätte.

„Das ist Rulekin, der böse Schuster!" bemerkte einer der alten Knechte des Hauses.

„Es ist ein Verwundeter!" antwortete die Geschlechterin, obwohl sie bei dem Namen zusammenfuhr, denn sie wußte wohl, daß dieser Mann es gewesen, dessen Stimme versucht hatte, ihre Ehre zu beflecken. Tags zuvor hatte sie ihn losgebeten aus der Haft, eben hatte er mit gewaffneter Hand ihr Haus angefallen, aber er war für ihre edle Seele nur noch ein Verwundeter. Alle das fuhr auch dem Teufelsgildemeister durch den Kopf; er schauderte vor der milden Frau, und doch vermochte er sein Auge nicht abzuwenden von ihr: er saß am Feuer und sah ihr

zu unverwandten Blicks, wie sie andere Verwundete verband mit geschickter Hand, oder sie mit Wein labte. Da trat der Junker Röbel Krafft in die Halle; ihn hatte der Stadtschreiber gesendet, wie wir wissen, mit tröstender Botschaft zu seinem jungen Gemahl; er war, nachdem er seinen Auftrag ausgerichtet, nach dem Krafftenhof geeilt, um sein Lieb zu trösten, seine Braut, denn mitten in der Nacht, im wildesten Kampfgewühl, hatte ihm der alte Ritter Ulrich, entzückt über die Kühnheit, mit der sich sein junger Verwandter schlug, die Hand der geliebten Base zugesagt. Jetzt kehrte der Junker zurück in den Rothenhof, die Roth'schen Knechte sagten ihm, daß die gestrenge Frau den schlimmen Schuster von der Heerdbruckergasse verbunden habe und ihn labe. Auf Röbel's Vorstellungen willigte Jacobine ein, daß der Verwundete den Rothenhof verlasse; sie that es aber erst, als ihr der Junker sagte, daß der strenge Stadtschreiber den unseligen Mann jedenfalls in das Gefängniß führen lassen werde, wenn er zurückkehre. Röbel hatte darauf die hübsche Lylse, des Schusters Tochter, aus dem Krafftenhofe geholt, und Lylse hatte ihren Vater nach der Heerdbruckergasse geführt, nachdem ihm Jacobine noch eine Decke zum Schutz gegen die Kälte hatte umhängen lassen. In seinem Hause hatte Rulekin nur zwei von den Genossen seiner Gilde gefunden; sie hatten die Stadt nicht verlassen können und dort ein Versteck gesucht; ihrer Mittheilung nach waren die Andern sämmtlich vor dem Rothenhof erstochen worden im Handgemenge. Rulekin kümmerte sich nicht darum, erschöpft auf seinem Lager liegend, dachte er nur an die Milde, mit der ihm die Frau des Stadtschreibers begegnet, ihre weiße Gestalt, ihr liebliches Gesicht war stets vor seinen Augen, der süße Ton ihrer Stimme klang in seinen Ohren. In ganz seltsamer Weise fühlte er sich bewegt, und wenn neben der reinen Gestalt der edeln Jacobine das verlockende Bild des schönen Zauberweibes von Schelklingen vor seine Seele treten wollte, so wies er es unmuthig zurück. Die Politik des Stadtschreibers, welche sich mit den großen Opfern begnügte, den untergeordneten Helfershelfern der Verschwörung aber gar nicht nachforschte, gestattete dem Schuster nicht nur die nöthige Ruhe, sondern erlaubte auch seinen Genossen die Entfernung aus der Stadt. Es war einer dieser Gilde-Genossen, der als Bote Segebands zu dem Schuster zurückkehrte und ihm in ihrem Namen befahl, am andern Abend bei einbrechender Nacht im Conzelmann'schen Hofe am Frauenthor zu sein. Unmuthig weigerte Rulekin den Gehorsam; da kam am bestimmten Tage die Lylse als Bote und brachte das kleine hölzerne Götzenbild, und der Teufelsgildemeister wagte es nicht mehr, das zu versagen, was man von ihm heischte. So kam es, daß an jenem Abend, grollend auf Segeband und sie doch fürchtend, zwiespältig in sich, der unselige Mann in der Flurhalle saß und, von einer quälenden Angst gefoltert, der weiteren Befehle harrte, zu deren Ausführung ihn das Zauberweib von Schelklingen bestimmt.

Es wurde immer später, immer tiefer versank Rulekin in seine Träumereien, und Niemand störte ihn, plötzlich fuhr er auf und stand regungslos, er hatte eine Stimme vernommen, den Ton einer Stimme, die ihm Grauen machte; verwundert schauten ihn die beiden alten Frauen an, doch ehe sie ihn zu fragen vermochten, wurde drei Mal leise an die Thür geklopft.

Die Conzelmannin öffnete alsbald die mit einem dichten Gitter versperrte Luke neben dem Thor und fragte: „Wer klopft an der Thür des Todten?"

„Wir suchen den Todten!" antwortete eine Stimme, bei deren Klang auch Walburg zusammenfuhr.

„Sie ist es selbst!" sprach der Schuster leise.

Walburg sah ihn durchdringend an, jetzt wußte sie, daß auch Rulekin auf Segebands Befehl hier war, denn es war die Stimme des Zauberweibes von Schelklingen, die sie vernommen.

Unterdessen hatte die Conzelmannin die Thür geöffnet, es traten vier Männer ein, offenbar Knechte, ihnen folgte Fräulein Segeband, einen Eisenhut mit schwarzen Federn auf dem Haupt, in einen langen schwarzen Mantel gehüllt. Ihr Antlitz war bleich, ihre Wangen waren eingefallen, ihre Augen lagen tief in den Höhlen und waren von blauschwarzen Ringen umgeben, aber sie leuchteten in einem fieberhaften Glanze. Rulekin hatte das verführerische Weib noch nie so gesehen, er sah, daß sie viel gelitten haben mußte, aber er fürchtete sich vor ihr und schlug die Augen nieder, als sie ihn anblickte und ein grimmiger harter Zug um ihren Mund zuckte. Im Geiste sah der Teufelsgildemeister neben der Schelklingerin die lichte Gestalt und die lieblichen milden Züge der Frau Jacobine Rothin.

Fräulein Segeband schritt auf den Sarg Ulrich Conzelmanns zu, sie legte sich über denselben und stützte sich mit beiden Händen darauf, so stand sie eine Weile, und Rulekin sah, daß sie heftig zitterte. Die Mönche mochten denken, daß die verhüllte Gestalt bete, sie erhoben ihre Stimmen.

„Schweigt!" befahl Segeband, dann umarmte sie die alte Muhme des Junkers und Walburg bemerkte dabei, daß das Fräulein vollständig geharnischt war wie ein Ritter.

„Nehmt den Sarg auf und folgt mir!" herrschte sie jetzt den Trägern zu und ging nach der Thür, sie winkte Rulekin und Walburg an ihre Seite, beide gehorchten und traten neben ihr hinaus auf die Straße. Fräulein Segeband ging zwischen Rulekin und Walburg, dicht hinter ihnen folgten die Träger mit dem Sarg. Die Thür des Conzelmannischen Hofes hatte sich hinter dem Sarge geschlossen. Es war nicht ganz dunkel, denn es lag Schnee; sie schritten langsam, da dicht am Frauenthor neigte sich Segeband zu dem Teufelsgildemeister, der ihr zur Rechten ging, und sprach leise, indem sie ihm einen schmalen Per-

gamentstreifen in die Hand drückte: „Das ist der Erlaubnißschein des blutigen Roth, Du mußt ihn im Thor zeigen der Wache!“

Gleich darauf wurden sie auch von dem Lanzenträger angerufen, der vor dem niedergelassenen Fallgitter auf und abschritt; Segeband hatte nicht Acht gehabt, daß in demselben Augenblick, da sie sich zu Rulekin neigte, Walburg von ihrer Seite wich und geräuschlos zur Seite trat. Als die Wache anrief, ließ Walburg die offene Thür des Hauses hinter sich zufallen, in das sie unbemerkt geschlüpft war. Es war das Haus des letzten Münzer Hausgenossen, des Meisters Werner Racgillin. Segeband hatte die Entfernung der Walburg nicht bemerkt, sie achtete auf den Rulekin, der den empfangenen Schein vorzeigte. Das Gitter wurde aufgezogen, die Zugbrücke sank nieder und langsam zog der Leichenzug des Junkers Conzelmann darüber hin.

Als der Zug außerhalb der Stadt ein Stück hingezogen war, kamen ihm Reiter entgegen, sie führten eine Schleife mit sich, auf der nun die Leiche des Junkers weiter gebracht wurde, auch Segeband und ihre Knechte stiegen zu Pferde, jetzt erst bemerkte Segeband, daß Walburg fehlte. Rulekin vernahm, daß sie mit den Zähnen knirschte, und hörte deutlich, daß sie sprach: „Die Verrätherin wird ihrem Schicksal nicht entgehen!“

Die Schleife mit dem Sarge fuhr ab, die Reiter folgten derselben, unentschlossen wie's schien, hielt Segeband einen Augenblick ihr schnaubendes Roß, dann sprach sie langsam: „Du mußt schon zu Fuß gehen bis zum Grabe meines lieben Junkers Ulrich!“

„Ich kann nicht mehr,“ entgegnete Rulekin angstvoll, „ich bin wund und krank!“

„Du mußt! komm!“ befahl Segeband.

„Laßt mich, Herrin! laßt mich!“ bat der verzagende Mensch.

Segeband lachte scharf und kurz, dem Schuster ging's durch Mark und Bein.

Ganz nahe führte das Fräulein ihr Roß an ihn heran und fragte höhnisch: „Meinst Du, daß Du umsonst das Zeichen des Todtengottes empfangen?“

Der entsetzte Mann wich einen Schritt zurück.

„Meinst Du?“ fragte Segeband mit dräuender Stimme, „ich wisse nicht, daß Du den Anschlag verrathen hast? daß Du der eigentliche Mörder meines lieben Junkers bist?“

Diese Anklage vernichtete den unseligen Menschen, keines Wortes mächtig sank er in die Knie auf den Schnee und streckte flehend die Hände empor zu der finstern Reiterin; er war nicht der Verräther, aber er fühlte, daß ihm hier keine Vertheidigung nützen könne.

Segeband hielt wie ein gewappnetes Verhängniß dräuend vor ihm, ihr kurzes Lachen schnitt wie ein scharfes Schwert durch seine Seele, und sich niederbeugend sprach sie düster: „Durch Verrath ist mein lieber

Junker gefallen, er muß gerächt werden, es ist möglich, daß Du nicht der Verräther bist, sondern die Walburg, einer von Euch Beiden aber ist es; da ich's nicht ergründen kann, so müßt Ihr Beide sterben!"

Als Segeband also sprach, da war's dem Rulekin, als rufe ihn die sanfte Stimme der Frau Jacobine Rothin, und einen lauten Hülferuf ausstoßend, sprang er empor, flog jähen Sprunges über einen breiten Graben und lief der Stadt zu; aber er hatte sich verrechnet, denn eine halbe Minute später hörte er das entsetzliche Lachen Segeband's dicht hinter sich, der Dampf aus den Nüstern ihres Rosses streifte seine Wange, er stieß noch einen gräßlichen Schrei aus, dann blitzte es vor seinen Augen und mit zerschmettertem Haupt wälzte er sich am Boden, den Schnee mit seinem Blut begießend. Hohnlachend jagte das Zauberweib von Schelklingen davon, dem Leichenzuge des Junkers Conzelmann nach.

Das Alles hatte sich so nahe an der Stadt begeben, daß die Wächter in den nächsten Weichthürmen den zweimaligen Schrei des Teufelsgildenmeisters vernommen. Vorsichtig ließ der Rottmeister, der die Wache befehligte, eine kleine Schaar ausrücken aus einem Ausfallpförtchen; nicht hundert Schritt von der Stadt, dicht an der Straße, fanden die Wächter den Schuster Rulekin gräßlich zugerichtet; der Schädel war ihm bis fast auf die Augen herab von einem Schwerthieb gespalten, da aber noch nicht alles Leben von ihm gewichen, so trugen sie ihn in die Stadt und brachten ihn in das nahe Haus des letzten Münzerhausgenossen, des Meisters Werner Racgillin, der große Kenntnisse in der Heilkunst hatte.

Der graue Münzer verband die furchtbare Wunde des Mannes; als einige Stunden später dem Unglücklichen das Bewußtsein zurückkehrte, fielen seine Blicke auf das vor ihm liegende Holzbild des Todesgottes Pikullos — in der Stadt aber läuteten die Glocken lieblich von allen Thürmen und luden die Gläubigen zum Gebet.

„Du wirst nicht sterben, Mann, sondern leben!" sprach der alte Münzmeister.

Rulekin wußte es schon, der Todesgott des Heidenthums, der da vor ihm lag, hatte keine Macht über ihn; aber die Glocken riefen und der Teufelsgildenmeister entsagte leise betend dem Teufel und seinen Werken.

Schluß der Stadtjunker.

Rhein-Fränkische Skizzen.

II.

Jene von Rechtsgelehrten des 17. und 18. Jahrhunderts nicht selten vertretene Ansicht, welche für die Verhältnisse des Grundbesitzes, wie sie sich im Deutschen Mittelalter gestaltet hatten, den Begriff eines Gesammt-Eigenthums der Familie festhielt, darf als ein wissenschaftlich längst überwundener Irrthum gelten. Wenn aber etwas auf denselben hinführen konnte, so war es das im ganzen deutschen Volke so stark hervortretende Bewußtsein des Familienzusammenhangs. Jede Familie bildet eine Einheit, nichts galt im gesellschaftlichen Verkehre dem Einzelnen wie der Gesammtheit mehr als Blutsfreundschaft, und Gesetz und Sitte sorgten dafür, jeden Bruch des heiligen Bandes auf das Strengste zu ahnden. Aber es lag in der Eigenthümlichkeit der verschiedenen deutschen Volksstämme, daß das allgemeine Gefühl, welches alle durchdrang, sich fast bei jedem auf eine besondere Weise und zugleich auch mit größerer oder geringerer Intensität äußerte. Eine Gebundenheit des Besitzes in der Familie, wie sie der Sachse und Friese erstrebte und behauptete, war dem Franken von Anfang an fremd, und doch ist auch bei ihm der größeren Beweglichkeit und Veränderlichkeit des Eigenthums ungeachtet der Sinn und die Sorge für das Familiengut lebendig geblieben. Durch alle Jahrhunderte des Mittelalters stand es am Rhein als oberstes Rechtsprincip fest, daß kein Grundstück ohne Zustimmung aller Glieder der Familie veräußert werden durfte und nur gemeinsam, mit „gesammter Hand“ (gesamender hant, wie es in den Urkunden und Rechtsspiegeln heißt) konnten die Ehegatten über Güter verfügen. Ein Einspruch des Gatten oder der Gattin hob jeden Kauf oder Verkauf auf, und auch nach dem Tode des Einen oder der Anderen blieb das Vermögen gemeiniglich theils im Eigenthum, theils im lebenslänglichen Genusse des Ueberlebenden, ungeachtet die Gütergemeinschaft, wie sie sich im Laufe der Zeit entwickelte, meist auf die Mobilien oder auf das durch den Fleiß eines oder beider Gatten Errungene beschränkt und das ererbte Gut unter der Verwaltung des Mannes dagegen als Sondergut aufrecht erhalten war. Dabei hatte sich in Geldern und namentlich im Bergischen, wo dem überlebenden Gatten das freie Eigenthum am ganzen Mobiliar und die Leibzucht an sämmtlichen liegenden Gütern zustand,*) das Herkommen ausgebildet, daß nach dem Tode eines der Eltern kein Grundstück ohne Einwilligung der Kinder veräußert oder belastet werden durfte. Der Grund und Boden galt alsdann für verfangen und so ist für dieses Recht der Name Verfangenschaftsrecht (ius devolutionis) üblich geworden. Die jülich-bergische Rechtsordnung von 1555

*) Vgl. Lacomblet, die Ritter- und Landrechte von Berg und Jülich im Archiv f. d. Gesch. des Niederrh. I, 57.

hielt dasselbe fest und sanctionirte den ungetheilten Besitz des Verwittweten auch für das jülichsche Land, in dem die Kinder bis dahin die Theilung verlangen konnten. Wie die „Statuta und Concordata der H. Freyen Reichs Statt Cölln“ vom Jahre 1437 beweisen, blieb auch in Köln der überlebende Ehegatte im lebenslänglichen Genusse des beweglichen und unbeweglichen Gesammtvermögens, und konnte von den Kindern nicht zur Theilung gezwungen werden; kam aber doch durch gütliche Uebereinkunft eine solche zu Stande, so erhielt der Vater zwei Drittel des Ganzen, das sogenannte Schwerttheil, die Mutter hingegen ein Drittel, das Spindeltheil, während das Uebrige jedes Mal den Kindern zufiel. Nach dem Kurkölnischen Landrechte von 1663 erwarb der Letztlebende an aller fahrenden Habe das Eigenthum und an den zugebrachten oder errungenen Gütern die Leibzucht, und der im Erzstifte Trier geltende gemeine Landbrauch ging noch einen Schritt weiter, indem er selbst die halbe Immobiliar-Errungenschaft Jenem eigenthümlich überwies, bis das Triersche Landrecht vom Jahre 1668 dieses Herkommen in wesentlichen Punkten modificirte. Das Saarbrücker Landrecht von 1321 verpflichtete den Ueberlebenden, den Kindern ein Drittel des Vermögens zu übergeben, und so finden sich in den übrigen auf uns gekommenen rheinischen Particularrechten noch manche Besonderheiten, die doch alle wieder darin übereinstimmen, daß sie die eigentliche und völlige Erbtheilung der Kinder erst nach dem Tode beider Eltern eintreten lassen.

Dieselben Verhältnisse, welche einerseits die Zerstückelung des liegenden Besitzes fortdauernd vergrößern mußten, dienten unter diesen Umständen andererseits in gewissem Sinne zur Zusammenhaltung desselben. Leicht wandelbar erscheint das bewegliche Gut, die Gereide; die Familie kann auf dessen Vererbung nicht bauen, hingegen ist das liegende Eigen stets der förmlichen Vererbung unterworfen. Das eigentliche Erbgut, das Stamm- oder Stockgut, soll der Familie gewahrt werden; starb der überlebende Gatte kinderlos, so fiel dasselbe daher an die Seite des Mannes zurück, sofern irgend noch ein Familienstamm vorhanden war; das ererbte Gut blieb ein wesentlich gebundenes, während das erworbene weit mehr fluctuirte.

Wie sich nun aber die Keime ehelicher Gütergemeinschaft, welche schon im frühen Mittelalter sichtbar sind, in den einzelnen rheinischen Territorien auf mannichfaltige Weise gestaltet haben, so traten hier und da in der Art der Vererbung und Verfügung über das Eigenthum besondere Rechtsanschauungen hervor. Zum Theil waren selbst die Begriffe über den Unterschied des beweglichen und unbeweglichen Vermögens verschieden; so gehörten im Erzstifte Köln Capitalien, welche als Hypotheken auf Grundstücke aufgenommen waren, zum unbeweglichen Eigen, während im Bergischen das Umgekehrte der Fall war. Erbtheilung zu gleichen Quoten und Pflichttheil sind bei den freien Bürgern und Land-

bewohnern natürlich allgemein; haben Kinder aus verschiedenen Ehen zu erben, so richtet sich die Theilung nach der Ehe, welcher jedes Kind angehört; das in der ersten Ehe zugebrachte Erbgut sowohl, als das in derselben gewonnene und geworbene Vermögen gebührt allein den Kindern der ersten Ehe und so fort, nur das System der Einkindschaft, welches in den meisten rheinischen Landrechten Aufnahme gefunden hat, stellt die Halbgeschwister der Erbschaft gegenüber vollkommen gleich, indem es die letztere in eine ganz gleichartige Masse verwandelt. Zeigt sich hierin im Allgemeinen Uebereinstimmung, so weichen die Landrechte in Hinsicht auf die Wirkungen, die sie den Testamenten einräumen, nicht unbedeutend von einander ab. Es ist bekannt, wie die meisten jener Rechtsbücher zu einer Zeit aufgezeichnet wurden, in der die Form des römischen Testaments bereits allgemeinen Eingang gefunden hatte; wir sehen indessen auch am Rheine, daß dieselbe nicht im Stande war, bestimmte Gegensätze des Herkommens zu verwischen. Nach Kurkölnischem wie nach Kurtrierschem Landrechte konnte der Testator eben so gut über liegende wie über fahrende Habe, nach der Jülich-Bergischen Rechts-Ordnung dagegen nur über von ihm selbst gewonnene und erworbene Güter verfügen, da letztere die ererbten und in einer früheren Ehe errungenen Besitzungen ganz von den Testamenten ausschloß. Von je her war gerade im Bergischen dem Erbgute eine exceptionelle Stellung angewiesen, und diesem Umstande ist es großentheils zuzuschreiben, daß sich dort die sogenannten Pacht- und Pfandschafts-Verträge einbürgerten, welche in so vielen Fällen den Erbkauf ersetzten. Denn in sofern das Object der Pfandschaft oder Verpachtung weder volles noch unwiderrufliches Eigenthum des Besitzers wurde, waren die Hindernisse weggeräumt oder umgangen, welche sonst der Veräußerung des Erbgutes im Wege standen. Die Bedingungen dieser Verträge waren der Art, daß die Einlösung sehr selten zu Stande kam und nur mit großen Schwierigkeiten nach Verlauf der bedungenen Zeit durch die Pfandgeber bewirkt werden konnte, während der Pfandnehmer in der Wirklichkeit wie der Eigenthümer erschien und nach Belieben auf dem Grundstücke bauen, ändern und hinzu erwerben, selbst auch Hypotheken geben durfte. Die Zahl der Pfandschaften war bei dieser günstigen Stellung der Pfand-Inhaber allmählich eine sehr beträchtliche geworden, und in einzelnen Gegenden, namentlich im Solingenschen, gehörte sogar der größere Theil der Häuser und Aecker in diese Kategorie. Nach Einführung des französischen Civil-Gesetzbuches erfolgte indessen hierin ein völliger Umschlag, da jenes nur Immobilien und den Nießbrauch an denselben für hypothekenfähig erklärte, das Recht des Pfandbesitzers aber als ein rein persönliches Verhältniß zu dem Eigenthümer auffaßte, welches als bewegliche Sache keine Hypothek zuläßt. Viele Gläubiger kündigten nun ihre auf Pfandschaften ausgeliehenen und eingetragenen Capitalien, neue Darlehne wurden allgemein verweigert, und

mehr und mehr machte sich das Bedürfniß einer Aenderung in diesem Zustande geltend. Nachdem der rheinische Provinzial-Landtag seit 1830 den Gegenstand wiederholt in Erwägung gezogen hatte, wurde nach Anhörung der Stände durch Königliche Verordnung vom 16. Januar 1842 ein Termin von fünf Jahren zur Einlösung der noch bestehenden Pfandschaften festgesetzt, nach dessen Ablauf die nicht zurückgeforderten Objecte den Besitzern als volles Eigenthum verbleiben.

Neben diesen besonderen Pfandschaften im Bergischen zeigt sich in allen Theilen des rheinischen Frankenlandes der Verkauf auf Wiederkauf oder Wiederlöse in äußerst häufiger Anwendung: ward auch durch denselben die Veräußerung erleichtert, so bekundet er doch zugleich das Bestreben, wenigstens die Möglichkeit einer Erhaltung des Grundeigenthums zu sichern. Kein anderes Motiv liegt zu Grunde, wenn das Kurkölnische Landrecht die Errichtung von Familienfideicommissen unter Wahrung des Noth- und Pflichttheils der Kinder Jedem ohne Ausnahme bis zur dritten Hand gestattet, also daß mit der vierten Hand das Gut wieder frei wird.

Eine höchst wirksame Schranke wider eine übergroße Zerstückelung des Bodens aber gab es außerdem, die wir bisher noch nicht erwähnt haben, obwohl sie gewissermaßen mit den Pfandschaften und Versatzverkäufen in einem Causalnexus steht. Dieses war das sogenannte Retract- oder Beschüttrecht, wie man sich am Rheine ausdrückte, ein Recht, das zwar auch im übrigen Deutschland gehandhabt wurde, aber doch, wie man leicht sieht, gerade am Rheine eine besondere Bedeutung gewinnen mußte. Wie in einem Brennpunkte faßt dieses Recht die ganze Sorge für das Familiengut zusammen; es war die Familie, es waren zumal die nächsten Erben desjenigen, der sich eines Grundstückes entäußert hatte, die innerhalb des durch das Herkommen gebotenen Termins gegen Erlegung des Kaufschillings und hin und wieder auch eines besonderen Aufgeldes, das gewöhnlich als Weinkauf bezeichnet wird, den Verkauf beseitigen und somit das Gut der Familie erhalten konnten. Die häufigste Art der Retracte bildete die Erblösung, die wohl ursprünglich aus dem Rechte der Blutsfreunde hervorgegangen war, den ohne ihre Einwilligung geschlossenen Verkauf binnen Jahr und Tag als nichtig anzufechten, späterhin aber die Berechtigung zu Vorkauf und Einlöse in sich begriff. Die Particularrechte unterscheiden sich indessen sowohl hinsichtlich der Objecte, welche dem Retracte unterliegen, als in Bezug auf den Termin desselben und die dazu berechtigten Verwandtschaftsgrade. Denn während das Kurtrier'sche, das Solms'sche und das Geldern'sche Landrecht die Einlöse auf alle Grundstücke ausdehnen, beschränken das Jülich-Bergische und Kurkölnische Landrecht, so wie die Manderscheid-Blankenheimische Rechtsordnung dieselbe auf Stamm- und Erbgüter. Der Termin der Beschüddung variirte meistens zwischen 6 Wochen und einem Jahre nach dem Tage des Verkaufs: jenen stipu-

liren das rheingräfliche Landrecht und die ältere Jülich'sche Landordnung von 1537, diesen das Saarbrücker und das Blankenheimische Recht, dazwischen liegen die Bestimmungen des Jülich-Bergischen, Kölnischen und Kurtrier'schen Herkommens, von denen das erstere für Inländer und Gegenwärtige 6 Monate, für Auswärtige und Abwesende 1 Jahr, das zweite überhaupt nur 6 Monate, das dritte dagegen 4 Monate festsetzte und nur ausnahmsweise zu Gunsten Minderjähriger und Abwesender denselben auf 2 Jahre erweiterte. Die Frist von einem Jahre ist insoweit die bedeutsamste, als sie zugleich mit dem Zeitpunkte zusammentrifft, innerhalb dessen für jedes erkaufte Gut allgemein Gewähr oder rechte Werschaft zu leisten war; zudem ist sie in den Zeiten vor Abfassung der Landrechte die einzig übliche. Der nächste Erbe hatte überall den Vorzug; waren mehrere gleich nahe Verwandte vorhanden, so konnten diese nach Saarbrücker und Trier'schem Rechte entweder das Gut gemeinsam erwerben und dann theilen, oder, wo dieses nicht möglich war, das Loos entscheiden lassen; nach dem rheingräflichen Landrechte hatte in diesem Falle derjenige, der sich zuerst gemeldet, das Prävenire. Das letztere gestattete den Verwandten nur bis zum zweiten Grade einschließlich den Retract, das Saarbrücker Recht dagegen bis zum fünften, das Kurkölnische bis zum zehnten Grade und das Jülich-Bergische bestimmte ohne Beschränkung, daß nach dem nächsten Blutsverwandten der zweite, dritte und so fort an die Reihe komme.

Dieses sind ungefähr die Formen, in denen uns das Retractrecht der Erben am Rheine entgegentritt; daneben gab es noch andere Bestimmungen, welche auch weiteren Kreisen die Zusammenhaltung oder Wiederzusammenlegung von Grundstücken ermöglichte. In diese Kategorie fällt das namentlich im Rheingräflichen Landrechte enthaltene Näherrecht aus dem Miteigenthume, wozu auch der Retract unter den Ganerben gehörte; ferner das Recht der Gemeindeglieder, an Auswärtige verkaufte Güter jederzeit zu erwerben, womit es zusammenhing, daß in verschiedenen Gemarkungen liegende Güter eines Einzelnen von den betreffenden Ortsangehörigen eingelöst werden konnten; die Nachbarlosung und das Vorkaufsrecht des Nachbarn auf den anstoßenden Viertelmorgen, so wie Anderes der Art, was sich überwiegend in den Rechtsspiegeln der südlichen Landestheile findet.

Wenn also das Retractrecht beim freieigenen Gute in Anwendung kam, so übte es nicht minder auch bei getheiltem Eigenthumsrechte seinen Einfluß in den Retracten des Lehnsherrn, des Vasallen und des Grundherrn. Ausgeschlossen von seiner Ausübung werden aber alle geistlichen Personen, Stifter und Klöster. So erhielt sich dieses Recht bis zur Französischen Revolution, und wohl erschien es wie ein Vorzeichen des nahenden Umschwungs, wenn ein Edict des Kurfüsten Max Franz von Köln unter dem 5. August 1789 das Retractrecht auf Lehngüter, Unterherrlichkeiten und Rittersitze beschränkte und dabei von den Retrahen-

ten den Beweis forderte, daß sie wenigstens im sechsten Grade mit dem ersten Käufer verwandt seien.

Faßt man nun die einzelnen Momente zusammen, überblickt man die Zügel, welche Gesetz und Sitte der Theilung des freien Besitzes anlegten, wie die großen Kreise, in denen das Abhängigkeitsverhältniß des Gutes die Vererbung und Zusammenhaltung desselben bedingte, so wird man allerdings gestehen, daß eine gewisse, fast instinctmäßige Weisheit unsere Vorfahren abhielt, einem zuletzt gefährlichen Extreme zu huldigen. Dennoch aber war das Princip der Theilbarkeit des Grundbesitzes da, und seine Consequenzen mußten im Laufe der Zeit mit dem Wachsen des freien Standes und dem Erstarken des Bürgerthums immer mehr hervortreten. Ein anschauliches Beispiel, wie sehr schon gegen Ende des 13. Jahrhunderts der Grund und Boden getheilt war, bietet eine Urkunde des Jahres 1285 (bei Lacomblet, Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins II. 812), worin Marsilius vom Ovelgrunde mit Genehmigung seines Lehnsherrn, des Edelherrn Conrad von Dyck, dem Kölner Cunibertstift den Hof zu Merkenich bei Köln in einer großen Menge einzelner Parcellen verkauft. Andere Urkunden zeigen, wie die Zersplitterung der Stücke eines Gutes im 14., 15. und 16. Jahrhunderte fortdauernd zunahm.

Die Spielbäder.

„Wenn der Teufel aus einem Hause verjagt ist, so durchwandelt er dürre Stätte und zieht sieben andere an sich, die ärger sind, denn er.“ Aus wie lichtem Sehergeist dieses Wort gesprochen, sehen wir an vielen auflösenden und zerstörenden Bewegungen und Kräften, die von einem Lande zum andern überspringen. Die Revolution war furchtbarer in Frankreich als in England, und doch war die französische eine bloße Copie der englischen, Robespierre ein bloßer Affe Cromwells. Die Cholera hat in Indien, von wo sie ausging, milder und weniger anhaltend sich gezeigt als in Europa. Der Spielteufel ward unter Louis Philipp durch Staatsgesetz aus Frankreich verbannt; er ging nach Deutschland — und hier blüht sein Weizen siebenfach mehr als es jemals in Frankreich der Fall war. Jedes Dorf will ein Bad, jede Pfütze eine Heilquelle sein, und wo ein solches Gesundheitswasser entdeckt ist, da stellt sich alsbald die Nothwendigkeit einer „Erweiterung der Bade-Anlagen“ durch rouge et noir heraus. Die Fürsorge für das materielle Wohl muß zum Vorwand dienen, und ist gewissermaßen auch wahrer Grund; nur mögen die Fürsorger dabei weniger an das Wohl der Bevölkerung als an den Preis denken, für den sie ihre Verwendung zum Erlangen einer Concession verkaufen. Der Ruf nach

Abschaffung der Hazard-Banken wird von Jahr zu Jahr lauter. In den Zeitungen, wie in den diplomatischen Boudoirs bespricht man diese Frage, und unserm königlichen Herrn gebührt der Ruhm, an die Spitze der volksthümlichen Agitation dabei getreten zu sein. Wenn ein erschöpfender Bundesbeschluß gegen das öffentliche Hazardspiel durchgebracht würde, so wäre das eine große politische That, und ihr Gelingen hätte Deutschland nur Preußens König zu verdanken. Die Frage von einem derartigen zu fassenden Beschluß wird früher oder später die hohe Politik durchkreuzen. Sie ist zu entscheiden nach drei Rücksichten: Welchen Nutzen stiften Spielbanken? Welchen Schaden dagegen, und was überwiegt? In welcher Form kann man der bereits concessionirten ohne Rechtsbruch sich entledigen?

Der Nutzen wird darin gesetzt, daß sie den Fremdenverkehr in den Bädern vergrößern, starke Dividenden abwerfen und „einer Menge von unruhigen Köpfen Beschäftigung geben, die sonst ein Gährungsstoff im politischen Leben der Nation wären." Nun steht aber dem materiellen Aufblühen eines Badeortes der sittliche Schaden gegenüber, der dadurch herbeigeführt wird, daß eine Bevölkerung alljährlich Hunderte von professionirten Glücksrittern bewirthet. Allerdings ist die gesetzliche Verkehrung getroffen, daß kein Spielpächter Ortsangehörige zur Ausübung des Spiels zulassen darf, aber von den spielenden Fremden wohnt die Mehrzahl in Privatlogis, kommt also in Beziehungen, die auf die Bürgerfamilien eben so demoralisirend wirken, wie das Spiel selbst Auch ist der Satz: daß zum materiellen Aufblühen eines Badeortes eine Bank gehöre, nur so lange richtig, als einige Badeörter Banken haben, andere nicht; sobald in keiner mehr Bank gelegt werden darf, fällt diese municipal-ökonomische Eifersucht von selbst dahin. Die Dividenden kommen immer nur Einzelnen zu gut, können daher gar nicht in Betracht gezogen werden neben der Allgemeinschädlichkeit des Capitals, aus dem sie fließen. Der dritte Grund für das Bestehen von Spielbanken macht Anspruch auf staatsmännische Berücksichtigung: das Spiel sei eine Art von Blitzableiter für zerstörende Stoffe in der socialen Lebensorganisation. Aber was für ein miserabler Staat wäre das, der sich auf ein solches Fundament stützen wollte! Die öffentliche Gewalt wäre danach getheilt in die Regierung, die Kirche und das Pharo! Jedenfalls sind die deutschen Staaten nicht so schwach, daß sie dem Laster eine Arena bauen müßten, um nicht von ihm verschlungen zu werden.

Dem eingebildeten Nutzen steht nun der Schaden gegenüber, welchen die Spielbanken anrichten. Man kann kaum eine von den liberalen Zeitungen in die Hand nehmen, ohne auf eine Localnotiz aus einem Badeort zu stoßen, nach welcher der oder jener unbekannte Biedermann, Vater von so und so vielen Kindern, „das Unglück gehabt" haben soll, am Spieltisch sein Vermögen zu verlieren und dann sich aufzuhängen oder todtzuschießen. Jedesmal ist in der Fassung eines solchen Selbst-

mord-Berichts die Tendenz sichtbar, die deutsche Bundesregierung, weil sie dergleichen dulde, für das „Unglück" des Biedermannes verantwortlich zu machen, nie aber ist gesagt, durch was für eine Regierung der Wackere denn eigentlich gezwungen worden sei, das Geld an den Spieltisch zu tragen. Daraus der Bundesregierung einen Vorwurf zu machen, ist albern: sie wenigstens ist unschuldig an dem Blute von Narren, die nicht zu leben wissen, und deren Existenz auch ohne Spielbanken gefährdet ist. Wir, die wir ja eben von der freien Selbstbestimmung des Menschen nicht Alles erwarten, erkennen nun eine Pflicht des Staates und überhaupt aller öffentlichen Gewalt an, die Versuchungen, gegen welche der Einzelne anzukämpfen hat, dort, wo es gesetzlich angeht, auch mit ihren Mitteln zu bekämpfen, und wir finden darum die einmal ausgesprochene Bemerkung übertrieben, „es sei zweckmäßig, für jeden der ruinirten Spieler der Bank eine Prämie zu gewähren und wo möglich besondere Selbstmordsäle neben den Spielsälen anzulegen, in welchen der Lusttragende alle Waffenarten, Gifte und Schreibzeug zum letzten Willen fände." Aber es ist doch nicht abzusehen, wie die Organe des Liberalismus dazu kommen, sich über das Spiel dieser seiner Gefährlichkeit wegen zu ärgern. Sie erklärten Anno 48: Spielbanken und gewisse Häuser wären in ganz Deutschland abgeschafft. Der Wiesbadener Spielpächter gab darauf zur Antwort: seine Bank werde länger dauern wie die deutsche Reichsversammlung. Der Mensch hatte Recht, denn aus was für einem Princip heraus kann der Liberalismus den Spielern und Courtisanen verbieten, da zu sein, er, dessen Wahlspruch „freie Selbstbestimmung des Individuums" ist? Er sollte vielmehr diese socialen Klassen für auserkorene Träger seiner Idee achten, da sie ja ausschließlich von freier Selbstbestimmung vegetiren!

Ein besonderer Schaden der Spielbanken aber liegt darin, daß sie nicht bloß zur Aufstachelung und Befriedigung der Spielwuth helfen, sondern allen sinnlichen Leidenschaften zur Folie dienen, und daß sie ferner, indem sie Ableiter für schlimme geistige Kräfte sind, zugleich ein Abgrund werden, in dem begabte und edel angelegte Naturen durch vergebliches Sichvertiefen in fruchtlose Speculationen versinken.

Den ersten Satz wird mir jeder Sachkundige zugeben. Nur wer nicht selbst die schwülen Sommernächte in dem Zauberkreise von Baden-Baden, Homburg u. s. w. durchwachte, kann sich keinen Begriff davon machen, welche Scenen sich dort vorbereiten. Der junge Mann, der dort eintritt, befindet sich plötzlich in der Mitte vieler eleganter Damen, deren lose Mienen und Blicke ihn treffen und ihn auffordern, mit einem Gewinn einen zweiten, noch schnöderen zu verfolgen. Die „freie Frau" ist das von der Bank unzertrennliche Uebel. Nirgends ist ihr so, wie im Spielbade, die Gelegenheit geboten, mit einer kleinen Rente von 600 bis 800 Thalern jährlich auf dem Fuße von zehn Mal so viel zu leben ohne Arbeit und Sitte. Auch pflegen die Spielpächter den besonders

anziehungskräftigen Schönheiten, namentlich wenn sie fremde Sprachen reden, Diäten zu gewähren, wofür sie weiter keine Verpflichtung haben, als alle Concerte, Bälle und Soiréen, die der Spielpächter im Kurhause giebt, mit ihrer Gegenwart zu schmücken. Die Croupiers haben dabei die Aufgabe, neuangekommene Damen zu chapeauniren, und versehen dies Amt bei jeder so lange, bis ein reicher Passant es ihnen abnimmt; diesem macht der Spieler dann gefälligst Platz, um ihm am Spieltisch das Fell über die Ohren zu ziehen.

Bei Besprechung des zweiten socialen Schadens, den die Spielbanken anrichten, werde ich auf achtbaren Widerspruch stoßen: man wird mir nicht glauben wollen, daß eine Verderbniß durch die Spielwuth auch eine große Seele ergreifen und verzehren könne. Meine Gegner mögen sich auf Seelengröße verstehen, aber vom Roulette wissen sie Nichts. In der menschlichen Natur liegt der Zug, das Gesetz des Zufalls ergründen zu wollen. Daß der Zufall nicht in dem Sinne, wie es uns erscheint, bloß Zufall sei, daß er allerdings einem Gesetz unterliege, sieht man aus dem ewigen Wechsel in ihm; der Hauptgewinn der Lotterie fällt nicht immer auf die nämliche Nummer u. s. w., also der Wechsel als solcher ist des Zufalls allgemeines Gesetz. Dies allgemeine Gesetz zu limitiren, es im Speciellen zu erforschen — das ist die eigentliche Tendenz aller schwarzen Künste, der menschliche Verstand will den Zufall berechnen, und bildet sich, nachdem er Jahre lang damit sich abgequält, am Ende gar ein, er habe es gefunden, macht sich eine Kabbala und glaubt an dieselbe. Diesen Glauben haben im Geheimen fast alle Spieler. „Da sie sich für Weise hielten, sind sie zu Narren geworden."

Die Arten der Kabbala sind zahllos, weil sie eben Phantasie-Combinationen aus Ziffern sind. Stets liegt ihnen die Tendenz zum Grunde, mit möglichst geringem Fond anzufangen und mit dem Gewonnenen zum Maximum des erlaubten Einsatzes (4000 Gulden) zu steigen, dann aber diese so lange zu riskiren, bis sie verloren sind, und den Ertrag des letzteren Risico's als Reingewinn nach Hause zu tragen. Die Kabbala ist gewissermaßen der Pakt, welchen der Spieler mit dem Teufel macht, und wer für das Dasein des Teufels Beweise sucht, der wird sie finden, wenn er ein paar Jahre mit Spielern lebt. Unter Spielern verstehe ich dabei natürlich nicht Solche, die der Mode oder des Zeitvertreibs wegen spielen, sondern die der Passion Verfallenen, welche Amt und Rang, Haus und Hof, Liebe und Freundschaft, Familie und Vaterland aufgeben, um Jahr aus Jahr ein, bei Tag und Nacht weiter Nichts zu thun, als zu spielen. Diese ruinirt die Passion nach einem bestimmten, gleichsam vorgeschriebenen Verlauf. Sie beginnen mit Verachtung der „Projectmacher", verlachen die Kabbala's und hazardiren leichtsinnig. Einige Jahre später findet man denselben Menschen mit gefurchtem, nachdenklichem Gesicht am grünen Tische wieder:

sorgsam notirt er alle Fälle der Kugel und wartet stundenlang, bis er die abgewartete Chance zum Pointiren wahrnimmt: da hat er an die Kabbala glauben gelernt, er ist des Spielteufels Narr geworden, weil er meinte, mit ihm Spaß treiben zu dürfen. Das dritte Stadium ist dann das der Verzweiflung an der Kabbala, die Einsicht der Unmöglichkeit, für das Roulette einen Schlüssel zu finden, und dieses Stadium endet dann je nach den Charakteren entweder mit Umkehr und Einkehr oder mit Selbstmord und Wahnsinn. Ein Fall der letzteren Art war der jenes Engländers in Homburg, der zwei Drittel seines bedeutenden Vermögens nach einem bestimmten System, einer Formel, im Verlauf einiger Jahre verlor; mit dem letzten Drittel hätte er noch über ein Jahr fortspielen können. Er hing sich aber auf und hinterließ testamentarisch: Da er sich in seinem System geirrt, so erscheine es überflüssig und thöricht, das übrige Geld demselben auch noch zu opfern; man möge es für die Orts-Armen verwenden. Die Erinnerung, daß das Leben doch eigentlich noch andere Zwecke verfolgen kann, als die Ausführung seiner Formel, war ihm verloren gegangen. Der offene Wahnsinn brach bei einem andern Spieler in Baden in der Form der firen Idee von der „verherten Kugel" durch. Es ist dies eine Phantasie, welche dem Spieler anfänglich als Traum begegnet, allmählich zur Hallucination, zur wachenden Einbildung wird. . Es kommt nämlich oft vor, daß die Kugel in dieselbe Farbe mehrmals hinter einander fällt. Haynau gewann seine 72,000 Gulden durch einfaches Stehenlassen des Einsatzes 4000 in achtzehnmaligem Gewinn: der neunzehnte Versuch mißlang, so daß der Reingewinn 68,000 war. Die verherte Kugel soll nun immer und immer wieder auf die Farbe fallen, welche der Spieler gewählt; so zeigt es erst der Traum und dann der Irrsinn. In Folge dessen sitzt der Unglückliche denn am grünen Tisch und freut sich seines Satzes, den die Hacke des Croupiers längst eingestrichen, den er aber immer noch unangetastet wähnt; seine Finger wühlen zählend in der Luft, denn er meint, enorme Gewinnste einzustreichen — und doch ist Nichts da, als ein Höllenspuk, über den man lacht, und der Teufel, der über die Lacher lacht!

Es fragt sich schließlich: wie könnte man Deutschland von Spielbanken frei machen? Ohne Weiteres aufheben kann man sie nicht, denn sie sind von legitimen Souverainen contractmäßig concessionirt, ihre Unternehmer, Franzosen, stehn unter dem Schutz des Völkerrechts und haben große Summen auf die Verbesserung der Badeörter verwendet: mag dabei immerhin das Motiv kein lauteres gewesen sein, wir sind ihnen doch zu Entschädigung verpflichtet, wenn wir sie fortschicken wollen. Die Entschädigungen würden aber mit Anrechnung der entgehenden Gewinnste hoch auflaufen; die kleinen deutschen Staaten, welche Concessionen ertheilt haben, vermögen dafür nicht aufzukommen. Nur wenn das gesammte Deutschland solidarisch mit ihnen abrechnet, können die Spiel-

pächter rechtsgemäß befriedigt werden. Die bloße Kündigung ihrer Contracte wäre illusorisch, weil dieselben auf Menschenalter hinaus geschlossen sind. Die solidarische Abrechnung aber, wenn der preußische Impuls sie auch durchsetzte, wäre eine weitläufige und für jetzt wenigstens höchst problematische Maßregel. Doch giebt es zwei Palliativmittel, welche den Schaden zwar nicht tilgen, aber mindern:

1) Man beschließe, daß der niedrigste Satz, der nach dem Spielplan erlaubt sein darf, 1 Napoleonsd'or sei. Jetzt ist es 1 Gulden. Das Silberspiel muß ganz aufhören.

2) Man befehle, daß an jedem kirchlichen Festtag die Spielsäle geschlossen bleiben.

Wenn ein Spielpächter gegen die eine oder andere dieser Bestimmungen verstößt, verhänge man Concessions-Entziehung ohne Entschädigung.

Mit diesen Maßregeln ist wenigstens der Hauptschade, den die Banken thun, gehoben: die Sabbathschändung und die Ausplünderung der kleinen Leute. Es kann dann nicht mehr vorkommen, daß Blanc in Homburg, wie im Jahre '53, am Charfreitag für 4000 Gulden Ortsarmengeld die Erlaubniß zum Spiel erhält, und wenn er dabei 60,000 Gulden an diesem Tage verloren, dafür im Jahre darauf denselben zum Scheuern der Säle benutzt. Auch werden dann nicht mehr die Bauern und Dienstboten am Sonntag an die Bank ziehen wie Wallfahrer, wo sie verlieren müssen, weil sie das Spiel nicht verstehn und weil sich mit den paar sauer verdienten Silbergulden, auch wenn sie es verstünden, keine Combination ausführen ließe. Je kleiner der Einsatz, desto sicherer der Verlust; der Vortheil der Bank an sich ist gering (36 zu 35), aber ihr Vortheil besteht in ihrer Unerschöpflichkeit, die alle Chancen überdauert. Darum sind auch die kleinen Leute, die mit Silber spielen, den Croupiers am willkommensten. Die ächten Spieler sind ihr Schrecken. Aus solchen besteht die homburger „Colonie“, d. h. die in Homburg Ueberwinternden: etwa 300 Individuen aus allen Nationen, eine kosmopolitische Akademie des Spiels.

[Das Colberger Jubiläum.] Der zweite Juli naht, der verhängnißvolle Tag, an welchem vor funfzig Jahren mitten im Sturme auf die Festung Colberg zwischen den Flammen der brennenden Stadt und dem Donner der Geschütze ein Courier des Königs mit der weißen Fahne den bedrängten Wällen nahete und von dem am 21. Juni 1807 abgeschlossenen Waffenstillstand Nachricht brachte. Da schwiegen denn plötzlich die Donner der Geschütze, und die Jungfräulichkeit Colbergs war auch in der ärgsten Versuchung unbefleckt geblieben.

Wohl ist jene durch ein halbes Jahr dauernde Vertheidigung Colbergs hoher und ehrender Feier werth, und wir begrüßen darum mit

Freuden ein eben erschienenes elegantes Büchlein, welches unter dem Titel: „Colberg im Jahre 1807. Eine Jubelschrift von R. M. Horstig, Oberlehrer am Gymnasium zu Stolp. Stolp. Verlag von H. Kölling. 1857." diese Feier einleitet und vorbereitet.

Colberg, schon im siebenjährigen Kriege unter seinem Commandanten Major v. Heyde so treu erfunden, wird in der That in der traurigsten Epoche unserer Geschichte einer der letzten Horte preußischer Ehre. Der Verfasser der Jubelschrift sagt ganz mit Recht:

„Die ganze Vertheidigung trägt, wenn irgend eine, den Charakter ächter Ritterlichkeit. Während über das gesammte Vaterland die Nacht des Unglücks hereinbricht, und die sonst lichtscheue Feigheit und Verrath aller Orten unverhüllt sich zeigen, widersteht hier eine kleine, vom Feinde Anfangs gar nicht beachtete Veste, die in einer Verfassung war, wie es trauriger kaum je eine gab, mit staunenswerther Treue und Heldenmuth. Es ist eine Lust, die hier in ungebrochenem Muthe mit dem drohendsten Verhängniß kühn ringende Menschenkraft zu betrachten, eine Lust, zu sehen die hundertfachen Beweise von wahrhaft römischer Hochherzigkeit, Heldenmuth und Opferfreudigkeit. Der eine Ort will die große und herrliche Aufgabe lösen, des Vaterlandes zertretene Ehre zu retten und aus dem Staube wieder emporzuziehen, und er löst sie; er geht kühn und unverzagt durch die Feuerprobe der Vaterlandsliebe und zeigt der Welt zugleich auf's Neue, daß an Wehrhaftigkeit und Kriegerberuf Pommern sich keine andere Provinz des Vaterlandes gleichstellen kann. Das Alles aber war ein Ausfluß der Macht des Geistes, des freudigen Geistes der Vaterlandsliebe und des Gottvertrauens, der Alle wundersam gleich sehr durchwehte, Alle mit sich fortriß. Das Große und Herrliche, was geschah, war sein Werk, nicht das der physischen Kraft und Ueberlegenheit.

Zu diesem Interesse an dem allgemeinen Geiste, der Alle erfüllte und zu staunenswerthen Thaten fortriß, gesellt sich aber auch das an einzelnen seltenen und hoch hervorragenden Persönlichkeiten, die in diesem großartigen Heldendrama eine Rolle spielen. Abgesehen von den Vielen, die sich hier den Ritterschlag verdienten und später eine Zierde der Armee wurden, tritt uns da entgegen der heldenmüthige Waldenfels, das leuchtende Vorbild der Seinen, Schill, der Mann mit deutschem Herzen und mit Flammen sprühendem, Flammen weckendem Muthe, der feingebildete, ritterlich kühne und väterlich milde Steinmetz, vor Allen aber der Stolz des ganzen Heeres, der hochherzige, unvergleichliche Gneisenau. Daneben der freie, muthige Bürgersinn, wie er namentlich in dem unermüdlichen, patriotisch gesinnten Nettelbeck seinen Ausdruck findet."

Die Geschichte der Belagerung ist reich an den großartigsten Zügen. Schill imponirte dem Feinde, indem er die Abwehr auf einmal in den Angriff verwandelt und die altpreußische kecke Tapferkeit neu belebt. Und kein Unfall konnte ihn und die Seinen von weiteren Wagnissen abhalten.

„Muthig fuhren sie fort, auf Streifzügen, die sich in immer weitere Kreise ausdehnten, dem Feinde möglichst viel Schaden zuzufügen, und das sie begleitende Glück lockte immer mehr Freiwillige in ihre Reihen, spornte aber auch in Pommern, wie in der Neumark Andere zu ähnlichen Versuchen auf eigene Hand an. Bei einem derselben gelang es vier Ranzionirten, in der Mitte des Januar den französischen General Victor auf seiner Durchreise nach Stettin in Arnswalde gefangen zu nehmen und nach Colberg zu bringen. Die Gefangennehmung dieses Mannes, gegen den später der in Ratkau gefangene General Blücher ausgewechselt wurde, hatte für die Festung die unerwartet glückliche Folge, daß dadurch

die bestimmte Eröffnung der Belagerung auf's Neue hinausgeschoben wurde. Victor selbst nämlich war von Napoleon nach Stettin geschickt, um von hier aus an der Spitze von 10,000 Mann vor Colberg zu rücken und den Platz einzuschließen. Jetzt nun wurde dieser Mann, dessen vielbedeutsamer Name für Colberg leicht eine böse Vorbedeutung hätte scheinen können, als Gefangener dort eingebracht, wo er als Sieger seinen stolzen Einzug halten zu können gehofft hatte."

Am 19. März gelingt es den Franzosen, nach der Hafenseite zu ein wichtiges Terrain zu erobern, ein Terrain, von dem Colbergs Wohl und Wehe abhing.

„Mit richtigem Blicke überschaut Schill sogleich die ganze Größe der Gefahr. Er sprengt zu Lucadou und bittet, mit den nächsten Wachen das drohende Unheil abwenden zu dürfen. Es wird verweigert. Da eilt er, fühlend, daß Rettung geschafft werden müsse, es komme, wie es komme, zur Hauptwache und läßt auf eigene Verantwortung hin Alarm schlagen. Waldenfels sammelt sogleich 2 Compagnieen seiner Grenadiere und rückt in Gemeinschaft mit Schill aus, um dem Feinde das gewonnene Terrain um jeden Preis wieder zu nehmen. Inzwischen hatte schon das Feuer der Wallgeschütze den zu weit vorgedrungenen Feind in's Wanken gebracht, und als nun Waldenfels und Schill auf dem Kampfplatze erschienen, immer neue Verstärkungen sich anschlossen und dem Gegner in die linke Flanke fielen, da wurde unter dem hartnäckigsten und blutigsten Gefechte das verlorene Terrain Schritt für Schritt wieder gewonnen, und jener bis Sellnow zurückgedrängt. Hier blieb das Gefecht gegen Abend endlich stehen. Schill, in Erwägung des großen Verlustes, den seine Infanterie an diesem Tage bereits erlitten hatte, und der Unwahrscheinlichkeit, Sellnow auf die Dauer halten zu können, beschloß in Uebereinstimmung mit Waldenfels von weiteren Versuchen abzustehen und den Feind im Besitze des Ortes zu lassen.

Es war ein schwerer Tag gewesen, der Opfer viele gefallen, aber der Gewinn auch ein unschätzbarer. Colbergs Bürger hatten gewetteifert in Hülfsleistungen, die sie den Ermatteten und Verwundeten brachten: viele waren den ganzen Tag nicht vom Kampfplatze gekommen, Nettelbeck hatte oft mit Gefahr des eignen Lebens die Verwundeten zurückgeschafft. Darum denn Ehre auch ihnen!

Am nächsten Tage erhielt Schill wegen seines eigenmächtigen Befehles zum Alarmschlagen Stubenarrest."

Lucadou zeigte sich seiner schwierigen Aufgabe nicht gewachsen und besondern Tadel verdient sein abstoßendes Betragen den Bürgern gegenüber, welche auf Grund ihrer alten eidlichen Verpflichtung, stets an der Vertheidigung der Festung Theil zu nehmen, sich freiwillig zur Errichtung eines Bürgerbataillons erboten, ein Anerbieten, das Lucadou auch endlich annehmen mußte.

Am 29. April trifft Gneisenau ein, um an Lucadou's Statt das Commando zu übernehmen. „Gleich nach seiner Ankunft versammelte er die Garnison auf der Bastion Preußen, stellte sich ihr als künftigen Commandanten vor und hielt eine begeisternde Anrede an sie. Die Wirkung derselben war eine gewaltige, und Soldaten wie Bürger gelobten, diesem Führer mit ganzer Hingebung und Aufopferung freudigst zu folgen und mit ihm lieber ehrenvoll im Heldenkampfe unterzugehen, als lebend die Festung zu sehen in der Hand des Feindes.

Das Glück wollte es, daß mit Gneisenau's Kommen zugleich auch die Mehrung an äußeren Vertheidigungsmitteln wesentlich zunahm, was im

Vereine mit der so überaus günstig geänderten Oberleitung, den Muth noch mehr belebte und die Blicke froh richten ließ auf einen hoffnungsvollen Ausgang. Mit Gneisenau an einem Tage traf die schwedische Fregatte „der Fährmann" von 46 Kanonen auf der Rhede ein, um die Festung bei der Vertheidigung kräftigst zu unterstützen. Das Schiff hatte zwar einen bedeutenden Tiefgang und konnte sich nur mit großer Vorsicht dem Strande nähern, die Kanonen aber besaßen eine ganz außerordentliche Schußweite und leisteten deshalb mit ihren vollen Lagen einen bedeutenden Nutzen."

Die großartigste Episode der Belagerung bildeten die Kämpfe um den Wolfsberg. Hier die Schilderung ihres Abschlusses:

„Am 19. Juni sollte nun, mit Unterstützung der zur Abfahrt schon bereiten schwedischen Fregatte, noch der letzte Versuch gegen den Wolfsberg unternommen werden. Die Rücksicht auf die ganz unvermeidliche Verwirrung bei einem nächtlichen Angriff und auf die starke Reserve, die der Feind in jeder Nacht hinter der Schanze bereit hielt, bestimmten Gneisenau, diesen Sturm am Tage anzubefehlen, wo der Feind ihn grade am wenigsten erwarten konnte. Nachdem seit 4 Uhr Nachmittags der „Fährmann" und alle im Bereich des Wolfsberges liegenden Werke der Festung ein furchtbares Feuer gegen denselben unterhalten hatten, rückten wiederum die Grenadiere unter Hauptmann v. Jülich gegen 5½ Uhr unter klingendem Spiel vor, während ihnen strandwärts das Füsilierbataillon v. Möller folgte. „Jetzt, auf einer Entfernung von 400 Schritt, begann der Feind, der bisher keinen Schuß erwidert hatte, ein furchtbares Kartätschenfeuer gegen die anrückenden Grenadiere. Diese stutzten einen Augenblick, dann drangen sie weiter. Schon waren ihre Reihen zerrissen, der dritte Theil getödtet und der Graben noch nicht erreicht. Endlich stürzten sie sich, von den Füsilieren unterstützt, in denselben hinein, hieben die Pallisaden nieder und erkletterten theilweise die Brustwehr. Der brave Commandeur des Bataillons, v. Jülich, fiel vor der Mündung eines eben abbrennenden Geschützes. Viele Grenadiere waren in die Schanze eingedrungen; hier aber begann ein neuer Kampf, Mann gegen Mann, ein wüthendes Morden. Inzwischen waren die Verstärkungen des Feindes herangerückt: ein Theil kämpfte mit den Füsilieren, ein anderer drang gegen die Schanze vor, warf eine dieselbe umgehende Grenadier-Compagnie zurück, machte ein mörderisches Feuer und schnitt den bereits eingedrungenen Grenadieren den Rückweg ab. Wenige fanden denselben mit ihren Bajonnetten; die meisten fielen, nur 20 wurden gefangen. Zu keiner Zeit kämpften preußische Truppen ruhmvoller als die Grenadiere von Waldenfels. Während der kurzen Belagerung hatte dies Bataillon 16 Offiziere, 38 Unteroffiziere, 5 Spielleute und 657 Grenadiere verloren; — jetzt war es beinahe vernichtet."

Mit diesem blutigsten Gefechte hörten die Unternehmungen gegen den Wolfsberg auf, welche nicht weniger als 44 Tage den förmlichen Angriff der Festung verzögert hatten. Einen neuen Versuch zu wagen verbot nicht minder die im feindlichen Lager eingetroffene Verstärkung an Truppen und an Belagerungsgeschütz, als das immer stärkere Hinschwinden der Besatzung, so daß selbst aus der Maikuhle noch eine Compagnie fortgenommen werden mußte. Die Laufgräben näherten sich der Stadt immer mehr.

Die Stunde der endlichen Entscheidung dieses Heldenkampfes rückte immer näher. Täglich sah man die Anstalten zu einem allgemeinen Bombardement wachsen, täglich die Vorbereitungen zu einem gewaltsamen

Angriff auf die Außenwerke der Festung und namentlich auf den Hafen sich mehren.

Am 1. Juli, früh 3 Uhr, ertönte ein Signalschuß, und augenblicklich begannen alle Batterieen ein furchtbares Feuer gegen die Festung zu schleudern: in jeder Stunde prasselten Hunderte von Bomben und Granaten auf dieselbe hernieder. Gleichzeitig erfolgten allenthalben die heftigsten Angriffe der feindlichen Truppen.

Das Bombardement gegen die Stadt ruhte keinen Augenblick; in jeder Stunde richteten sich gegen dieselbe an 200 Schuß und Wurf. Die meisten Häuser hatten schon bedeutend gelitten, und Niemand war mehr weder in denselben, noch auf offener Straße vor den Kugeln und den stürzenden Trümmern der Gebäude seines Lebens sicher. Alle Wehrlosen suchten Schutz in den Kellern und den vollgedrängten Casematten, während die braven Bürger sich nicht abhalten ließen, auf den Wällen ihrer Pflicht zu warten, und ihre Söhne bei der Bedienung der Geschütze muthig mithalfen. Ein neuer Antrag zur Capitulation wurde auch an diesem Tage mit Verachtung zurückgewiesen.

Entsetzlich war es, daß die Geschosse wiederholt nun auch die Marienkirche erreichten, wo sich bereits nicht weniger als 800 Verwundete auf dem Schmerzenslager befanden. Der Commandant, der trotz der von allen Seiten andringenden Gefahren keinen Augenblick seine Ruhe und Besonnenheit verlor, war überall gegenwärtig; sein heiterer Muth feuerte auch die Kleinmüthigsten an. Längst hatte er seine Behausung verlassen: ein ehemaliges Gefangenstübchen über dem Lauenburger Thore war sein Aufenthalt für die wenigen Ruhestunden, die er dem erschöpften Körper gönnen mußte, eine hölzerne Pritsche sein Lager. Mit gleich rastloser Thätigkeit stand ihm der tapfere Vice-Commandant, Hauptmann v. Steinmetz, helfend und unterstützend zur Seite."

So brach der 2. Juli an, Kanonendonner erschüttert von allen Seiten die brennende Stadt, aber von Flammen umleckt und von Pulverwolken umdrängt, steht lächelnd, kalt und fest im bestürmten Colberg die preußische Treue und die preußische Ehre. Und auf die schlimmste und furchtbarste Versuchung, die fast über Menschenkraft ging, folgt dann überraschend die Erlösung durch jenen Lieutenant von Holleben, der, die weiße Fahne in der Hand, von der fernen Ostgrenze der Monarchie aus des Königs Hauptquartiere herbeieilte, um den Abschluß des Waffenstillstandes anzuzeigen. Die Männer, welche dort in Colberg gekämpft und dort des Vaterlandes Ehre gerettet haben, erwarben einen Adelstitel, der Geltung behalten wird, so lange Preußen besteht. Die alten Geschlechter Gneisenau, Waldenfels, Steinmetz, Roeder, Möller, Owstien, Borcke, Jülich nicht minder als die namenlosen Soldaten, welche dort wie die Löwen kämpften und wie die Martyrer duldeten, gewannen dort das Recht, das ritterliche That auch ohne besondere Anerkennung verleiht.

Wenige der tapferen Vertheidiger sind noch am Leben, die Wenigen wohl meist durch Krankheit und des Alters Gebrechen an Haus und Stube gefesselt: gedenken wir ihrer in dieser Zeit des funfzigjährigen Jubiläums der geretteten Festung Colberg mit der Ehrerbietung und Dankbarkeit, welche sie verdienen.

[Bevölkerung Belgiens.] Den Angaben, welche wir neulich in unsern Artikeln über den Verfall des Volkes in Frankreich brachten, gleichen diejenigen, welche jetzt aus Belgien bekannt werden. Auch in

Belgien hat in den letzten Jahren nur eine unbedeutende Vermehrung der Bevölkerung stattgefunden, sie ist um 192,210 Seelen gestiegen, so daß Belgien heut 4,530,106 Bewohner zählt. Was aber das Einzelne anbetrifft, so hat in den beiden flandrischen Provinzen, den eigentlich ackerbautreibenden, die Bevölkerung in den letzten zehn Jahren um 35,518 Seelen abgenommen, und einen Zuwachs haben nur die großen städtischen Mittelpunkte und die Sitze der großen Industrie gehabt, Brüssel allein hat 50,447 Einwohner gewonnen, Charleroy 39,299, Lüttich 35,056, Antwerpen 21,136 und Namur 10,388. Diese Städte sind zugleich Mittelpunkte der Industrie und der proletarischen Arbeit; da die Zunahme der Bevölkerung dieser Städte ungefähr die Zahl der Gesammtzunahme der Landesbevölkerung ausmacht und vorausgesetzt werden muß, daß die Zunahme der Bevölkerung vor Allem den Familien auf dem flachen Lande zu danken ist, so geht daraus hervor, daß in Belgien gleicher Weise wie in Frankreich eine Auswanderung aus den Dörfern in die Städte stattfindet, in Folge dessen aber ein heerd- und heimathloses Städteproletariat dort stark in der Vermehrung begriffen ist.

Aus der Hauptstadt.

Windstille. — Berliner Kritik: Anton Gubitz und Ernst Kossak. — Oldenberg und Rötscher. — Die Volkszeitung. — Sociale Gegensätze in der Presse. — Unterstützungskasse? — Der Literaten-„Stand".

Jetzt beginnt für Berlin die Zeit der tiefsten Windstille. Die königlichen Theater schließen sich, die Renntage sind vorüber, wer es irgendwie möglich machen kann, verläßt die Stadt, und es fehlt nicht mehr viel daran, daß hier die Sitte Londons heimisch wird, nach welcher es für unanständig und der guten Gesellschaft unwürdig gilt, um diese Zeit in der Stadt zu bleiben. In der That geht der arme Gentleman in England so weit, in den Sommermonaten seine Fenster zu verhängen und sich vor seinen Besuchern verläugnen zu lassen. „Er ist auf dem Lande," während er einsam auf einer Hinterstube sitzt und den freiwilligen Gefangenen spielt.

Politik und alle höheren Interessen des öffentlichen Lebens ruhen jetzt ganz; das Gastspiel des Fräulein Marie Seebach bildete den letzten Stern an dem langsam verdunkelnden Himmel der Berliner Ereignisse. Es wäre übrigens beinahe dies Gastspiel Veranlassung zu einer tiefen Spaltung zwischen unseren Kunstfreunden geworden; die alte Garde nimmt sich der einheimischen Talente gegen die kühne und geniale Fremde an; die Männer des reflectirten Geschmackes sowohl, als die jüngere Kritik halten sich auf Seiten der Seebach, und die Berichte von Anton Gubitz, dem Jüngeren, und Kossak haben der Künstlerin ein Relief gegeben, für welches nur hier in Berlin der Kritik die inneren Mittel zu Gebote stehen. Die Berliner Kritik verdient im Allgemeinen überhaupt große Anerkennung; sie steht den Intriguen der Schauspieler ferner, sie ist zu geschmackvoll, um dem Publicum als Spaßmacher zu dienen, und zu gebildet, um in den rohen Ton verfallen zu können, der in Wien nur zu oft beleidigt. Ein Saphir zum Beispiel und seine Kämpfe möchten hier unmöglich sein.

Und doch ist die Zeit längst vorüber, wo unsre Kritik etwas Selbstständiges bedeutete. Welch dichte Wolke verhüllt bereits jene Tage, in denen die Theater-Recensionen eines Unbekannten in der Preußischen Staatszeitung „allgemeines Aufsehen" machten und man nicht ruhete, bis

man als ihren Verfasser einen Studenten der Medizin, einen Dr Oldenberg, entdeckt hatte; in denen die Berufung des Gymnasial-Professors Rötscher aus Bromberg nach Berlin einen gelinden Enthusiasmus unter den Kunstfreunden der Hauptstadt hervorrief und in den Berliner literarischen Salons Huldigungsgedichte an den alten Scholarchen entstehen ließ.

Es war die Zeit der seichtesten politischen Stagnation, der Zerfahrenheit und Verworrenheit auf den höchsten Gebieten des practischen Lebens, auf denen des Staates und der Kirche, als diese Verehrung der kritischen Federn durch Berlin ging; der März 1848 brachte sie ganz in Vergessenheit, und die bedeutenderen Geister, welche heut wieder ihren kritischen Arbeiten ein größeres Ansehen verschafft haben, zeichnen sich grade dadurch aus, daß sie sich durchaus nicht ängstlich gegen andere Gebiete der Geistesthätigkeit abschließen und in Theaterberichten wohl gar politisch oder philosophisch werden. —

Die Berliner Presse verrieth in der vergangenen Woche ebenso, wie das sie umgebende Leben, daß ihre Redacteurs sich rüsten, Reisen zu unternehmen und den Staub der Schreibstube in den Bädern hinwegzuspülen: es fand sich in ihnen nicht allzuviel Frische und kaum eine Nachricht, und höchstens ging hier und da eine einsame Redactions-Phantasie einem Lieblingsgedanken nach; die kleine „Volkszeitung", das Blatt unsrer Arbeiter, z. B. widmete dem „Deutschland in der Verbannung" mehrere Artikel, in denen es den ernsthaften Versuch machte, für die gesammte politische deutsche Emigration in Amerika bei uns nachträglich Sympathieen zu erwecken.

Wir können nun freilich nicht läugnen, daß einige der Flüchtlinge uns recht leid thun, wie man aber allen „von Carl Heinzen bis Löwe aus Kalbe" das Wort reden kann und in einem Athem einen blutrothen Mordbrenner und Banditen und einen sentimentalen Phantasiemenschen unserm Mitgefühl empfehlen kann, begreifen wir nicht. Die Volkszeitung hat durch diese Durcheinanderwerfung nicht blos sich und der von ihr zu fördernden Sache wesentlich geschadet, sie hat auch die Berliner Presse von Neuem daran erinnert, daß zur Zeit noch zwischen den verschiedenen Organen derselben ein Gegensatz besteht, der um so tiefer ist, je mehr er sich auch über das Gebiet der bloßen Ansicht und der betreffenden Ueberzeugungen hin fortgesetzt. Wer den Namen Carl Heinzen's, der den Fürstenmord als ein Kinderspiel betrachtet, ohne eine Bewegung des Abscheues zu verrathen, schreiben kann, der kann auch in socialer Beziehung unseres Dafürhaltens sich mit den Arbeitern einer andern Zeitung nicht verständigen, und so wagen wir, einem Projecte, das wir in Kossak's „Montagspost" verzeichnet finden, und das eine Literaten-Unterstützungskasse aus den Beiträgen hauptsächlich der Zeitungsschreiber herzustellen sucht, also ein engeres Zusammenhalten der Redacteurs der verschiedenen politischen Parteien voraussetzt, keine besondere Lebensfähigkeit beizumessen. Der Gedanke ist allerdings schön und anerkennungswerth, und seine Ausführung würde die ganze gesellschaftliche Stellung der deutschen Schriftsteller zweifelsohne heben.

Ihre äußeren Verhältnisse heben sich jährlich mehr; man kann den Durchschnitt der festen Einnahmen eines Redacteurs auf jährlich 1000 bis 1200 Thlr. annehmen, viele haben mehr. Diese Einnahmen, welche sich in diesem Stande leichter vermehren lassen, als in irgend einem andern, bestimmen grade heut dadurch, daß sie bestimmte Wohnung, Genüsse, Verkehrskreise anweisen, eine sociale Stellung, die etwa der des höheren Bürgers, des Rathes entspricht.

Diese Einnahmen und die ihnen entsprechende äußerliche Stellung sind die Folge einer inneren Hebung des Literatenstandes seit den vierziger Jahren. In höheren Kreisen galt es bis vor Kurzem für ausgemacht, daß die Zeitungen fast ausschließlich in der Hand jüdischer Freibeuter wären, und es ist kein geringes Verdienst, das sich grade die conservative Presse um unsere gesammten Preßzustände erwarb, indem sie eine Reihe von gebildeten und für ihre Sache begeisterten Männern, dem Candidaten- und Lehrerstande, dem Beamtenstande, dem Offizierstande, den unabhängigen höheren Berufen angehörig, um ihre Redactionstische versammelte und das zahlreich zuwachsende Element höherer socialer Bezüge in der Presse auch ihrerseits mehrte.

Die Literaten dieser neueren Epoche sind nun allerdings, so weit sie in ihrer Stellung nicht eine feste Begründung auch ihrer ganzen Zukunft erblicken können, in der Lage, jeder einzeln für sich in den bestehenden Versicherungs-Gesellschaften für sich und ihre Familie auch nach ihrem Tode zu sorgen; aber sie würden doch wohl entschiedener und allgemeiner sich an einem Institute, das ihnen ausschließlich angehörte, betheiligen.

Indeß stehen dem zwei Dinge entgegen, einmal der Gegensatz eines gewissen Bodensatzes unserer Literatur zu den Schriftstellern von Ernst und Beruf, dann aber auch der Gegensatz zwischen der praktischen Presse des Tages, den politischen und socialen Schriftstellern und zwischen der Literatur der Liebesgedichte, Romane und gedruckten Dramen-Manuscripte. Für letztere Klasse wird sich kaum ein größeres Interesse finden, als das auf 7000 Thlr. abgeschätzte, welches in der Schiller-Stiftung zu Tage tritt; erstere aber bedarf eines Interesses des großen Publicums nicht und wird sich, wenn eine Einigung möglich wäre, schnell aus eigener Kraft helfen können.

Aus Frankreich.

Paris, 24. Juni.

— Die Wahlen in Frankreich. —

Die Wahlen sind in Frankreich zu Ende, und wenn der Telegraph für das Publicum auch noch über das Resultat der Hälfte der Wahlen in den Departements schweigt, so kennen wir doch von ihnen genug, um eine Niederlage des Napoleonismus constatiren zu können. Die Dinge liegen so, daß in Paris, dessen Wahlen uns genauer bekannt sind, die Wähler in unglaublicher Menge zu den Wahlurnen geströmt sind, die meisten erst am zweiten Tage, „weil sie ihre Stimmen über Nacht nicht unnützer Weise in den Wahlurnen liegen lassen wollten."

„Die Wahlzettel sind bei ihren Gesinnungsgenossen sicherer aufgehoben, als auf den Mairieen," sagte bezeichnend eine Blouse.

Zweimalhundertzwanzigtausend Wähler haben in zehn „circonscriptions" zu Paris allein ihre Stimme abgegeben, das ist eine ungeheuere Zahl, und gerade die niederen Klassen haben bei dem Wahlgeschäfte eine Ruhe und Stille bewahrt, die den regierungsfreundlichen Agenten, welche mit tausend Fragen nach dem Namen des betreffenden Candidaten bei der Hand waren, doppelt unangenehm ward, da ihnen dadurch jede Möglichkeit genommen ward, für die Regierungs-Candidaten ein Wort einzulegen.

Und gewählt sind mit starken Majoritäten zwei hervorragende republikanische Führer, der strenge Carnot (12,034 gegen 8,426) und der

gewandte und verschlagene Goudchaux, einst Minister der Republik, von einer noch stärkeren Mehrheit, mit 13,042 Stimmen (gegen 10,464).

Dazu kommt, daß in drei der Wahlbezirke (circonscriptions) eine nochmalige Wahl wird angeordnet werden müssen, im dritten hat General Cavaignac von 21,136 Stimmen 10,345 erhalten, sein Gegner weniger, aber es fehlten dem General noch 224 Stimmen an der absoluten Majorität. Daß er sie jetzt, unter dem Eindruck der gewaltigen, wenn auch friedlichen Schild-Erhebung der demokratisch-antinapoleonischen Partei in Paris erhalten wird, daran zweifeln seine Feinde so wenig, als seine Freunde.

In zwei anderen Wahlbezirken theilte sich die Opposition gegen die Regierung in zwei Parteien, und es blieb so jede in der Minderheit, ohne daß darum der Candidat der Regierung die absolute Mehrheit erhielt. Was wird hier die Neuwahl, vollzogen in dieser Zeit, bringen?

In den übrigen fünf Wahlbezirken hat die Regierung mit unbedeutenden Mehrheiten gegen große Minderheiten gesiegt, (mit 10,000 gegen 7200, mit 10,400 gegen 9000, mit 13,000 gegen 11,200, mit 11,500 gegen 8600, und nur in einem Bezirke, wo es die Wahl des dicken guten Feinschmeckers, des Dr. Veron, galt, mit 15,400 gegen 7240).

Was wollen aber solche Wahlen, vollzogen von Paris, welches Frankreich ist, einer Regierung gegenüber bedeuten, die das allgemeine Stimmrecht und seine Ergebnisse zur Bedingung ihrer Existenz machte und noch heut als Bedingung ihrer Macht anerkennt?

Dankt so dies unersättliche Paris der Regierung für ihre unaufhörliche Fürsorge für den gesammten Zustand, für billiges Brod und Fleisch seiner Arbeiter, für die neuesten Prachtbauten und andere Verschönerungen der Stadt, für die glänzenden Feste, die der Kaiser ihm gab, für die triumphirenden Züge, in denen er so viele fremde Fürsten in die Tuilerieen führte?

Oder sind diese der Regierung feindlichen Wahlen vielleicht die natürliche und nothwendige Folge eines Systemes der unerhörtesten Centralisation, welche Paris um seine natürlichen Athmungswerkzeuge bringt, alle Köpfe gleich tief niederdrückt, alle Herzen gleich stark zusammenpreßt?

In den Provinzen wird der Schlag, den die Pariser Demokratie gegen die allmächtige Regierung geführt hat, dumpf und unheilvoll nachdröhnen. Gleichgültig zunächst, ob die Provinzen überwiegend oder ausschließlich regierungsfreundlich wählen, es darf nicht übersehen werden, daß sie seit Langem ohne innern moralischen Halt sind und sclavisch dem Beispiele von Paris gehorchen, daß aber außerdem seit einigen Jahren sich in ihnen eine auffallende Abnahme des Einflusses der Priesterschaft auf die Einwohner kundgiebt. Die niedere Priesterschaft war es, welche die sieben und die acht Millionen an die Stimmurnen führte, aus denen der Name des Präsidenten und des Kaisers hervorging; die niedere Priesterschaft hat durch neueste Vorgänge innerhalb der oberen Kirchenkreise viel von ihrem Vertrauen im Volke ohne ihre Schuld verloren, sie ist außerdem in ihrem Vertrauen zum Kaiser zu weit gegangen, sie hoffte auf endliche Besserung ihrer geplagten Verhältnisse.

Ohne einen leitenden Einfluß ist aber der Kleinbürger und der Landmann nicht denkbar. Aristokratie und Patriciat fehlen ihm, dem Priester mißtraut er; wer wird nun an die Stelle dieser ordnungsmäßigen Autoritäten treten? Die bekannten Agitatoren!

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.


Princeton University Library
32101 065276998

